
600034919W





Geschichte

des

teutschen Volkes.

Von

Heinrich Luden.



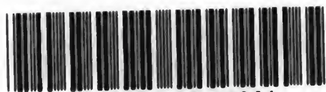
Achter Band.

Wahrlich, im schwierigen Werk Allen genügen ist schwer!

Gotha,
bei Justus Perthes.
1833.






600034919W





Geschichte

des

teutschen Volkes.

Von

Heinrich Luden.



Achter Band.

Wahrlich, im schwierigen Werk Allen genügen ist schwer!

Gotha,
bei Justus Perthes.
1833.

Inhalt.

Siebenzehentes Buch.

Das teutsche Reich unter den fränkischen Kaisern Kunrad II. und Heinich III. (II.). Des Reiches neue Erhebung und des Königes größte Gewalt. Anfang der Händel zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht.

Achtzehentes Buch.

Das teutsche Reich unter den fränkischen Kaisern. Heinrich IV. Verfall des Reiches und des Thrones. Offener Kampf zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht.

Anmerkungen.

Siebenzehentes Buch.

Das teutsche Reich unter den fränkischen Kaisern, Kunrad II. und Heinrich III. (II.)

Des Reiches neue Erhebung und des Königes größte Gewalt.

Anfang der Händel zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht.

Erstes Capitel.

Kunrad's des Zweiten (des Saliers) Wahl und Weihung.

J. 1024.

Die Fürsten aus dem Merovingischen Geschlechte hatten die königliche Würde, drei hundert Jahre hindurch, unbestritten erhalten, weil jenes Geschlecht in Zeiten, die vor aller menschlichen Erinnerung lagen, zu dieser Würde gelanget war, und weil die Geschichte der Merovinger sich mit der Geschichte des fränkischen Volkes aus derselben Nacht hervor hob. Man begrüßte die Nachkommen Chlodwig's, die Söhne, wie die Väter, mit dem königlichen Namen aus alter Gewohnheit, ohne daß irgend Jemand Rechenschaft über Grund und Ursprung gefordert oder gegeben hätte.

Die Karolinger hatten ihren Thron aus ganz anderen Bestandtheilen zusammen gebauet vor den Augen der Welt: aus Tugend und That, aus Kraft und Vermögen. Sie hatten denselben auf eine neue Grundlage gestellt: auf die religiose Weihung durch die Kirche. Der Segen des Papstes mochte, wie der Fluch desselben, im Fortgange der Zeit vergessen werden: aber Beides, Segen und Fluch, haben das Geschlecht auf dem Throne befestiget, welchen Pippin der Kleine, über die

Stufe einer päpstlichen Entscheidung hinweg, in Besitz zu nehmen gewaget hatte. Die Karolinger haben, wie die Merovinger, die königliche Würde als ihnen erblich gebührend betrachtet; und wie Diese die Gewalt, die dem Königthume zustand, zu theilen pflegten, so oft mehrere Söhne über dem Grabe eines Vaters standen, welcher dieselbe ausgeübet hatte, so trugen Jene, die Karolinger, kein Bedenken, das Land zu theilen, das den Waffen der Franken unterworfen war.

Mit dem Aussterben oder der Verwerfung des ächten Stammes der Karolinger in Teutschland änderte sich die Ansicht der Menschen, und mehr und mehr ward Alles ungewiß. Arnulf brachte das Reich an sich gegen Recht und Gewohnheit. Es mag wahr sein, daß seine Kraft und Tüchtigkeit die Augen der Welt auf sich gezogen hatten; aber es ist nicht minder wahr, daß er nur unter höchstverworrenen Verhältnissen, durch ein leidenschaftliches und ränkevolles Getreibe hindurch, in ordnungsloser Weise zu dem Throne gelanget ist, dessen er sich in der Folge allerdings vor allen seinen Zeitgenossen würdig gezeiget hat. Sein Sohn, der unglückliche Knabe Ludwig, verdankte den königlichen Namen keineswegs einem anerkannten Rechte, sondern lediglich den Bestrebungen seines Vaters und den wilden Begierden der Vasallen geistliches und weltliches Standes, welche ihre Befriedigung leichter in der Unmacht eines königlichen Kindes zu finden hofften, als vor den Augen eines schwertgerüsteten Mannes. Ludwig lebte, wie er zur Würde gekommen war, ohne Willen und That, und er starb, wie er gelebet hatte, unbemerkt und unbedauert. Ein Grundsatz aber war unter diesen unächten Sprossen des karolingischen Stammes ins Leben gekommen, der nicht ohne große Bedeutung war, und, richtig benutzet, wohl geeignet zu sein schien, im Fortgange der Zeit Vieles auszugleichen und über Vieles zu trösten, der Grundsatz: Teutschland sei ein einiges Reich und könne nicht mehrere Könige neben einander haben.

Auf diese Grundlage versuchte der Franke Kunrad große Entwürfe zu stellen, um in der Einheit des Reiches die bedrohete Ehre seines Volkes und den gekränkten Ruhm seines Geschlechtes zugleich zu erhalten. Er griff rasch nach der Krone, die wie ein herrnloses Gut da zu liegen schien, und hoffte sie um so gewisser auf seinem Haupte zu befestigen, da Niemandem ein Recht auf dieselbe zustand. Aber es fehlte ihm an Mitteln und Macht. Bei allen Tugenden, die in ihm waren, vermochte er die Fürsten und Herren des Reiches weder zu schrecken noch zu gewinnen; er fühlte vor dem verwegenen Werke seine Kräfte erschöpft, als dasselbe kaum begonnen war. In diesem Gefühl erhob sich sein Geist zu einer großen Ansicht. Nicht nur der Glanz seines Geschlechtes, sondern auch der Name der Franken verschwand vor seinen Augen, und das Bild des großen gemeinsamen Vaterlandes aller teutschen Völker trat ihm vor die Seele. Also wies er auf den Einen Mann hin, der allein im Stande zu sein schien, für alle Teutsche ein einiges Vaterland zu begründen, und dasselbe sicher zu stellen, wie vor der Macht äußerer Feinde, so vor der Leidenschaft und der Verkehrtheit der eigenen Söhne, auf Heinrich den Sachsen.

Und Heinrich rechtfertigte auf eine glänzende Weise das Vertrauen des sterbenden Königes. Von zweien Völkern, den Sachsen und den Franken, als König begrüßet, wußte er durch Weisheit in Wort und Werk Alle zu gewinnen, und auch die Widerspänstigen zu versöhnen. Hierauf waltete er, in Tugend und That, durch Milde und Mäßigung, durch Besonnenheit im Krieg und im Frieden, durch Gründung, Förderung und Pflege, mit desto größerem königlichen Ansehen, je weniger er zu wissen schien, wie stark er war. Er blieb in seiner Zeit, und konnte nicht über die Welt hinaus, von welcher er sich umgeben sah. Alle Größe war im Vassallenthume, die höchste Freiheit im Dienste. Die unteren Menschen-Classen

zwar, wenig bemerkt und wenig geachtet, schmachteten unter dem harten Drucke des Lehen-Wesens; sie fanden zu einem menschlichen Leben weder Licht noch Raum, und erfreueten sich kaum des Trostes der Religion Jesu Christi in der Hoffnung auf eine andere Welt der Gerechtigkeit. Aber in den Städten wurde der Grund geleget zu einer neuen Freiheit, welche sich, unter dem zwiefachen Schutze des Thrones und der Kirche, nach allen Seiten hin um so mächtiger entwickeln konnte, je mehr sie alle Kräfte gewinnen mußte, die im menschlichen Geiste sind. Jedes Falles war das Erste und Nothwendigste gewonnen. Teutschland war ein einiges Reich; alle Teutschen waren ein einiges Volk. Selbst die großen Herzoge der teutschen Nationen waren bis zu solcher Liebe des Vaterlandes gebracht, daß sie sich mit Freuden um den Thron des gemeinsamen Königes stellten, und sich größer erschienen in seiner Größe, weil der Glanz der königlichen Krone auf sie zurückstrahlte und der Welt ihre Herrlichkeit zeigte.

Otto's des Ersten prachtvolle Krönung in Achen wirft ein mächtiges Licht auf den Weg, den Heinrich gegangen war. Otto verdankte das Reich, wie diese unerhörte Feier, seines Vaters Leben und Wirken. Dennoch verschmähete er, oder verstand nicht, auf dem Wege seines Vaters fort zu wandeln. Der schöne Jüngling wurde geblendet von so vieler Herrlichkeit. Karl's des Großen ruhmgekrönte Heldengestalt stieg vor ihm aus der Gruft empor, über welcher er die Krone empfing, und wies ihn in eine andere Bahn, in die Bahn eiteler Größe und unendlicher Wirrnisse. Und je mächtiger Otto's Geist war, je stärker die Kraft seines Willens, je treuer das Glück, das ihm voranging und nachfolgte, desto unbedenklicher, zuversichtlicher, beharrlicher, hartnäckiger ging er weiter auf dieser Bahn. An Statt König der Teutschen zu sein in vollem Maß und mit ganzer Seele, haschte er nach der Nebelgestalt eines leeren Kaiserthumes, das unglückselige Erinnerungen auf-

rief, und ein jammervolles Erzeugniß des Verfalles und der Verwirrung war; an Statt die Einigkeit der teutschen Völker auf gegenseitige Achtung und Förderung zu gründen, und das Bedürfniß eines gemeinsamen Vaterlandes zu nähren, überließ er die Völker sich selbst, und machte das Band, das Heinrich um dieselben geschlungen hatte, wenn er es auch nicht zerriß oder auflösete, wenigstens locker; an Statt nach Norden zu streben und für Teutschland die ganze Küste zweier Meere mit der Verbindung derselben zu gewinnen, welche die Natur dem teutschen Volke bestimmt zu haben scheinet, verschwendete er die Macht Teutschlands zur Unterwerfung Italiens, welches durch hohe Gebirge von Teutschland unüberwindlich durch die Natur getrennt ist [1], und verwickelte die Teutschen in unentwirrbare Verhältnisse für Jahrhunderte. Es ist nicht zu leugnen: Otto hat sich selbst einen großen Namen gemacht und für das teutsche Reich einen täuschenden Ruhm erworben; auch hat er dadurch dem Geiste gedienet, daß er die Kirche zu neuer Macht erhoben und den apostolischen Stuhl von dem Untergange gerettet hat, welchem derselbe kaum entgehen zu können schien; aber sein Vaterland hat es wenig gefördert, und für sein Volk in einer Zeit wenig gethan, in welcher Vieles gethan werden konnte, um zu einigen und zu kräftigen für alle kommenden Zeiten. Und doch, wer waget zu verwerfen, was geschehen ist? Der menschliche Wille, und die Gewalt, die in den Dingen ist, Schicksal oder Vorsehung genannt, wirken bald mit einander und bald einander entgegen, und oft mag, was dem späten Beurtheiler der Ereignisse als tadelswerthe Willkühr erscheinet, dem Vollbringer als unvermeidliche Nothwendigkeit erschienen sein. Und wenn der Schmerz verzeihlich ist über Vernachlässigung des Vaterlandes, und über Unglücksfälle, die das eigene Volk getroffen haben: so gezietmet doch auch dem denkenden Menschen, zu bekennen, daß vor Ihm, durch den wir sind, auch die Völker, wie die

Einzelnen, nur als Theile des unendlichen Ganzen sind und sein können.

Otto's Sohn und Enkel erhielten nach ihm und nach einander das Reich, aber nicht nach anerkanntem Erbrecht und nicht durch freie Wahl; vielmehr verdankte jeder Sohn die Krone den Bemühungen seines Vaters. Inzwischen ging die Saat auf, die Otto der Große gesäet hatte. Das Reich verlor seine Macht, der Thron seine Würde, die Krone ihren Glanz; die teutsche Nation, die sich geneiget, ja begierig gezeiget hatte, ein Volk zu werden, war zerfallen in Herzogthümer und Grafschaften, in Bisthümer und Abteien, in Gaue, Marken, Gemeinden, Ortschaften und Gehöfden, und über Reich und Nation war wie ein doppeltes, in sich selbst verschlungenes Zaubernetz, das Lehenwesen und das Kirchenwesen hinweg gespannt, ohne daß eine Hand gefunden wurde, welche jenes zusammen hielt und dieses. Manches ist der Jugend der Könige zuzuschreiben; Manches unabwendbaren Zufällen: der eigentliche und reichste Quell des Unglückes aber entsprang aus der sonderbaren Verbindung zwischen Teutschland und Italien, welche Verbindung nicht nur die Könige ihrem Volk entfremdete, sondern auch eine zerrüttende Ungewißheit, ein unbestimmtes Verlangen, Widerspruch und Unstätigkeit in die Seelen vieler Menschen brachte und manchen wackeren Mann zum Fremdling machte im eigenen Vaterlande.

Der letzte König der Teutschen, dessen in diesem Werke gedacht worden ist, Heinrich der Zweite, gelangte weder durch seine Tugenden und Thaten zum Reiche, noch durch den Wunsch und die Wahl der Fürsten und Herren desselben, sondern lediglich durch eine kluge Benutzung der Umstände, durch Unterhandlung mit den einzelnen Fürsten und Völkern, damit, was hier zugestanden war, dort anerkannt werden möchte; eine Unterhandlung, welche durch den Verfall des königlichen Ansehens, durch edle und unedle Leidenschaften unterstützet ward,

am Meisten jedoch bald durch die gegenseitige Eifersucht der Fürsten und Herren, bald durch die Gleichgültigkeit gegen Thron und Reich, die sich so vieler Menschen bemächtiget hatte. Er sammelte die Krone bittweise zusammen; die Theile paßten nicht zu einander: deßwegen blieb sie ein verschobener Schmuck auf seinem Haupte sein Leben lang. Unter ihm wurde vollendet, was zur Zeit Otto's des Großen begonnen und unter dem Sohn und dem Enkel dieses Kaisers so rasch und unglückselig fortgegangen war.

Als Heinrich der Zweite Abschied vom Leben nahm, war das Reich in eine Menge einzelner Herrschaften dergestalt aufgelöset, daß kaum der Gedanke an den erledigten Thron, daß noch viel weniger eine Vereinigung zur Erhebung eines Königes auf denselben möglich zu sein schien, zumal da auch eben keine besondere Gefahr von anderen Völkern herein drohete.

In der That scheint auch im Anfange von Thron und Reich nirgends die Rede gewesen zu sein; ein jeder Fürst scheinet vielmehr seinen eigenen Vortheil, mehr mit dem Schwert, als mit volksthümlichen Werken, verfolget zu haben, wie wenn er sich auf eigene Weise einzurichten und sich ohne König zu behelfen vorhätte [2]. Und doch kam, was in der gegenwärtigen Zeit am Wenigsten zu erwarten war, bald ein öffentlicher Tag zu Stande, wie noch keiner Statt gefunden hatte, um einen neuen König zu erheben; und Teutschland erhielt zum König einen tüchtigen Mann, aber einen Mann, der weder durch Thaten, noch durch Reichthum oder Macht ausgezeichnet war.

Diese Erscheinung, auf den ersten Blick auffallend, mag allerdings zum Theil aus Zufälligkeiten und aus dem geheimen Getreibe einzelner Menschen hervor gegangen sein; ihren wahren Grund aber hatte sie in dem Zustande der Gesellschaft, und ist aus diesem Zustande erklärlich genug.

Die Fürsten des Reiches waren zum Theile geistliche Her-

ren, zum Theile weltliche. Obwohl häufig mit einander verwandt und in manchen Verhältnissen einander gleich, strebten doch die weltlichen Fürsten einem andern Ziele zu, als die geistlichen. Jene suchten Reichthum, Ansehen und Macht, um die Größe ihres Hauses zu begründen und ein glänzendes Geschlecht; diese suchten Reichthum, Ansehen und Macht, um die Herrschaft der Kirche zu fördern. Ueberdieß waren sie, die Geistlichen, durchdrungen von dem Gedanken an die Einheit der Kirche; und mit der Einheit der Kirche war die Einheit des Reiches, wegen des Kaiserthumes, nahe verwandt: ja, vielleicht ließe sich behaupten, die Einheit der Kirche war um diese Zeit durch die Einheit des Reiches bedinget. Sie waren in einer gefährlichen Stellung, den weltlichen Fürsten gegenüber. Ihre Besitzungen waren groß; ihr Reichthum unermeßlich. Schon längst hatten sie den Neid der weltlichen Fürsten erregt, und wohl auch, in ihrem kirchlichen Eifer, nicht selten verdienet. Durch die große Begünstigung, die ihnen in den letzten Zeiten zu Theile geworden war, hatte sich die Eifersucht der weltlichen Herren bis zum Grolle, ja bis zum Hasse gesteigert. Wenn auch die Zahl ihrer Lehenleute nicht gering war, und wenn auch Manche von ihnen sich auf den Krieg verstanden: so waren sie doch, bei der zerstückelten Lage des Kirchengutes, außer Stande, den Männern vom Schwerte Widerstand zu leisten. An gegenseitige Hülfsleistung aber war wenig zu denken; sie bedurften vielmehr eines weltlichen Schutzes; und diesen Schutz konnten sie nur im Könige finden, dem sie ihre Stellen verdankten, und dessen eigener Vortheil ihre Erhaltung war. Ihnen also, und ihnen allein, war daran gelegen, daß Teutschland einen König erhielte, vor dessen Thron sie ihre Klagen über Beeinträchtigungen zu bringen und ihre Kräfte zu vereinigen vermöchten.

Aber es war ihnen auch daran gelegen, zu verhüten, daß der Mann, welcher zum Throne gelangte, ein mächtiger Fürst

sei, etwa Einer der großen Herzoge des Reiches. Nach den Erfahrungen, die Otto's des Großen Nachfolger gemacht hatten, war nicht zu erwarten, daß ein Herzog, welcher die Krone erhielte, abermals sein Herzogthum aufgeben würde, um König des Reiches zu sein. Und wenn er sein Herzogthum behielte: so war nicht nur seine Macht zu gefährlich, sondern sein Vortheil als Herzog war von dem Vortheile der Kirche zu sehr verschieden, als daß die Geistlichen zu der Hoffnung berechtiget gewesen wären, er würde als König auf ihrer Seite sein oder bleiben. Sie mußten vielmehr einen König wollen, der ihrer nicht weniger bedurfte, als sie seiner bedurften; einen König, der die Mittel zu seiner Erhaltung nicht in der Macht fand, die er als einer der Fürsten des Reiches besaß, sondern der diese Mittel lediglich im Reiche selbst zu suchen genöthiget war. Denn in diesem Falle schien er dieselben nur in der Zusammenwirkung der Bischöfe und Aebte gewinnen zu können.

Und die Verhältnisse dieser Zeit waren den Geistlichen günstig, um nicht nur einen König zu erhalten, sondern auch einen König, wie er für sie Bedürfniß zu sein schien. Unter den weltlichen Fürsten wurde kein Mann gefunden, welcher durch ruhmwerthe Thaten der Mann des Volkes gewesen und die Augen aller Teutschen, im Norden wie im Süden des Reiches, auf sich gezogen hätte. Ueberhaupt waren die weltlichen Fürsten unter Heinrich dem Zweiten wenig hervorgetreten, und die Meisten mochten nur bekannt sein in dem Lande, dem sie vorstanden. Im eigentlichen Teutschland gab es auch, von Lotharingien hinweggesehen, nur zwei große Herzoge, die etwa fähig gewesen wären, den Thron zu besteigen, Bernhard in Sachsen und Heinrich in Baiern; denn der Herzog Ernest von Schwaben war noch in den Jahren der Unmündigkeit. Der Herzog von Sachsen aber konnte so wenig geneiget sein, die Krone selbst in Anspruch zu nehmen,

als dieselbe einem anderen Herzoge zu überlassen. Die Geschichte seines Hauses mußte ihm das Herzogthum Sachsen weit theuerer machen, als die königliche Krone, wegen welcher Otto der Große das Herzogthum aufgegeben hatte, und die schwierigen Verhältnisse, in welche er sich durch eigene Schuld mit den slavischen Völkern verwickelt sahe, machten ihm ohnehin andere Entwürfe unmöglich, als welche auf die Ausbreitung und Befestigung seiner herzoglichen Gewalt gerichtet waren. Wenn es aber aus diesen Gründen sein Vortheil nicht war, die Krone zu erstreben, so mußte es ihm wohl wie eine Sache der Ehre erscheinen, zu verhüten, daß ein Anderer dieselbe erhielte, der sich ihm, an Macht oder Würde, gleich dünkte, weil die Welt glauben könnte, derselbe sei ihm vorgezogen. Der Herzog von Baiern hingegen, der verwittweten Kaiserin Kunigunde Bruder, war schon ein alternder Mann, und fühlte wohl, daß seine Tage gezählet waren. Die Art, in welcher er zum Herzogthume gelanget war, hatte ihm auch nicht die Seelen der Menschen gewonnen. Er durfte nicht höher hinauf steigen, wenn er nicht den alten Neid von Neuem reizen und Alles in Gefahr bringen wollte. Ueberdieß hatte er keinen Sohn, für welchen er etwa nach größeren Dingen hätte trachten mögen. Aber einem anderen Herzoge gegenüber, konnte auch ihm eine scheinbare Zurücksetzung nicht gleichgültig sein. Von den übrigen Fürsten, Markgrafen und Grafen endlich, wer hätte einen sicheren Besitz wagen sollen, um nach einem ungewissen Gute zu greifen, vor welchem des Markgrafen Ekkihard warnendes Schicksal stand?

Die Kleinodien des Reiches, der königliche Schmuck, befanden sich in der Hand der Kaiserin Kunigunde. Das war von nicht geringer Bedeutung in diesen Zeiten der Zeichen und Wunder. Sie aber, die Kaiserin, hing mit ganzer Seele der Kirche an, und konnte nur noch von den Geistlichen die Erfüllung der Wünsche erwarten, die ihre fromme Brust belebten.

Und sie hatte in der Stellung, in welcher sie sich seit einer Reihe von Jahren befunden, einen nicht geringen Einfluß gewonnen auf manchen gewaltigen Mann, so weltliches, als geistliches Standes. Zwei ihrer Brüder aber gehörten dem geistlichen Stande an, und die Geneigtheit der Kaiserin, in den Bestrebungen dieser Brüder zu wirken, hatte sich immer so stark gezeiget, daß sie dem Tadel ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt nicht entgangen ist. Auch der letzte männliche Nachkomme Heinrich's des Ersten, welcher noch, aus gesetzlicher Ehe, vorhanden, war ein Geistlicher, Bruno, Bischof von Augsburg. Sein Ansehen, das er freilich nicht immer im Geiste und zum Vortheile der Kirche geltend machte, mußte nach seines Bruders, Heinrich's des Zweiten, Tode um so größer sein, je weniger zu begreifen war, weßwegen er bei seines Bruders Kinderlosigkeit sich in den geistlichen Stand begeben und dadurch den Ansprüchen auf die königliche Würde entsaget hatte, welche er ohne Zweifel vor allen Uebrigen zu erheben ein Recht, das Recht des Herkommens, gehabt haben würde. Ihm lag aber auch noch ein alter Groll auf der Brust, den er durch den neuen König zu befriedigen wünschte. Heinrich der Zweite nämlich hatte durch die Stiftung des Bisthumes Bamberg ihrem Hause bedeutende Erbgüter entzogen. Wenn nun auch Bruno, als Bischof, dieser Güter nur wenig froh werden konnte, so hielt er doch in kleinlicher Leidenschaft den Wunsch fest, das Werk zu zerstören, das sein Bruder, zu seinem Nachtheil unternommen hatte; und er scheinet geglaubet zu haben, daß ein unbegüterter König ihm am Ersten in der Erfüllung dieses Wunsches behülflich sein würde, sobald er demselben die Aussicht auf die Erwerbung der bambergischen Güter eröffnet hätte [3]. Der Bischof Werinhar von Strasburg hatte dadurch ein bedeutendes Ansehen gewonnen, daß er das Königreich Arelat an das teutsche Reich gebracht hatte, und leicht die besten Kenntnisse von den

Verhältnissen dieses Landes besaß. Poppo, der Erzbischof von Trier, hatte die Vormundschaft über seinen Neffen, den unmündigen Herzog Ernest von Allemannien, geführt, und im Namen desselben dieses Herzogthum geleitet. Und in ähnlicher Weise hatten die Bischöfe überall in den Ländern des teutschen Reiches ihre geistlichen Hände in weltlichen Angelegenheiten. Ueberdieß kam die kirchliche Gewalt ihnen zu Statten, und der Vorzug höherer Bildung, und die größere Leichtigkeit des Verkehres und der Verständigung unter einander, so wie nicht minder eine Masse priesterlicher Künste, welche sie nicht ohne Geschicklichkeit zu handhaben verstanden. Endlich sah Teutschland in dieser Zeit eine Reihe tüchtiger Männer unter den Fürsten der Kirche, von welchen nur die Erzbischöfe Aribo von Mainz und Piligrin von Cöln genannt werden mögen, weil sie, wie ihrer Stellung nach, die Ersten, so wegen ihrer Tugenden, ihrer Weisheit und ihrer Kraft keineswegs die Letzten waren.

Alle diese Bemerkungen scheinen es außer Zweifel zu setzen, daß Teutschland es lediglich den Geistlichen zu verdanken habe, einen König wieder zu erhalten, und jenen Mann als König zu begrüßen, welcher, wie nunmehr erzählet werden soll, zum Reiche gelanget ist [4]; obwohl es auch keinem Zweifel unterliegen dürfte, daß die Geistlichen mehr an die christliche Kirche gedacht haben, als an das teutsche Volk, mehr an den eigenen Vortheil, als an das gemeinsame Vaterland.

Alsobald nach Heinrich's des Zweiten Tode wurden Unterhandlungen gepflogen zwischen den teutschen Fürsten geistliches und weltliches Standes, um für das gemeine Wesen ein neues Oberhaupt zu gewinnen. Zuschriften, Botschaften, Unterredungen fanden Statt: vielleicht auch Versammlungen der Fürsten und Herren einzelner Völker [5]. Die Kaiserin Kunigunde, von ihren beiden Brüdern, Thiedrich und Heinrich, stets mit Rath

unterstützet, leitete diesen Verkehr. Bald wurde man einig über Zeit und Ort zu einem öffentlichen Tage. In der achten Woche nach Heinrich's Ableben wurde dieser Tag zu Kamba [6] am Rhein eröffnet, auf der Gränze der bischöflichen Sprengel von Mainz und Worms, Oppenheim gegenüber. Fürsten und Herren aus allen teutschen Völkern, von ihren Lehenleuten, einem stattlichen Geleite, zu gegenseitiger Sicherheit nicht minder, als zu eigner Verherrlichung, umgeben, lagerten sich an beiden Seiten des königlichen Stromes: die aus Sachsen und den anliegenden slavischen Ländern, so wie die aus Franken, Baiern und Schwaben am rechten Ufer des Flusses, die aus Ober- und Nieder-Lotharingien hingegen auf dem linken Ufer. Die Fürsten pflogen Rath in Kamba.

Es wird erzählt [7], aber mit mehr Prunk als Wahrheit, man habe zwischen Furcht und Hoffnung geschwebet; man habe gegenseitig Absichten und Wünsche zu erforschen getrachtet; man habe, das Alter und die Jugend, die Tapferkeit und die Sitten erwägend, über die Würdigkeit zum Throne gestritten: Viele seien in Vorschlag gebracht, die Meisten seien verworfen worden, bis endlich zwei Männer auch die schärfste Prüfung gleichmäßig bestanden hätten. Die Wahrheit der Geschichte aber möchte sein, daß Alles verabredet war unter den geistlichen Fürsten, daß sich jedoch, dieser Verabredung gemäß, die Meinungen zwischen zwei Männern getheilet zeigten, damit der Schein freier Wahl, der weltlichen Fürsten wegen, erhalten würde, indem Aribo, der Erzbischof von Mainz, den Einen zum Throne vorschlug, und Piligrin, der Erzbischof von Cöln, den Anderen.

Diese Männer hießen beide Kunrad. Man unterschied sie, nach ihrem Alter, durch die Beinamen des älteren Kunrad und des jüngeren. Sie waren Vettern, Söhne zweier Brüder, Enkel des Herzoges Otto von Kärnten, dessen früher in diesem Werke wiederholt gedacht worden ist [8], Urenkel jenes berühm-

ten Herzoges Kunrad von Lotharingien, des Helden vom Lechfelde, der mit Luidgarde, Otto's des Großen Tochter vermählet gewesen war.

Des jüngeren Kunrad Vater war der Herzog Kunrad von Kärnten; des älteren Kunrad Vater war der Graf Heinrich oder Hezel [9]. Aus dem Leben des Ersten, welcher, mehr wegen seiner Herkunft und seiner Besitzungen, als wegen eines wirklichen Reichsamtes, Herzog in Franken genannt zu werden pflegt, ist vor dem Tage zu Kamba sehr wenig bekannt; aus dem Leben des Anderen, nicht viel. Dieser, der ältere Kunrad, hatte kein Reichsamt, wahrscheinlich, weil er sich die Ungunst des Kaisers Heinrich des Zweiten zugezogen; als Lehenmann aber in eines anderen Fürsten Dienste zu treten, hatte er verschmähet [10]. Darum war er weder mächtig noch reich. Er scheinet nur die Güter besessen zu haben, welche durch Erbschaft auf ihn gekommen waren. Beweise von Tapferkeit zwar hatte er gegeben; aber weder besonders ausgezeichnete, noch vorzüglich rühmliche. Nur bei Händeln teutscher Fürsten wider einander hatte er sich gezeiget, wie er denn dem Bruder seiner Mutter Adelheid, dem Grafen Gerhard, von welchem man angemerket findet, daß er stets mit den Königen und den Herzogen im Streite gestanden habe [11], in jenem blutigen Kampfe wider den Herzog Godefrid Hülfe geleistet hatte, dessen früher gedacht worden ist; und er war verwundet aus diesem Kampfe geschieden [12]. Teutschland aber hatte ohne allen Zweifel Hunderte von Männern, die sich solcher oder ähnlicher Thaten rühmen konnten [13]. Vielleicht hatte er dadurch, daß er mit Gisela, der Wittwe des Herzoges Ernst des Ersten von Allemannien, gegen die Satzungen der Kirche eine Vermählung eingegangen war [14], einen heller denkenden Geist bewiesen, als die Meisten seiner Zeitgenossen; aber eben Dieses hat ihm, wie man glauben möchte, nicht zur Empfehlung gereichet bei seinen Zeitgenossen, und am Wenigsten bei der Geistlichkeit,

von welcher er doch begünstiget ward [15]. In der That scheint er zunächst wegen dieser Vermählung den Zorn des Kaisers, Heinrich des Zweiten, auf sich gezogen zu haben; und wenn auch nicht zu leugnen war, daß Gisela als Kunrad's Gemahlin eine feste Seele, einen starken Geist und viele weibliche Tugenden bewährte [16], und daß Kunrad ihr mit Treue und Ergebenheit zugethan blieb, so traf doch lange allgemeiner Tadel den Mann, der den Sitten seines Volkes getrotzet hatte [17]. Ueberdieß that sich auch Kunrad, der Aeltere, keinesweges durch Kenntniß und Bildung hervor. Er hatte sein Leben mit den Waffen hingebracht, und war aller Wissenschaft fremd geblieben [18]. Nun wird freilich sein Geist, sein Scharfsinn, sein Witz und sein klarer Blick nicht weniger hoch gepriesen, als seine edle Gesinnung, sein Wohlwollen und seine Thätigkeit; und gewiß, sie werden nicht eben mit Unrecht gepriesen, diese Gaben und Tugenden [19]; aber vor dem Tage zu Kamba werden die Beweise von denselben umsonst in der Geschichte gesucht. In den freundlichen Schilderungen, die von ihm gemacht worden, ist unverkennbar die spätere Zeit mit der früheren zusammen gefasset; und die Wahrheit derselben erreget hier und dort billigen Zweifel, nicht nur wegen der starken Farben, die aufgetragen sind, sondern auch wegen des Mannes, der sie entworfen: denn dieser Mann ist Wippo, ein Geistlicher, der am Hofe des Königes Kunrad und seines Sohnes, Heinrich's des Dritten, gelebt hat.

Aus dem, was vor Augen lieget, möchte daher kaum zu erklären sein, wodurch Kunrad der Aeltere eigentlich die Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe, und wodurch im Besonderen so ehrwürdige Männer, wie der Erzbischof Aribo von Mainz und die Bischöfe Eberhard von Bamberg und Heimo von Constanz, bewogen worden sind, Alles aufzubieten, um ihn zum Reiche zu bringen. Gründe, die unbekannt sind, müssen gewirket haben. Wahrscheinlich lagen dieselben in den

Verhältnissen des Erzbischofes von Cöln und anderer Bischöfe in Lotharingien zu den weltlichen Fürsten dieses Landes, und dieser Fürsten zu einander. Des jüngeren Kunrad Mutter nämlich, Mathilde, war mit dem Herzoge Friedrich von Ober-Lotharingien, Theoderich's Sohn [20], in zweiter Ehe vermählet. Dieser Kunrad ward in seinen Bewerbungen um die Krone besonders durch seinen Stiefvater, den Herzog Friedrich, gefördert; und der Erzbischof Piligrin von Köln und die anderen Bischöfe in Lotharingien sahen sich ohne Zweifel durch ihre Stellung zu diesem Herzog um so mehr genöthiget, Kunrad's Bewerbung, wenigstens zum Scheine, zu begünstigen, da auch der Herzog Gozelo von Nieder-Lotharingien, Godefrid's Bruder und Nachfolger, Partei für Kunrad den Jüngeren nahm, aus Haß gegen Kunrad den Aelteren [21].

Daß nun die Bischöfe im eigentlichen Teutschlande, den Erzbischof Aribo an der Spitze, den jüngeren Kunrad als durch eigene Macht und durch seine Verbindungen zu gefährlich, verwarfen, ist begreiflich; weniger begreiflich aber bleibt immer, warum sie demselben gerade den älteren Kunrad entgegen stellten, der doch in Lotharingien, wegen seiner Theilnahme an seines Oheimes verworrenen Händeln, vorzugsweise verhaßt war. Oder hofften sie etwa, daß der jüngere Kunrad seine Zurücksetzung am Leichtesten ertragen würde, wenn sein Vetter und Freund, der ältere Kunrad, zur Krone gelangte? und rechneten sie auf den günstigen Umstand, daß Mathilde, die Mutter Kunrad's des Jüngeren, Gisela's Schwester war, der Gemahlin Kunrad's des Aelteren?

Diese Hoffnung wenigstens hätte sie nicht betrogen. Wegen der Verwandtschaft der beiden Thronbewerber und durch des älteren Kunrad kluges Benehmen wurde die Verhandlung zu einem glücklichen Ende gebracht. Dieser nämlich, als noch Alles ungewiß war und die Entscheidung, wer König der Teutschen sein sollte, schwankte, nahete sich seinem Vetter, und

sprach zu demselben verständige Worte mit scheinbarer Treuherzigkeit: „es sei ein großer Augenblick, wie er niemals wieder kommen werde; darum nothwendig, denselben nicht unbenutzet zu lassen. Nicht Einem von ihnen sei die höchste Ehre zugedacht: denn solcher Verdienste, welche ihn dieser Ehre vorzugsweise würdig machten, könne Keiner sich rühmen: ihrem gemeinschaftlichen Hause, ihrem gemeinschaftlichen Geschlechte habe Gott die Wünsche, die Geneigtheit, die Stimme der teutschen Völker zugewendet. Diesem Hause, diesem Geschlechte könnten sie Beide Größe und Glanz gewähren für alle künftigen Zeiten durch ihre Eintracht, und sie selbst würden jedes Falles Beide Theil nehmen an dieser Größe und diesem Glanze. Durch Uneinigkeit hingegen, durch Zwietracht, durch Feindseligkeit würden sie ihr Haus entwürdigen und auf sich selbst die Schmach elendes Neides und kleinlicher Eifersucht laden. Solcher Unverstand sei zu vermeiden. Einer nur könne König werden; nicht Beide. Deßwegen, setzte er hinzu, ist mein Entschluß gefasset. Wenn ich bemerke, daß das Volk dich zum König und Herren begehret, so werde ich Dich um so lieber vor allen Andern anerkennen, je fester ich hoffe, daß Du mir vor allen Anderen geneiget sein werdest. Wenn hingegen Gott seinen Blick auf mich richten sollte: so erwarte ich von Dir, meinem Freund und liebsten Verwandten, ein Gleiches.»

Diese Rede, aus welcher übrigens kaum ein Gedanke an Reich, Volk und Vaterland durchblickt, gefiel dem Herzoge Kunrad dem Jüngeren, sei es, daß er die Wahrheit des Wortes erkannte, sei es, daß er, auf Macht und Freunde zu fest vertrauend, seiner Sache gewiß zu sein glaubte. Er verweigerte das begehrte Versprechen keineswegs, sondern gewährte es freundlich. Alsobald gab der ältere Kunrad den beobachtenden Freunden das verabredete Zeichen: Er neigte sich und küßte seinen Nebenbuhler [22].

Sogleich erhob der Erzbischof Aribo von Mainz seine

Stimme; er sprach sich, lobpreisend und entschieden, für Kunrad den Aelteren aus, und erwählte ihn zu seinem Herrn und König, und zum Lenker und Vertheidiger des Vaterlandes [23]. Ihm folgten die meisten Erzbischöfe und Geistlichen. Und nun folgte auch, durch Wort und Ehre gebunden, der jüngere Kunrad; und die Fürsten folgten, und die versammelte Menge stimmte, glückwünschend und jauchzend, ein in Kunrad's des Aelteren Wahl, als eines würdigen Mannes. Die Kaiserin Kunigunde aber brachte die Zeichen der königlichen Würde herbei, die noch in ihrem Besitze gewesen waren, und verhehlte die Fröhlichkeit ihres Herzens nicht über den glücklichen Ausgang. Einstimmigkeit zwar hatte nicht geherrschet unter den Fürsten; vielmehr verließen der Erzbischof Piligrin von Cöln und der Herzog Friedrich von Lotharingien mit ihren Freunden, in wahrem oder erkünsteltem Unmuthe, die Versammlung, von welcher sie sich in ihren Entwürfen gestört, in ihren Erwartungen getäuschet waren oder zu sein vorgaben [24]; sie bereueten jedoch bald, wie es schien, ihren übereilten Schritt; sie kehrten wenigstens zu der Versammlung zurück, erkannten Kunrad den Aelteren an als ihren König und Herrn; und die Geistlichen zeigten sich nunmehr, um ihre Widerspänstigkeit in Vergessenheit zu bringen, zuvorkommender, als sie sich früher zu zeigen gewaget hätten. Der Erzbischof Piligrin bat den neuen König, daß es ihm verstattet werden möge, die Königin Gisela in der Kirche zu Cöln zu weihen.

Am vierten Tage nach der Eröffnung der Versammlung, am Achten Septembers dieses Jahres ein Tausend und vier und zwanzig, begab sich der neue König, von den Fürsten des Reiches und allem Volk, mit Jauchzen und Lobgesängen begleitet, nach Mainz; und schon auf dieser Fahrt gab Kunrad die unzweideutigsten Beweise, daß er eine erhabene Ansicht von der neuen Würde hegte, die ihm übertragen war, daß er den Entschluß gefasset habe, die Pflichten seines königlichen Amtes

treu und gewissenhaft zu erfüllen, und daß er für die erste Pflicht des Königes halte, gütig, mild und gerecht zu sein [25]. Dennoch mahnte ihn der Erzbischof Aribo an heiliger Stelle, in ernster Rede, an Gott, den Urquell aller Macht, aller Ehren und Würden; er stellte ihm die Sünde vor Augen, die im Mißbrauche der Gewalt liege, durch Stolz, Neid, Ueppigkeit, Geiz, Zorn, Härte, Grausamkeit; und flehete, im Namen der ganzen Kirche, Gott an, daß die Würde, welche dem Könige Kunrad unbefleckt übertragen würde, unverletzet von demselben erhalten werden möchte. „Du bist, sprach er, Herr König, zur höchsten Würde gelanget; Du bist der Statthalter Christi [26]. Nur Der ist ein wahrer Herrscher, der Christi Beispiel folget. Es ist ein großes Glück, auf Erden zu gebieten; ein größeres Glück aber ist es, den Himmel zu gewinnen. Gott fordert Großes von Dir: das Größte aber ist, daß Du dem Vaterlande, welches stets seinen Blick auf Dich richtet, den Frieden sicherst, und im Vaterlande das Recht pflegest und die Gerechtigkeit wahrest; daß Du der Vertheidiger der Kirchen und der Schirm der Wittwen und der Waisen seiest. Alsdann wird Dein Thron fest stehen auf immer.“ Endlich forderte der ehrwürdige Mann den König auf, allen Groll abzuthun, der etwa in seiner Seele sein, und alle Beleidigungen zu vergeben und zu vergessen, die er etwa erfahren haben möge. Und während er in dieser Weise vor der versammelten Menge, fromm und begeistert, redete, salbte er den älteren Kunrad und weihete ihn zum Könige der Teutschen [27].

Kunrad, tief ergriffen von den Worten des Erzbischofes, und innig beweget durch die erhabene Feier, konnte sich der Thränen nicht enthalten. Er versprach, willig und gern, was von ihm begehret war, und gewiß war seine Brust voll von großen und edelen Entschlüssen. Und eine neue Hoffnung ging durch die teutschen Völker, und in dieser Hoffnung ward der neue König überall anerkannt. Alle Bischöfe des Reiches, alle

Herzoge und übrigen Fürsten, die vornehmsten Vassallen und die gemeinen Lehenleute, ja die Freigeborenen von einiger Bedeutung allzumal leisteten ihm, nach und nach, den Eid der Treue [28].

Auf solche Weise gelangte Kunrad der Zweite zum Throne der Teutschen. Spätere Zeiten haben ihn, mehr in gelehrtem Irrthum, als nach der Wahrheit, den Salier beigenannt, und sein Haus das salische Haus. Gewiß ist nur, daß Kunrad ein Franke war, daß die Krone durch ihn von Männern sächsisches Stammes abermals zu Männern fränkisches Stammes kam, und daß, da jenes Haus, welches Heinrich der Erste gründete, das sächsische Haus genannt zu werden pflegt, auch das königliche Haus, das mit Kunrad zum Reiche kam, mit Recht durch den Namen des fränkischen Hauses unterschieden wird.

Zweites Capitel.

Kunrad's II. Anerkennung im ganzen Reiche. Mannichfaltige Verlegenheit des Königes. Verhältnisse zu Italien. Händel mit Burgund.

J. 1024 — 1026.

Alsobald nach Beendigung des Festes, welches die Wahl und die Weihung des neuen Königes veranlasset hatte, ordnete Kunrad seinen königlichen Hof auf angemessene Weise: die Bischöfe von Augsburg und Strasburg standen ihm mit ihrem Rathe zur Seite; seine Gemahlin aber bewährte bei dieser Gelegenheit sogleich als Königin ihren Verstand und eine große Kenntniß der Menschen [1].

Hierauf unternahm der König eine Reise durch sein Reich. Zu derselben hatte er ohne Zweifel verschiedene und wichtige Gründe. Er wollte die Länder kennen lernen und die Bewohner derselben; im Besonderen wollte er die königlichen Pfalzen mit ihren Höfen untersuchen, die um so größeren Werth für ihn hatten, je nothwendiger ihm der Ertrag derselben war bei der Unbedeutendheit seines eigenen Vermögens. Aber er wollte sich auch mit den teutschen Völkern befreunden, und um die Liebe derselben bewerben: er wollte die Anerkennung, die Huldigung Derer zu gewinnen suchen, welche weder seiner Wahl

zu Kamba, noch seiner Weihung zu Mainz beigewohnet hatten; er wollte sich endlich Allen, Hohen und Geringen, als König darstellen, und, im tiefen Gefühle seiner Würdigkeit und seiner Tugenden, Alle zu der Ueberzeugung bringen, daß ein tüchtiger Mann den Thron des teutschen Volkes bestiegen habe. Und er erreichte Vieles; und er würde Alles erreicht haben, wenn der Mangel an königlichem Vermögen ihn nicht oft in Verlegenheit gebracht hätte: denn einem Könige fehlet das Herz seines Volkes niemals, der Geist, Güte und Kraft unverkennbar in sich vereiniget.

Zuerst begab sich der König den Rhein hinab. Ihm lag die Weihung seiner Gemahlin am Herzen, welche Piligrin, der Erzbischof, zu vollziehen versprochen hatte. Nun wurde zwar gegen diese heilige Handlung Widerspruch erhoben, auf Gisela's ungesetzliche Vermählung gestützt; und dieser Widerspruch, der eine Verzögerung von mehreren Tagen herbei führte, erregte dem königlichen Paare nicht geringen Verdruß. Piligrin's weise Mäßigung jedoch und die Theilnahme einiger weltlichen Fürsten entfernten jegliches Hinderniß: die Einsegnung der Königin ward in der Kirche zu Cöln von dem Erzbischofe vollzogen, und mit derselben ward der letzte Fleck ausgetilget, welcher, nach den Begriffen dieser Zeit, auf Kunrad's und Gisela's früherem Leben lag [2].

Weiter nach Aachen, mit seinem königlichen Geleite [3]. Die beiden Herzoge in Lotharingien waren feindselig gesinnet: der Eine, Gozelo, nährte den alten Groll in der Brust, den er von seinem Vater geerbet hatte; der andere, Friedrich, war gekränkt in seiner Seele wegen des Mißlingens seiner Entwürfe mit seinem Stiefsohne, dem jüngeren Kunrad. Um so mehr war dem Könige daran gelegen, sich den Lotharingiern auf dem Stuhle Karl's des Großen, den man als den Erzthron des gesammten Reiches betrachtete [4], zu zeigen, ein würdiger Nachfolger dieses gewaltigen Kaisers. Und er setzte sich auf

diesen Stuhl, und zeigte sich in einer großen Versammlung auf demselben, und bewährte, in Anordnungen und Entscheidungen, eine solche Weisheit, daß er göttlichen und menschlichen Rechten, den geistlichen Herren und den weltlichen, zu genügen schien. Dadurch gewann er vieler Menschen Seele; aber noch Mehrere gewann er dadurch, daß er sich Allen nicht nur gleich freundlich und mild bewies, verständig und geistreich, sondern daß er auch, so viel er vermochte, Jedem gewährte, was Jeder verlangte. Den Geistlichen machte er Zugeständnisse aller Art, und die weltlichen Vassallen wurden ihm besonders geneiget, weil er die Erblichkeit der Lehen anerkannte, wenigstens solcher Lehen, die nicht neu ertheilet wurden, sondern die schon im Besitze der Vassallen waren [5]. Die Herzoge Gozelo und Friedrich jedoch gewann er nicht.

Nächst den Lotharingiern machten die Sachsen dem neuen Könige die größte Sorge. Die Sachsen waren das jüngste Volk im Reich und in der Kirche. Von Alters her in einer feindlichen Stellung zu den Franken, war ihnen dieser Name, zur Zeit Karl's des Großen, bis zur Schauderhaftigkeit verhaßt geworden. Seitdem waren zwei hundert Jahre verlaufen; die Zeit hatte viele Wunden geheilt und viele Gräuel in Vergessenheit gebracht. Auch hatte die christliche Religion, obgleich das Kreuz mit Feuer und Schwert aufgerichtet war, durch ihre sanften Lehren und durch die Eröffnung einer vergeltenden Ewigkeit über manchen Jammer und über manche Noth getröstet. Seit hundert Jahren hatte sich der Geist der Sachsen mächtig gehoben, weil die Krone des Reiches von den Franken zu ihnen gekommen war, und in dem Gefühle des Ruhmes, den Heinrich der Erste erwarb, und des Glanzes, den Otto der Große verbreitete, war der Gedanke an Haß und Rache untergegangen, zumal, da sich die Franken so bereitwillig für die ersten sächsischen Könige erkläret hatten. Nun aber, da die Krone von Neuem an einen Franken gekommen war: mußte nicht

diese Veränderung den alten Groll in den Sachsen aufregen und kränkend sein für ihren hundertjährigen Stolz? Der neue König hielt für gut, zuvor zu kommen, und sich zu verständigen mit dem kraftvollen Volk. Er begab sich nach Sachsen, und lud die Fürsten und Herren des Landes zum Feste der Geburt des Heilandes nach Minden. Sie erschienen. Diejenigen, die in Kamba und Mainz gegenwärtig gewesen waren, kamen wohl nicht ohne Wohlwollen, weil sie schon den Mann erkannt hatten, der als König begrüßet war; die Uebrigen, theils wohl aus Neugierde, theils wohl auch, um nicht zur Unzeit eine Trennung herbei zu führen. Und Kunrad gewann sie allzumal. Ihm wurde von Denen, die ihn noch nicht als ihren König und Herrn anerkannt hatten, der Eid der Treue geschworen, und Eine Feier vereinigte Franken und Sachsen. Aber Kunrad mußte, wie in Lotharingien, so auch in Sachsen, den Leidenschaften der Vassallen und Herren nachgeben. Diese Vasallen und Herren in Sachsen nämlich scheinen gefürchtet zu haben, ein neuer König aus dem Volke der Franken möge geneiget sein, die grausamen Gesetze, die durch fränkische Könige in Sachsen zur Unterdrückung des alten Freisinnes und der heidnischen Bräuche, so wie zur Gründung des Vassallenwesens, des Herrnthumes und der christlichen Kirche, eingeführet waren, nun endlich zu mildern und erträglicher zu machen. Ihnen aber lag ihr Besitz, ihre Herrlichkeit und Gewalt mehr am Herzen als Milde und Menschlichkeit. In der Verhärtung ihrer Vorurtheile verlangten sie daher von dem Könige Kunrad die Bestätigung dieser grausamen Gesetze. Und Kunrad gab diese Bestätigung, ohne Zweifel aus Noth und nicht aus Neigung [6].

Den Winter nicht achtend setzte der König seine Reise durch Sachsen fort. Er besuchte im Besonderen die bischöflichen Sitze und wohl auch die Abteien, theils, weil er hier des besten Empfanges gewiß war, theils wohl auch, weil er sein Gefolge

nur durch die Lieferungen zu unterhalten vermochte, welche den geistlichen Gütern für den König oblagen. Zugleich lies er den Zins von den unterworfenen slavischen Völkern eintreiben, und wahrscheinlich mit desto größerer Strenge, je drückender ihm die königlichen Bedürfnisse waren. Im Frühlinge des Jahres ein Tausend und fünf und zwanzig begab sich der König nach dem südlichen Teutschlande, nach Baiern und Allemannien, um hier zu vollenden, was im Norden so glücklich begonnen zu sein schien. Und es gelang ihm, auch in diesen Ländern sein königliches Ansehen zu befestigen, obwohl schon jetzt, am Osterfeste, zu Augsburg, seines Vetters, des jüngeren Kunrad, brennender Unmuth roh hervor brach [7]. Also glaubte er seinen Blick nunmehr auf die Verhältnisse richten zu können, in welchen das teutsche Reich zu fremden Ländern stand, und welche eben deßwegen jetzt kein König gering achten durfte. Seine ersten Gedanken waren Italien und Burgund, und nicht ohne Ursachen.

In Italien nämlich tobte die alte Zwietracht fort, und der Haß gegen die Teutschen loderte auf, wie immer. Dieses Mal war es zuerst bei der Nachricht von dem Tode Heinrich's des Zweiten in Pavia zu einem neuen Ausbruche gekommen. Die Einwohner von Pavia hatten die Gräuel nicht vergessen, die vor zwanzig Jahren von den teutschen Kriegern dieses Königes über sie gebracht waren. Sie hatten in Angst und Noth, dem übermüthigen Trotz entgegen, allerdings den Palast des Königes in Flammen gesetzt; aber auch ihre Habe und ihr Gut war ein Raub des Feuers geworden, und das Schwert hatte wild unter ihnen gewüthet, und jeglicher Frevel war an ihnen begangen [8]. Sie waren genöthiget gewesen, sich selbst über der Asche ihrer Wohnungen und der Leichen der Ihrigen neue Häuser zu errichten, um ein Obdach zu haben für Leben und Erwerb, und die Urheber ihres Unglückes, heimgegangen mit dem Ertrag ihrer Plünderungen, hatten sich nicht um sie beküm-

mert. Dagegen waren sie neun Jahre nach dem Brande gezwungen worden, zur Büßung ihrer That, auch den kaiserlichen Palast mitten in der Stadt wieder aufzubauen, schöner als er zuvor gewesen war, und schwerlich war die Last nach Schuld und Unschuld vertheilet worden [9]. Seitdem hatte dieser Palast dagestanden, ein stets mahnendes Denkmal erduldeter Schmach und Dienstbarkeit. Um dieses Denkmal aber hatten sich Grimm und Groll fest geschlungen; zwei Leidenschaften, welche nicht selten die Erzeuger eines freieren Geistes und einer höheren Gesinnung geworden sind. Ueberhaupt hatte sich in den italischen Städten seit zwei Menschen-Altern ein bürgerlicher Geist erhoben, der anfing nach Befreiung von dem Drucke des Lehenwesens zu streben. Die Züge der teutschen Könige nach Italien, die Streitigkeiten der Vassallen unter einander, die beständigen Händel zwischen den Bischöfen und den weltlichen Beamteten, der mannichfaltige Wechsel der Dinge, der oft wiederholte Versuch, für Italien einen eigenen König zu gewinnen, die Verschiedenheit der Sprache und der Handlungsweise, der Untergang vieler mächtigen Männer, ja ganzer Geschlechter, und das Emporkommen anderer Männer und anderer Geschlechter: alles Dieses hatte die Empfindungen der Menschen geschärft, ihren Verstand aufgeregt, und den Bewohnern der Städte, die in Zeiten der Noth angerufen, und in Zeiten des Glückes mißhandelt wurden, aus dem alten Schlafe gerissen, und zum Gefühl ihrer selbst gebracht. Und der Geist hob sich am Geiste. Pavia aber, als am Gräßlichsten mißhandelt, empfand am Tiefsten. Als daher die Zeitung erscholl, der Kaiser, Heinrich der Zweite, sei vom Leben geschieden, so standen die Einwohner dieser Stadt auf, und zerstörten den neuen königlichen Palast von Grund aus, dergestalt, daß sie nicht einen Stein des Werkes an seiner Stelle ließen: denn sie wünschten jedem künftigen Könige die Lust zu entreissen, den Palast wiederum innerhalb der Stadt herzustellen [10].

Aber diese Zerstörung war nur der wilde Ausbruch eines lange verhaltenen Zornes, ohne Plan unternommen, ohne Berechnung der Folgen ausgeführt. Es fehlte in Italien nicht an Menschen, welche die That Derer von Pavia lobten und sich über dieselbe freueten, aber es fehlte in dem unglücklichen Lande an Einigkeit und Zusammenhalt. Viele stimmten darin überein, daß man sich der gewaltthätigen Herrschaft der Teutschen entziehen, und diese Zeit, da das königliche Haus in Teutschland ausgestorben war, benützen müsse, um das Band zu zerreissen, das Italien an Teutschland knüpfte; selbst solche Fürsten, welche der teutschen Herrschaft nicht abhold gewesen waren, fanden es allzu erniedrigend, daß sie einen fremden König anerkennen sollten, den ein fremdes Volk erwählet hatte, ohne daß ihnen auch nur eine Anzeige gemacht worden war [11]. So sehr aber hatte das lange dauernde Unglück, das über Italien gekommen war, die Seelen der Menschen gebeugt oder verwirret, daß Niemand mehr Vertrauen zu dem eigenen Lande hatte oder zu dem eigenen Volke. Niemand glaubte, daß Italien der Fremden entbehren, und unter seinen Söhnen einen Mann finden könne, der fähig wäre, das Land zu vereinigen und alle Italiäner zu versammeln um einen vaterländischen Thron. Die Städte waren noch nicht stark genug, um etwas Tüchtiges zu unternehmen, und hatten noch zu große Scheu vor der rohen Gewalt des Schwertes, als daß sie ihre Kräfte vereinet zu versuchen gewaget hätten; die Vasallen aber und Beamteten, Herzoge, Markgrafen, Grafen hatten nur den Muth des Trotzes gegen Untergebene, höchstens gegen einander, um sich wechselsweise Rechte und Besitzungen streitig zu machen; sie hatten aber nicht den Muth zu Entschluß und That, zu Aufopferung und Anstrengung für ein gemeines Wesen; und gegen die Könige der Teutschen bewiesen sie Nichts als die Widerspänstigkeit des Neides und das Krümmen von Untertretenen. Nur durch Ränke und Arglist suchten sie zu bestehen und zu

wachsen, und den Kampf, den sie zu erregen wünschten, abermals in fremde Hände zu legen, wenn auch in andere. Sie verhandelten mit einander, und beriethen sich mit einander: der Erfolg aber war eine neue Trennung.

Ein Theil der Fürsten Italiens beschloß, um der Herrschaft der teutschen Könige zu entgehen, sich dem Könige von Frankreich in die Arme zu werfen. Sie wandten sich an diesen König, Robert, und boten ihm die Krone von Italien an, wenn er dieselbe gegen den König der Teutschen nicht minder, als gegen einen Feind vertheidigen wollte; für den Fall aber, daß er selbst, der König, Bedenken trüge, die Krone anzunehmen, boten sie die Krone von Italien seinem Sohne, Hugo, an, einem Jünglinge, der allerdings vieles Vertrauens würdig zu sein schien.

Aber auch den Teutschen fehlte es nicht an einer Partei in Italien. Diese Partei, aus Männern bestehend, die unter der teutschen Gewalt groß geworden waren oder zu werden hofften, trat nunmehr um so verwegener auf, je weniger zu leugnen war, daß sie, der französischen Partei gegenüber, im Rechte zu sein schien. Sie durfte auch nicht zaudern, wenn sie ihren Vortheil bedachte. Denn die Gegner waren weit stärker an Zahl; und der Sieg wurde für dieselben desto wahrscheinlicher, je länger sich die Sache hinzog. Aber auch die Belohnung für bewiesene Treue und Geneigtheit mußte größer werden, wenn man nicht durch Zögern den Verdacht der Treulosigkeit auf sich lud.

Unter den Anhängern der Teutschen stand bei Weitem am Höchsten der Erzbischof Heribert von Mailand, nicht nur wegen des großen Ansehens, welches der erzbischöfliche Stuhl gewonnen hatte, sondern auch wegen seiner Macht, und wegen der fürstlichen Eigenschaften, die ihn nicht minder auszeichneten, als priesterliche Tugenden. Dieser Mann entschloß sich, als er die entgegen gesetzten Bestrebungen in Italien erblickte,

geradezu nach Teutschland zu gehen, um sich mit dem Könige Kunrad zu verbinden und um denselben zu bewegen, zur Beendigung der Zwietracht eine Heerfahrt über die Alpen zu unternehmen [12]. Und sein Beispiel wirkte weithin. Viele Bischöfe und weltliche Herren schlossen sich ihm an oder folgten ihm nach. Die unglücklichen Einwohner von Pavia aber, als sie diese Wendung der Dinge sahen, geriethen in Schrecken. An einer baldigen Erscheinung des teutschen Königes in Italien war nun nicht mehr zu zweifeln; sie fürchteten die Rache der Teutschen, deren Härte sie so schwer empfunden hatten; und in ihrer Angst entschlossen sie sich, gleichfalls Abgeordnete an den König Kunrad zu senden, um durch Geschenke, Reue und Unterwürfigkeit den Zorn desselben auszutilgen oder wenigstens zu mildern. Jedes Falles war durch eine Sendung vielleicht viel zu gewinnen, gewiß nur wenig zu verlieren.

Der König empfing den Erzbischof Heribert von Mailand mit den Begleitern desselben am Pfingstfeste dieses Jahres zu Constanz. Der Erzbischof erklärte sich, mit den Uebrigen, zum Lehenträger des Königes, leistete den Eid der Treue, und stellte Geißeln über das Versprechen, daß er den König, wenn er mit einem Heere zur Unterwerfung Italiens anlangte, empfangen, als König anerkennen und alsobald krönen wollte [13]. Der König, auf diese Weise sicher, daß er ungehindert in Italien einziehen würde, mag das Versprechen einer baldigen Heerfahrt über die Alpen gegeben haben; gewiß ist, er entließ den Erzbischof und seine Begleiter, reich beschenkt, auf das Huldreichste und Freundlichste.

Anders war der Empfang der Abgeordneten aus Pavia; anders die Entlassung. Kunrad war ein edeler Mann, gerecht und gut; aber nicht in rein menschlicher Weise, sondern in der Weise eines Mannes vom Schwert, eines Vassallen und Kriegers dieser Zeit. Unter Menschen aber, welche, von Kindheit auf an den Anblick von Herrschaft und Dienstbarkeit gewöhnet,

zu den Gewalthabern gehören, hat selbst der höchste Edelmuth, wie die Geschichte aller Zeiten beweiset, eine unselige Verworrenheit: er äußert sich nur gegen Gleiche als Gerechtigkeit und Billigkeit, gegen Geringere aber zeigt er sich stets in der Gestalt der Gnade und Herablassung. Eben deßwegen verstattet er kein Handeln, sondern nur Dulden; keine Forderung, sondern nur Flehen; kein Aufstreben, sondern nur Unterwürfigkeit; und wird hart bis zur Strenge, bis zur Grausamkeit, wenn sich einige Willenskraft in Denen zeiget, die nur gehorchen sollen. Daher ist ungewiß, wie Kunrad die Zerstörung des königlichen Palastes in Pavia angesehen habe; das aber leidet keinen Zweifel, er fuhr die Abgeordneten dieser Stadt schroff an, entweder weil er die That einer Leidenschaft, die nicht gemein war, wirklich als ein Verbrechen betrachtete, oder weil er für bedenklich hielt, einen Vorgang ungerächet zu lassen, der wenigstens in seinen Ursachen gefährlich zu sein schien. Die Abgeordneten suchten ihre Stadt zu vertheidigen. Wen, sprachen sie, haben wir denn beleidiget? Wir sind unserem Kaiser bis zu seinem Tode treu und gewärtig gewesen: man kann uns daher nicht beschuldigen, daß wir das Haus des Königes zerstöret haben, da wir ja keinen König hatten. Kunrad erwiederte: „es mag wahr sein, daß ihr das Haus des Königes nicht zerstöret habt, weil ihr keinen König hattet; aber leugnen könnt ihr nicht, daß ihr das königliche Haus zerstöret habt. Der König war gestorben; aber das Reich war geblieben, wie das Schiff bleibet, wenn der Steuermann fällt. Es war ein öffentliches Gebäude, und nicht euer Eigenthum. Wer aber fremdes Gut angreift, der ist dem Könige verfallen; ihr habt fremdes Gut angegriffen: ihr seid dem Könige verfallen.“ Und mit diesen scharfen Worten entließ Kunrad die Abgeordneten, und umsonst versuchten sie eine andere Antwort zu erhalten.

Aber der König war außer Stand, ihnen so schnell nach Italien zu folgen, als sie, die Abgeordneten von Pavia, fürchten

mochten, und als Heribert, der Erzbischof von Mailand, ohne Zweifel gehofft hat. Die Verhältnisse des Reiches zeigten sich so verwickelt, daß er die Gränzen desselben noch nicht verlassen durfte. Er war nach Constanz gekommen, um eine Heerfahrt nach Burgund zu unternehmen, und diese Heerfahrt glaubte er zunächst fortsetzen zu müssen.

Früher nämlich ist erzählet worden, wie der Kaiser Heinrich der Zweite mit dem Könige Rudolf dem Dritten von Burgund wiederholt über die Krone Burgunds verhandelte, und wie zuletzt, zum Theile durch offenen Kampf, noch mehr durch Künste priesterlicher Klugheit, der König Rudolf und die Vassallen des Landes dahin gebracht wurden, den Kaiser Heinrich den Zweiten als den Nachfolger des kinderlosen Rudolf's des Dritten im vereinigten Reiche Burgund anzuerkennen [14]. Nun war der Kaiser Heinrich, der Neffe Rudolf's, von desselben ältester Schwester Gisela geboren, vom Leben geschieden, und er selbst, der König Rudolf, saß noch, wie zuvor, unthätig auf seinem glanzlosen Throne. Heinrich aber war gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen, und auf den Thron des teutschen Volkes war ein Mann anderes Stammes und anderes Geschlechtes erhoben worden. Es war daher natürlich, daß, bei der Unklarheit der Verhältnisse, nunmehr die Frage entstand: ob Rudolf, mit Zustimmung der Vassallen des Landes, seine Krone, als Oheim seinem Neffen Heinrich, der sein nächster Erbe war, zu überlassen versprochen hatte, oder als König dem Könige der Teutschen? Im ersten Falle war das Abkommen zwischen dem Kaiser Heinrich und Rudolf, dem Könige, mit dem Tode des Ersten unstreitig erloschen, und Heinrich's anerkannter Erb-Anspruch war übergegangen, zunächst auf den Grafen Odo von Champagne, und weiter auf den jungen Herzog Ernst den Zweiten von Schwaben, den Stiefsohn Kunrad's, des neuen Königes der Teutschen: denn Odo war gleichfalls ein Neffe des Königes Rudolf, von der

zweiten Schwester desselben, Bertha, dem Grafen Odo von Blois, ihrem Gemahle, geboren, und Ernst war Rudolf's Groß=Neffe: seine dritte Schwester nämlich, Gerberga, war mit dem Herzoge Hermann von Schwaben vermählet gewesen, und hatte demselben eine Tochter, Gisela, geboren, welche jetzt, als Kunrad's Gemahlin, Königin der Teutschen war, früher aber, in erster Ehe, ihrem Gemahl Ernst, Herzog von Schwaben, einen Sohn geboren hatte, welcher, obwohl noch unmündig, mit dem Herzogthume Schwaben belehnet war. Im zweiten Falle hingegen hatte Rudolf unleugbar dem Recht entsaget, sein Abkommen mit Heinrich dem Zweiten einseitig zu verändern, und Kunrad war berechtiget, ihn zur Haltung, die Burgundier aber, nach des Königes Tode, zur Erfüllung des Vertrages anzuhalten.

Der König Rudolf nun behauptete, er habe nur als Oheim seinem Neffen, dem Kaiser Heinrich, das Reich Burgund gegönnet, bestimmet, versprochen; und der Gang der Verhandlungen über diese Sache macht seine Versicherung allerdings sehr wahrscheinlich. Also verwarf er den Vertrag. Und die Vassallen in Burgund, die unter eigenen Königen groß geworden waren, und ihre Verhältnisse unter fremden Königen, unter Königen der Teutschen, nicht zum Voraus zu berechnen vermochten, stimmten ihrem Könige bei. Sie wollten eben so wenig, als die Vassallen Italiens, zugeben, daß ein fremder König, den die Fürsten und Vassallen Teutschlands erwählt oder anerkannt hätten, ohne sie zu fragen, ohne sie zu begrüßen, die Krone ihres Reiches sollte in Besitz nehmen können wie ein gemeines, wie ein herrenloses Gut. Und nun konnten auch die Fürsten, welche dem Könige Rudolf als Verwandte am Nächsten standen, Odo von Champagne, und Ernst, der junge Herzog von Schwaben, Kunrad's Stiefsohn, unmöglich gleichgültig bleiben; sie konnten unmöglich das Erbrecht aufgeben, das ihnen von dem König und den Vassallen Bur=

gunds zugestanden ward. Kunrad hingegen, von dem Gedanken durchdrungen, daß ihm als neuem Könige, wenn sein Thron nicht im Beginn erschüttert werden sollte, nur gezieme das Reich zu mehren, und keineswegs, dasselbe zu mindern, hielt dafür, daß in den Verhältnissen der Völker und Könige ungewisse oder zweideutige Dinge am Schnellsten mit den Waffen geordnet würden, und daß die Zeit den Besitz durch Gewalt zum rechtlichen Besitze zu erheben pfleget, kümmerte sich nicht um den Widerspruch des Königes Rudolf und seiner Vasallen, sondern unternahm einen kriegerischen Zug nach Burgund [15]. Zu diesem Zug aber rief er ohne Zweifel die allemannischen Vasallen auf. Er verwendete also die Kräfte des Landes, dessen Herzog ein Recht auf dasselbe Reich verlieren sollte, welches er mit jenen Kräften zur Unterwerfung zu bringen gedachte. Dieses war der Anfang eines Zwistes zwischen dem Könige Kunrad und seinem Stiefsohne, dem Herzog Ernst von Schwaben, der sich im Fortgange der Zeit so jammervoll entwickelt hat [16].

Der König zog vor Basel, und unterwarf, ohne große Schwierigkeit, diese Stadt, das Gränz-Bollwerk des Reiches Burgund. Aber mit der Einnahme von Basel war das burgundische Reich noch nicht gewonnen. Eine doppelte Verlegenheit verhinderte ihn, rasch zu vollenden, was rasch angefangen: es fehlte ihm an Geld, und zugleich drohete an der anderen Seite des Reiches eine Gefahr, die er nicht gering achten durfte. Der Mangel an Geld nöthigte ihn zu einer Handlung, die er zwar bald bereuete, die er auch niemals zu wiederholen gelobte, die er aber doch in der Folge, von gleicher Verlegenheit gedränget, zuweilen wiederholet hat, zur Ketzerei der Simonie. Der bischöfliche Stuhl in Basel nämlich stand seit drei Monaten leer. Ein Geistlicher von vornehmer Herkunft, Udalrich genannt, bot dem König und der Königin eine große Geldsumme an, wenn sie ihm den bischöflichen Sitz

ertheilen wollten. Kunrad und seine Gemahlin nahmen das Geld, und Udalrich wurde Bischof von Basel. Auf solche Weise mochte Kunrad sich für einige Zeit in den Stand setzen, seinen dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen; aber sein Ansehen gewann nicht bei den Burgundiern [17]. Und die Gefahr, welche sich zu gleicher Zeit an der anderen Seite des Reiches erhob, verstattete ihm auch nicht, durch das Geräusch der Waffen die Stimme Derer zu betäuben, welche ein solches Verfahren laut tadelten, um die Gemüther gegen ihn aufzureitzen.

Diese Gefahr drohete Bolizlav, der Fürst der Polen, wider welchen Heinrich der Zweite so lange und so schwere Kriege zu bestehen gehabt hatte. Dieser Bolizlav, nachdem er alle slavischen Länder östlich von der Oder und vielleicht auch Preußen bezwungen, und überall das Kreuz aufgepflanzet hatte, zum Theile während der Kriege mit dem Kaiser Heinrich, zum Theile nach der Beendigung derselben, war in den letzten Jahren durch Kämpfe mit dem Großfürsten Jaroslav von Rußland mannichfaltig beschäftiget gewesen, und gewöhnlich war er Sieger geblieben in diesen Tagen, wie in früheren. Nachdem aber Heinrich der Zweite gestorben und Kunrad zum Könige der Teutschen erwählet war, nahm er, im Gefühle seiner Macht, eine solche Stellung gegen das teutsche Reich, daß er unverkennbar die Erneuerung des Krieges mit größeren Entwürfen als zuvor beabsichtigte. Denn es scheinet, daß er nicht nur, wie zum Hohne, die Zeichen der königlichen Würde, die in Teutschland im Gebrauche waren, angeleget, sondern daß er sich auch wegen der Länder, welche er auf beiden Seiten der Oder unter der Hoheit des teutschen Reiches besaß, von dem Namen des Königes der Teutschen völlig losgesaget habe [18].

Solchem Uebermuthe glaubte Kunrad alsobald entgegen treten zu müssen, nm sich selbst vor Schmach und das Reich

vor Schaden zu bewahren. Er traf daher die nöthigen Anstalten, um sich den Besitz der Stadt Basel und die Gränzen des burgundischen Reiches zu sichern, und eilte alsdann, gegen den Herbst dieses Jahres, den Rhein hinab nach Sachsen, ohne Zweifel, um die nöthigen Vorbereitungen zu einem Kriege gegen die Polen zu treffen. Aber zu diesem Kriege kam es nicht. Denn mitten unter den Zurüstungen, mit welchen Bolizlav seine hochfliegenden Entwürfe zur Ausführung zu bringen gedachte, ward derselbe plötzlich aus dem Leben hinweg gerissen, und mit ihm stürzten alle seine Anschläge zusammen. Sein Sohn und Nachfolger in der Herrschaft, Mjesco der Zweite, stand in aller Hinsicht unter ihm, an Verstand, an Willenskraft, an allen geistigen Eigenschaften, wie an allen Tugenden. Er konnte das Werk des Vaters weder vollenden noch erhalten. In kurzer Zeit war das königliche Ansehen ganz dahin, das Bolizlav so kraftvoll gewonnen, so mächtig geübet hatte. Mjesco, ein wüster Lüstling, sah die Welt sich auflösen, die durch seinen Vater geordnet war. Die unterdrückten Völker erhoben sich, und ein Bruder des Königes, Otto genannt, suchte ihm das Reich zu entreissen, und erregte wider ihn, im Innern dieses Reiches, einen gräuelvollen Kampf.

Diese Verhältnisse befreieten Teutschland für den Augenblick von aller Besorgniß vor den Polen. Wenn Kunrad, der König, unter solchen Umständen die Macht der teutschen Völker zu einer Heerfahrt wider die Polen zu vereinigen vermocht hätte: gewiß die Schmach wäre ausgetilgt und vergütet worden, welche Bolizlav auf das teutsche Reich gebracht hatte, und die Gränzen dieses Reiches hätten sich ausgedehnet weit über die Oder hinweg. Aber auch Kunrad's Gedanken waren nach dem Süden gerichtet. Burgund beschäftigte seinen Geist; Italien füllte seine Seele; die Kaiserkrone lag ihm am Herzen. Und es waren neue Verwickelungen entstanden, welche, wenn

sie nicht bald entwirret wurden, unauflöslich zu werden droheten.

Robert nämlich, der König von Frankreich, war klug genug gewesen, die italische Krone, die ihm von den Feinden der Teutschen angetragen wurde, im Bewußtsein seiner Schwäche abzulehnen. Seinem Sohne, Hugo, hingegen schien er zu erlauben geneiget, daß derselbe das Glück versuchte. Denn die schlauen italischen Abgeordneten machten ihn aufmerksam: wie der König der Teutschen, Kunrad, gewiß Italien nicht aufgeben würde; wie derselbe durch sein Streben, Italien zu behaupten, in einen schweren Kampf gerathen könnte; wie es ihm, dem Könige von Frankreich, während dieses Kampfes leicht werden müßte, in Lotharingien einzudringen, dessen Herzoge, Gozelo und Friedrich, Kunrad's Feinde, sogleich auf seine, des Königes Robert, Seite treten würden; wie Kunrad alsdann seine Macht zu theilen genöthiget wäre, um den zwiefachen Krieg wider Italien und wider Frankreich und Lotharingien zu bestehen; wie derselbe in noch größeres Bedrängniß kommen könnte, wenn auch die Polen, nach gewohnter Weise, in Teutschland einbrächen; wie die Burgundier sich erheben möchten, um ihre bedrohete Selbständigkeit sicher zu stellen; wie endlich voraus zu sehen, Kunrad der Jüngere, der seinen Schmerz über den Verlust der teutschen Krone in sich trage, werde eingreifen in diese Kriege, und Odo von Champagne werde eingreifen, und der eigene Stiefsohn des neuen Königes der Teutschen, der Herzog Ernst von Schwaben, werde eingreifen, und unter allen diesen Verhältnissen werde Kunrad zu Grunde gehen, und Italien werde unabhängig werden von Teutschland, und Burgund werde selbständig bestehen, und Lotharingien, von Teutschland getrennet, zu Frankreich gehören für ewige Zeiten [19].

Es ist nicht zu leugnen, dieser Zusammenhang der Dinge konnte einen schwachen Geist, wie den König Robert, wohl

wankend machen. Die Aussicht war reizend, und der Erfolg eines kühnen Unternehmens schien gewiß zu sein. Ehe sich aber Robert entschließen konnte, bemerkte man die freundliche Art, mit welcher der neue König der Teutschen, alle teutschen Völker gewann, und die tüchtigsten Männer um seinen Thron versammelte; man bemerkte die Raschheit, mit welcher er wider Burgund auftrat, und der Welt bewies, daß er nicht dazu gemacht sei, Etwas aufzugeben, das dem Reich angehörte; man bemerkte auch, daß der Erzbischof Heribert von Mailand nach Konstanz eilte, und mit dem Könige sich verständigte und verband, während die Abgeordneten von Pavia schnöde zurück gewiesen wurden. Ueber diese Dinge erschrak der König Robert von Frankreich; er verlor das Vertrauen, und zog es vor, sich nicht in die italischen Angelegenheiten zu mischen, die ihm zu verworren erschienen, als daß er seinen Sohn hätte hinein stürzen mögen.

Wäre es nun dem Könige Kunrad möglich gewesen, alsobald eine Heerfahrt über die Alpen zu unternehmen, so würde sich die französische Partei in Italien wahrscheinlich sogleich, an dem Gelingen ihrer Bestrebungen verzweifelnd, unterworfen haben. Da er sich aber genöthiget sah, selbst sein Unternehmen gegen Burgund aufzugeben, um die östliche Gränze des Reiches gegen die Polen zu vertheidigen, so faßte diese Partei neuen Muth und verfolgte ihr Ziel auf einem anderen Wege. Sie boten das Reich Italien und die Kaiserkrone dem Sohne des reichen Grafen Wilhelm von Poitiers und Herzoges von Aquitanien an; und Wilhelm, obwohl alt und unkriegerisch, mochte ein solches Anerbieten nicht zurück weisen. Er genehmigte für seinen Sohn, gleichfalls Wilhelm genannt, den Antrag unter der Bedingung, daß alle Markgrafen, Bischöfe und Herren einstimmig wären in ihrem Wunsche für denselben. Die Abgeordneten versicherten diese Einstimmigkeit [20]. Hierauf veranlaßte Wilhelm durch seinen Reichthum ein großes

Getreibe [21]. Alles ward in Bewegung gesetzet. Dem Könige Robert, so wie der einflußreichen Gemahlin desselben, bot er viel Geld, auf daß er die Herzoge in Lotharingien in der Feindschaft gegen Kunrad erhalten, und selbst mit einem Einfall in dieses Land drohen möchte. Dem schlauen und habsüchtigen Bischof Leo von Vercelli, seinem Freunde, versprach er große Belohnungen, wenn er seine und seines Sohnes Sache zu fördern streben wollte: im Besondern sollte Leo, wie es scheinet, seinen Erzbischof, Heribert von Mailand, von der Sache der Teutschen hinweg zu ziehen suchen. Der thätige Graf Odo von Champagne war sein Schwager, und war selbst bei dem Gelingen des Planes so stark betheiliget, daß er kaum angereget werden durfte, um Nichts zu versäumen. Auf die Herzoge Ernst von Schwaben und Kunrad in Franken ward um so leichter eingewirket, je aufgereizter sie waren gegen Kunrad, den König. Auf die Burgundier endlich durfte mit Zuversicht gerechnet werden. Und wirklich wurden überall Rüstungen betrieben, um auszuführen, was auf solche Weise eingeleitet war [22].

Aber der Entwurf scheiterte, ehe er zur Ausführung kam, an Wilhelms Besonnenheit, an der Italiäner Treulosigkeit, an Kunrad's Glück und Entschlossenheit.

Der Herzog Wilhelm, wahrscheinlich durch Nachrichten aus Italien besorget gemacht, hielt für nöthig, den Boden gründlich zu untersuchen, auf welchem er sein Gebäude aufzuführen gedachte. Er begab sich selbst nach Italien. Hier aber fand er Nichts als Zwietracht und Uneinigkeit; Nichts als Parteiung und Streit; Nichts als Haß und Hader; Nichts als Selbstsucht und Habgierde; Nichts als wüste Wünsche, die er durch Gewaltthat befriedigen sollte, zu keinem anderen Zweck, als damit der Eine eine Stelle räumte und der Andere sie einnähme. Dieser Zustand der Dinge erregte in ihm einen solchen Widerwillen, daß er Italien mit dem festen Ent-

schlusse verließ, sich nicht mit dieser Sache zu befassen; und ohne Bedauern sah er auf den verschwindenden Glanz zurück, der ihn einen Augenblick geblendet hatte [23].

Inzwischen aber hatte auch der König Kunrad, durch den Tod des Königes Bolizlav von Polen, freie Hand bekommen. Und er benutzte die Zeit. Noch in diesem Jahre, in den letzten Monaten, eilte er nach Lotharingien, und stand mit treuen Scharen mitten im Land, ehe die Herzoge seine Ankunft erfuhren. Alsobald gab der König Robert seine Absicht auf, und um so leichter, da Wilhelm von Aquitanien nicht mehr derselbe war [24], und da der ehrwürdige Bischof Gerard von Cambrai als Vermittler eintrat. Nun erschraken die Herzoge in Lotharingien. Der Bischof Gerard jedoch stellte sich auch zwischen sie und den König. Zum Weihnachts-Feste führte er die Herzoge nach Aachen, wo Kunrad das Fest feierte; sie versprachen dem Könige von Neuem Treue und Ergebenheit, und Kunrad war klug genug, dieses Versprechen mit solcher Freundlichkeit anzunehmen, als sie die Aufrichtigkeit desselben nicht im Mindesten bezweifelten [25].

Auf solche Weise war das Netz, mit welchem man den König zu umspinnen gesucht hatte, zwar nicht aufgelös't, aber es war ein so großer Riß in dasselbe gemacht worden, daß Kunrad wohl glauben durfte, von seinen Feinden in Teutschland sei Nichts mehr zu befürchten.

Drittes Capitel.

Kunrad's II. Heerfahrt nach Italien und Kämpfe in Italien.

Derselbe, römischer Kaiser.

J. 1026 — 1027.

Wenn Kunrad, der König, zurück blickte auf die letzten anderthalb Jahre seines Lebens, so konnte er sich selbst schwerlich des größten Erstaunens erwehren. Vor dieser Zeit war er Nichts gewesen, ohne Ansehen und Macht, in einem Winkel Teutschlands vielleicht als kühner Krieger gefürchtet, im ganzen großen Volke kaum bekannt, und nicht auf die rühmlichste Weise. Erst vor fünfzehen Monaten war ihm, unverhofft und unverdienet, das Reich gleichsam zugeworfen, und er hatte sich desselben, wie eines entdeckten Schatzes, bemächtiget. Und seitdem Glück auf Glück, Erfolg auf Erfolg. Der Mensch wird leicht verwöhnet; das Gelingen vieler Dinge erzeuget den Glauben an das Gelingen aller Dinge; das Herz wird ungeduldig bei Hindernissen, und aus der Ungeduld geht Ungestüm hervor gegen jeden sinnlichen Widerstand, und verachtende Härte gegen jede sittliche Kraft. Einen Mann aber, wie Kunrad, schnell im Entschluß und rasch zur That, konnte das, was erreichet war, wohl zu dem Gedanken treiben, daß Nichts unerreichbar wäre, was er zu gewinnen den Willen habe.

Nachdem Teutschland vor den Polen sicher zu sein schien, und Lotharingien beruhigt und außer Gefahr, beschloß der König, so schnell als möglich eine Heerfahrt nach Italien zu unternehmen. Der Augenblick war günstig, und der Erzbischof Heribert drängte, denselben nicht zu versäumen. Die französische Partei war weder zerstöret noch gewonnen; aber sie war verwirret, und hatte, seit Wilhelm von Aquitanien ihr entsaget, kein Haupt. Die Paveser hatten ihre Vertheidigungs-Anstalten noch nicht vollendet; und der Geist in den Städten, die auf Pavia blickten, hatte noch keinen Anhalt. Die Unternehmung mußte um so schwieriger werden, je weiter sie hinaus geschoben wurde. Wenn sie aber gelang, diese Unternehmung, so mußte, wie es schien, mit derselben auch das Schicksal des burgundischen Reiches entschieden werden. In Teutschland selbst war allerdings noch viel feindseliger Stoff: die Herzoge in Lotharingien hatten die versprochene Treue noch nicht bewährt; in dem Herzoge Kunrad schwoll der Neid desto stärker an, je höher sein Vetter und Gegner Kunrad, der König, zu steigen schien; und die junge Seele des Herzoges Ernst von Schwaben ward um so heftiger von Schmerz verzehret, da er die eigene Mutter, mit Liebe und Hingebung an der Seite des Mannes erblickte, der ihn um sein gutes Recht zu bringen trachtete. Kunrad aber mochte wohl hoffen, daß ein großer Theil dieses feindseligen Stoffes in Italien einen Abfluß finden, ein anderer Theil aber durch glückliche Thaten, in der Eroberung des Landes, werde ausgelöschet werden. Und einem solchen Manne schien es rühmlicher, die widerspänstigen Fürsten durch ein großes Unternehmen gegen ein fremdes Volk zu der Ueberzeugung zu bringen, jeglicher Widerstand werde umsonst sein, als eine heillose Fehde, in kleinlicher Weise, innerhalb der Gränzen des Vaterlandes gegen Reichs-Fürsten zu führen und gegen Verwandte.

Schon um die Mitte des Monates Februar im Jahr

ein Tausend und sechs und zwanzig versammelten sich die Fürsten des Reiches, die Kunrad zu dem Zuge nach Italien aufgefordert hatte, um ihn zu Augsburg. Es waren aber, größtes Theiles, nur Bischöfe vom Rhein, aus Lotharingien und aus Allemannien, die sich zu ihm stellten [1]. Auf den Rath, ja auf die Bitte der versammelten Fürsten des Reiches, soll der König seinen Sohn Heinrich, acht Jahr alt, zu seinem Nachfolger bestimmt haben [2]; gewisser ist, er übergab dieses Kind dem Bischof Bruno von Augsburg, dessen wiederholt gedacht worden ist, zur Erziehung [3]. Zu Augsburg hatte sich auch, ohne Zweifel durch seine Mutter bewogen, der Herzog Ernst von Schwaben eingefunden. Hier nun trat Gisela zwischen ihren Gemahl und ihren Sohn, um eine Aussöhnung zu bewirken. Der König zeigte oder stellte sich abgeneiget. Die edle Frau aber, von des jungen Herzoges Stiefbruder, dem kleinen Heinrich, ihrem und Kunrad's Sohn unterstützet, so wie von einigen Fürsten des Reiches, überwand des Königes starren Sinn, und bewirkte, für den Augenblick, eine Aussöhnung. Der König gab dem Herzoge, seinem Stiefsohne, gegen Recht und Gewohnheit, die Abtei Kempten zu Lehen, und dafür versprach Ernst, den Feinden des Königes überall entgegen zu wirken. Alsobald brach Kunrad auf nach Italien; Ernst begleitete ihn eine kurze Zeit, bis über die Alpen, und ward alsdann ehrenvoll zur Vertheidigung des Vaterlandes zurück gesendet [4].

Der König nämlich scheinet gefürchtet zu haben, daß er in den Alpen Schwierigkeiten finden könnte, und deßwegen hatte er den Herzog von Schwaben mit sich genommen. Da er indeß keinen Widerstand fand, so scheint er die längere Anwesenheit des Herzoges Ernst bei seinem Heere für unnöthig gehalten zu haben [5]. Aber der Fortgang entsprach den Erwartungen des Königes keinesweges. Er langte glücklich in Verona an, setzte aber, entweder von Leidenschaft ge-

trieben, oder weil er den Geist der Städte am Meisten fürchtete, seinen Zug ohne Aufenthalt gegen Pavia fort. Wahrscheinlich hoffte er, daß die Paveser, im ersten Schrecken über seine Ankunft, sich unbedingt unterwerfen würden. In der That waren die Einwohner von Pavia nicht abgeneiget, dem Zorne des Königes auszuweichen. Sie erboten sich, einen neuen königlichen Palast wieder zu erbauen, um ihren Frevel zu sühnen, aber außerhalb der Mauern ihrer Stadt. Kunrad dagegen verlangte, daß sie das Gebäude an der Stelle des alten aufführen sollten. Deß weigerten sie sich, und brachten den König durch diese Weigerung von Neuem und auf das Aeußerste gegen sich auf [6]. Sein Versuch jedoch, Pavia, wie im Sturm, einzunehmen, mißlang. Es scheinet sogar, daß er vor den Mauern der großen Stadt bedeutenden Nachtheil erlitten habe: denn er befand sich am Osterfest in Vercelli; und dahin würde er sich wohl kaum zurück gezogen haben, wenn er vollkommen Herr seiner Bewegungen gewesen wäre. Von Vercelli begab er sich alsdann auch wahrscheinlich nach Mailand: denn es wird versichert, daß er vom Erzbischofe Heribert zum Könige von Italien gekrönet worden sei, obgleich weder die Zeit angegeben, noch von besonderen Feierlichkeiten gesprochen wird, so daß es fast scheint, als habe er die Krone nur wie im Flug erhalten [7]. Bald aber nahm er eine unwürdige Rache wider Pavia. Daß er die Fürsten in diesen Gegenden, welche als Vertheidiger von Pavia betrachtet wurden, weil auch sie sich dem Könige nicht unterwerfen wollten, wie die Markgrafen Adelbert und Wilhelm, bekämpfte, und ihre Schlösser und Burgen eroberte und zerstörte, war natürlich; auch war es in der Weise des Krieges, daß er die Stadt einschloß, die Schifffahrt hinderte und allen Handel hemmte; aber er vernichtete auch Alles ringsher mit Feuer und Schwert; er verwüstete die Felder, verwüstete die Weinberge, und brannte mit den Burgen auch die Kirchen nie-

der [8]. Pavia jedoch gewann er nicht, und der wahre Ertrag eines solchen Verfahrens war Ingrimm und Haß, in der Nähe und in der Ferne.

Von diesem Ingrimme, von diesem Haß erhielt der König bald starke und unglückselige Beweise. Im Monate Mai zog er, Pavia aufgebend, in Ravenna ein. Ein Theil des Heeres blieb in der Stadt um den König, ein anderer Theil ward außerhalb der Stadt gelagert oder untergebracht. Der König war unmuthig; das Heer theilte seinen Unmuth. Daher ein strenges, ein hartes Verfahren überall [9]; daher Widersetzlichkeit, Zank, Streit. Bald kam es bei nächtlicher Weile zu einem großen Aufstand, an welchem die Ravennaten Theil nahmen allzumal. Und nicht ohne Plan. Zuvörderst unterbrachen sie die Verbindung zwischen der Stadt und dem Lager. Hierauf fielen sie die Teutschen an überall, mit allen Waffen, auf jegliche Weise. Während der Kampf durch die Gassen lief, fielen Hausbesitzer ihre Gäste an, und von Mauern, Dächern und Thürmen wurden Steine, Pfähle und was man zu erfassen vermochte, auf die teutschen Krieger herab geworfen. Diese kämpften mit der Wuth der Verzweifelung, mäheten furchtbar mit ihren gewichtigen Schwertern unter der ordnungslosen Menschen-Masse, hierhin und dorthin, um sich Bahn zu brechen und ihre Kräfte zur Macht zu vereinigen. Und viele Menschen fielen unter der Wucht ihrer Waffen. Aber entschieden ward der Kampf erst am Morgen, als es dem Grafen Eppo, dem besten Krieger aus Baiern, mit dem Banner in der Faust [10], gelungen war, sich der Brücke über den Montone zu bemächtigen [11], und dadurch die Verbindung mit dem Heere vor der Stadt herzustellen. Als diese frischen Truppen in die Stadt eindrangen, da gaben die Einwohner verloren, und flüchteten nach den Kirchen, um Rettung zu finden. Kunrad aber, den König, der sich bei dem Getümmel von seinem Lager erhoben und auf sein Pferd

geschwungen hatte, als er die Flucht der Unglücklichen sah, und das Angstgeschrei der Verwundeten vernahm, jammerte des armen Volkes, das ihm auch angehörte; er rief seine Krieger von der Verfolgung der Wehrlosen zurück. Aber dieser Edelmuth hielt nicht vor. Dem Könige genügte der Sieg nicht; nicht das Gefühl, unter Gräueln und Leichen unglücklichen Menschen das Leben gerettet zu haben. Als ob diese Menschen, die vor Blut und Thränen kein anderes Gefühl haben konnten, denn Gleichgültigkeit gegen das Leben oder einen starren Schmerz, noch tiefer zu demüthigen wären, befahl er, daß sie, wehrlos, barfuß, im Gewande von Büßenden, vor ihm erscheinen sollten. Und sie gehorchten dem Befehl; aber in ihren gebrochenen Seelen haftete die Furcht nicht, welche der König einflößen wollte, und höchstens ist das Unglück der Einwohner von Ravenna für Andere eine Warnung geworden, besser die Zeit zu beachten.

Auch war durch solche Härte der Verlust, den Kunrad's Heer erlitten hatte, so wenig zu ersetzen, als derselbe durch die großen Belohnungen gut gemacht wurde, die er seinen Kriegern gewährte [12]. Er sah sich genöthiget, zurück zu gehen, um sich in den schattigen und erfrischenden Thälern der Adda, auf Kosten des Erzbischofes von Mailand, zu erholen und zu verstärken. Dieser Rückzug, wiewohl die Hitze des Sommers zum Vorwande diente, scheinet das ganze obere Italien, wenn nicht feindselig, doch abgeneigt und zweideutig gemacht zu haben. Der König hatte das ganze Jahr hindurch zu verhandeln und zu streiten, und brachte Niemand auf seine Seite, oder erhielt Niemand auf seiner Seite, ausgenommen durch Gewährungen, Versprechungen und die Furcht vor seinen Waffen. Die Weihnachten feierte er in Ivrea, und den ganzen Winter hindurch verweilte er in diesen oberen Gegenden Italiens, so daß er im Monate Februar des Jahres ein Tausend und sieben zwanzig kaum weiter war, als er

gewesen in demselben Monate des vorigen Jahres. Und der wahre Grund dieser Verzögerung, die nicht ohne unglückliche Folgen bleiben konnte, lag ohne allen Zweifel in der Leidenschaftlichkeit, mit welcher er gegen Pavia, und in der Härte, mit welcher er gegen Ravenna gehandelt hatte.

Der Gang dieser Ereignisse aber brachte den König Kunrad zunächst in eine andere Stellung zu Burgund hinein. Kunrad nämlich hatte ohne allen Zweifel gehofft, durch die Unterwerfung Italiens auch Burgund zur Unterwerfung zu nöthigen. Vielleicht hatte er geglaubt, bei seiner Rückkehr aus Rom, mit der Kaiserkrone geschmücket, seinen Weg durch Burgund ohne große Schwierigkeiten nehmen zu können, da er ja im Besitze von Basel und den östlichen Gränzen des Landes war, und mithin von Teutschland aus immer drohen oder angreifen konnte. Da aber jetzt Italien in den Burgundiern nur Hoffnung erregte und keine Furcht: so mußte Kunrad allerdings besorgen, daß die Burgundier, wenn er unter beständigen Kämpfen Italien hinabzöge, in das Land, ihm in den Rücken, einfallen, ihn von Teutschland abschneiden und auf diese Weise in die größte Gefahr bringen möchten; und diese Gefahr mußte ihm um so größer erscheinen, da auch in Teutschland, wie erzählet werden soll, Dinge vorgingen, welche ihm alle Hoffnung entrissen, aus dem Vaterlande Hülfe zu erhalten. Deßwegen vielleicht unternahm er die Fahrt nach Ivrea, um die burgundische Gränze von dieser Seite zu bedrohen [13], und den König Rudolf zu irgend einem Abkommen zu bringen, das die nöthige Sicherheit gab. Und der Versuch gelang vollkommen. Allerdings ist der Gang ungewiß; aber zuverlässig sind schlaue, sind priesterliche Künste angewendet. Mit Rudolf ward eine Unterhandlung angeknüpft. Es erschienen burgundische Gesandte vor dem Könige der Teutschen. Rudolf ward dahin gebracht zu versprechen, daß er den König Kunrad nach Rom begleiten und der

Krönung desselben als römischen Kaisers beiwohnen wollte. Was Kunrad dagegen versprochen habe, ist unbekannt. Gewiß aber ist, der König der Burgundier hielt sein Wort und kam nach Italien. Kunrad hatte über diesen Vorgang eine große Freude, die er nicht verhehlte [14]. Und nicht ohne Grund. Denn von diesem Augenblick an nahm seine Sache eine andere Wendung. Die Italiäner, die an Burgund einen starken Anhalt gehabt hatten, verloren die Hoffnung, daß es ihnen gelingen werde, das teutsche Heer aufzureiben oder zu erdrücken, und mit derselben den Muth, einen Widerstand fortzusetzen, der ihnen nunmehr als unnütz und verderblich erschien. Alle Fürsten erkannten Kunrad als König an, und leisteten den Eid der Treue. Selbst Pavia, nunmehr verlassen, und durch neue Verwüstungen ermüdet [15], gab nach. Die Stadt übernahm, die Befehle des Königes zu erfüllen, und Kunrad war klug genug, weisem Rath und frommen Bitten [16] Gehör zu geben, und Nichts weiter als diese Erfüllung zu verlangen. Hierauf unterwarf sich auch der Letzte, der Markgraf Reginher, der Lucca behauptete und sich in dieser Feste zur Wehr gesetzt hatte. Und nun stand der Fahrt des Königes nach Rom Nichts mehr im Wege.

Auf dem apostolischen Stuhle zu Rom saß um diese Zeit der Papst Johann der Neunzehente, Heinrich's des Zweiten Freund und Schützling. Benedict der Achte nämlich, war im Jahr ein Tausend und vier und zwanzig, kurze Zeit vor dem Kaiser, gestorben, und sein Bruder, dieser Johann, hatte die päpstliche Würde erhalten. Und nicht auf die beste Weise: denn er war ein Laie. Die Stufen, über welche hinweg er sich so hoch hinauf geschwungen hatte, bestanden aus Geld und bösen Künsten [17], und die Tusculanischen Grafen hatten vielleicht ihren Einfluß aufgewendet, um ihn auf dem heiligen Stuhl hinauf zu helfen. Unter anderen Umständen möchte Kunrad, der König, wohl Rechenschaft gefordert haben

über die Art, mit welcher Johann die apostolische Würde erlanget; da er aber selbst weder wegen der Besetzung der bischöflichen Stühle, noch wegen seiner ehelichen Verhältnisse ein besonders gutes Gewissen hatte, und da ein ganzes Jahr in Italien verloren war: so gab er sich das Ansehen, als wisse er Nichts von der Ordnungswidrigkeit der Wahl. Um so zuvorkommender war der Papst. Kunrad wurde von demselben und von den Römern überhaupt auf das Feierlichste empfangen. Am Osterfest, am Sechs und zwanzigsten März, ward er von den Römern als Kaiser begrüßt und vom Papste zum Kaiser gekrönt, und zugleich empfing die Königin Gisela, als Kaiserin, den päpstlichen Segen [18].

Diese Feierlichkeit wurde noch durch die Anwesenheit zweier fremden Könige erhöhet: Rudolf's von Burgund, welcher den König Kunrad begleitet hatte, und Kanut's des Großen, der sich König von Dänemark und England nannte, und zufällig zu dieser Zeit, im frommen Sinne nach Rom gekommen war. Zwischen dem neuen Kaiser und diesen beiden Königen mögen mannichfaltige Verhandlungen Statt gefunden haben, so wie freundschaftliche Verhältnisse angeknüpft und befestiget wurden. Kunrad und Kanut brachten sich einander zu gegenseitiger Achtung, und Rudolf, schwach, verlegen, ohne Willen und Entschluß, konnte einem Manne, wie Kunrad, gegenüber nicht bestehen. Er vermochte um so weniger wider ihn zu sein, da der Papst ohne Zweifel auf der Seite des Kaisers stand, und da die gewandte Kaiserin Gisela, deren Ansehen durch die neue Würde ohnehin gewonnen hatte, stark auf den Oheim einzuwirken verstand. Also wurden wahrscheinlich, durch diese persönlichen Verhältnisse gefördert, mehrere Verträge zwischen den Königen zu Stande gebracht. Rudolf gelangte zu der Einsicht, daß es am besten sei, den Kaiser Kunrad als seinen Nachfolger in Burgund anzuerkennen, um durch diese Anerkennung ein ruhiges Ende zu gewinnen [19]. Der Kaiser

aber mochte glauben, daß er durch die Erwerbung des Reiches Burgund von einem schwachen Manne wohl befuget sei, einem stärkeren Mann Etwas nachzugeben, zumal da die Gedanken der Teutschen nach dem Süden gerichtet waren und nicht nach dem Norden; da sie hier nur Sicherheit und Ruhe zu erhalten wünschten, während sie dort Ruhm, Reichthum und Eroberung erstrebten. Er überließ daher dem Könige der Dänen in Freundschaft die Mark jenseits der Eider mit der Stadt Schleswig, eine Mark, die man mit zwiefacher Wahrheit eine sächsische nennen mag; er verstattete dänischen Pilgern und Kaufleuten einen freien Zug durch Teutschland nach Italien; er verabredete, zur Befestigung der neuen Freundschaft die künftige Vermählung seines Sohnes Heinrich mit Kanut's Tochter, Kunihild [20]. Dieses Letzte geschah in gewöhnlicher Weise; das Zweite war, im Allgemeinen, menschlich und gut; das Erste aber, die Abtretung der Mark Schleswig, kann nur entschuldigt, und nicht gerühmet werden. Wenn freilich Burgund erworben, Italien behauptet und die Kaiserkrone gewahret werden sollte: so mußte einem Könige der Teutschen diese Mark mehr wie eine Last, als wie ein Vortheil erscheinen. Zwar waren die Dänen keinesweges gefährliche, aber sie waren sehr beschwerliche Feinde; auch hatten die slavischen Völker an den Dänen immer Genossen, welche ihnen, wenn auch keine Hülfe, doch eine nachhaltige Ermuthigung gewährten. Eine dauernde Befreundung mit den Dänen, welche durch das Christenthum, das nunmehr auch von diesem Volke bekannt ward, erleichtert wurde, mußte daher nothwendig heilsam für das teutsche Reich sein, und diese Befreundung war durch die Aufopferung der Mark Schleswig, in ihrem gegenwärtigen Zustande, gewiß nicht zu theuer erkaufet. Wenn aber die Bemerkung, die früher über den Werth und die Bedeutung jener Halb-Insel, zwischen dem östlichen und dem westlichen Meere, für Teutschland gemacht worden ist, einige Wahrheit

hat [21]: so ist nicht zu leugnen, daß die Zurückziehung einer Gränze, welche so weit, als nur möglich, vorgeschoben werden mußte, ein unersetzlicher Verlust gewesen ist, an welchem Teutschland leidet bis diesen Tag, und wahrscheinlich für und für leiden wird.

Und Kunrad, der Kaiser, erhielt noch selbst, und noch in den Oster-Tagen, einen neuen Beweis, daß sich die Teutschen mit Italien in widerwärtige Verhältnisse gestellet hatten, und daß zwischen den Teutschen und den Einwohnern Italiens keine Gemeinschaft bestehen werde. Ein Teutscher und ein Römer geriethen in einen Streit über eine Ochsenhaut. Der Streit führte zu einer Schlägerei. Alsobald stand das ganze kaiserliche Heer unter den Waffen, und die Römer stellten sich entgegen zu Roß und zu Fuß. Ein blutiger Kampf. Nach langem Widerstand unterlagen die Römer [22]. Am folgenden Tage mußten die Ueberwundenen vor dem Kaiser erscheinen, die Freien mit bloßen Schwertern, die Unfreien mit Bast-Stricken um den Hals, zur Anerkennung, Jener, daß sie geköpfet, Dieser, daß sie gehenket zu werden verdienet hätten. So groß war der Ingrimm auf beiden Seiten, daß eine solche Veranlassung solche Gräuel herbeiführen konnte, und so arg die Verachtung oder Verblendung bei den Teutschen, daß sie noch immer mit solcher beschimpfenden Demüthigung Gehorsam und Unterwürfigkeit erzwingen zu können glaubten.

Dem Kaiser konnte die Umgebung von Blut und Jammer, von Haß und Zorn, in welcher er sich befand, unmöglich angenehm sein. In der That eilte er aus Rom hinweg zu kommen; aber er wollte doch diese Gegend nicht verlassen, ohne auch die südlichsten Länder Italiens, die vormals zum langobardischen Reiche gerechnet waren, die Fürstenthümer Benevento und Capua, zur Anerkennung seiner Hoheit gebracht zu haben. Er machte in diese Fürstenthümer eine krie-

gerische Fahrt. Und es gelang ihm leicht, seinen Zweck zu erreichen. Denn da er Nichts begehrte, als das Versprechen der Treue, das Nichts kostete, und der Vertheidigung des Landes gegen die Griechen, zu welcher der eigene Vortheil trieb, so kam er mit den Fürsten leicht aus einander. Das Wichtigste aber, das bei diesem Unternehmen Statt fand, war die Erneuerung der Verbindung mit den Normannen, welche, wie erzählet worden ist [23], von Heinrich dem Zweiten Besitzungen erhalten hatten, um den Fürsten des Landes Beistand wider die Griechen zu leisten. Kunrad bestätigte ihnen diese Besitzungen; er erweiterte wahrscheinlich dieselben, und legte den Normannen von Neuem die Verpflichtung auf, das Land zu schirmen. Von dieser Zeit an zeigten sich die Normannen freilich immer kühn und verwegen, wie in früheren Tagen, aber zugleich stieg der Gedanke in ihnen auf, den Krieg nicht mehr für fremde, sondern für eigene Rechnung zu führen, und das Land, das sie mit ihrem Schwerte zu erobern oder zu schützen vermochten, selbst zu besitzen und unabhängig zu beherrschen; ein Gedanke, den sie im Fortgange der Zeit, mit eben so vieler Schlauheit als Tapferkeit geltend zu machen gewußt haben.

Auf dem Rückzug aus Apulien über Rom bemühete sich der Kaiser, wie überall, Ruhe und Ordnung zu schaffen. Aber viel konnte nicht geschehen. Bei der Eile, mit welcher Kunrad die Alpen wieder zu erreichen suchte, vermochte er kaum ein anderes Mittel anzuwenden, als rasche Strenge, um von Freveln abzuschrecken. Ein verwilderter Vassall, Thasselgar genannt, von vornehmer Herkunft, hatte schon lange die Verwirrung des Landes benutzt, um böse Thaten zu verüben, und im Raube, dem Ertrage derselben, zu schwelgen [24]. Aus Schlupfwinkeln und aus festen Burgen mit den Gesellen seiner rohen Zügellosigkeit hervorbrechend, hatte er schon lange weithin Unglück und Verderben verbreitet und nicht ein Mal

der Kirchen geschonet. Alle Versuche, ihn zu bezwingen oder sich seiner zu bemächtigen, waren umsonst gewesen. Jetzt aber fiel er durch einen Zufall den Leuten des Kaisers in die Hände. Sogleich eilte Kunrad herzu. „Bei dem Kreuze des Herrn, rief er aus, ein solcher Löwe soll nicht länger von meinem Brote essen, wenn er gleich die Bestien Italiens verschlungen hat [25]". Und ohne Weiteres ließ er den unbändigen Mann, mit Zustimmung der Fürsten, die um ihn waren, aufknüpfen an einen Galgen. Unter solchem Verfahren setzte der Kaiser seinen Rückzug fort. Schon am Ersten Mai's befand er sich in Ravenna, und am fünf und zwanzigsten desselben Monates war er in Verona. Hier zwar hielt er einen öffentlichen Tag, um Zwistigkeiten zu schlichten zwischen dem Patriarchen von Aquileia und dem Herzoge von Kärnten und um andere Angelegenheiten zu ordnen; aber er verweilte nur zur Nothdurft, denn die Verhältnisse in Teutschland forderten dringend seine Gegenwart.

Viertes Capitel.

Mißlingende Empörung des Herzoges Ernst von Schwaben. Kriege mit den Polen und den Ungarn.
Heinrich's III. Krönung; des Herzoges von Schwaben Untergang.

J. 1026 — 1030.

Während Kunrad, der König und Kaiser, auf die erzählte Weise in Italien, mit tapferen Thaten und blutigen Werken, eine endlose Bahn verfolgte, begannen sich die Keime der Unzufriedenheit und der Feindseligkeit zu entwickeln, die er in Teutschland zurück gelassen hatte. Unter den Gegnern und Feinden des Kaisers war der Stiefsohn desselben, der Herzog Ernst von Schwaben, keineswegs der bedeutendste oder gefährlichste; aber er wurde vorgeschoben, und durch Mißbrauch seiner Jugend zum Haupte gemacht. Eben deßwegen erregt er die größte Theilnahme. In ihm war eine edle Seele; er fühlte sich aber in der Tiefe derselben, von dem Gemahle seiner eigenen Mutter schwer gekränkt, und sein Geist hatte noch nicht Stärke genug, um Herr der Leidenschaft zu werden. Deßwegen drängten sich Diejenigen an ihn hinan, welche nicht hatten, was sie begehrten, und welche den Ungestüm ihrer Begierden und Lüste, ohne eine Veränderung in dem Zustande der Dinge, ohne Kampf und Unordnung, nicht zu befriedigen

wußten. Und es gelang ihnen leicht, die Flamme in der Brust des jungen Fürsten anzufachen; und leicht, das Vertrauen eines werdenden Jünglings zu gewinnen, der sich von Denen verlassen glaubte, welchen die Natur ihn am Nächsten gestellet hatte, selbst von der eigenen Mutter.

So lange der König im oberen Italien verweilte, nahe den Gränzen des Vaterlandes, hielt der Herzog Ernst sich ruhig; im Stillen jedoch suchte er Verbindungen mit anderen Feinden des Königes, und strebte zugleich, die Zahl seiner Anhänger theils zu mehren, theils in ihrer Ergebenheit zu bestärken, indem er ihnen die Güter verlieh, welche sein Stiefvater ihm bei der Aussöhnung zu Augsburg gegeben hatte [1]. Aber gegen das Ende des Jahres ein Tausend und sechs und zwanzig, wie es scheinet, ward auch schon von den Waffen Gebrauch gemacht, jedoch weder unmittelbar von dem Herzoge, noch unmittelbar gegen den König. Ein schwäbischer Graf nämlich, Welf genannt [2], dessen Geschlecht man in späteren Tagen bis in die dunkelsten Zeiten hinauf zu führen gesucht hat [3], der jedes Falles reich an Gütern und mächtig in den Waffen war, begann eine Fehde wider den Bischof Bruno von Augsburg, welchem der König Kunrad die Erziehung seines kleinen Sohnes Heinrich anvertrauet hatte. Der Grund zu dieser Fehde lag ohne Zweifel in den unglücklichen Verhältnissen, die entwickelt worden sind; die nächste Veranlassung oder der Vorwand ist unbekannt. Der Herzog Ernst nahm vielleicht keinen Theil; zuverlässig aber schritt er nicht hindernd ein; und darum ist es außer Zweifel, daß das Unternehmen des Grafen Welf ihm nicht fremd gewesen sei [4]. Das Glück war bald auf dieser Seite und bald auf jener. Um so größer war die Verwüstung [5]. Endlich, wie es scheinet, gegen den Frühling des folgenden Jahres, gelang es dem Grafen, die Stadt Augsburg selbst zu erobern, und den Bischof zur Flucht zu nöthigen. Bruno rettete sich mit seinem königlichen Zögling über die

Alpen, und kam in Italien an, als der König eben auf der Fahrt nach Rom begriffen war. Kunrad ließ sich durch die Nachricht, die Bruno überbrachte, nicht aufhalten; er nahm den Bischof mit sich nach Rom [6], und beschleunigte nur, wie bemerket worden ist, sein Werk, so gut er vermochte.

Aber zu derselbigen Zeit hatte sich Kunrad auch mit dem Könige Rudolf von Burgund verständiget, und Rudolf folgte dem teutschen Heere gleichfalls nach Rom. So lange Rudolf feindlich wider Kunrad stand, war dem Herzog Ernst noch die Hoffnung auf eine Wendung der Dinge geblieben, die ihm zu seinem Rechte verhelfen könnte. Jetzo sah er den Ausgang deutlich vor Augen. Da übermannte ihn der Unmuth. Er brach los mit den Waffen, entweder ohne allen verständigen Plan, oder etwa in der Hoffnung, die Burgundier aufzuregen, dadurch den Italiänern neuen Muth zu machen und auf solche Weise den König, seinen Vater, in große Schwierigkeiten zu verwickeln, in welchen er hochfliegenden Entwürfen zu entsagen genöthiget würde: jedes Falles rechnete er bei seinem Unternehmen auf eine thätige Theilnahme der Herzoge Friedrich von Ober-Lotharingien, und Kunrad, des Jüngeren. Er fiel zuerst in den Elsaß ein, um die Burgen des Grafen Hugo zu brechen, der ein naher Verwandter des Königes war; und als er sich, wahrscheinlich durch den Bischof Werinher von Straßburg begünstiget, durch diesen Zug den Rücken frei gemacht zu haben glaubte, so drang er ein in das burgundische Reich.

Alle Erwartungen des jungen Fürsten jedoch wurden schnell getäuschet. Der Herzog Friedrich starb, ehe er etwas zu unternehmen vermocht hatte; und der Tod desselben erhielt den Herzog Kunrad in der Unthätigkeit. Der König Kunrad drang mit unaufhaltbarer Raschheit bis Rom vor und empfing die Kaiserkrone. Die Burgundier konnten nunmehr unmöglich Vertrauen haben zu dem jungen Fürsten, dem ohnehin jetzt noch kein Recht auf Burgund zustand; und deßwegen ward es

dem Könige Rudolf, aus Rom zurückkehrend, leicht, denselben zurück zu weisen [7]. Nun konnte er sich zwar wohl festsetzen in einer Burg bei Zürich und von derselben aus die Klöster Reichenau und St. Gallen ängstigen, aber Freunde erwarb er sich nicht durch dieses Verfahren; und einen Erfolg konnte dasselbe um so weniger haben, da nunmehr auch Kunrad, mit der Kaiserkrone geschmücket, bald an den Alpen erschien. Schon am letzten Tage des Monates Mai war der Kaiser in Brixen [8]. Seine Ankunft brachte alle feindseligen Bestrebungen in Verwirrung.

Der Kaiser nahm seinen Weg nach Regensburg [9]. Er mochte für bedenklich halten, mit seinem Heere, das ohne Zweifel sehr zusammen geschmolzen und von den Strapatzen zweier Feldzüge in Italien ermattet war, in das feindliche Schwaben hinein zu gehen. Die nächste Verstärkung konnten nur die Baiern gewähren. Der Herzog der Baiern aber, Heinrich, der Bruder der Kaiserin Kunigunde, war während der Abwesenheit des Kaisers aus dem Vaterlande gestorben. Alles Dieses machte seine Gegenwart unter den Baiern nothwendig. Er versammelte die Fürsten und Herren des Landes um sich zu Regensburg. Und es gelang ihm, selbst unter den obwaltenden Umständen, diese Fürsten und Herren dahin zu bringen, daß sie seinen Sohn Heinrich, einen Knaben von zehen Jahren, als Herzog begrüßten. Der Kaiser ertheilte dem Kinde die herzogliche Würde [10], und bekam eben dadurch die Verwaltung des Herzogthumes in die eigene Hand. Und daß er diese Verwaltung mit Nachdruck zu führen gedachte, das bewies er sogleich. Denn er ordnete eine genaue Untersuchung über die Güter und Besitzungen des Landes an, um heraus zu bringen, welche von diesen Gütern durch die Bischöfe, Grafen und Markgrafen dem königlichen Fiscus entzogen, oder, nach der Sprache späterer Zeit, aus unmittelbaren Gütern des Reiches zu mittelbaren gemacht worden wären,

und er trieb diese Untersuchung bis zur gerichtlichen Entscheidung nach dem baierischen Gesetze [11]. Seit Karl's des Großen Zeiten war eine solche Aufsicht über das königliche oder Reichs-Gut nicht geübet; Kunrad mochte zu derselben durch seine Geldnoth gebracht werden; im Wesentlichen hat sie auch dem Uebel nicht abgeholfen: aber sie hat doch ein Mal kräftig an das Reichs-Gut erinnert, und vielleicht auch den schamlosesten Beraubungen desselben einigen Einhalt gethan.

Von Regensburg begab sich der Kaiser nach Augsburg. Daselbst hatte er eine Unterredung mit seinen Getreuen aus Schwaben, wegen Derjenigen, die als Verräther des Vaterlandes bezeichnet wurden. Hierauf ward ein öffentlicher Tag in Ulm angekündigt, und der Herzog Ernst und seine Anhängern wurden zu demselben entboten, auf daß innerhalb der Gränzen des Herzogthumes Schwaben über den Herzog und die Seinigen Gericht gehalten werden möchte. Der Herzog zog heran; aber er kam nicht wie ein Flehender, sondern in kriegerischer Haltung, von den Vassallen Allemanniens umgeben, um, die Waffen in der Hand, mit dem Kaiser entweder ein ehrenwerthes Abkommen zu treffen, oder als Feind abzuziehen und alsdann das Schicksal des Krieges zu versuchen [12]. Der unglückliche Jüngling verließ sich auf die Zahl und die Tüchtigkeit dieser Vassallen, die ihm mit lauernder Seele gefolget waren, wohl wissend warum; er vertrauete Männern, welche selten an der versprochenen Treue hielten, und sich gewöhnlich nur dem Glücke zu wandten. Auch ward er bald grausam enttäuschet. Der Herzog nämlich versammelte, ehe er sich mit dem Kaiser in eine Unterhandlung einließ, die Seinigen noch ein Mal. Er erinnerte sie an Eid und Treue; er ermahnte sie, ihn nicht zu verlassen und seine Ehre nicht bloß zu stellen; er bat sie, der Väter eingedenk zu sein, welche, nach dem Zeugnisse der Geschichte, immer die Treue unverletzt gegen ihre Herren bewahrt und bewähret hätten; er versprach

ihnen endlich, wenn auch sie die alte Gesinnung der Allemannen bewiesen, für den Augenblick große Belohnungen, für die Zukunft Ruhm und Ehre. Als er aber diese Rede geendiget hatte, traten die Grafen Friedrich und Anselm hervor, und antworteten ihm in Grundsätzen, die jegliches Lobes würdig sein würden, wenn sie, im Glücke wie im Unglück, ehrlich und redlich in Anwendung gebracht, und nicht heuchlerisch zur Schau gestellet wären, um die Aufopferung eines irregeleiteten jungen Fürsten zu beschönigen; in Grundsätzen, welche beweisen, daß man in Teutschland das Verhältniß der Herzoge zum Könige, so wie das Verhältniß der Vassallen zu den Herzogen und zum Könige noch gar wohl kannte, welche aber eben deßwegen ein desto häßlicheres Licht auf das gewöhnliche Verfahren der Vassallen werfen. „Wir wollen, so sprachen die Grafen, keineswegs läugnen, daß wir Euch Treue geschworen haben gegen Jedermann, nur nicht gegen Den, durch welchen wir Euch untergeben worden sind [13]. Wären wir Knechte unseres Königes und Kaisers, und Euch von diesem als Knechte eigenthümlich überlassen, so dürften wir uns nicht von Euch trennen. Aber wir sind freie Männer, und der höchste Schirmherr unserer Freiheit ist unser König und Kaiser. Wollten wir daher den König verlassen, so würden wir unsere Freiheit verlieren, die ein edeler Mann nur mit dem Leben aufgiebt. So lange ihr also nur von uns fordert, was gut und gerecht ist, so lange werden wir Euch gehorchen. Begehrt Ihr aber Etwas Anderes, so werden wir in freier Weise dahin zurückkehren, woher wir bedingter Weise zu Euch gekommen sind.»

Diese Erklärung öffnete dem Herzog Ernst die Augen. Freilich waren nicht Alle gleich gesinnet; Mehrere waren entschlossen, das Aeußerste zu wagen, entweder weil sie festhielten am gegebenen Wort, oder weil sie, beschuldiget, die Urheber der Empörung und die Verführer des jungen Fürsten zu sein, sich zu sehr vor dem Zorne des Kaisers fürchteten. Unter ih-

nen war der Graf Wernher von Kyburg der kühnste und wohl auch der edelste Mann [14]. Ernst aber, der Herzog, wußte wohl, daß die Waffen dieser wenigen Freunde ihn nicht zu schützen vermochten. Er sah den Abgrund, an dessen Rand er stand. Also that er das Letzte, das übrig zu bleiben schien: er unterwarf sich unbedinget der Gnade des Kaisers. Kunrad nahm die Unterwerfung an, hielt jedoch für gut, den widerspänstigen Jüngling als Gefangenen nach Sachsen in die Burg Gibichenstein abführen zu lassen. Und nun folgten die Anhänger des Herzoges fast alle dem Beispiele desselben. Sie unterwarfen sich dem Kaiser und erduldeten die Strafe, die über sie ausgesprochen wurde. Der Graf Welf wurde genöthiget, dem Bischofe Bruno allen Schaden zu ersetzen, den er ihm bei der Eroberung von Augsburg zugefüget hatte, und alsdann ins Elend zu gehen. Andere hatten Anderes zu leiden. Alle Burgen der Unterworfenen aber wurden zerstöret. Nur der Graf Wernher verschmähete, sich zu beugen. Er warf sich in sein festes Schloß Kyburg [15], und erwartete den Kaiser. Und bald erschien der Kaiser vor der Burg. Wernher vertheidigte sich drei Monate lang wider den Kaiser; und als seine Mittel sämmtlich erschöpfet waren, da überließ er seinen Feinden die Feste, und suchte sein Heil in der Flucht [16]. Auf solche Weise wurde Kunrad Herr im ganzen Allemannien.

Und der Erfolg in diesem Lande wirkte über die Gränzen desselben hinaus. Zu Basel fand sich der König Rudolf von Burgund ein, und bestätigte den Vertrag, den er, wahrscheinlich zu Rom, mit dem Kaiser geschlossen oder wenigstens verabredet hatte [17]. Und als der Kaiser hierauf den Rhein hinunter ging, da erschien auch sein Vetter und Mitbewerber um die teutsche Krone, der Herzog Kunrad, vor ihm, um seine Ergebenheit zu beweisen. Der Herzog hatte Nichts wider den Kaiser unternommen; aber er hatte in den Gegnern dessel-

ben die Hoffnung auf Sieg unterhalten; er hatte sie vielleicht auch aufgereizt und gefördert: deßwegen glaubte Kunrad, der Kaiser, ihn nicht ohne einige Züchtigung entlassen zu dürfen. Er hielt ihn einige Zeit in freier Haft, und ließ die Burgen zerstören, die er wider ihn, den Kaiser, angeleget hätte. Alsdann gab er ihm die Freiheit zurück und stellte ihn wieder her in seiner ganzen Ehre. Und nun waren nur noch zwei Männer von Bedeutung übrig, die vielleicht einigen Antheil an diesen Händeln gehabt hatten, der Bischof Werinher von Straßburg, und Gebehard, ein Jüngling, des Kaisers eigener Bruder. Den ersten schickte Kunrad, wahrscheinlich um ihn unschädlich zu machen, als Gesandten nach Konstantinopel; den Anderen nöthigte er, auf einer großen Synode von zwei und zwanzig Bischöfen, welche er noch in diesem Jahre zu Frankfurt hielt, die Waffen niederzulegen und das geistliche Gewand anzuthun [18]. Und mit diesem Vorgang endigte sich dieser Versuch gegen den Kaiser, wenn gleich der feindselige Geist nicht überall ausgerottet war, und noch mancher Same neuer Zwietracht im fruchtbaren Boden lag.

Der Kaiser erfreuete sich unverholen des Ausganges, und unterließ nicht, aus seinem raschen Sieg einen bleibenden Nutzen zu ziehen. Wer hätte in diesem Augenblick ihm zu widerstehen gewaget? Zum Osterfeste des Jahres ein Tausend und acht und zwanzig versammelte er die Fürsten des Reiches in Aachen; und mit Zustimmung derselben ließ er an diesem Fest, am Gedächtnißtage seiner Krönung als Kaiser, seinen Sohn Heinrich, der nunmehr eilf Jahr alt war, durch den Erzbischof Piligrin von Cöln, als König und als seinen Nachfolger im Reiche weihen und krönen, unter großer Feier und großer Fröhlichkeit. Und nun erfolgten ruhige Tage. Der Kaiser selbst zog im Reich umher, und der junge König Heinrich zog mit seinem Führer, dem Bischof Bruno von Augsburg, im Reich umher, und überall wurden Ordnung und Frieden gestiftet oder be=

festiget. Aber diese Tage verliefen schnell. Bald traten neue Unfälle ein. Wider die Polen mußte ein verderblicher, wider die Ungarn ein verdrießlicher Krieg geführet werden, und im Innern Teutschlands gingen Ereignisse vor, welche, wenn sie auch keine Gefahr brachten, doch in ihrer Art jammervoll waren und sehr schmerzlich ohne Zweifel für den Kaiser. Diese Dinge aber wirkten um so tiefer ein, da sie gleichzeitig Statt fanden und dadurch einen Zusammenhang gewannen, den sie im Ursprung und Zwecke keinesweges hatten.

Früher nämlich ist erzählet worden, daß Bolizlav, der Kühne, der König von Polen, seine früheren Entwürfe gegen Teutschland, im erweiterten Sinne, mit Trotz und Hohn wieder aufgenommen habe; daß er an der Ausführung dieser Entwürfe durch den Tod verhindert, und daß Mjesko, sein Sohn und Nachfolger, theils durch die Bewegung unterworfener Völker, theils durch das Streben seines Bruders Otto nach der Krone in Schwierigkeiten verwickelt worden sei, die desto größer zu sein scheinen, je weniger in dem neuen Könige von seines Vaters Geiste war. Zugleich ist angemerket worden, daß es dem Könige Kunrad ohne Zweifel gelungen sein würde, die Schmach zu rächen, welche von den Polen über Teutschland gebracht war, wenn er unter solchen Umständen eine starke Heerfahrt wider die Polen zu unternehmen vermocht hätte [19]. Die Verhältnisse des Königes und des Reiches jedoch machten ein solches Unternehmen unmöglich, und der günstige Augenblick ging unbenutzet vorüber. Nachdem inzwischen Lotharingien beruhiget, Frankreich geschrecket, Italien unterworfen, die Kaiserkrone gewonnen, Burgund gesichert, die Dänen befreundet und die Händel in Schwaben geschlichtet worden waren, scheinet Kunrad, der Kaiser, auf den Gedanken gekommen zu sein, nachzuholen, was versäumet war, nicht beachtend, daß sich in den letzten vier Jahren auch in Polen Manches verändert hatte. Im Jahr ein Tausend und

neun und zwanzig feierte Kunrad das Pfingstfest zu Merseburg [20]. Daselbst faßte er, mit Zustimmung der Fürsten aus Sachsen und Thüringen, den Entschluß, ein Heer wider die Polen zu führen. Der Aufruf fand Statt; der Tag wurde festgesetzet; zum Sammelplatz wurde Liezeke, oder Leizkau bei Magdeburg, bestimmet. Der Kaiser ließ seine Gemahlin in Merseburg zurück und stellte sich an die Spitze des Heeres. Aber die Fahrt war unglücklich. Der Kaiser ward hintergangen; er ward verrätherisch in unwegsame Gegenden, in Wüsten, Sümpfen, Wäldern, irre geführt, und langte endlich, selbst ermüdet und mit einem abgematteten Heere, vor der Stadt Budissin, oder Bautzen, an, wohin er nicht gewollt hatte [21]. Um nun doch Etwas zu thun, folgte er dem Rath einiger seiner Getreuen [22], und belagerte diese Stadt, die vormals schon zum Reiche der Teutschen gehöret hatte. Die Polen aber, die Bautzen besetzet hielten, leisteten einen so tapferen Widerstand, daß der Kaiser sich, nach großem Verluste, genöthiget sahe, die Belagerung aufzuheben und nach Sachsen zurück zukehren. Er setzte die Erneuerung des Unternehmens für das nächste Jahr fest.

Aber für dieses Jahr, ein Tausend und dreißig, ward ein anderer Krieg gegen den König Stephan von Ungarn nothwendig, den frommen Gründer des Christenthumes unter seinem Volke, den Schwager des Kaisers Heinrich's des Zweiten. Der Stoff zu diesem Kriege war längst gesammelt. Zwischen den Baiern und den Ungarn konnte keine Gemeinschaft sein. Sie hatten vormals zuviel von einander gelitten, als daß sie jetzt schon, nach so kurzer Zwischenzeit ein Herz für einander zu gewinnen vermocht hätten. Zwar hatten seit einiger Zeit friedliche und freundliche Verhältnisse zwischen den Baiern und den Ungarn bestanden; diese aber waren nur ein Werk der Fürsten gewesen, und hatten in den Völkern keine Wurzel geschlagen. So lange der fromme Kaiser Heinrich der

Zweite, welcher den König Stephan liebte und ehrte, und demselben gleich war in religiosen Gefühlen, auf dem teutschen Throne saß, so lange hielt das gute Vernehmen; nachdem aber dieser Kaiser Abschied vom Leben genommen hatte, trat die alte Gesinnung, wenn auch der König Stephan sich selbst gleich bleiben mochte, wenigstens in den Völkern von Neuem hervor. Es bedurfte nur einer Veranlassung, um beide Theile wieder zu den Waffen zu führen. Diese Veranlassung gab der Bischof Werinher von Straßburg.

Werinher nämlich war, wie erzählet worden ist, vom Kaiser Kunrad als Gesandter nach Konstantinopel geschickt. Der Bischof hatte seinen Weg nach Ungarn genommen, und hatte, wohl bekannt mit der frommen Gesinnung des Königes Stephan, diese Gesinnung eigennützig zu mißbrauchen gesucht. Er gab nämlich vor, ohne Zweifel um frei von Abgaben, ja auf Kosten des Königes durch das Land zu reisen, daß er als Pilger nach Jerusalem gehe, um seine Andacht zu pflegen. Dieses Vorgeben aber wurde durch seinen Aufzug Lügen gestraft. Denn er hatte ein großes Gefolge von Menschen; ein noch größeres von Thieren, von Pferden, Ochsen, Schafen, Schweinen; überdieß war er mit Allem reichlich ausgerüstet, was zur Bequemlichkeit und zum Genuß des Lebens gehöret. Der König Stephan untersagte ihm daher die Reise durch sein Reich, entweder im Unwillen über die Unverschämtheit, oder weil er, wegen der Lüge, Mißtrauen faßte, oder vielleicht auch, weil er es nicht für angemessen hielt, seinem Volke, das für die christliche Religion gewonnen werden sollte, die Ueppigkeit eines Priesters dieser Religion in der Nähe zu zeigen. Jedes Falles war er nicht zu bewegen, sein Verbot zurück zu nehmen; selbst nicht, als ihm bekannt wurde, daß der Bischof ein Gesandter des Kaisers sei. Werinher mußte nach Baiern zurück kehren und konnte seine Reise nur unter großen Schwierigkeiten über Venedig fortsetzen [23].

Dieser Vorgang nun regte die alte Erbitterung in den Baiern von Neuem auf; und da der Kaiser wohl auch seinen Unmuth über denselben beweisen mochte, so trug Albrecht, der Graf der baierischen Mark, Oesterreichs, kein Bedenken feindselig gegen die Ungarn zu verfahren. Stephan aber, der in seinem guten Rechte zu sein glaubte, der in diesen Feindseligkeiten vielleicht einen neuen Grund zum Mißtrauen gegen den Kaiser finden mochte, der sein Volk um so weniger in irdischer Hinsicht Kränkungen aussetzen durfte, je mehr er in geistigen, in religiosen Dingen demselben entgegen trat, Stephan glaubte Rache nehmen zu müssen für dieses ungerechte oder leichtsinnige Benehmen. Also brachen, auf seinen Befehl, große Scharen von Ungarn über die Gränze, richteten, in ihrer Weise, hier Verwüstungen an und dort, und setzten das ganze Herzogthum Baiern in Gefahr [24].

Das Herzogthum Baiern stand unmittelbar unter dem Kaiser, wegen der Unmündigkeit des Herzoges Heinrich. Seitdem dieser Heinrich, des Kaisers Sohn, zum König und Nachfolger im Reiche gekrönet worden war, hatte Kunrad in dem Herzogthume das Mittel zu finden gehofft, um den unseligen Zwist mit seinem Stiefsohne, dem Herzog Ernst von Schwaben, der noch in Gibichenstein gefangen saß, auf eine würdige Weise auszugleichen. Er wollte dem unglücklichen Jünglinge, dessen Schicksal ohne Zweifel am Herzen seiner geliebten Gemahlin nagte, so daß sein häusliches Leben durch dasselbe nicht selten getrübet werden mochte, dieses Herzogthum geben. Er scheinet gehoffet zu haben, daß diese Auskunft sowohl den Sohn als die Mutter befriedigen würde, während er selbst von dem Herzog Ernst Nichts mehr zu besorgen hätte, weil derselbe, auch wenn er durch die Erfahrung nicht belehret wäre, doch schwerlich unter den Baiern einen solchen Anhang finden würde, als er in Schwaben, in seiner Heimath, in dem Lande seiner Kindheit, gefunden hatte. In der That wurde, während der

Kaiser sich, vor dem Zuge wider die Polen, in Sachsen aufhielt, ein Vertrag zwischen ihm und dem jungen Herzog abgeschlossen, dessen Hauptbestimmung war, daß dem Herzog Ernst das Herzogthum Baiern ertheilet werden sollte [25]. Dieser Vertrag war jedoch, wahrscheinlich wegen der unglücklichen Fahrt gegen die Polen, noch nicht zur Ausführung gekommen. Und die neuen Verhältnisse, die inzwischen mit den Ungarn eingetreten waren, machten die Ausführung nunmehr, wenn nicht unmöglich, doch in jeglicher Hinsicht unrathsam. Vielmehr hielt der Kaiser für nothwendig, selbst unverzüglich mit einem großen Heere wider die Ungarn zu ziehen, um Baiern, um das Reich zu schirmen, und um zu verhüten, daß in den Ungarn die alte Raublust nicht noch ein Mal erwachte. Aber der Kaiser glaubte zugleich, daß er mit seinem Stiefsohne, dem Herzog Ernst, ein neues Abkommen treffen müßte, damit diese unglückliche Angelegenheit endlich beseitiget würde. Er entschloß sich also, dem Herzoge das Herzogthum Schwaben von Neuem zu verleihen, jedoch hielt er für nöthig, den jungen Fürsten gänzlich von jenen Männern zu trennen, auf welche derselbe sich früher am Festesten gestützet hatte. Und wohl mochte er hoffen, daß der Herzog, in dankbarer Anerkennung solcher Großmuth, keinen Anstand nehmen würde, sich von diesen Männern loszusagen, die ja leicht hingestellet werden konnten als die Verführer des Jünglinges, als die wahren Urheber und böswilligen Schürer alles Uebels. Aber der Kaiser kannte seinen Stiefsohn nicht; er stellte ihn unter das gemeine Maß der Fürsten; und deßwegen sah er sich, wie sich zeigen wird, auf das Schmerzlichste in seiner Rechnung betrogen.

Während des Winters nämlich traf der Kaiser die nöthigen Vorbereitungen zu dem Kriege wider die Ungarn. Aber schon im Monate Januar des Jahres ein Tausend und dreißig brachen die Polen zahlreich und mit Ungestüm in Teutschland ein.

Die glückliche Abwehr des Angriffes der Teutschen im vorigen Jahre hatte, wie es scheinet, das Ansehen des Königes Mjesko mächtig gefördert bei seinem Volke; sein Bruder Otto war, wahrscheinlich jetzt, genöthiget worden, vor ihm aus dem Lande zu fliehen; er konnte über die Macht der Polen gebieten, und diese bedurften zu einer räuberischen Fahrt gegen die verhaßten Teutschen keines besonderen Antriebes. Und ein zufälliger Umstand vermehrte noch die Gunst des Augenblickes für die Polen. Der Markgraf Thietmar nämlich starb gegen das Ende des vorigen Jahres, und durch den Tod dieses Mannes geriethen die Vertheidigungs-Anstalten in diesen Gegenden in Verwirrung. Die Polen scheinen daher bei ihrem Einbruche kaum einigen Widerstand gefunden zu haben; auch wurden sie von Teutschen geführet, welche, von irgend einer wilden Leidenschaft fortgerissen, dem Vaterlande, ja dem Christenthum entflohen, oder aus dem Vaterlande vertrieben waren, und, den Ingrimm in der Seele, zur Rache und zur Grausamkeit aufstachelten. Unter denselben ragte vor Allen Sigefried hervor, der Sohn des Markgrafen Odo, der Oheim des Grafen Esik (von Ballenstedt), welcher im Kloster zu Nienburg an der Saale, von seinem Vater gestiftet, Mönch gewesen war, nach des Vaters Tode aber das Mönchs-Gewand von sich geworfen, und seine Zuflucht zu den Polen genommen hatte, um im Heidenthum eine Entschädigung zu suchen für den Zwang der heiligen Mauern [26].

Mjesko ging über die Elbe, und seine Scharen verübten die fürchterlichsten Gräuel. Zwischen der Elbe und der Sale sollen mehr als hundert Ortschaften mit Feuer und Schwert vernichtet worden sein; fast zehen Tausend Menschen, Männer und Frauen, wurden, so wird erzählt, als Gefangene hinweg geschleppet. Den ehrwürdigen Bischof Liuzo von Brandenburg ließ Mjesko wie einen gemeinen Sklaven ergreifen. Weder Heiliges noch Gemeines wurde geschonet: religiose und edele

Frauen wurden ermordet; Schwangere mit dem Schwerte niedergehauen, oder mit der Lanze durchbohret; und selbst das höchste Alter, und selbst die zarte Kindheit rief kein Erbarmen auf in diesen wilden Menschen, und das Siechbette schreckte sie nicht zurück. Endlich, als alle Gräuel erschöpfet waren, zogen sie ab, entweder weil das Land wüste lag und sie mit Beute hinlänglich belastet waren, oder weil der tapfere Graf Theoderich sich nahete, um den Unthaten Einhalt zu thun [27].

Den Kaiser Kunrad mögen die Vorgänge, welche übrigens (zum Beweise, wie gering das Vertrauen war) dem Bischof Hildeward von Zeitz Veranlassung gaben, seinen Stuhl zu größerer Sicherheit nach Naumburg zu versetzen, tief geschmerzt und verdrossen haben. Aber er konnte dem Uebel weder abhelfen noch sogleich Rache für dasselbe nehmen. Die Polen waren abgezogen. Hätte er sich entschlossen, sie zu verfolgen, so würden die Ungarn das Herzogthum Baiern eben so sehr, und vielleicht noch weiter, verwüstet haben. Er überließ daher den Sachsen und Thüringern sich so gut zu helfen, als sie vermochten, und hielt fest an dem Vorsatze, wider die Ungarn ins Feld zu ziehen. Ehe er aber die Fahrt antrat, sollte die Sache seines Stiefsohnes geordnet werden, damit, bei dem öffentlichen Unglücke, wenigstens der häusliche Jammer zum Schweigen gebracht würde.

Der Kaiser feierte das Osterfest zu Ingelheim. Er gab dem Herzog Ernst die Freiheit und lud ihn ein nach Ingelheim. Der Herzog erschien. Alsobald gab ihm der Kaiser das Herzogthum Schwaben zurück, jedoch mit der Bedingung, daß er den Grafen Wernher von Kyburg, der sich noch immer nicht unterworfen hatte, wie einen Reichsfeind auf jegliche Weise verfolgen, und daß er, dieses zu wollen, mit einem Eide versprechen sollte [28].

Es ist nicht zu leugnen: der Kaiser mag, bei seiner Nach-

giebigkeit gegen seine Gemahlin, bei seiner Güte für den Stiefsohn, wohl geglaubet haben, daß diese Bedingung, wie schon bemerket wurde, billig, ja gering, und daß er zu derselben wohl berechtiget sei; und es ist eben so wenig zu leugnen, der Kaiser konnte, bei dem Unglück in Sachsen, bei der Gefahr in Baiern, Schwaben und Burgund keiner neuen Erschütterung aussetzen. Der Herzog Ernst aber, der das Gefühl der Ungerechtigkeit seines Stiefvaters in der Haft auf dem Gibichenstein genährt und gesteigert hatte, glaubte in dem Herzogthume Schwaben nur wieder zu erhalten, was ihm gehörte; sein Recht auf Burgund, von welchem gar nicht die Rede war, sollte er stillschweigend aufgeben; und einem Manne, der sich seiner Jugend angenommen, der für ihn gekämpfet, für ihn Alles verloren, für ihn ins Elend gegangen war und das Leben eines Landstreichers erwählet, und ihm unter allen Umständen die Treue gehalten hatte, einem solchen Manne, dem Grafen Wernher, sollte er nicht bloß entsagen, nein, er sollte ihn selbst verfolgen: das schien ihm eine harte, eine grausame, eine schandbare Zumuthung. Also verwarf er die Forderung des Kaisers [29], verließ den Hof desselben, und ergriff die Flucht, fest entschlossen, nöthiges Falles das Loos der Treuen treu zu theilen, und mit Wernher, dem Freunde, zu siegen oder unter zu gehen.

Diese Flucht des jungen Fürsten setzte den Kaiser in Verlegenheit, und die Kaiserin, des Herzoges Mutter in Verzweifelung. Zeit war nicht zu verlieren. Der Kaiser mußte in den Krieg gegen die Ungarn ziehen; aber die geliebte Gemahlin mochte er auch nicht zurück lassen ohne einigen Trost, und dem Herzog Ernst und seinen Freunden sollte unmöglich gemacht werden, gefährliche Unruhen zu erregen.

Unter solchen Umständen erklärte der Kaiser mit Zustimmung aller anwesenden Fürsten des Reiches den Herzog Ernst für einen Feind des gemeinen Wesens und sprach ihm das

Herzogthum Schwaben ab für ewige Zeiten. Dieses Herzogthum ertheilte er einem jüngeren Bruder des Herzoges Ernst, Hermann, und ernannte, bei der Jugend desselben, den Bischoff Warmann von Constanz zum Verweser des Landes [30]. Von den Bischöfen aber verlangte Kunrad, daß sie Ernst, den Reichsfeind, und alle seine Anhänger, deren Güter er, als Feinden der Gerechtigkeit und des Friedens, einzog, mit dem Fluche der Kirche belegen sollten. Die Bischöfe jedoch trugen Bedenken. Sie kannten das Ansehen der Kaiserin Gisela bei ihrem Gemahl, und fürchteten die Macht der mütterlichen Liebe für den Erstgeborenen. Gisela jedoch würdigte die Verhältnisse. Sie erkannte, daß ihr unglücklicher Sohn, Ernst, nicht zu retten sei, und daß das Schicksal mit allen ihren Kindern jammervoll endigen werde, wenn sie sich nicht fest an die Seite ihres Gemahles stellte. Also gab sie öffentlich und feierlich die Erklärung ab, daß sie, was auch ihrem übel berathenen Sohne begegnen möchte, niemals sein Unglück zu rächen suchen, und niemals eine übele Gesinnung gegen irgend Jemanden bewähren würde, der in dieser unseligen Sache mitgewirket habe. Nach dieser Erklärung sprachen die Bischöfe den Bann aus, wie der Kaiser begehret hatte. Hierauf verließ Kunrad diese Gegend, und begab sich zu dem Heere, das er wider die Ungarn zu führen beschlossen hatte [31].

Der Herzog Ernst aber, von Angst und Schmerz, von Zorn und Liebe, von edlen und unedlen Gefühlen durchdrungen, begab sich, nachdem er sich mit dem Grafen Wernher vereiniget hatte, begleitet von wenigen Getreuen, zuerst zu seinem Vetter, dem Grafen Odo von Champagne. Denselben bat er um Rath und Hülfe. Odo aber erkannte das Recht des Herzoges auf das burgundische Reich eben so wenig an, als der Kaiser. Er konnte und wollte daher die Sache desselben nicht zu seiner Sache machen, und wies des Herzoges Ansinnen zurück. Nach diesem mißlungenem Versuch aber blieb

dem ausgestoßenen, verlassenen Jüngling, der selbst von der eigenen Mutter aufgegeben war, Nichts übrig, als sein Schwert und die Treue seines Freundes Wernher, so wie der Wenigen, die ihr Schicksal an das Seinige geknüpfet hatten. Er kehrte in dieser Begleitung über den Rhein zurück, in das Land seiner Geburt, dessen Herzog er schon als Kind geworden war. Die kleine Gesellschaft verbarg sich in den unzugänglichsten Schluchten des Schwarzwaldes, und fristete durch Raub und Jagd ihr elendes Leben. Und als nun Bewaffnete ausgesendet wurden, um den Herzog und die Seinigen zu fangen, warf sich dieser in die Felsenburg Falkenstein, und belästigte von derselben aus, durch Noth gedränget, das Land. Die Burg war sicher, und ihre Bewohner konnten jedem Angriffe trotzen; aber der Mangel an Lebensmitteln für sich selbst und an Futter für ihre Pferde zwang sie, ihre Streifereien immer weiter auszudehnen. Nun erhielt der Graf Manegold, welcher von der Abtei Reichenau ein großes Lehen hatte [32], durch den Verweser des Herzogthumes Schwaben, den Bischof Warmann, den Auftrag, den Herzog Ernst und seine Genossen auf dem Falkenstein zu beobachten, ihnen die Streifereien in die Umgegend zu verwehren, und die Burg von allen Seiten enger und enger einzuschließen. Bald gelang diesem Grafen, den Unglücklichen durch List die schönen Pferde von der Weide hinweg zu fangen, auf welche sie sich verlassen hatten bei ihren abenteuerlichen Zügen. Dieser Verlust war unersetzlich. Ernst, Wernher, Alle erkannten, daß ihnen nunmehr keine andere Wahl bleibe, als der Tod im Kampfe, als der Tod durch Hunger, oder eine feige Ergebung in die Gnade des Kaisers, die auch nur zum Tode, zur Gefangenschaft, zur Verbannung führen konnte. Und die Wahl ward ihnen nicht schwer. Nachdem sie sich Pferde, obgleich schlechte, wieder verschaffet hatten, verließen sie, am Siebenzehenten August's, die Burg und den Wald. Daselbst trafen sie zusammen mit dem

Grafen Manegold und seinen Mannen, Wenige mit Vielen. Alsobald der Angriff. Der Kampf war gräßlich. Manegold und seine Krieger stritten, wie tapfere Männer, für Ehre, Ruhm und Lohn; Ernst und seine Genossen stritten wie Helden, die sich dem Tode geweihet hatten, mit der Wuth der Verzweifelung, für Leben, Rettung oder ein rasches Ende. Manegold fiel und viele der Seinigen mit ihm; und der Herzog Ernst, der Niemanden schonte und von Niemandem geschonet ward, fand, mit vielen Wunden bedecket, den Tod, den er suchte; und sein Freund Wernher fand neben ihm den Tod, und der Kampf endigte erst, als alle seine Anhänger gefallen waren bis auf den letzten Mann.

Niemand wird leugnen: der Herzog Ernst von Schwaben war im Unrecht; er hatte sich wenigstens in einen so grellen Widerspruch zur Welt und zur gesellschaftlichen Ordnung in seinem Vaterlande gestellet, daß er zu Grunde gehen mußte. Deßwegen ward auch der Kaiser nicht getadelt, weil er das Härteste gegen ihn angeordnet hatte, und in Gisela, der Kaiserin, wurde die Stärke der Seele bewundert, mit welcher sie das edelste Gefühl in der weiblichen Brust, die Mutterliebe, niedergehalten und den unglücklichen Sohn seinem Schicksal überlassen hatte [33]. Aber Niemand wird auch leugnen: der Herzog Ernst war fest überzeuget von der Gerechtigkeit seiner Sache und selbst in seiner Halsstarrigkeit offenbarte sich eine hohe Gesinnung. Darum hat auch der Opfertod eines jungen Fürsten, der ein Herzogthum, der die Ehren der Welt, der Alles, was das Leben Glänzendes darbot, hingab, um nicht zum Verräther an einem Freunde zu werden, welcher seine Sache ergriffen, und mit ihm, wie zu leben, so zu sterben sich bereit gezeiget hatte, dieser Opfertod hat allgemeine Theilnahme gefunden bei seinen Zeitgenossen, wie bei späteren Menschen-Geschlechtern. Der Bann der Kirche, der ihn getroffen hatte, ward aufgehoben; sein Leich-

nam ward beigesetzt in der Kirche der heiligen Jungfrau zu Constanz. Sein Edelmuth aber, sein Heldensinn, sein Unglück und die unverbrüchliche Treue zwischen ihm und seinem Freunde, dem Grafen Wernher, sind ein würdiger Gegenstand des Gesanges geblieben bis auf unsere Tage, acht hundert Jahre herab.

Fünftes Capitel.

Krieg mit den Ungarn und Friede mit den Polen. Händel mit den Böhmen und Kämpfe mit den Liutizen. Die Vereinigung des Reiches Burgund mit dem teutschen Reiche.

J. 1030 — 1035.

Während dieser, theils abenteuerlicher, theils blutiger Vorgänge im Schwarzwalde, hatte der Kaiser den Krieg gegen die Ungarn begonnen, von dessen Ursachen gesprochen worden ist. Aber einen anderen Erfolg, als einen leidlichen Frieden, konnte er selbst mit dem Kriege, wenn er sein Auge auf das nördliche Teutschland und auf die Polen warf, kaum erstreben. Je schneller dieser Friede gewonnen wurde, desto erfreulicher mußte derselbe für den Kaiser sein. Deßwegen, um den König der Ungarn, Stephan, zu schrecken, drang der Kaiser mit Ungestüm in Ungarn ein bis zur Raab, und sprach gegen die Ungarn eine heftige, drohende, verachtende Sprache. Zu gleicher Zeit fiel, ohne Zweifel auf die Aufforderung des Kaisers, Brezislav, der Fürst von Mähren, ein Sohn des Herzoges Othelrik von Böhmen [1], mit großen Scharen und noch größerer

Kühnheit in Ungarn ein, gegen den Willen seines Vaters, welcher, wenn er auch nicht mehr die Treue verletzte, doch den Teutschen abhold war.

Vor diesem zwiefachen Angriff nun erschrak der König Stephan allerdings, wie Kunrad erwartet hatte; aber der Schreck brachte ihn nicht, wie Kunrad gleichfalls erwartet hatte, zu solcher Verzagtheit, daß er sich mit der Bitte um Frieden an den stolzen Kaiser gewendet hätte, von welchem ein ungerechter Krieg wider ihn erreget worden war. Sein frommer Glaube verließ ihn nicht auch in solcher Noth. Er ordnete Fast- und Bet-Tage an in seinem Reiche, um von dem Herrn, dem seine Seele trauete, Hülfe gegen den Feind und Schutz für sein Volk zu erflehen. Und sein Glaube betrog ihn nicht. Indem seine Ungarn zurück gingen, ließen sie nur eine Wüste hinter sich. Das teutsche Heer fand Nichts, als Wälder, Flüsse und ödes Land [2]. Davor erschrak nun von seiner Seite der Kaiser, und, ohne Zweifel, um so stärker, da auch der Herzog Othelrik von Böhmen seinem Sohne den Befehl gab, nicht gegen die Ungarn zu kämpfen. Für ihn war bei dieser Lage der Dinge ein leidliches Abkommen mit Stephan ein größeres Bedürfniß, als für diesen König. Und dieses Abkommen wurde gewonnen; aber es ist uns eben so wenig glaubhaft überliefert worden, wie dasselbe zu Stande gekommen sei, als, worinn es bestanden habe. Es scheinet jedoch, daß der Kaiser, wohl einsehend, daß durch ihn kein Friede abgeschlossen werden konnte, weil Stephan den Antrag nicht machte und er denselben nicht machen zu dürfen glaubte, sich entfernt und die Ausgleichung der Sache in gewandte priesterliche Hände geleget habe, im Besondern in die Hand des Bischofes Egilbert von Freisingen, der früher, unter Heinrich dem Zweiten, Canzler gewesen, jetzt aber, seit dem Tode des Bischofes Bruno von Augsburg [3], Führer des jungen Königes Heinrich war, des kaiserlichen Sohnes. Denn also

wird erzählet: „der Kaiser, außer Stande in das Innere des ungarischen Reiches einzudringen, rächte die erduldete Beleidigung durch Raub und Brand an den Gränzen schwer genug, und kehrte dann zurück, um zu bequemerer Zeit das Angefangene zu vollenden. Sein Sohn aber, der König Heinrich, noch ein Knäblein, welches dem Bischof Egilbert von Freisingen anvertrauet war, nahm eine Gesandschaft des Königes Stephan an, der um Frieden bat. Heinrich bewilligte den Frieden ohne Wissen seines Vaters, lediglich auf den Rath der Fürsten des Reiches. Und es war gewiß gerecht und weise, daß er einen ungerechter Weise gekränkten König, der doch freiwillig um Gnade bat, zum Freund aufnahm". Und mit diesen Angaben endigen die Nachrichten von dem Kriege des Kaisers Kunrad gegen Stephan, den König von Ungarn [4].

Jedes Falles machte der Friede mit den Ungarn, auf wessen Antrag und in welcher Weise er auch zu Stande gekommen sein mag, dem Kaiser möglich, endlich auch gegen die Polen aufzutreten, um das Reich wider dieselben zu schützen und an denselben zu rächen. Und dieses Unternehmen war von einem großen Erfolg begleitet; aber freilich verdankte Kunrad diesen Erfolg größtes Theiles den unglücklichen Zerwürfnissen Polens und nur zum geringsten Theile seiner eigenen Macht und seiner eigenen That. Mjesko's Bruder, Otto, nämlich, war zu den Russen, den alten Feinden der Polen, geflüchtet [5]. Von hier aus wandte er sich an den Kaiser, und versprach seine Unterwerfung unter die Hoheit des teutschen Reiches, wenn der Kaiser ein Unternehmen unterstützen wollte, welches er vorhätte, und wenn er durch diesen gemeinschaftlichen Angriff auf Mjesko zur Herrschaft in Polen gelanget wäre. Der Kaiser ging auf diesen Antrag ein, aber unverkennbar entschlossen, selbst Nichts Großes aufzubieten, sondern nur den Bürgerkrieg unter den Polen zu entzünden, zu nähren, zu benutzen. Also begab er sich nach Sachsen; und im Herbste

des Jahres ein Tausend und ein und dreißig, rückte er mit einem kleinen Heer, aus Sachsen bestehend [6], in das Land zwischen der Elbe und der Oder ein, das von den Polen besetzet war. Zu gleicher Zeit brach Otto von der andern Seite, in Polen vor, und sein Erscheinen unter den Polen scheint eine große Bewegung veranlaßt zu haben: denn Mjesko war als Fürst, wegen seiner gewaltthätigen Herrschaft allgemein gehaßt, und gleich verachtet als Mensch wegen seines unsittlichen Lebens. Im Anfange machte daher der Kaiser keine Fortschritte und konnte sie nicht machen wegen seiner geringen Macht. Als aber die Folgen von dem Einbruche des Fürsten Otto in Polen sich immer gefährlicher zu entwickeln begannen: da erkannte der König Mjesko, daß er nur dann noch einige Hoffnung habe zu bestehen, wenn er eine Ausgleichung mit Einem seiner Feinde, mit dem Kaiser, zu Stande zu bringen vermöchte. Er wandte sich an denselben; und Kunrad trug kein Bedenken, unbekümmert um seinen Verbündeten, einen Frieden einzugehen. Mjesko gab das Land Liusizi, etwa die Ober-Lausitz, das von Bolizlav erobert worden war, an das Reich zurück, so wie einige Städte außerhalb dieses Landes; auch mußte die Beute, ohne Zweifel an Menschen und Dingen, theils zurück gegeben, theils ersetzet werden, welche die Polen in den letzten Jahren innerhalb der Gränzen des Reiches gemacht hatten. Aber den König Mjesko rettete dieser Friede nicht. Einen einzigen Monat nach dem Abschlusse desselben sah er sich genöthiget vor seinem Bruder und den empörten Polen die Flucht zu ergreifen. Er begab sich nach Böhmen zu dem Herzog Othelrik, der sich selbst gegen den Kaiser, während des Krieges gegen die Ungarn treulos bewiesen hatte. Der neue Fürst der Polen aber, Otto, welcher übrigens weder als Fürst noch als Mensch besser gewesen zu sein scheint, als Mjesko; schickte alsobald die königliche Krone und die übrigen Zeichen der königlichen Würde an den Kaiser,

obgleich Kunrad sich um ihn nicht bekümmert hatte, und versprach ihm in Demuth unterwürfig zu sein [7].

Diese Vorgänge machten den Herzog Othelrik von Böhmen besorgt. Er fürchtete, der Kaiser möge nunmehr seine Waffen wider ihn wenden, um ihn zu züchtigen für seine Zweideutigkeit oder Treulosigkeit. Daher machte auch er einen Versuch, die Gunst des Kaisers wieder zu erlangen. Er erbot sich, ihm den König Mjesko auszuliefern, welcher als Schutzflehender zu ihm gekommen war. Diesen Antrag, ohne Scham und Ehre, wies der Kaiser zurück. „Ich will, sprach er, vom Feinde nicht den Feind erkaufen [8].“ Das Wort ist bewundert worden; indeß ist kaum einzusehen, was der Kaiser mit dem Besitz eines Mannes gewonnen haben könnte, der nunmehr ohne Land und Leute war, und dessen Feindschaft eben deßwegen nicht mehr furchtbar zu sein schien. Aber die Dinge nahmen schnell eine neue, unerwartete Wendung.

Otto nämlich, der neue Fürst der Polen, ward ermordet: durch einen Vertraueten, heißt es von der einen Seite; wegen seiner unmenschlichen Grausamkeit, durch Veranstaltung seiner Brüder, von der andern Seite. Jene Angabe jedoch läßt Alles ungewiß, und zur Ausübung von unmenschlicher Grausamkeit hatte Otto noch kaum die nöthige Zeit gehabt. Vielleicht aber hatte er sich den Haß seines Volkes, welches so eben erst für ihn aufgestanden war und seinen Bruder aus dem Lande zu fliehen gezwungen hatte, dadurch zugezogen, daß er sich erlaubt, Krone und Zepter an den Kaiser, den König der verhaßten Teutschen zu senden, um sich und sein Volk diesem Fremdlinge zu unterwerfen. Diese Vermuthung, welche auf dem nicht zu bezweifelnden Nationalgefühle der Polen ruhet, scheinet auch durch den Umstand bestätiget zu werden, daß Mjesko es nicht nur wagen durfte, sogleich nach Otto's Tode zu seinem Volke zurück zu kehren, sondern daß er auch die höchste Ge-

walt von Neuem übernehmen konnte. Aber Mjesko war nicht Derselbe mehr; seine Kraft war gebrochen; sein Glaube an das Glück war vernichtet. Auch er glaubte außer Stande zu sein, noch einen Krieg mit dem Kaiser zu bestehen, welcher, in Sachsen verweilend, diesen Krieg vorzubereiten schien. Deßwegen suchte er, auf jegliche Weise, im Besondern durch Gisela, die Kaiserin, des Kaisers Gunst zu gewinnen [9]. Und Kunrad, dessen Seele nach dem Süden gerichtet blieb, konnte auch eben nicht wünschen, daß die unseligen Kämpfe in diesen verwüsteten und unglücklichen Ländern fortdauerten. Also war er einer ehrenvollen Ausgleichung, wie jetzt erreichbar zu sein schien, keinesweges abgeneiget. Man ward einig. Im Monat Juli des Jahres ein Tausend und zwei und dreißig erschien Mjesko am Hoflager des Kaisers zu Merseburg. Er wurde freundlich aufgenommen, und das Abkommen, das von beiden Seiten gewünschet wurde, kam wirklich zu Stande.

Aber es ist schwer zu sagen, welche Bestimmungen dasselbe eigenlich enthalten habe. Es wird versichert, Mjesko habe sich dem Kaiser unterworfen, und sich zu einem Tribute verbindlich gemacht, und es wird auch versichert, bald, der Kaiser habe die Provinz der Polen, bald, er habe das Reich, das Mjesko allein inne gehabt hatte, in zwei oder drei Theile getheilt und dem Mjesko nur einen Theil gelassen, den anderen Theil aber, oder die beiden anderen Theile an einen anderen oder an zwei andere Fürsten gegeben, um die Macht des Volkes zu schwächen [10]. Aber diese Versicherungen sind so allgemein gehalten und so unbestimmt ausgesprochen, daß sie, auch ohne die Widersprüche, welche sich in denselben darbieten, Zweifel erregen würden. Nach der Lage der Dinge ist keinesweges wahrscheinlich, daß Mjesko sich als Fürst der Polen dem teutschen König unterworfen, und ganz Polen zu einem Lehen des teutschen Reiches gemacht habe; und eben so wenig ist wahrscheinlich, daß man dem Kaiser, der weder

eine Schlacht gegen die Polen gewonnen, noch das Land besetzet hatte, der vielmehr gar nicht nach Polen gekommen war, das Recht zugestanden haben sollte, ganz Polen in zwei oder drei Theile zu theilen, und diese Theile willkührlich zu verleihen; vielmehr möchte man glauben, daß nur von den Ländern zwischen der Elbe und der Oder, und vielleicht auch jenseits der Oder, die Rede sei, welche, vormals von den Teutschen erobert, unter die Hoheit des teutschen Reiches gestellet gewesen, welche auch unter dieser Hoheit den Fürsten der Polen überlassen, aber von Bolizlav für unabhängig vom teutschen Reich erkläret waren: diese Länder wurden von Neuem unter die Hoheit des Reiches gestellt, in zwei oder drei Theile getheilt und die Theilfürsten derselben, zu welchen Mjesko selbst gehörte, unterwarfen sich dem Kaiser. Im Uebrigen ist die Sache darum von geringer Bedeutung, weil die neue Einrichtung nur kurze Zeit bestanden, und Mjesko bald wieder einiger Herr in allen diesen Ländern geworden ist [11]. Das wichtigste und erfreulichste Ergebniß aus allen jenen unglückseligen Verwirrungen aber zwischen den Teutschen und den Polen, welche Verwirrungen bisher erzählet worden sind, bestand darin, daß von nun an lange Zeit hindurch Ruhe blieb, und daß sich Teutschland an dieser Seite der Sicherheit erfreuete, deren es bedurfte, wenn nicht die Länder von der Oder bis zur Elbe, und herüber bis zur Mulde, bis zur Sale gänzlich eröden und selbst die Keime einer besseren Zukunft verlieren sollten. Die Teutschen gaben den Gedanken, Eroberungen über die Oder hinaus zu machen, auf, und im Lande der Polen war eine so reiche Saat innerer Zwietracht ausgeworfen, daß auch sie nicht versucht werden konnten, durch Kriege mit den Teutschen Ruhm oder Beute zu erstreben.

Der Kaiser Kunrad aber, als er diesen Frieden mit den Polen erreichet hatte, scheint entschlossen gewesen zu sein, die glücklichen Ereignisse zu benutzen, um auch die Zwiste zu be-

endigen, die noch zwischen dem Reiche und anderen slavischen Völkern bestanden. Er wollte den Herzog Othelrik von Böhmen züchtigen, und die Liutizen zur Unterwerfung nöthigen.

Othelrik nämlich hatte seine feindselige Gesinnung von Neuem gezeigt und des Kaisers Zorn schwer gereizet. Kunrad hatte ihn zu demselben Hoflager nach Merseburg gerufen, an welchem Mjesko seine Unterwürfigkeit erklärte; er aber, den Ruf verachtend, war nicht erschienen.

Was hingegen die Liutizen betrifft, so ist allerdings schwer, vielleicht unmöglich, die Geschichte der slavischen Völker in den nördlichen Gegenden auch nur einiger Maßen aufzuklären. Die Ueberlieferungen sind zu arm, die Andeutungen zu abgerissen. Früher war mit dem Namen Liutizen ein eigenes nördliches Volk bezeichnet, das etwa in Pommern wohnte. Jetzt aber kann man kaum umhin anzunehmen, daß dieser Name gar oft für alle slavische Völker gebraucht worden sei, die sich unabhängig vom teutschen Reich erhielten. Vielleicht war derselbe so berühmt geworden, seitdem die Liutizen oder Luitizen Veranlassung zu dem großen und gräßlichen Aufstande slavischer Völker gegen die teutsche Herrschaft und gegen die christliche Geistlichkeit gegeben hatten, dessen früher in diesem Werke gedacht worden ist [12]; und vielleicht erkläret sich auch hieraus, warum die Liutizen immer als heidnische Slaven angesehen werden [13]. Jener Aufstand war allerdings gelähmt in seinem Laufe; die Teutschen waren auch wieder weithin vorgedrungen in die slavischen Länder; aber wirklich überwunden und zur Unterwürfigkeit gebracht waren wohl nur die Wagrier und die Abodriten. Mit den übrigen Völkern, die nunmehr Liutizen genannt zu werden pflegten, ging der Krieg fort, und zog sich zäh und langsam weiter zu gegenseitigem Unglücke. Vielleicht hatten die Einfälle der Polen in die teutschen Marken auch ihren Einfluß auf diesen Krieg geübt, ohne

daß dieser Einfluß von den Teutschen benutzet worden wäre. In den letzten Zeiten aber hatten die Slaven, Liutizen genannt, das Ufer der Elbe wieder gewonnen; sie setzten nunmehr, bald oberhalb der Mündung der Havel, bald unterhalb, über diesen Strom, und verbreiteten Unglück und Verderben in Sachsen. Diesem Jammer abzuhelfen, nahm der Kaiser eine Stellung bei Werben, und rüstete zu einer Fahrt in das Land der Liutizen hinein.

Während dieser Rüstung wurden ihm die Krone des burgundischen Reiches und die übrigen Zeichen der königlichen Würde mit der Nachricht überbracht, daß Rudolf, der letzte König der Burgundier, am Sechsten Septembers gestorben sei [14]. Diese Nachricht, zwar nicht unerwartet, jedoch überraschend, veranlaßte den Kaiser, seine Entwürfe theils aufzuschieben, theils zu verändern: denn er wußte wohl, daß er mit der Krone des Reiches Burgund noch keinesweges das Reich selbst erhalten hatte, und daß er nicht lange fehlen durfte, wenn er nicht den Preis vieler öffentlichen Leiden und großes häusliches Unglückes in dem Augenblicke des Empfanges fremder Gewalt bloß stellen wollte. In der That eilte er nach dem südlichen Teutschland, nahm seinen Aufenthalt in Straßburg, und versammelte hier ein Heer um sich, mit welchem er, der späten Jahreszeit ungeachtet, nach Burgund zu ziehen gedachte. Aber das neue Jahr ein Tausend und drei und dreißig kam heran, ehe es ihm möglich war, dieses Heer zu vereinigen; und diese Zwischenzeit dauerte lange genug, um Manches zu verändern in der Lage der Dinge.

Odo nämlich, der Graf von Champagne, von welchem früher die Rede gewesen ist, drang mit einer tüchtigen Macht in Burgund ein, das er wie sein Erbe anzusehen gewohnt war. Und er brachte einen bedeutenden Theil des Landes in seine Gewalt. Er bemächtigte sich der Festungen Neuburg und Murten [15], legte starke Besatzungen hinein, und machte

sich zum Meister mehrerer Städte, bald mit Gewalt und bald mit List. Aber die günstige Aufnahme, welche er bei allen Burgundiern zu finden gehoffet hatte, fand er keineswegs: denn die Reihe von Jahren, welche zwischen Heinrich's des Zweiten erster Verhandlung mit Rudolf und dem Tode dieses Königes lagen, hatten ihre Wirkung auf die Gemüther der Menschen nicht verfehlt, und Uneinigkeit und Ungewißheit waren an die Stelle der ersten Zuversicht getreten. Deßwegen trug wohl auch der Graf Odo, obgleich ein entschlossener und kühner Mann, Bedenken, den letzten Schritt zu thun. Er nahm nicht die königliche Würde an. Und wenn es wahr ist, daß er oftmals gesaget habe: seine Absicht sei nicht, König zu werden, sondern Statthalter des Königes [16], so möchte man ja wohl glauben, daß er sich nur deßwegen in Burgund festgesetzet habe, um den Kaiser zu einem Abkommen zu nöthigen, durch welches er wenigstens die Verwaltung des Landes erhielte, während dem Kaiser die Hoheit verbliebe. Er mochte glauben, daß der Gang menschlicher Dinge ihm früher oder später eine Gelegenheit darbieten würde, Verhältnisse, die auf solche Weise geordnet wären, weiter zu benutzen, um endlich sein Recht auf Burgund im ganzen Umfange geltend zu machen. Aber seine Entwürfe scheiterten allzumal, mögen sie von dieser Art gewesen sein, oder von anderer.

Im Monat Januar brach der Kaiser von Straßburg auf, und zog über Basel nach Solothurn in Burgund hinein. Er fand nirgends Widerstand. In Peterlingen [17] versammelten sich um ihn die großen und kleinen Vassallen des Landes, so weit dasselbe nicht von Odo besetzet war, und begrüßten und krönten ihn am Zweiten Februars [18] zum Könige von Burgund. Dieser glückliche Anfang erregte in dem Kaiser die Hoffnung, Alles schnell und auf ein Mal zu vollenden. Die strenge Kälte des Winters nicht achtend, führte er sein Heer weiter und unternahm die Belagerung der beiden

Festen, die dem Grafen Odo zum Anhalte dienten, Murten und Neuburg. Aber es war ein zu tollkühnes Unternehmen; der Frost lähmte jegliche Kraft; Jünglinge und Greise sahen sich, gleichmäßig in Eis gehüllt, einander gleich; Menschen und Thiere stürzten hin vor Erstarrung. Kunrad mußte sein Heer nach Zürich zurück führen, wenn es nicht gänzlich zu Grunde gehen sollte. Verdrießlich über diesen Aufenthalt, obwohl mehrere Vasallen aus dem Theile des Landes, den Odo besetzet hatte, mit Rudolf's Wittwe, nicht ohne Gefahr nach Zürich kamen, und ihm Treue gelobten, beschloß er, bei dem Eintreten der milderen Jahreszeit dem Baume die Axt an die Wurzel zu legen, und den Grafen Odo in seinen Erbbesitzungen anzugreifen. Und um durch einen solchen Angriff nicht mit dem Könige von Frankreich in übele Verhältnisse zu gerathen, benutzte er die Winterszeit, um diesen König zu beruhigen und zu gewinnen. König von Frankreich aber war zu dieser Zeit Heinrich der Erste, Robert's Sohn, Hugo Capet's Enkel. Dieser, ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren, hatte Nichts als seine Jugend: er war ohne Willen und Kraft, ohne Lust und That. Aber gegen den Grafen Odo hegte er einigen Haß, weil derselbe die Partei seiner Mutter genommen, die ihn vom Throne zu entfernen gesucht hatte, um seinen jüngern Bruder, Robert, hinauf zu setzen. Um so leichter ward er durch den Abt Poppo von Stablo zu einer freundschaftlichen Verbindung mit dem Kaiser bewogen, zumal, da Kunrad ihm seine sehr schöne Tochter [19], Mathilde, sobald sie heran gewachsen wäre, zur Gemahlin versprach [20]. Und nun brach der Kaiser, unerwartet und ungehindert, in die Ebenen der Champagne ein, während der Graf dieses Landes in Burgund's Gebirgen die Mittel vorbereitete, mit welchen er den Angriffen der Teutschen begegnen zu können hoffte. Odo erschrack über diesen Einbruch des Kaisers in sein erbliches Land. Die Teutschen verheerten dasselbe furchtbar, und

er war nicht im Stande zu helfen. Um nun zuvörderst diesen Jammer zu endigen, und um Zeit zu gewinnen für bessere Vertheidigungs-Anstalten, begab er sich zum Kaiser, erschien vor demselben in Demuth und versprach, was zu halten keinesweges in seiner Absicht lag: Burgund zu räumen und dem Kaiser jegliche Genugthuung zu gewähren. Es ist ungewiß, ob Kunrad sich von dem Grafen Odo hintergehen ließ; ob derselbe nur gewünschet habe, den Burgundiern Gelegenheit zu geben, ihre Leidenschaften, damit er sie beruhigen möge, zu offenbaren, und ihre Parteiung auszubilden, damit er seine Freunde kennen lernte und seine Feinde; oder ob er, von anderen Verhältnissen beunruhiget, diese Angelegenheit so schnell als möglich zu beendigen gewünschet habe: gewiß aber ist, der Kaiser genehmigte Odo's Anerbieten, empfing von demselben einen Eid, daß er Alles erfüllen würde, ließ sich Geißeln stellen und kehrte alsdann über den Rhein zurück, ehe sein Gegner das burgundische Reich geräumet hatte.

Er eilte hierhin und dorthin, um, soviel er vermochte, zu schirmen und zu ordnen. Was ihm aber am Meisten am Herzen lag, war von der einen Seite der verderbliche Krieg zwischen den Sachsen und den Liutizen, welche er im vorigen Jahre kaum gesehen, für welchen er aber Nichts zu thun vermocht hatte, und von der andern Seite der Trotz, mit welchem Othelrik, Herzog von Böhmen, seinem kaiserlichen und königlichen Ansehen entgegen getreten war. Kunrad begab sich daher von Neuem selbst nach Werben, theils wohl um den Zustand der Dinge mit eigenen Augen zu sehen, theils wohl auch, um Werben stärker befestigen zu lassen [21], damit diese Burg, bis im nächsten Frühlinge die beabsichtigte Heerfahrt unternommen werden könnte, einigen Schutz gewähren möchte; wider Othelrik hingegen ließ er wahrscheinlich Rüstungen betreiben, um ihn noch in diesem Jahr anzugreifen. Der Herzog von Böhmen aber, von dem Glücke des Kaisers in

Burgund überraschet und von den Rüstungen desselben betroffen, glaubte den alten Trotz nicht weiter treiben zu dürfen. In der Hoffnung, daß es ihm gelingen würde, durch Unterwürfigkeit den Zorn des Kaisers zu besänftigen, verließ er sein Land, kam nach Teutschland, und erschien in Werben. Allein er sahe sich in seiner Hoffnung schwer getäuschet. Der Kaiser stellte ihn vor Gericht; und von diesem Gerichte des Verrathes überführet, ward er ins Elend geschickt [22]. Auf solche Weise wurde das Eine, wie es schien, erreichet, das der Kaiser zu erreichen gewünschet hatte. Wider die Liutizen hingegen mußte der Krieg noch ein Mal verschoben werden.

Der Graf Odo von Champagne nämlich mißbrauchte das Vertrauen des Kaisers. Nach dem Abzuge desselben aus seinen Erblanden, verließ er den Theil des Königreiches Burgund, der schon in seiner Hand war, keinesweges, sondern suchte sich noch mehr zu befestigen; ja es scheint auch, daß er in dem anderen Theile, dessen Huldigung Kunrad schon empfangen hatte, durch List, Ränke und jegliche Kunst einen Abfall von dem Kaiser vorzubereiten gesuchet habe. Dieser Treulosigkeit glaubte der Kaiser so schnell als kräftig entgegen treten zu müssen, um die burgundische Sache endlich zu Ende zu bringen. Deßwegen verschob er das Unternehmen gegen die Liutizen, und bot für den Frühling des folgenden Jahres, ein Tausend und vier und dreißig, zwei Heere auf, welche von zwei Seiten in Burgund eindringen sollten. Mit dem einen dieser Heere, aus Baiern und Allemannen bestehend, drang er selbst von Teutschland aus in Burgund hinein; das andere, im obern Italien gebildet, den Erzbischof Heribert von Mailand, dessen schon wiederholt gedacht worden, und den mächtigen Markgrafen Bonifacius von Tuscien, welchen der Kaiser zu dieser Würde erhoben hatte, an der Spitze, zog durch das Thal von Aosta herauf, und weiter über den ewigen Schnee des großen Bernhard, bis dasselbe, unter Leitung des

Grafen Hubert von Maurienne [23], glücklich die Ufer des Rhodan erreichte. Wo der Kaiser erschien, da ward er als Herr und König begrüßet; die Städte öffneten die Thore; die Burgen fielen. Nur Murten hielt, das Odo mit seinen tüchtigsten Kriegern besetzet hatte. In Genf vereinigte sich das italische Heer mit dem teutschen. Und nun entflohen auch aus dem westlichen Theile des Landes die Anhänger Odo's allzumal, wie er selbst entflohen war [24]; und wo Widerstand versucht wurde, war derselbe weder von Dauer noch von Erfolg. Dagegen eilten die Fürsten und Herren des Landes herbei, um sich der Macht und dem Glücke zu unterwerfen. Kunrad trat unter sie, die burgundische Krone auf dem Haupt, und empfing ihre Huldigung und den Eid ihrer Treue [25]. Für überflüssig jedoch hielt er nicht, der Treue ein festeres Band zu geben, als die Schwüre dieser Herren, deren sie sich eben so selten weigerten, als sie ihrer eingedenk zu sein pflegten [26]: er ließ sich eine Anzahl der bedeutendsten Männer ausliefern zum Unterpfande für die Aufrichtigkeit des Versprechens. Und als hierauf der Markgraf Bonifacius auch die Burg Murten gebrochen und die Besatzung zu Gefangenen gemacht hatte, da bekannte sich ganz Burgund zum Namen des Kaisers und des Königes der Teutschen, so daß Kunrad nunmehr dieses Werk wohl als vollendet betrachten und die vierte Krone als befestigt auf seinem Haupt ansehen durfte.

Auf diese Weise kam das gesammte Hochgebirg, welches die Natur als ewige Gränzscheide dreier großen Länder aufgeworfen zu haben scheinet, sowohl um die Entwickelung der Eigenthümlichkeit der Völker zu fördern, ohne welche keine ächte Bildung möglich ist, als um den Verkehr der Menschen, durch die Pflege großer Flüsse, zu erleichtern, an das teutsche Reich. Die Gränze des teutschen Reiches im Westen lief nunmehr vom Ausflusse des Rhodan, diesen Fluß hinauf, hinauf die Saone, hinüber in nördlicher Richtung, zur Maaß, die

Maaß hinab, hinüber zur Schelde, bis zur Mündung derselben. Das ganze Reich, das einst Lothar, der Kaiser, Ludwig's des Frommen Sohn, erhalten hatte, als er vor zwei hundert Jahren mit seinen Brüdern, Ludwig dem Teutschen und Karl dem Kahlen, die gewaltige Herrschaft theilte, die von Karl dem Großen gegründet war, gehörte nunmehr zu dem Reiche, das damals Ludwig dem Teutschen zufiel, zum teutschen Reiche, damals Ost-Franken genannt; und das dritte Reich, dessen König Karl der Kahle wurde, West-Franken, Frankreich, verschwand fast vor der Länder-Masse, über welche sich jetzt der teutsche Name hinbreitete. Aber der größte Theil dieses Gewinnes brachte mehr Ruhm, als Macht. Mit Ausnahme von Lotharingien und einem Theile von Burgund, dem östlichen, der von Allemannen bewohnet wurde, waren diese Erwerbungen unnatürlich. Wie lange hatte selbst Lotharingien auf beiden Seiten gehinket? Und durfte man jetzt sagen, daß es sich mit dem übrigen Teutschland zusammen gelebt hätte? Italien aber, wie es rang, wie es sich wand und sich krümmte, wie es nur mit allen unedelen Leidenschaften fest an Teutschland hing, während es mit Allem, was gut, edel und lobenswerth in einem Volke sein kann, sich loszumachen strebte: das, wahrhaftig, gehet ja wohl aus den Bemerkungen hervor, welche bisher in diesem Werk über die Verhältnisse Italiens zu Teutschland gemacht worden sind. Und Burgund? Burgund hat drei, hat vier hundert Jahr am teutschen Reiche gehängt, ohne je ein Herz für das teutsche Reich zu gewinnen, die Allemannen ausgenommen, das Land disseits des Jura, dessen Erwähnung gethan ist. Und warum hätten die Vassallen verschmähen sollen unter dem kaiserlichen Namen zu stehen, der jedes Falles der glänzendste war? Ohnehin hat keinen Herrn, wer nicht zu gehorchen brauchet. Die Städte aber gingen, ihre Zeit erwartend, hier wie überall, ihren eigenen Gang, und mußten dem großen Ziele der Freiheit näher kommen, so wie der Geist stärker ward und die

Bildung sich mehrte. Uebrigens war Burgund nicht eben unter großen und ruhmwerthen Thaten erworben worden; es ist ohne Ruhm und That für Teutschland, wie zu seiner Zeit erzählet werden soll, verloren gegangen. Und dennoch hat es bei seiner Trennung von Teutschland stärker auf den Geist gewirkt, als durch seine Verbindung mit Teutschland.

Der Kaiser Kunrad aber, weniger den Ertrag berechnend, den Burgund für ihn und das Reich abwerfen würde, als seine Ehre und die Ehre seiner Kronen, kehrte fröhliches Herzens zurück über den Rhein; und hier erwartete ihn eine andere Freude. Ehe er nämlich die Fahrt nach Burgund unternahm, hatte er das Osterfest in Regensburg gefeiert. Daselbst war auch Othelrik vor ihm erschienen, den er im vorigen Jahre seines Herzogthumes Böhmen entsetzt und ins Elend gewiesen hatte, um die Huld des Kaisers anzuflehen. Kunrad, der nicht zum Voraus übersehen konnte, welchen Widerstand er in Burgund finden würde, hatte sich mit Othelrik ausgesöhnet. Er hatte jedoch das Land getheilet, dem Othelrick nur die eine Hälfte übertragen, und dem Bruder desselben, Jaromir, die andere Hälfte. Kaum aber war Othelrik nach Böhmen zurück gekehret, so hatte er angefangen, seinen Bruder zu bekämpfen, und gegen denselben, nachdem er ihn besieget, die schwersten Grausamkeiten auszuüben. Deßwegen hatte der junge König Heinrich, während der Kaiser sich in Burgund befand, einen Kriegszug nach Böhmen unternommen, um den frevelhaften Herzog zu züchtigen, und der Entscheidung seines Vaters Achtung zu verschaffen. Und die Teutschen hatten unter dem jungen Könige, oder vor seinen Augen, rühmlich gekämpfet; Othelrik, auf dessen Ausgang übrigens ein unaufhellbares Dunkel lieget, war bezwungen, und der siegreiche Sohn kehrte zurück, um dem rückkehrenden siegreichen Vater die Nachricht von seinem glücklichen Unternehmen gegen die Böhmen zu bringen. Das war die neue Freude, die des Königes harrete [27].

Um so mehr glaubte Kunrad, der Augenblick sei gekommen, um auch mit den Liutizen zu endigen. Sein Wunsch jedoch scheinet gewesen zu sein, auf eine friedliche Weise die unseligen Händel beizulegen, und diese Slaven ohne Kampf zur Anerkennung der Hoheit des teutschen Reiches zu bewegen: wenigstens machte er, von Werben aus, einen Versuch, durch Unterhandlung die Sache auszugleichen. Die Liutizen lehneten, bei diesem Versuch, alle Schuld an dem Jammer von sich ab: nur die bittere Noth, nur die Unerträglichkeit der Mißhandlungen, welchen sie ausgesetzet gewesen, habe sie zum Aufstande bewogen und zum Gebrauche der Waffen. Sie erboten sich, diese Behauptung durch ein Gottes=Urtheil zu erhärten. Und Kunrad, sei es, daß er im christlichen Aberglauben befangen, für unmöglich gehalten habe, Gott könne sich für Ungläubige, für Heiden, erklären, sei es, daß er, was freilich weniger wahrscheinlich ist, die Sachsen, Falls das Urtheil gegen sie fiele, zu beschämen und zu menschlicheren Gesinnungen zu bringen hoffte, Kunrad nahm, mit Zustimmung der Fürsten, die um ihn waren, den Vorschlag an [28]. Von beiden Seiten ward ein Kämpfer ausgewählet. Der Kampf fand Statt. Und Gott zeigte, daß er ein Gott der Wahrheit ist: der Teutsche wurde verwundet und fiel. Alsobald erhoben die Slaven ein lautes Jubelgeschrei; und nur die Gegenwart des Kaisers hielt sie von einem Angriff auf ihre Feinde zurück, deren ungerechte Sache nunmehr so klar vor Augen lag, und von den Teutschen und vom Kaiser selbst nicht wohl in Zweifel gezogen werden konnte. Eben deßwegen mochte Kunrad's Verlegenheit groß sein. Es war nicht weniger bedenklich, Forderungen zu stellen, als Forderungen zu gewähren. Ihm blieb kaum Etwas übrig, als Alles in dem Zustande zu lassen, in welchem es sich befand, bis die Zeit den Eindruck gemildert hatte, welcher durch die Entscheidung des Zweikampfes auf beiden Seiten hervor gebracht war. Vielleicht hoffte er alsdann zu einem billigen

Abkommen zu gelangen. Also legte er unter dem Grafen Dedi eine starke Besatzung in die Burg Werben und verpflichtete die sächsischen Fürsten durch Befehl und Eid, daß sie zusammen halten, und den Liutizen den Uebergang über die Elbe verwehren wollten und sollten.

Aber im Laufe des Winters [29] gelang es den Liutizen nicht nur, den Uebergang über die Elbe zu erzwingen, sondern auch, sich der Burg Werben, wie es heißet durch Verrath, zu bemächtigen und die Besatzung gefangen hinweg zu führen. Dieser Vorgang nöthigte den Kaiser, im Frühlinge des Jahres ein Tausend und fünf und dreißig, ein Heer in Sachsen aufzubieten, um dieses Land sicher zu stellen vor den Raubzügen des verwegenen Geschlechtes, und um dieses Geschlecht selbst zu zähmen, welches in dem Gottesurtheil, wie ein Unterpfand des Sieges, so die Freiheit zu jeglichem Frevel erhalten zu haben glaubte. Und es ward dem Kaiser nicht schwer, das linke Ufer der Elbe zu reinigen; aber der Uebergang über den Fluß ward ihm streitig gemacht von seinen Feinden. Endlich ward, in einiger Entfernung von diesen Feinden, ein Furth aufgefunden, und ein Theil des Heeres kam unbemerket durch den Fluß hindurch. So wurde das andere Ufer des Flusses frei, und das ganze kaiserliche Heer setzte hinüber. Und nun entstand ein furchtbarer Kampf, in welchem Kunrad, Feldherr und Krieger zugleich, ruhmwerthe Thaten vollbrachte. Man hat ihn zuweilen gesehen bis an die Schenkel im Wasser und Sumpf stehend, selbst kämpfend und die Seinigen zum Kampfe ermahnend [30]. Und die Liutizen wurden bezwungen, wo sie sich dem Kaiser frei entgegen stellten; sie wurden zur Unterwerfung gebracht, und mußten übernehmen, einen höheren Zins zu zahlen, als sie je zuvor entrichtet hatten. Aber Kunrad befleckte den Ruhm, den er unter seinen Zeitgenossen gewann, durch große Grausamkeiten, von welchen freilich wohl mehr den Ansichten seiner Zeit und dem grimmigen Eifer der schwer

gekränkten Geistlichen zur Last fallen mag, als ihm selbst, und an welchen vielleicht auch die Verworrenheit Theil haben mochte, in welche er durch das unerwartete Gottes-Urtheil für die Liutizen hinein gerathen war. Man fand ein hölzernes Bild des Gekreuzigten, welches von den Heiden oder den abgefallenen Christen mißhandelt und verstümmelt war: im Besondern hatten sie diesem Bilde die Augen ausgestochen, und Arme und Beine zerbrochen. Um diesen Frevel zu rächen, ließ Kunrad den größten Theil der gefangenen Heiden auf ähnliche Weise verstümmeln, und alsdann ermorden. Für eine solche Grausamkeit erhielt er in verselnder Schmeichel-Rede den Beinamen: Rächer des Glaubens, und wurde alten römischen Kaisern verglichen [31]. Aber in den Seelen der Slaven ließ er den bittersten Ingrimm zurück und das brennende Verlangen nach Rache; und eben deßwegen blieben die Verhältnisse zwischen den Völkern jammervoll, wie sie gewesen waren.

Sechstes Capitel.

Zustand des teutschen Reiches und Kunrad's Wirksamkeit in demselben.

Empörung der Walvassoren in Italien gegen die Fürsten des Landes.

J. 1035 — 1036.

In den eilf Jahren, welche Kunrad der Zweite nunmehr die Krone des teutschen Reiches getragen hatte, war ungemein Viel von ihm erreichet worden, obgleich er zwei Jahre hindurch in einem anderen Lande für Dinge gerungen und gekämpfet hatte, welche dem teutschen Volke, wenn nicht gänzlich, doch zum größten Theile, fremd waren. Die Gränzen des Reiches waren überall gesichert, und hier und dort bedeutend erweitert, bald durch festen Frieden, bald durch die Macht der Waffen, die mehr gezeigt, als angewendet worden war. Und im Innern des Reiches war zwar wohl nicht jegliche feindselige Gesinnung ausgetilgt, aber jeder Widerstand war verschwunden, und die Feinde des Königes waren sämmtlich theils vernichtet, theils eingeschüchtert oder beruhiget. Unter den Fürsten und Herren des Reiches, geistliches und weltliches Standes, mochten noch mannichfaltige Streitigkeiten bestehen, hervorgegangen aus

altem Groll und neuen Leidenschaften, aus Eifersucht, Neid, Trotz und ungezähmten Begierden; aber zu offener Fehde und bürgerlichem Kriege, zu Gewaltthätigkeit, zu Blutvergießen und schandbaren Auftritten kam es selten oder nie. In der That: wer den Zustand des Reiches unter Heinrich dem Zweiten erwäget, die Zerrissenheit aller Verhältnisse, die Ordnungslosigkeit, die Zerwürfnisse, den Hohn und die Verachtung überall, und dabei die geringen Mittel nicht vergißt, mit welchen Kunrad, wie von unsichtbarer Hand launenhaft aus seines Gleichen herausgerissen und über Höhere hinaufgehoben, diesem Zustande der Dinge entgegengestellet wurde: der wird ihm seine Bewunderung nicht versagen können. Denn er war ohne Geld, ohne Waffen, ohne Macht. Er hatte eigentlich nur sich selbst, seiner Gemahlin Klugheit, und die Künste einiger Geistlichen, welche zuletzt doch mehr ihre eigene Sache zu fördern strebten, als die seinige. Und wenn Kunrad sich im Drange des Lebens nicht immer gerecht und edel, menschlich und mild bewiesen hatte: so wird doch Niemand leugnen, besonnen, thätig, rasch, entschlossen und kraftvoll hatte er sich stets gezeigt; und durch diese Eigenschaften und Tugenden war ihm so Vieles und so Großes gelungen in so kurzer Zeit.

Und wieviel hätte ihm fortan gelingen mögen, wenn er, festgestemmt auf das Erreichte, nunmehr seine ganze Kraft seinem Volk und seinem Vaterlande geweihet oder zu weihen über sich selbst und über die Verhältnisse der Gesellschaft vermocht hätte. An der Erkenntniß deß, was Noth that, fehlte es ihm auch keinesweges. Zwar findet man nicht, daß sein Blick hinab gedrungen sei bis zu der untersten Klasse der menschlichen Gesellschaft, auf welcher das harte Joch der Knechtschaft lag, hier ein altererbtes Unglück, dort eine neuere Schöpfung des Uebermuthes und der Gewaltthat; nicht, daß er mit dieser Menschen-Classe im Allgemeinen Mitleid und Erbarmen gefühlet habe; aber gerechte Klage hörte er gern und entschied

schnell für die Bedrängten [1]; und wohl möchte auch außer Zweifel sein, daß durch Gesetz und Recht für die ganze Menschen-Classe so lange Nichts zu thun war, als bis Gesetz und Recht mehr Ordnung unter die höheren Classen gebracht, und bis durch die Ordnung bessere Sitten und mildere Gesinnungen erzeuget waren. Die Städte hingegen entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht, und an dem Schicksale der Städte hing das Schicksal der Leibeigenen: von ihnen allein konnte die Freiheit kommen, deren Niederhaltung in der Natur des Lehen-Wesens lag. Und er, Kunrad, verkannte den Werth des Gewerbes und des Handels nicht, zweier großen Hebel der Volksbildung, die gleich stark nach Oben wirken und nach Unten. Wir sind allerdings schlecht über die Thätigkeit unterrichtet, die er in Hinsicht auf die Städte bewiesen haben mag; aber einzelne Ertheilungen oder Bestätigungen von Marktgerechtigkeiten beweisen, daß er zu stärken und zu fördern gesucht habe [2].

Den Geistlichen war er zugethan. Er hatte sie im Besitze großer Macht, großes Ansehens und großer Hoffnungen gefunden; er verdankte ihnen die Krone; bei ihnen fand er die bereiteste Hülfe zur Erhaltung und Mehrung seiner königlichen Macht; nirgends war sein Ansehen größer, als bei der Besetzung der geistlichen Stühle; auch fand sich bei den Geistlichen die höhere Bildung, und wohl mußte er die kraftvollste Einwirkung von ihnen erwarten. Aber eine unbesonnene Ergebung in den Willen der Geistlichen war fern von ihm; er trat ihnen nicht selten entgegen. Allerdings machte er auch Schenkungen und Vergabungen an die Kirchen, besonders auf die Bitte seiner Gemahlin, die von den geistlichen Herren leicht gewonnen ward, und seines geliebten Sohnes Heinrich, dessen junge Seele gleichfalls leicht zu gewinnen war; aber er verstattete den Bischöfen an dem Ort ihres Sitzes oder in einzelnen Gauen ihrer Besitzungen lieber die Ausübung weltlicher Gewalt, die sonst von Grafen geübet war [3], wie schon Hein-

rich der Zweite sie an einzelne Bischöfe ertheilet hatte, als daß er ihre Besitzungen vermehrte. Jedes Falles hielt er sich von der Verschwendung frei, welcher sich die Könige sächsisches Stammes, und im Besonderen der Letzte derselben, schuldig gemacht hatten, so daß eine Hemmung eintrat in dem Fortschreiten der Geistlichen zu unermeßlichem Besitze [4].

In Beziehung auf die weltlichen Fürsten und Vasallen hatte Kunrad unverkennbar klare und richtige Grundsätze. An den Marken des Reiches rüttelte er nicht; er betrachtete die Würde der Markgrafen als erblich. Er wußte wohl, daß es gut sei, die Gränzen mit einer starken Macht zu umgeben, und daß eine Veränderung in der Bildung dieser Macht und in der Stellung der Markgrafen leicht eine verderbliche Zerrüttung zur Folge haben konnte; auch mag er erkannt haben, daß die Markgrafen, die immer nach Unabhängigkeit von den Herzogen strebten, nöthiges Falles wichtige Bundesgenossen gegen diese Herzoge werden konnten. Im Innern des Reiches aber war sein Streben, die großen Herzoge zu beschränken, und sie zu Dem zu machen, was sie eigentlich waren und sein sollten, zu Beamteten des Reiches, vom Könige zur Verwaltung der Länder bestellet, die unteren Beamteten aber und die Vasallen gegen dieselben zu heben und zu fördern, damit das Gefühl allgemein werden möchte, auch sie gehörten dem Reich an, und nicht dem Herzogthume. Mag er mit Karl's des Großen Verfahren bekannt, mag er von seinem eigenen Geiste geleitet, oder mag er aufgekläret worden sein durch die Grundsätze, welche von den Vasallen in Schwaben gegen seinen Stiefsohn, den unglücklichen Herzog Ernst ausgesprochen waren [5]: sein letztes Ziel scheinet die gänzliche Aufhebung der großen Herzogthümer gewesen zu sein, welche Aufhebung allerdings die erste Bedingung einer wahren Einheit des Reiches und einer ächten königlichen Gewalt zu sein schien. Und et-

was Bedeutendes hatte er schon erreicht. Unter den Franken, seinem Volke, stellte er keinen Herzog an; in Baiern hatte er seinem eigenen unmündigen Sohne die herzogliche Würde übertragen, und eben deßwegen hatte er selbst die Macht in der Hand; mit dem Herzogthume Schwaben aber hatte er seinen Stiefsohn Hermann belehnet, welcher, des Schicksales seines Bruders eingedenk, auch gänzlich in dem Willen seines Königes und Herrn war [6]. Zwei Dinge zwar scheinen im Widerspruche mit dem Entwurfe zu stehen, welchen Kunrad, wie diese Verhältnisse vermuthen lassen, verfolget hat. Zuerst nämlich ließ er das Herzogthum Sachsen in alter Weise fortbestehen, und zweitens vereinigte er die herzogliche Gewalt in Lotharingien, die von zwei Männern ausgeübet war, in der Hand eines Einzigen. Aber das Herzogthum Sachsen durfte schon wegen seiner Lage und wegen der Verhältnisse mit den slavischen Völkern nicht wohl berühret werden; auch war es für Kunrad, den Franken, bedenklich, in den Sachsen, die sich bisher schweigend gefüget hatten, den alten Haß aufzuregen; und Bernhard, der Herzog in Sachsen, war ein stolzer, reizbarer Mann von großem Ansehen, der jegliche Schonung forderte. In Lotharingien hingegen fiel der Tod des Herzoges Friedrich von Ober-Lotharingien, dessen früher wiederholt gedacht worden ist, gerade in jene Zeit, in welcher der Kaiser, um Burgund zu erwerben, den Herzog Odo von Champagne in seinen Erblanden bekämpfen mußte. Deßwegen war ihm viel daran gelegen, Lotharingien in Ruhe zu erhalten, um über die Macht dieses Landes nöthiges Falles verfügen zu können. Er hielt daher für gut, dem Herzoge Gozelo von Nieder-Lotharingien jegliches Vertrauen zu beweisen, um seiner gewiß zu sein. Also erhob er ihn auch zum Herzoge von Ober-Lotharingien [7]. Und Kunrad hatte sich in dem Manne nicht geirret: Gozelo blieb ihm treu sein Leben lang.

Bei dieser Lage der Dinge würde Kunrad, so scheint es, Großes und Wesentliches erreichet haben, wenn er ganz dem Vaterlande gelebt hätte. Er konnte nicht stehen bleiben. Wollte er aber weiter gehen, so mußte er zu der alten Sitte der allgemeinen Reichstage, die selbst Karl der Große nie gering geachtet hatte, zurückkehren. Diese Reichstage waren ganz in Vergessenheit gekommen. Schon jene blutigen Händel der Söhne Ludwig's des Frommen hatten eine große Störung in die alte Ordnung gebracht; und die späteren Wirrnisse hatten, bei der Schwäche der Könige und dem Uebermuthe der Vassallen, die Herstellung der alten Ordnung gehindert. Wenn auch die Reichstage nicht gänzlich aufgehöret hatten, so war doch, weil sie willkührlich unter besonderen Veranlassungen und eben deßwegen ohne Zusammenhang gehalten waren, die ursprüngliche Bedeutung derselben verloren gegangen. Die Könige und Kaiser sächsisches Stammes hatten, bei allem Ruhm, allem Glanz und aller Größe, gleichfalls die Reichstage in alter Weise nicht gehalten. Sie hatten es vermieden, versäumet, verschmähet. Heinrich der Erste, aus Bescheidenheit und weiser Berechnung der Umstände mehr ein Herzog der Sachsen, als ein König der Teutschen, hätte es bedenklich finden müssen, auch wenn seine Kriege für die Sicherheit des Reiches kein Hinderniß gewesen wären, die Herzoge, Grafen, Markgrafen, die Bischöfe, Erzbischöfe, Aebte, überhaupt die Vassallen geistliches und weltliches Standes aus allen teutschen Völkern um einen Thron zu versammeln, welchen er lieber verhüllte, als zeigte, und auf welchem er nicht ein Mal mit einer Krone erscheinen mochte [8]. Otto der Große, sein Sohn, hätte es wohl wagen dürfen, allgemeine Reichstage auszuschreiben, wenn er das National-Gefühl zu nähren und zu pflegen verstanden hätte, das bei seiner Krönung zu Aachen so überraschend hervor gebrochen war. Aber seine schweren Händel im Reiche, seine Fahrten

nach Italien, seine lange Abwesenheit aus dem Vaterlande würden ihm in späterer Zeit die Ausführung eines solchen Gedankens in alter Weise unmöglich gemacht haben, selbst wenn er, bei seinem Stolz und seinem hochfahrenden Wesen einen solchen Gedanken zu fassen vermocht hätte. Unter seinem Sohn und seinem Enkel aber, einem Jüngling und einem Knaben, konnte das Verschmähete oder Versäumete nicht wieder gut gemacht werden. Daher hatten sich die Dinge also gestaltet, daß zur Zeit des letzten Sachsen die Fürsten der teutschen Völker und die Vasallen nicht mehr zum Könige kamen, wenn er ihres Rathes, ihrer Theilnahme und Hülfe bedurfte, sondern daß der König sich zu den Fürsten und Völkern begeben mußte, und daß alsdann wohl Provincial- oder Landtage, in Gegenwart des Königes, zu Stande kamen, aber keine Reichstage.

Die Folgen waren nicht ausgeblieben. Sie sind in diesem Werke, bei der Erzählung der Begebenheiten, auf mannichfaltige Weise ausgesprochen oder angedeutet. Teutschland, das große gemeinsame Vaterland, war, wenn nicht verschwunden, doch verdunkelt. Die Sehnsucht der Seelen hatte im Gau, im Bisthum, in der Mark, in der Völkerschaft ihre Befriedigung gesucht. Die Gesetzgebung für das gesammte Reich war gehemmet; die Bruchstücke derselben aus früheren Tagen waren unter die Völker verstreuet, wo sie ein verkrüppeltes Leben fortlebten und den größten Theil ihrer Bedeutung verloren. Im Kirchen-Wesen wurde diese Unterbrechung nicht weniger gefühlt, als in der bürgerlichen Gesellschaft; ja, vielleicht noch stärker, weil die unseligen Verhältnisse des heiligen Stuhles auch von dieser Seite eine wohlthätige Einwirkung nur selten zuließen. Es mochte den teutschen Kirchen nicht an gelehrten Männern, nicht an Bischöfen fehlen, die sich auszeichneten durch Geist und Tugend; aber die Einwirkung solcher Männer im Einzelnen konnte für das

Ganze weder Ordnung oder Zucht schaffen, noch den wahren Geist der Lehre Jesu Christi herrschend machen unter den Menschen.

Der Tag zu Kamba, auf welchem Kunrad der Zweite zum Könige erwählet wurde, rief auf eine überraschende Weise die Erinnerung an Reich und Vaterland von Neuem auf; aber aus dieser Erinnerung hatte er bisher noch keinen Vortheil gezogen für Reich und Vaterland. Allerdings sind oft Fürsten des Reiches, geistliche und weltliche, um ihn versammelt gewesen: mit denselben hat er sich über die Verhältnisse besprochen; er hat ihren Rath empfangen und sie für seine Entwürfe zu gewinnen gesucht. Mit Ausnahme der Synode zu Frankfurt aber, deren schon gedacht worden ist, fanden diese Versammlungen nur Statt an den hohen Fest-Tagen der christlichen Kirche, zu welchen alle Fürsten in der Umgegend des Ortes, wo der König diese Tage feierte, zu welchen auch einzelne Fürsten aus dem ganzen Reich am Hoflager desselben zu erscheinen pflegten, theils unstreitig, um ihm ihre Ergebenheit und Treue zu beweisen, zum Theile wohl auch, um sich Erwerbungen und Verleihungen ertheilen und Rechte gewähren zu lassen; oder der König berief Einzelne zu sich, zu welchen er ein besonderes Vertrauen hatte; oder endlich lud er die Fürsten und Herren eines Herzogthumes, welche übrigens für sich besondere öffentliche Tage zu halten pflegten [9], oder höchstens, der Umgegend, in welcher er sich befand [10], an seinen Hof. Und niemals scheint an solchen Tagen von Etwas Anderem die Rede gewesen zu sein, als von den Verhältnissen des Augenblickes. Die Entscheidung über einen ungetreuen oder verrätherischen Beamteten oder Vasallen; die Nützlichkeit, die Nothwendigkeit einer kriegerischen Fahrt; die Frage, wie diese Fahrt zu unternehmen, wann, und mit welcher Beihülfe; etwa auch die Bedürfnisse des Landes, aus welchem die versammelten Fürsten waren: das waren die Ge-

genstände der Berathung und der Beschlüsse. Von allgemeinen Angelegenheiten des Reiches, von Gesetzen, welche, im Staat oder in der Kirche, für alle Teutsche verbindlich sein sollten, von Förderung des Lebens und der Bildung in allen teutschen Ländern, dürfte kaum jemals die Rede gewesen sein [11].

Die Umstände, in welche Kunrad der Zweite bisher gestellet gewesen war, machen Alles begreiflich und schützen ihn vor jedem Tadel. Nunmehr aber hätte er zurückkehren mögen zu der alten Weise; ja er hätte, die ganze Kraft seines Geistes lediglich auf das Vaterland gerichtet, zu derselben zurückkehren müssen. Und wäre er zu ihr zurückgekehret, so würde, nach den Zeichen der Zeit zu urtheilen, bald ein hohes volksthümliches Gefühl die Seelen aller Teutschen, im Norden wie im Süden, durchdrungen, und das große allgemeine Vaterland würde ihnen die Befriedigung gewähret haben, auf welche ihre Sehnsucht gerichtet war. Aber auch dieser Augenblick ging vorüber. Der Kaiser war genöthigt, oder hielt doch für nöthig, abermals das Vaterland zu verlassen, und eine neue Heerfahrt nach Italien zu unternehmen. Dadurch blieb in Teutschland Alles, wie es gewesen; in Italien fand er Nichts, als Jammer und Noth; mit der äußersten Anstrengung, mit der größten Aufopferung schuf er keine Ordnung und kein Vertrauen; und was er endlich, heimkehrend ins Vaterland, mit sich zurück brachte, das war Aerger, Verdruß, und der Keim eines frühzeitigen Todes.

In Italien nämlich fand um diese Zeit eine gewaltige Aufregung Statt. Alle Elemente des Lebens schienen in Bewegung gekommen zu sein. Und wie hätte der Menschengeist ruhen können, wie hätte dieser Geist nicht aufgereizet werden sollen, weiter zu streben und weiter, durch die argen Widersprüche, die das Leben füllten, und durch die beständigen Erschütterungen, die alle Verhältnisse trafen. Das schöne Land

mit seiner Sonne, mit seinem Himmel, mit seinen reichen Erzeugnissen für Thätigkeit und Genuß, und diese Zerwürfnisse der gesellschaftlichen Beziehungen, diese Zerrüttung und Verkümmerung, dieses freche Herrnthum und diese jammervolle Knechtschaft; die Eigenthümlichkeit des Volkes, von der Natur durch das Meer und durch hohe Berge auf sich selbst hingewiesen und zu Größe, Kraft und ungehinderter Ausbildung bestimmt, und diese Abhängigkeit von den Fremden, dieses Eindringen ausländischer Heere in die Fluren des Vaterlandes, diese Gewaltthätigkeit und Mißhandlung, dieser Hohn und dieser Trotz, die zur Demuth zwangen, zur Unterwürfigkeit, zur Niedertracht; diese Menge von Städten, welche durch ihre Namen und selbst durch die Trümmer alter Werke so viele große Erinerungen weckten und an Tage des Ruhmes und der Herrlichkeit mahnten, mit ihrem verkrüppelten Bürgerthum, ihrem zerstörten Gemein-Wesen, ihrem gelähmten Gewerbfleiß, und dieses schwerlastende Vassallenthum, welches, an düstere Felsenburgen gelehnet, zu Zwang und Raub nicht weniger, als zu Sicherheit und Wehr erbauet, aller Freiheit fremd, ja aller Freiheit feind, sich immer schärfer gestaltete und gliederte, in welchem ein Jeder den Anderen zu unterdrücken suchte, um über die Dienstbarkeit desselben hinweg eine Stufe höher hinauf zu klimmen auf der Leiter einer Herrschaft, die auf der Spitze des Schwertes stand; das hohe Ansehen, welches dem apostolischen Stuhl, über den heiligsten Bedürfnissen des menschlichen Herzens stehend, von der ganzen christlichen Welt des Abendlandes, mit frommer Ergebung zugestanden ward, und die Gemeinheit, der Schmutz, der Unflath so Vieler von den Menschen, welche, auf den heiligen Stuhl durch Gewalt oder schlechte Künste erhoben, dieses Ansehen schandbar mißbrauchten; die Heiligkeit des christlichen Lehramtes, die Tröstlichkeit der Seelsorge, die Erhabenheit des Gottesdienstes, und die weltliche Gesinnung so vieler Bischöfe,

die Habsucht, das Zugreifen, die Waffenfreude, Kriegslust, endlich die irdischen Bestrebungen jeglicher Art, als wodurch das ganze Kirchen-Wesen zerrüttet, und die Ordnung und die Zucht zerstöret wurde, wie unter den Welt-Geistlichen, so in den Klöstern. Es konnte nicht anders sein: solche schneidende Gegensätze mußten die edelsten Gefühle in der menschlichen Brust beleidigen und kränken, und die gemeinsten reizen und locken. In dem Widerstreite der Empfindungen aber und der Leidenschaften mußte, weil der edele Mensch wie der gemeine, im Glauben erschüttert, im Handeln gehemmet, Halt und Richtung verloren hatte, der Gedanke erwachen, und der Geist versucht werden, die Lehren der Kirche, wie die Verhältnisse der Gesellschaft, zum Gegenstande des Nachdenkens und des Urtheiles zu machen. Ketzereien in kirchlichen Dingen und Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit in weltlichen Angelegenheiten konnten nicht ausbleiben.

Seit länger als vier Menschen-Altern hatte sich in den Bewohnern Italiens ein volksthümliches Gefühl gegen die teutsche Herrschaft gezeigt, in verworrener Weise, aber ununterbrochen und in wachsender Stärke. Bald hatten einzelne Städte eine früher unerhörte Widerspänstigkeit bewiesen, und sich nur mit bitterem Schmerze vor der Gewalt gebeuget. Der alte Zustand der Dinge war im Aeußeren erhalten; aber die Seelen der Menschen standen diesem Zustande der Gesellschaft feindlich gegenüber. Zorn und Haß, Groll und Grimm, Unwille und Schmerz erfüllten dieselben, und nirgends war Liebe und nirgends Vertrauen [12]. In den letzten Zeiten, als schon Kunrad der Zweite die kaiserliche Krone erhalten, hatten sich, wie im südlichen Frankreich, so im oberen Italien, religiose Lehren gezeiget, welche mit den Lehren der Kirche im grellen Widerspruche standen. Sie waren wohl noch nicht unmittelbar gegen die Kirche gerichtet; sie standen aber außer der Kirche und mußten in ihrer Ausbreitung und Entwicke-

lung der Kirche gefährlich werden [13]. Und sie hatten sich so tief in die Seele ihrer Bekenner eingedränget, diese Ketzereien, daß Viele derselben weder durch Ueberredung noch durch Zwang zur Verleugnung bewogen werden konnten. Der Erzbischof Heribert von Mailand hatte sich ihres Hauptsitzes, Monteforte mit der Gewalt der Waffen bemächtiget, und die ganze Gesellschaft, die hier vereiniget war, gefangen hinweg geführet, die Gräfin der Feste nicht ausgenommen [14]. Sie aber wankten nicht, sondern versuchten auch noch als Gefangene ihre Lehren zu verbreiten. Im Angesichte des Scheiterhaufens wurden Einige kleinmüthig, warfen sich nieder vor dem Kreuz und bekannten sich zu den Lehren der katholischen Kirche; die Meisten aber gingen freudig in den Flammentod und bekräftigten noch durch denselben ihren Glauben und ihre Ueberzeugung. Mit solcher Grausamkeit, welche übrigens von den vornehmen Laien, gegen den Willen des Erzbischofes Heribert, verübet wurde [15], mochte man Furcht erregen; man mochte das öffentliche Bekenntniß von Ketzereien verhüten, aber der Geist wurde nicht zum Stillstehen gebracht, und der Gedanke war nicht vernichtet, wo man das Schweigen erzwungen hatte. Und ein neues Aergerniß, das mit dem apostolischen Stuhle getrieben wurde, möchte wohl geeignet gewesen sein, manchen stumpfen Geist zu schärfen, manchen scharfen zu erbittern. Im Jahr ein Tausend und drei und dreißig war der Papst Johann der Neunzehente gestorben, welcher, wie früher erzählet worden ist, auf eine unwürdige Weise zum heiligen Stuhle gelanget war, und in unwürdiger Weise auf demselben gesessen hatte; und nach ihm hatte die christliche Welt einen Papst erhalten, gegen welchen er, Johann der Neunzehente, fast wie ein Muster von Rechtlichkeit und Tugend bestehet. Es war ein Neffe der beiden letzten Päpste, Alberich's Sohn [16], ein unreifer Jüngling [17], Benedict der Neunte genannt, der lediglich durch das Gold und die

schlechten Künste seines Vaters und seiner Verwandten zu der erhabenen Würde gelangte, und alsdann diese erhabene Würde auf die frechste, auf die schamloseste und schmutzigste Weise zu schänden kein Bedenken trug. In der That, es erfüllet die Brust des denkenden Menschen mit tiefer Wehmuth, wenn er solche gräßliche Mißbräuche erblickt, und solche ruchlose Spiele mit den heiligsten Gefühlen der Menschen; aber zugleich erhebt die Bemerkung seine Seele, daß selbst solche Schandbarkeiten den Glauben an das Heilige nicht zu zerstören, ja nicht zu schwächen vermochten [18]. So tief war die Sehnsucht nach Dem, was über dem Getreibe dieser Welt liegt, und so brennend war das Bedürfniß nach einem geistigen Anhalt, wohin das ermüdete Auge sich richten, wohin das gequälte Herz sich wenden könnte.

Eben deßwegen wirkte auch der Druck der Lehen-Verhältnisse, bei der Aufregung des Gedankens, unmittelbar gewaltiger ein auf den Zustand der Dinge, als solche Vorgänge. Der Geist der Freiheit war auch in die Welt der Vassallen eingedrungen. Diese Welt umschloß drei Ordnungen [19]. Am Höchsten standen die Fürsten des Landes, in zwei Reihen: die Erzbischöfe, die Bischöfe, die Aebte, als geistliche Fürsten; die Herzoge, die Markgrafen, die Grafen als weltliche Fürsten. Sie waren Reichs-Vassallen; ihr Herr war der König und Kaiser. Aber der Dienst, den sie diesem Herrn leisteten, war ein Lohn-Dienst; ihre Treue gegen ihn war die Treue der Selbstsucht. Sie hielten zu ihm und handelten in seinem Namen, um ihren eigenen Vortheil zu wahren, um neben einander und wider einander zu bestehen, um sich zu heben, ihre Besitzungen zu mehren, ihre Macht zu vergrößern. War er in Italien anwesend mit einem Heere, so brachte die Furcht vor den teutschen Waffen sie zur Sprache der Wahrheit und der Demuth; sobald aber die Furcht verschwand oder der Kaiser nach Teutschland zurückgekehret war, so betrachteten sie sich

als die Herren des Landes und bekümmerten sich um den Kaiser nicht mehr, als nöthig zu sein schien, um im Falle der Noth, Anderer Neid und Eifersucht begegnen zu können [20]. Die Vassallen, welche in dem Gebiete, das ihrer Verwaltung untergeben war, Lehen besaßen, betrachteten sie als ihre Vassallen allzumal, welchen es obläge, ihnen zu gehorchen und ihre Fehden zu bestehen. Und sie durften diesen Gedanken um so unbedenklicher, wie es schien, festhalten, da sie, bei der Abwesenheit ihres eigenen Herren, es wagten zu strafen und zu lohnen, Lehen zu ertheilen und Lehen zu entreißen, und die Forderungen zu stellen, welche sie zu stellen für gut fanden. Bei der großen Menge von Städten und Festungen aber, die das Land bedeckten, war es nothwendig, in denselben Besatzungen zu haben, theils zur Vertheidigung im Kriege, theils um die Bewohner der Städte im Zaum, im Gehorsam und in Unterwürfigkeit zu erhalten. Diese Besatzungen wurden von den Lehenleuten der Fürsten gebildet. In früheren Tagen hatten vielleicht diese Lehenleute mit dem Dienst in den Städten abgewechselt, so daß ein Theil auf seinen Gütern lebte, ein anderer Theil aber in der Stadt den Kriegsdienst verrichtete. Im Fortgange der Zeit aber, unter den beständigen Stürmen, die über Italien dahin brauseten, und besonders seit ein freier Geist in die Einwohner der Städte gekommen war, mag dieser Wechsel der Mannschaft unterblieben sein. Die Vassallen, welche eigentlich bloß die Besatzung in den Städten ausmachen sollten, wurden selbst Einwohner der Städte, und führten in denselben ihr Familien-Leben, während sie ihre Lehen-Güter durch unfreie Hände bebauen und bewirthschaften ließen. Hier und dort mögen sogar, nach Umständen und Verhältnissen, alle Vassallen in der Umgegend einer Stadt ihren Sitz in der Stadt genommen haben, oder zu nehmen genöthiget worden sein. Seitdem hatten diese Lehenleute allerdings den Namen Vassallen behalten; sie führ-

ten auch den gemeinschaftlichen Namen, Krieger [21]; aber sie wurden gewöhnlich, vielleicht weil sie Wälle und Mauern der Stadt zu vertheidigen hatten, Walvassoren genannt [22], und theilten sich in zwei Ordnungen. Die Anführer der Walvassoren nämlich, welche zur Belohnung ihres wichtigeren Dienstes größere Lehen erhielten, wurden als unmittelbare fürstliche Vassallen betrachtet und erhielten den Namen höhere Walvassoren oder Hauptleute; die gemeinen Lehenleute aber wurden von diesen Hauptleuten behandelt, als wären sie ihre Vassallen und nur mittelbare Vassallen der Fürsten gewesen; deßwegen wurden sie, den höheren Walvassoren gegenüber, mit dem Namen geringere Walvassoren oder Walvassinen bezeichnet [23]. Zu denselben wurden auch die Söhne von Lehenleuten gerechnet, die zwar Kriegsdienste leisteten, um Lehen zu erwerben, aber noch keine Lehen besaßen. Auf allen Walvassoren aber, obwohl sie auf die übrigen Einwohner der Städte, oder auf das gemeine Volk [24], vornehm hinabblickten, und sich in stolzer Absonderung hielten, ruhete die eigentliche Last des Lehenwesens. Sie mußten die Schlachten schlagen und die Fehden der Fürsten hinaus kämpfen, und waren der Willkühr, ja wohl auch der Gewaltthätigkeit derselben nicht selten ausgesetzt. Und wenn die höheren Walvassoren sich oft an den geringeren erholten: so blieb auf diesen der ganze Jammer liegen.

Zu den gemeinen Lehenleuten oder Walvassoren nun kam jener Geist der Freiheit, von welchem gesprochen ist, und es leidet keinen Zweifel, das Zusammenleben in den Städten hat denselben erzeuget. Sie wollten keinesweges die Zerstörung des Lehenwesens, um ihre Lehengüter in ächtes Eigenthum umzuwandeln. Ein solcher Gedanke war zu hoch für dieses Zeitalter. Sie wollten aber vor jeglicher Willkühr sicher sein. Sie verlangten den gewissen Besitz ihrer Güter, und feste Bestimmung der Rechte ihrer Herren, so wie ihrer

eigenen Pflichten. Und bald theilte sich ihr Verlangen den höheren Walvassoren mit; und bald ward die Trennung allgemein, so daß überall der Geringere gegen den Höheren strebte [25].

Die Hoffnung der Menge war auf den Kaiser gestellet. Wie die Vassallen in Schwaben vor dem Tage zu Augsburg erkläret hatten, daß sie nicht unbedinget dem Herzoge zu folgen schuldig, sondern daß sie dem König angehörten und von diesem dem Herzoge zur Führung übergeben wären: so meinten auch die Walvassoren in Italien, daß sie Leute des Kaisers seien, und den Fürsten Italiens nur bedingungsweise zu gehorchen und zu dienen hätten. Sie verlangten, daß der Kaiser unter ihnen erscheinen und den Zwist gesetzlich entscheiden möchte. Will unser Kaiser, sprachen sie, nicht kommen, so sind wir genöthiget, selbst das Gesetz zu machen. Kunrad erwiederte: wenn Italien nach Gesetzen dürstet, so will ich den Durst schon stillen [26]. Aber er kam nicht früh genug, um einen Ausbruch abzuwenden. Sein Kampf mit den Liutizen, den er vielleicht auch darum so grausam führte, weil er ihn, Italiens wegen, schnell zu beendigen wünschte, verzögerte die Fahrt. Sie verlangte auch Vorbereitungen, diese Fahrt, die nicht in kurzer Zeit zu beendigen war; für die Ruhe und Ordnung des teutschen Reiches mußte Vorsicht getroffen werden; überdieß mochte dem Könige die ganze Sache noch nicht klar sein, und er mithin noch nicht wissen, welche Partei er ergreifen sollte. Darüber kam es zu blutigen Auftritten in Italien.

Die Veranlassung zum Ausbruche gab der Erzbischof Heribert von Mailand. Dieser, ein Mann von Geist und Kraft, ausgezeichnet durch manche gute und ruhmwerthe Eigenschaft, hatte durch das große Glück, welches ihn stets begleitet, alle Bescheidenheit, ja alle Mäßigung verloren. Weil ihm so viele seiner Bestrebungen gelungen waren, so mochte

er nicht bloß an irgend ein Mißlingen nicht glauben, sondern er konnte selbst keinen Widerspruch ertragen. Fürst der Kirche und Fürst des Reiches zugleich, hatte er einen eigenthümlichen Stolz, der sich bald in priesterlicher, bald in weltlicher Weise oder in der Doppel=Gestalt beider Gewalten zeigte. Bei der Entwürdigung des apostolischen Stuhles mochte er seinen erzbischöflichen Sitz leicht für den ersten der Welt halten, und an kriegerischer Macht stand er im oberen Italien Niemandem nach, weder einem geistlichen Fürsten noch einem weltlichen. Ueberdieß hatte ihm die Gunst, in welcher er bei dem Kaiser Kunrad stand, mit kühnem Vertrauen erfüllt. Er war der Erste gewesen unter den Fürsten Italiens, der den König der Teutschen als König von Italien begrüßet hatte; durch ihn war Kunrad's Sache in Italien aufrecht erhalten und gefördert worden; auch war er für den Kaiser mit Heeres=Macht nach Burgund gezogen, und hatte zur Unterwerfung dieses Reiches beigetragen. Für solche Dienste hatte Kunrad ihm ohne Zweifel Verheißungen gegeben, auf welche er rechnete, und Verleihungen bewilligt, in deren Besitz er sich mit Nachdruck zu setzen oder zu erhalten suchte. So hatte ihm Kunrad, wahrscheinlich zu Constanz[27], die Besetzung des bischöflichen Stuhles in Lodi zugestanden; und er benutzte schon im Jahr ein Tausend und sieben und zwanzig dieses Recht; er erhob einen vornehmen Geistlichen der mailändischen Kirche, Ambrosius, indem er ihn mit Ring und Stab investirte, zu dem erledigten Stuhl [28]; und als die Einwohner von Lodi sich weigerten, einen Mann als Bischof anzunehmen, den Heribert gegen die alten Satzungen der Kirche und gegen alle Gewohnheit, willkührlich wie ihr Oberherr, ihnen setzen wollte: so ergriff er die Waffen, und zwang ihnen mit der Gewalt derselben, unter großen Zerstörungen, seinen Bischof auf. Und wie er auf diese Weise eine große Erbitterung bei den Einwohnern von Lodi erregte, so mag er überall durch sein Ver=

fahren zu Hader und Haß Veranlassung gegeben haben. Er jedoch, die Stimmung der Menschen nicht bemerkend oder verachtend, ging seinen Weg, auf sein Glück bauend und auf die Gunst des Kaisers [29].

Als er aber, im Jahr ein Tausend und fünf und dreißig, einen mächtigen Mann unter den Walvassoren seines Lehens, aus unbekannten Gründen, willkührlich beraubte: da brach in Mailand selbst eine offene Empörung der Walvassoren wider ihn aus. Zwar gelang es dem Erzbischofe, die Widerspänstigen mit den Wenigen, die in seiner Treue blieben, und mit Hülfe der Bürger in Mailand, zu schlagen; aber der leichte Sieg gab ihm die alte Gewalt nicht wieder. Die Besiegten zogen sich aus der Stadt zurück, und bald verbreitete sich das Feuer des Aufruhres durch das ganze Land, und bald hörte man überall die Waffen Derer, die Gesetz und Recht verlangten. Vor dieser Empörung erschrak der stolze Priester, da auch die Walvässoren anderer Bischöfe und Fürsten in Bewegung kamen, und da das Volk von Lodi, in der Hoffnung, der Tag der Rache sei gekommen, rasch zu den Waffen griff. Also lenkte er ein. Er suchte zu unterhandeln, ermahnte hier und dort, und sprach in milden Worten milde Gesinnungen aus. Aber zugleich trat er mit den übrigen Fürsten Italiens, mit geistlichen und weltlichen, in Verbindung zu gemeinsamen Maßregeln; und weder er, noch diese Fürsten versäumten, die Zahl ihrer Getreuen zu vermehren und ihre Mittel zu vergrößern [30]. Aber die Unterhandlungen mit den empörten Walvassoren hatten keinen Erfolg, theils weil die Walvassoren kein Vertrauen in die Worte der Fürsten setzten, theils weil sie in den Versöhnungs-Versuchen derselben nur den Beweis ihrer großen Verlegenheit erblickten. Endlich zogen beide Theile wider einander aus zum offenen Kampf. Es kam zu einer Schlacht zwischen Mailand und Lodi [31]. Diese Schlacht war furchtbar und blutig, für beide Theile gleich unglücklich,

und führte keine Entscheidung herbei, sondern ließ Alles ungewiß.

Dem Kaiser Kunrad war dieser Zustand der Dinge in Italien, wie schon bemerket worden ist, nicht unbekannt geblieben; auch hatte er die Vorgänge nicht gering geachtet. Vielmehr waren seine Gedanken, seit seiner Zurückkehr aus dem slavischen Kriege, stets auf eine Heerfahrt über die Alpen gerichtet gewesen. Im Jahr ein Tausend und fünf und dreißig entsetzte er den Herzog Adelbert von Kärnten, der allerdings bisher Nichts für ihn gethan zu haben scheinet, der aber vielleicht auch nur deßwegen der Verrätherei beschuldiget wurde, weil er bei den Verhältnissen in Italien die Stellung nicht bewahret, die ihm als Fürsten des teutschen Reiches zu bewahren gebührte, seiner Würde, und übertrug bald nachher das Herzogthum mit der Mark Verona dem Herzog Kunrad, seinem Vetter [32], der einst mit ihm um die Krone gestritten, der aber durch die Erfahrung belehrt und durch des Kaisers Glück überwältiget, seinen alten Bestrebungen entsagt und mit Treue und Ergebenheit zu dem Manne gehalten hatte, der ihm vorgezogen war und sich des Vorzuges würdig zeigte. Dadurch hatte sich der Kaiser den Eingang in Italien gesichert. Aber er that noch mehr. Sein Stiefsohn, der junge Herzog Hermann von Schwaben, welcher, des Schicksales seines Bruders eingedenk, ganz in Kunrad's Leitung blieb, wurde mit einer Tochter des Markgrafen Meginfried von Susa vermählet, und der Kaiser ertheilte ihm, zu dem Herzogthum Schwaben, die Markgrafschaft Susa [33]. Auch die Vermählung seines Sohnes, des jungen Königes Heinrich, mit der Tochter des Königes Kanut von Dänemark, die im Jahr ein Tausend und sechs und dreißig gefeiert wurde, scheinet beschleuniget zu sein, weil der König die Ungewißheit menschlicher Dinge erwog, und sein Haus bestellen wollte, ehe er nach Italien ging, in diese aufgestürmte Welt hinein. Inzwischen ward Alles betrieben,

was geeignet zu sein schien oder nothwendig, um die Unternehmung sobald als nöthig nicht nur zu wagen, sondern auch mit Nachdruck hinaus zu führen. Als daher, nach jener blutigen und unentschiedenen Schlacht zwischen Mailand und Lodi, der Erzbischof Heribert den Kaiser bat, daß er nach Italien kommen und die Ordnung in seinem Reiche herstellen möchte, da stand er in solcher Bereitschaft, daß er schon im Spätherbste desselben Jahres aufzubrechen vermochte. Das Weihnachtsfest feierte er in Verona.

Siebentes Capitel.

Kunrad's II. letzte Jahre.

Zweite Fahrt nach Italien und Händel mit dem Erzbischofe Heribert.

Sein Tod.

J. 1037—1039.

Von Verona zog der Kaiser mit seinem Heere nach Mailand. Daselbst ward er von dem Erzbischofe Heribert, als welcher ihm mit großen Hoffnungen, mit großen Erwartungen entgegen sah, auf das Feierlichste in der Kirche des heiligen Ambrosius empfangen. Aber des Kaisers Gesicht war gegen den Erzbischof nicht, wie in früheren Tagen; denn in seiner Seele war ein bitterer Unmuth aufgeregt. Auf seiner Fahrt hatte er schwere Klagen über des Erzbischofes Stolz, Härte und Gewaltthätigkeit vernommen, die er nicht nur selbst verübte, sondern auch noch beschützte, wenn sie von seinen Anhängern und Verwandten verübet wurden [1]. Im Besondern hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß er unvorsichtig gehandelt habe, als er dem Erzbischofe die Investitur mit dem bischöflichen Stuhl in Lodi zugestanden, und daß es nothwendig sei, demselben diese Investitur, die sein Stolz, die der

Stolz der Mailänder war, wieder zu entziehen. Und bald vermehrte sich der Unmuth des Kaisers. Von der einen Seite drang man mit Klagen gegen den Erzbischof zu ihm heran, und forderte Gerechtigkeit; von der anderen Seite nahm Heribert die Aeußerung des Kaisers, daß er von seinen Anmaßungen nachlassen, daß er namentlich, und vor Allem, Verzicht thun müsse auf sein Recht über den bischöflichen Stuhl von Lodi, mit großer Unzufriedenheit auf. Das Gerücht von der Spannung zwischen dem Kaiser und dem Priester lief bald durch die Stadt; es wurde bekannt, daß der Erzbischof sein Recht über Lodi aufgeben sollte, welches die Einwohner von Mailand in seltsamer Verblendung wie ihre eigene Herrschaft über Die von Lodi betrachteten. Deßwegen kam es schon am folgenden Tage zu einem Auflauf in Mailand, der um so widerwärtiger war, da widersprechende Leidenschaften zu demselben getrieben zu haben scheinen [2]. Dem Kaiser verdroß dieser Vorgang. Er scheinet geglaubet zu haben, der Erzbischof sei, wenn nicht Urheber, doch Schürer und Förderer [3]. Und um nicht, eingedenk früherer verderblicher Ereignisse, sich und sein Heer den Angriffen einer wilden Menschen-Masse auszusetzen, und wohl auch, um dem Erzbischofe seinen Unwillen fühlbar zu machen, verließ er Mailand unverweilt und begab sich nach Pavia.

Nach Pavia berief der Kaiser die Fürsten und Vasallen Italiens allzumal zu einem öffentlichen Tage. Auch Heribert war gegenwärtig. Des Kaisers Stimmung gegen diesen stolzen Priester war Niemandem unbekannt. Als er daher die Klagen und Beschwerden, die erhoben wurden, mit Milde vernahm, mit Gerechtigkeit und Strenge entschied und strafte [4]: da traten auch Viele, einen Grafen Hugo an der Spitze, mit schweren Beschuldigungen über Beraubungen und Gewaltthaten gegen den Erzbischof Heribert hervor, und blieben mit den Beweisen nicht zurück. Alsobald befahl der Kaiser dem Erz-

bischofe, herauszugeben, was ihm nicht gehörte. Heribert, erstaunet über die Anklage, voll von Zorn über den Befehl, vermochte kein Wort hervor zu bringen. Endlich verlangte er die nöthige Zeit, um die Falschheit der Beschuldigungen wider ihn darzuthun. Der Kaiser schlug den Aufschub ab [5]. Das brachte den Erzbischof zur heftigsten Leidenschaft. Was ich, rief er aus, als Eigenthum der Kirche des heiligen Ambrosius gefunden, was ich der Kirche des heiligen Ambrosius zum Eigenthum erworben habe, das werde ich, so lange ich lebe, festhalten, und weder auf den Befehl noch auf die Bitte irgend eines Menschen das Geringste heraus geben. Die anwesenden Fürsten ermahnten ihn, er möge hinzusetzen: mit Ausnahme des Kaisers. Er aber wiederholte: keines Menschen [6]. Auf das Aeußerste gereizet durch solchen Trotz, vielleicht auch die Wirkung desselben fürchtend, wenn er ungerächet geduldet würde, erhob sich der Kaiser von seinem Thron und befahl, den Erzbischof gefangen zu nehmen. Die italischen Lehenleute, welchen dieser Befehl ertheilet wurde, waren überraschet. Die hohe Würde des Mannes hielt sie zurück; sie zauderten, Hand an ihn zu legen. Diesen Augenblick benutzte Heribert: er erinnerte den Kaiser an ihre alte Freundschaft, und warf ihm mit höhnischen Worten und schneidender Bitterkeit vor, was er für ihn, den Kaiser, gethan habe. Solche Rede aber war mehr geeignet, aufzubringen, als zu besänftigen. Teutsche Krieger traten herzu und vollzogen den Befehl ihres Herrn unbedenklich; sie ergriffen den Erzbischof und führten ihn als Gefangenen hinweg [7].

Bis zu der Stunde seiner Gefangenschaft hatte Heribert mehr Feinde gehabt, als Freunde. Viele waren von ihm oder den Seinigen mißhandelt; Viele gekränket; Eifersucht und Neid hatten sich überall erhoben gegen seine wachsende Größe und sein ununterbrochenes Glück. Der Befehl des Kaisers aber zu seiner Verhaftung ergriff alle Gemüther. Des Erzbischofes

Freunde wurden von Schmerz und Grimm durchdrungen; die Feinde desselben wurden wohl nicht seine Freunde, aber sie sahen in seiner Person sich selbst verletzet. Wenn eine solche willkührliche Gewaltthat an dem so lange gefürchteten Erzbischofe von Mailand verübet werden dürfte, welcher, den Papst ausgenommen, der erste Fürst der Kirche in Italien, ja in der Welt wäre: wer noch sicher stehen möge vor der Leidenschaft des Fremdlinges? Alle wurden von dem erdrückenden Gefühl überfallen, daß sie Unterworfene seien, bloßgestellet der tyrannischen Macht eines barbarischen Drängers. In diesem Gefühle wurde gehandelt. Die Versammlung lösete sich auf; ein Jeder eilte heim, hinweg aus der Nähe des frevelnden Fremdlinges, hinweg von der Bühne der Gewaltthätigkeit. Der Kaiser stand fast allein mit seinen Teutschen in einer feindlichen Welt. Des Erzbischofes Freunde durchzogen alle Theile Italiens und schürten und schärften bei Geistlichen und Laien, bei Vasallen und Städten, und schrieen Blut und Rache. Die Stadt Mailand füllte sich an mit lautem Wehegeschrei und tiefer Trauer, wie wenn das ungeheuerste Unglück über sie herein gebrochen wäre, und Alle, ohne Ausnahme, auf dieselbe Weise gefasset hätte. Männer und Frauen, Geistliche und Laien, die Jugend wie die Alten, warfen allen Schmuck von sich und zeigten sich nur im Sack und in der Asche. Mit Seufzen und Thränen zogen die Mönche barfuß durch die Gassen und sangen Klagelieder mit angestrengtem Eifer. Fasten und Beten wechselten ununterbrochen ab. Und stets ward, unter den heiligsten Bräuchen der Religion, zum Herrn gefleht, und zum heiligen Ambrosius und zu allen Heiligen für die Befreiung des Erzbischofes Heribert und um schwere Rache über Kunrad und die Gesellen seines Frevels.

Der Kaiser hatte inzwischen den Erzbischof dem Patriarchen Poppo von Aquileia und dem Herzoge Kunrad von Kärnten übergeben, daß sie ihn in anständiger Haft [8] halten

und entfernen sollten aus dem aufgeregten Lande, während er selbst seine Fahrt von Pavia nach Ravenna so rasch fortsetzte, daß er in dieser Stadt das Osterfest begehen konnte. Die beiden Fürsten übernahmen den verdrießlichen Auftrag, und bewiesen dem Gefangenen um so lieber jegliche Schonung [9], da seine geistliche Würde und seine hohe Stellung in der Gesellschaft Achtung und Mitleid geboten, und da sie das Verfahren des Kaisers wider denselben, wenn auch nicht als ungerecht tadelten, doch zuverlässig als zu rasch, als übereilet betrachteten. Zugleich war die Aufmerksamkeit der Einwohner des Landes und im Besonderen der Geistlichen rege überall, und überall erhielt der Erzbischof Beweise von Theilnahme und von dem Wunsche, sein Schicksal zu erleichtern und zu erheitern. Daher gelang es dem klugen und gewandten Manne leicht, in der Gegend von Piacenza seinen Hütern, deren Wachsamkeit nicht zunahm, zu entkommen, und es gelang ihm noch leichter, bei Mönchen und Nonnen jeglichen Schutz gegen Verfolgung zu finden und jegliches Mittel zur Rettung [10]. Er langte wohlbehalten in Mailand an, und wurde hier von Alt und Jung, von Hohen und von Geringen mit der größten Freude und dem lautesten Jubel empfangen.

Es ist nicht zu leugnen: bei der Lage der Dinge, bei der Stimmung und Stellung der Italiäner zu den Teutschen war die Flucht des Erzbischofes Heribert ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit. Den Kaiser mußte die Nachricht um so schwerer treffen, da sein Verfahren gegen den Erzbischof keinesweges selbst von allen Teutschen gebilliget wurde, und die zweideutige Art, in welcher derselbe entkommen, war wohl geeignet, ihn bedenklich zu machen. Er war nicht bloß in seinem kaiserlichen Hochmuth, nicht bloß in seinen leidenschaftlichen Gefühlen auf das tiefste gekränket, sondern er konnte auch voraussehen, daß die Folgen groß und nachhaltig werden müßten. Mailand, eine große Stadt, durch alte, furchtbare Werke wohl

befestiget, war nicht leicht zu erobern. In derselben saß der Erzbischof Heribert mit seinem tiefen Ingrimme, mit seinem schwer verletzten geistlichen Stolze, mit seinem Durste nach Rache, mitten unter einer stürmisch aufgeregten Volks-Menge. Ueberdieß standen ihm viele Mittel zu Gebot. Er konnte darauf rechnen, daß alle Geistliche Italiens seinen Zorn theilten; und in ihrer Uebereinstimmung lag, bei dem Zusammenhange des Kirchenwesens und des Klosterlebens eine furchtbare Gewalt. Er konnte rechnen auf die Theilnahme vieler Fürsten weltliches Standes. Ja, jeder Italiäner, in welchem ein volksthümliches Gefühl lebte, mußte seinen Blick nach Mailand wenden, wo die Fahne des Aufruhres, der Noth und der Freiheit aufgestecket war. Und das war keinem Zweifel unterworfen, daß Heribert jegliches Mittel benutzen würde, um sich zu erhalten, um dem Kaiser zu schaden, um die Herrschaft desselben über Italien zu brechen, um ihn und sein Heer zu vernichten.

Kunrad jedoch verlor den Muth nicht. Seine Hoffnung war auf drei Dinge gestellt: auf eine schnelle Eroberung Mailands, die Alles, wenn nicht endigen, doch ändern konnte; und, im Falle des Mißlingens von diesem Versuch, auf eine Trennung der Geistlichen und auf eine Trennung der Weltlichen durch Verwirrung ihrer Bestrebungen, durch Benutzung ihrer Leidenschaften.

Der Kaiser führte sein Heer vor Mailand, ohne Zweifel von einigen italischen Fürsten begleitet, welche wegen ihrer Lage und ihrer Verhältnisse, dem kaiserlichen Banner zu folgen, nicht verweigern durften. Es heisset zwar, Kunrad habe den Erzbischof Heribert öffentlich für seinen und des Reiches Feind erklärt, und einen Befehl ausgehen lassen, daß alle Reiche, die seiner Gewalt unterworfen wären, sich vor Mailand versammeln sollten; und auf diesen Befehl habe sich ganz Italien und das gesammte Teutschland von einem Winkel bis zum anderen Winkel vereinigt. Aber nur mailändische Schriftsteller sprechen

in dieser Weise, und unverkennbar in der Absicht, Heribert, den Erzbischof, und die Stadt Mailand zu verherrlichen [11]. Weder die Verhältnisse machen einen starken Zuzug wahrscheinlich, noch würde die Kürze der Zeit denselben erlaubet haben. Gewiß aber ist, daß Kunrad Mailand in einem so starken Vertheidigungs-Zustande fand, daß ihm bald die Unmöglichkeit, die Stadt mit der Gewalt der Waffen zu erobern, einleuchten mußte. Die Stadt war mit einer Mauer und drei Hundert und zehen Thürmen umgeben [12], und eine Menge von Außen-Werken, welche die ersten Stöße der feindlichen Macht brechen sollten, deckten diese Befestigung. Kunrad verheerte daher auf eine grausame Weise die Gegend um Mailand ringsher, und versuchte sich an einzelnen Werken, wie nicht ohne schweren Verlust, so nicht ohne einigen Erfolg. Aber im Wesentlichen war Nichts gewonnen, und nach wenigen Wochen einer unnützen Anstrengung sah er sich genöthiget, die Belagerung aufzuheben.

In dem Gefühle dieser Nothwendigkeit glaubte nun der Kaiser, der Augenblick sei gekommen, in welchem er zu den beiden anderen Mitteln, die ihm noch übrig waren, seine Zuflucht nehmen müsse, um seine Sache nicht ganz zu verlieren: nämlich Uneinigkeit unter die Italiener zu bringen und ihren Leidenschaften eine entgegengesetzte Richtung zu geben. Ehe er daher, am Achtundzwanzigsten Mai's dieses Jahres, ein Tausend und sieben und dreißig, seinen Rückzug antrat, erließ er eine Verordnung, die Verhältnisse der Vassallen betreffend, welche, den Grundsätzen gemäß, die er in Teutschland befolget hatte, eben so erfreulich für die unteren Ordnungen der Vassallen war, als kränkend für die Fürsten des Landes, geistliche wie weltliche. Zu Folge derselben sollte keinem Walvassoren, weder einem höheren noch einem geringeren, ein Lehen, er möge dasselbe von kirchlichem Gute oder von weltlichem erhalten haben, jemals anders entzogen werden, als nach altem Herkom-

men durch einen richterlichen Spruch von seines Gleichen wegen einer bestimmten und bewiesenen Verschuldung. Von dem richterlichen Spruche sollte beiden Theilen eine Berufung vorbehalten sein, und inzwischen der Vassall im Besitze des Gutes bleiben. Fände der Streit Statt zwischen einem Senior, oder einem Fürsten des Landes, und einem Walvassor höheres Ranges, so sollte die Berufung an den Kaiser geschehen, vor welchem der Senior, der Walvassor, so wie die Urtheilsprecher, erscheinen sollten. Wenn aber der Streit wäre zwischen einem höheren und einem gemeinen Walvassor: so sollte die Berufung an den Fürsten, unter welchem Beide ständen, oder an einen Send des Kaisers verstattet sein. Ueberdieß wurde die Erblichkeit der Lehen mit deutlichen Worten ausgesprochen; und endlich wurden die Lieferungen, welche für das kaiserliche Heer gemacht werden mußten, der Willkühr entzogen, und die Erpressungen, welche sich die Fürsten erlaubet hatten, streng untersaget.

Es ist nicht zu leugnen: daß diese Verordnung eben jetzt, im Angesichte der Stadt Mailand, gleichsam unter den Augen des Erzbischofes Heribert, in die Welt hinein geworfen wurde, das war ein Werk der Leidenschaft und der Noth, in welcher sich der Kaiser befand. Und es ist eben so wenig zu leugnen: gesetzliche Kraft hatte dieselbe nicht, weil sie nicht auf einem Reichstage mit den Fürsten des Landes berathen und beschlossen war. Aber als klar ausgesprochener Grundsatz, als bestimmte Willens-Erklärung des Kaisers, konnte sie bei den Walvassoren allzumal, welche gerade Das gefordert hatten, was sie vorschrieb, ihre Wirkung für den Augenblick nicht verfehlen, weder auf diese Walvassoren, die nun wußten, an wen sie sich zu halten hatten, noch auf die Fürsten, die jetzt ihren Lehenleuten noch weniger trauen durften, als zuvor. Und da sie ganz dem Gange des Lebens und der Natur menschlicher Dinge gemäß war, so mußte sie auch für die Zukunft eine

große Bedeutung behalten. In der That ist sie die Grundlage des Lehenrechtes für spätere Tage geworden, und dadurch von Wichtigkeit auch für Teutschland und für das teutsche Volk [13].

Unmittelbar nachher brach der Kaiser auf [14]. Aber schon am folgenden Tage, am heiligen Pfingstfeste, traf ihn und sein Heer bei der Burg Corbetta, die noch belagert ward, ein großes Unglück, welches Heribert als eine wundervolle Strafe des Himmels darzustellen nicht versäumte. Es stürzte nämlich ein so furchtbares Gewitter mit so gräßlichen Blitzen und Donnerschlägen auf das kaiserliche Lager ein, daß Menschen und Thiere zu Grunde gingen, und daß Mehrere ihren Verstand verloren und erst nach dem Ablauf einiger Monden wieder zur Besinnung kamen. Kunrad aber setzte unverweilet seinen Rückzug fort, theils um seinem erschöpften Heere bei der herannahenden Hitze des Sommers in den Thälern der Alpen einige Erholung zu gewähren, theils wohl auch um dasselbe von Teutschland aus zu verstärken. Er selbst nahm seinen Aufenthalt in Cremona. Während der Belagerung von Mailand aber hatte er sich, um, wie unter die Weltlichen, so auch unter die Geistlichen den Samen der Zwietracht auszuwerfen, mit dem Papste Benedict dem Neunten, in Verbindung gesetzet [15], dem er unter anderen Umständen ohne Zweifel den Rücken gekehrt und Widerwillen und Abscheu bewiesen haben würde. Der Papst ergriff, im Bewußtsein seiner faulen Sache, gern die mächtige Hand, die ihm vom Kaiser gereichet ward. Er begab sich nach Cremona, und Kunrad empfing ihn feierlich und mit erkünstelter Ehrfurcht, wie wenn es möglich gewesen wäre, selbst in diesem unwürdigen Jünglinge Nichts zu sehen, als das geheiligte Haupt der christlichen Kirche [16]. Eine solche Hingebung verdiente eine dankbare Erwiderung. Kunrad erklärte den Erzbischof Heribert für abgesetzt, und ernannte einen mailändischen Kanonikus,

der sich ihm angeschlossen hatte, Ambrosius genannt, zur erzbischöflichen Würde. Ohne Zweifel hat der Papst, des Kaisers Leidenschaft dienend, die Absetzung, wie die Erhebung, gebilliget, und Beide, Papst und Kaiser, mögen eine große Wirkung von ihrer Einigkeit erwartet haben. Aber sie sahen bald, daß sie sich geirret hatten. Die Geistlichen, wie sie das Verfahren des Kaisers verwarfen und verwerfen mußten, so bekümmerten sie sich wenig um diesen Papst. Die Bürger von Mailand vernichteten, was dem Ambrosius in ihrem Gebiete gehörte, den heiligen Namen desselben nicht achtend. Heribert erfreuete sich einer größeren Verehrung, als je zuvor, und Kunrad blieb zu ihm in der alten Stellung.

Und Heribert's priesterliche Künste zu Rache und Schaden versagten noch nicht. Sein Geist, reich an Ränken, sann darauf, dem Kaiser Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und in einer kräftigeren Weise. Aber seine Anschläge mißlangen, wie des Kaisers Anschläge mißlungen waren. Er verband sich nämlich mit mehreren Bischöfen, unter welchen die Bischöfe von Piacenza, von Vercelli und von Cremona, obgleich der Letzte Zeuge von der Einigkeit des Papstes und des Kaisers gewesen, die bedeutendsten waren [17], daß sie den Grafen Odo von Champagne, nach Italien zu kommen, einladen, und denselben, nachdem der Kaiser vertrieben oder vernichtet wäre [18], zur italischen Krone, ja zum Kaiserthume verhelfen wollten. Geheime Boten gingen ab an den Grafen. Odo, welcher die Krone von Burgund nicht zu vergessen vermochte, war in einem Kriege begriffen. In seinem Unmuthe hatte er die Abwesenheit des Kaisers aus Teutschland benutzet, war in Lotharingien eingefallen, und mit solchem Erfolge, daß er in Aachen das Weihnachtsfest zu feiern hoffte [19]. Aber die Lockung, welche die Sendboten ihm vorhielten, war zu groß. Ihm mochte der Gedanke, die Kronen von Italien und von Burgund mit der Kaiserkrone zu vereinigen, durch die Seele

gehen, und diesem Gedanken konnte er nicht widerstehen. Er beschloß also, Lotharingien aufzugeben, und schickte Abgeordnete ab, welche in einem Orte in den Alpen mit Abgeordneten der verschworenen Bischöfe die Ausführung eines Entwurfes verabreden sollten, über welchen man im Allgemeinen einverstanden war.

Aber von dieser Zusammenkunft der Abgeordneten hatte die Markgräfin von Susa, des Herzoges Hermann von Schwaben Schwiegermutter, durch Klugheit oder Verrath, Kunde erhalten. Sie hatte dem Kaiser mitgetheilet, was sie wußte oder vermuthete. Alsdann schickte sie Bewaffnete ab und ließ die ganze Versammlung aufheben. Inzwischen hatte der Kaiser die Fürsten des oberen Italiens zu sich berufen. Die drei Bischöfe von Cremona, Vercelli und Piacenza waren dem Befehle des Kaisers um so bereitwilliger gefolget, je mehr sie ihr verrätherisches Getreibe hinter dem Schein unverletzter Treue zu verbergen suchten. Plötzlich wurden die gefangenen Abgeordneten, in der Gegenwart der drei Bischöfe, vor den Kaiser gebracht. Die Unglücklichen hatten schon Alles bekannt, und wiederholten vor dem Kaiser ihr Bekenntniß. Darüber gerieth der Kaiser in einen solchen Zorn, daß er die drei Bischöfe, ohne einen Urtheilsspruch, ohne sie vor Gericht zu stellen, ja ohne sie anzuhören, ergreifen und als Gefangene nach Teutschland abführen ließ.

Diese neue und unerhörte Handlung willkührlicher Gewalt erbitterte, wenn anders noch eine größere Erbitterung möglich war, die Seelen der Italiäner noch mehr, wenigstens die Seelen der Geistlichen, und selbst von den Teutschen wurde sie mißbilliget, von Geistlichen und von Laien [20]. Die Entwürfe des Erzbischofes Heribert aber waren durch dieselbe zerstört, und Kunrad stand da in neuer Furchtbarkeit. Er selbst betrachtete die Entdeckung des heimlichen Wirkens und Webens ohne Zweifel als ein großes Glück, und das Glück vielleicht selbst als einen Beweis, daß seine Sache gerecht sei. Und ein

anderer Vorgang war wohl geeignet, ihn zu bestärken in diesem Glauben. Denn kaum hatte er das Netz zerrissen, welches die Bischöfe über ihn zu werfen gestrebet hatten, so wurde ihm die Fahne des Grafen Odo von Champagne überbracht, zum Zeugnisse, daß dieser unversöhnliche Feind nicht nur überwunden, sondern zu Grunde gerichtet sei [21]. Gozelo, der Herzog von Lotharingien, übersandte ihm die Fahne. Nachdem nämlich das Einverständniß zwischen den Bischöfen und dem Grafen Odo zu Stande gekommen war, hatte dieser sein Unternehmen gegen Lotharingien eingestellt, und den Rückzug angetreten, um sich zu dem größeren Werk in Italien vorzubereiten. Auf diesem Rückzug aber war er von dem Herzoge Gozelo und dessen Sohne, dem tapferen Godefrid, überfallen und zu einer Schlacht genöthiget worden [22]. In dieser Schlacht war das Heer des Grafen Odo geschlagen, er selbst war gefallen, und dergestalt im Getümmel unter den Hufschlag der Pferde gekommen, daß er, nackt und entstellt, erst am folgenden Tage aufgefunden werden konnte. Durch seinen Tod ward der Kaiser von dem letzten Manne befreiet, der ihm die Krone von Burgund streitig gemacht hatte, und von einem gefährlichen Feinde.

Unter solchen Umständen glaubte Kunrad, den Erzbischof Heribert hinter seinen Mauern und Thürmen verachtend, in das Innere Italiens hinein gehen zu dürfen. Viele Gründe mochten ihn bestimmen zu diesem Entschluß. Ein Jahr war seit seiner Ankunft verlaufen, und seine Anstrengungen hatten keinen rühmenswerthen Erfolg gehabt. Hätte er wieder über die Alpen ziehen wollen, nachdem er gleichsam am Rande des Landes Widerspänstigkeit und Trotz geduldet und Gewaltthätigkeiten vollbracht hatte: so möchte das Hohnlachen der Italiäner ihn begleitet haben und ihm gefolget sein auf diesem Zuge. Wollte er seine Hoheit über Italien behaupten, so war nöthig, den Einwohnern seine Macht zu zeigen. Selbst eine thatlose

Fahrt durch das Land konnte große und vortheilhafte Folgen herbeiführen; sie konnte schrecken und stärken, und den Eindruck mildern und verwischen, welche die Vorgänge im oberen Italien gemacht hatten. Im Besonderen war zu erwarten, daß des Kaisers Verordnung wegen der Lehen Kraft und Nachdruck erhalten würde; denn die Fürsten mußten besorget werden, und die Walvassoren mußten an Vertrauen gewinnen, um ihre Ansprüche, welche der Kaiser beschützte, zum Rechte zu erheben und geltend zu machen. Ueberdieß forderte Zwietracht und Zwiste überall des Kaisers Gegenwart. Denn im unteren Italien herrschte die größte Zerrüttung. Pandulf, Fürst von Capua, welchen, wie erzählet worden ist, Heinrich der Zweite gefangen nach Teutschland geführet hatte, welcher aber von Kunrad wieder in sein Fürstenthum eingesetzet war, spottete aller göttlichen und menschlichen Rechte, schonte Heiliges so wenig als Gemeines, peinigte mit Hülfe der verwegenen und räuberischen Normannen Hohe und Geringe, war im Besonderen die Geissel der Klöster, vor Allem des großen Klosters auf Monte Cassino, und verachtete des Kaisers Befehle mit Hohn und mit Trotz. Endlich hatten die Römer den Papst Benedict den Neunten zur Flucht aus Rom genöthigt, entweder weil die Schmach, welche sie durch die Wahl dieses jungen Menschen auf sich geladen hatten, ihnen endlich zu drückend geworden war, oder, was wahrscheinlicher ist, weil selbst die Geistlichen in Rom nicht verziehen, daß der Papst der Leidenschaft des Kaisers die Hand geboten zur willkührlichen Absetzung des Erzbischofes Heribert von Mailand, welcher die eben so willkührliche Verhaftung dreier Bischöfe gefolget war. Kunrad konnte seinen Freund, den Papst, nicht zu Grunde gehen lassen, während Heribert, sein Feind, wohlbehalten in Mailand saß, verehret, gepriesen, gefeiert, und weder Drohungen achtete, noch Vorstellungen Gehör gab, oder Versprechungen annahm.

Er brach auf. Aber schon in Parma trat ihm abermals

der feindliche Geist entgegen, der unbesiegbar und mit wachsender Kraft zwischen den Teutschen und den Italern stand. Der Kaiser beging daselbst das Weihnachtsfest. An diesem Tag erhob sich eine blutige Zwietracht. Teutsche wurden ermordet; der Aufstand ward allgemein. Mit Feuer und Schwert wurde zwar die Ruhe hergestellt, und Kunrad ließ einen großen Theil der Mauer dieser Stadt, zur Strafe und zur Warnung, zerstören [23]; aber was in seinem Sinne Strafe und Warnung sein sollte, das wurde für die Italiäner ein neuer Quell von Ingrimm und Haß. Dennoch setzte er seine Fahrt fort über die Apenninen, und weiter, wie es scheinet, ganz ungehindert. In der Burg Spello, wahrscheinlich nicht weit von Perugia gelegen [24], traf er den Papst. Mit demselben feierte er das Osterfest; und an diesem Feste sprach der heilige Jüngling, und doch wohl auf den Wunsch des Kaisers, den Bann der Kirche aus über den Erzbischof Heribert von Mailand. Aber dieser Bann, von einer solchen Hand geworfen, war ein kalter Donnerschlag, der Niemanden verletzte. Dem Papste jedoch nutzte derselbe; er setzte ihn fester in des Kaisers Gunst. Kunrad führte den Papst nach Rom zurück und setzte ihn wieder auf den Stuhl des heiligen Petrus, des Apostels [25].

Von Rom zog der Kaiser weiter in die Gegend, in welcher der Fürst Pandulf von Capua seine Gewaltthätigkeiten verübet hatte. Der Kaiser tröstete und beruhigte die Gequälten. Er selbst, der Fürst Pandulf, saß mit seinen Schätzen, dem Ertrage seiner Erpressung und Räubereien, in seiner Felsenburg Agatha. In dieser Burg hatte er noch dem Kaiser getrotzt, als derselbe sich schon zu Rom befand. Sobald aber das kaiserliche Heer erschien, änderte sich Alles. Die gemeinen Vassallen, die Walvassoren allzumal, traten sogleich auf die Seite des Kaisers, der ihrer Sache so geneiget war, und wandten dem Manne den Rücken, dem sie nur aus Furcht ge-

dienet hatten. Bald stand Pandulf allein in seiner Burg, nur von den Wenigen umgeben, die mit ihm eingeschlossen waren; und er durfte Niemandem trauen, weil Alle nur aus Noth oder Gierde zu ihm gehalten hatten. Als er aber seine Macht zertrümmert sahe, da scheiterten auch seine Künste. Hätte er die drei hundert Pfund Goldes, die er anbot, wirklich dargebracht, so würde Kunrad, der des Geldes immer bedurfte, wohl Vieles verziehen und ihn im Besitze des Landes gelassen haben; er wollte jedoch mit seinem Anerbieten nur Zeit gewinnen und den Kaiser täuschen. Kunrad aber, dieses entdeckend, sprach ihm nun mit Zustimmung der Fürsten, die um ihn waren, das Fürstenthum Capua ab; er verlieh dasselbe dem Fürsten Waimar von Salerno, und die Grafschaft Aversa gab er, um die Normannen zu beruhigen, einem Führer derselben, Rainulf genannt, zu Lehen. Von diesem Augenblick an war Pandulf verloren. Er hielt sich noch einige Zeit hindurch in seiner Burg; bald aber sah er sich zur Flucht genöthiget, fand nach abenteuerlichen Zügen einen traurigen Untergang, und ließ seinen Nachkommen ein jammervolles Loos zurück [26].

Nachdem diese Sache beendigt oder doch entschieden, Manches Andere in Stadt und Land hergestellet, geschlichtet, geordnet war, brach der Kaiser unverweilt auf, und zog den Alpen zu. Aber es war hoher Sommer geworden; die Hitze groß. Diese Hitze, die südlichen Genüsse, die ganze ungewohnte Lebensweise, Alles endlich wirkte stark und verderblich auf das teutsche Heer. Es kamen bösartige Krankheiten über dasselbe. Der Marsch wurde beschleunigt; aber der Krankheit vermochte man nicht zu entgehen. Sie ward ansteckend, und warf einen großen Theil des Heeres ins Grab, und schonte kein Alter und kein Geschlecht, den Vornehmen so wenig, als den Geringen [27]. Des Kaisers Stiefsohn, Hermann, Herzog von Schwaben und Markgraf von Susa, ward ein Opfer dieser Pest; ein Opfer ward auch des Kaisers Schwiegertochter, die junge

Königin Chunehild, welche schon Mutter von einer kleinen Tochter geworden war, die in der Folge den heiligen Schleier angeleget hat. Die Trauer war daher groß im Heere; der Jammer allgemein. Um so weniger vermochte der Kaiser im oberen Italien zu verweilen. Deßwegen ließ er sich zwar von seinen Anhängern, ja vielleicht von allen Fürsten im oberen Italien, feierlich das Versprechen geben, Mailand zu bekämpfen, damit der Erzbischof Heribert, auf welchem der Bann des Papstes lag, gestürzet, und Ambrosius, der vom Papst und von ihm, dem Kaiser, als der wahre Erzbischof angesehen ward, zum erzbischöflichen Sitz in Mailand gelangen möchte; er selbst aber zog weiter über die Alpen, um dem Heere Ruhe zu gewähren, und um dem Verderben, das in demselben wüthete, Einhalt zu thun durch die gesunde Luft des Vaterlandes und die häusliche Pflege. Im Monat August begrüßten der Kaiser und das Heer den heimathlichen Boden.

In Teutschland fand Kunrad selbst nach einer zweijährigen Abwesenheit Alles ruhig. In dieser Ruhe liegt ohne Zweifel ein großes Zeugniß. Hätte er mit demselben Aufwande von Geist und Kraft, mit welchem er zwei Jahre hindurch in Italien Unglück gelindert und geschaffen hatte, im Vaterlande gewaltet: gewiß er würde Großes und Bleibendes zu gründen oder zu fördern vermocht haben. Nunmehr aber war die Zeit des Wirkens dahin. Die Krankheit, welcher sein Heer und theuere Anverwandte erlagen, war auch nicht ohne eine verderbliche Berührung an ihm vorüber gegangen [28]. Er fühlte wohl, daß der Stoff eines nahen Todes in ihm war. Darum säumte er nicht, um zu ordnen, was ihm am Meisten am Herzen lag.

Noch im Herbste des Jahres ein Tausend und acht und dreißig begab er sich nach Burgund, und berief die Fürsten und Vassallen dieses Reiches zu einem öffentlichen Tage nach Solothurn. Sie erschienen. Drei Tage lang dauerte die Ver-

handlung. Des Kaisers Wunsch war auf Ordnung, Frieden und Gerechtigkeit gerichtet. Darum erinnerte er stark an das vergessene Gesetz; und vielleicht hat er auch in dieser Zeit die Gottes-Treuga zu fördern gesuchet, deren Einführung seit einigen Jahren fromme Männer geistliches Standes in Frankreich erstrebt und über Burgund, Lotharingien und Italien, ja über die ganze christliche Welt auszubreiten gewünscht und gearbeitet hatten. Zwar beweiset kein Zeugniß in der Geschichte, daß der Kaiser Kunrad sich der Treuga Gottes angenommen habe, um dieselben in den Reichen, die unter ihm standen, in Ausführung zu bringen; aber der Gedanke dieser Treuga hatte die Seelen der Menschen zu tief ergriffen, und die Edelsten wie die Bedrängtesten mit zu freudiger Hoffnung erfüllt, als daß Kunrad, nach großen Erfahrungen, an der Gränze des Lebens auf die Zukunft seines geliebten Sohnes blickend, nicht gern die fromme Gesinnung genähret haben sollte, aus welcher dieselbe hervorgegangen war.

Nach einer unerhörten Hungersnoth nämlich, welche, durch ungewöhnliche Regengüsse und Ueberschwemmungen entstanden, drei Jahre lang in den südlichen Ländern Statt gefunden, und furchtbares Elend und schauderhafte Gräuel erzeuget hatte, war endlich im vierten Jahre die Natur zu ihrer wohlthätigen Weise zurückgekehrt, und hatte die Menschen mit einer reichen Erndte und mit den schönsten Früchten erfreuet. Alsobald erhob sich die Hoffnung wieder in der menschlichen Brust, und füllte sie mit Glauben und Vertrauen. Aber es fiel auch, wie ein Strahl vom Himmel, das Verlangen in das menschliche Herz, daß nun Niemandem der Genuß einer besseren Zeit durch menschliche Leidenschaft, durch Krieg, Fehde, Verfolgung oder irgend eine Gewaltthätigkeit verkümmert werden sollte; und jene frommen Geistlichen bildeten dieses Verlangen, von Dankbarkeit und Sehnsucht, von Freude und Aengstlichkeit erzeuget, zu einer Einrichtung aus, welche, wie sie hofften, im Geiste

der Religion Jesu Christi, unter dem Schutze der Kirche in der christlichen Welt eingeführet werden könnte. Es sollte allgemeiner Friede, überall und ununterbrochen, herrschen in den christlichen Ländern, und von den Waffen sollte Niemand Gebrauch machen weder zum Schutze noch zur Rache.

Die Begeisterung, welche dieser Gedanke hervorbrachte, war groß, und vielfältig wurde der Friede in Versammlungen von Geistlichen beschlossen. Verständige Männer jedoch, die sich nicht fortreissen ließen von der Bewegung des Augenblickes, waren vom Anfang an nicht ohne Bedenklichkeit. Und bald zeigte sich, wie richtig sie geurtheilet hatten. Die weltlichen Fürsten und Herren konnten einer Einrichtung nicht geneiget sein, die ihnen Alles nahm, weil sie ihnen das Schwert von der Hüfte riß, und sie gänzlich der Kirchen-Gewalt unterwarf; und die Menschen aller Art vergaßen bei den reichen Segen der Natur schnell die Jahre des Jammers und der Noth: sie suchten sich gleichsam für die lange Entbehrung zu entschädigen, geriethen in Schwelgerei und Ausschweifungen, und überließen sich von Neuem den alten Leidenschaften. Bald erkannten selbst die Urheber und die eifrigsten Beförderer des ewigen Friedens, daß sie etwas Unerreichbares erstrebet hatten. Deßwegen suchten sie wenigstens einen Theil von dem schönen Ganzen zu retten, der leichter gerettet werden zu können schien, der aber auch noch immer bedeutend genug war, um eine bessere Zukunft zu begründen. Sie strebten nunmehr, die Treuga Gottes, die Treuga des Herren einzuführen: eine Waffenruhe nämlich an den Tagen, an welchen der Heiland gelitten hatte, gestorben und auferstanden war, von Mittwoch's Abend, bis zum Montags Morgen. Und mit dieser Treuga des Herrn waren die Geister vielfältig zu der Zeit beschäftigt, als der Kaiser Kunrad seinen öffentlichen Tag zu Solothurn hielt. Deßwegen ist allerdings zu vermuthen, daß auch ihn diese Angelegenheit stark berühret habe [29].

Gewisser jedoch ist: am vierten Tage der Verhandlung

übergab der Kaiser, entweder auf den Wunsch, oder doch mit Zustimmung der Versammlung [30], seinem Sohne, dem Könige Heinrich, das Reich Burgund, und ließ demselben von allen Anwesenden den Eid der Treue schwören. Zu gleicher Zeit belehnte er seinen Sohn mit dem Herzogthume Schwaben [31], so daß nun das Königreich Burgund, und das ganze südliche Teutschland von diesem jungen Könige verwaltet wurde.

Nachdem der Kaiser auf diese Weise für die Macht seines Sohnes und Nachfolgers gesorget hatte, ging er über Basel den Rhein hinab, zu den Franken, Sachsen, Friesen. Und überall war sein Streben, den Frieden zu befestigen, und Gesetz und Recht geltend zu machen. Aber seine Gesundheit wurde weder hergestellet noch befestiget. Die Weihnachten feierte er zu Goslar; das Osterfest des Jahres ein Tausend und neun und dreißig zu Nimwegen. Hier ward er eine Zeit lang vom Podagra fest gehalten [32]. Am Pfingstfeste war er zu Utrecht. Noch einmal lächelte ihn das Leben an. Er fühlte sich gesund, und war deßwegen heiter in seiner heiteren Umgebung. Nach dem Gottesdienste begab er sich, die Krone auf dem Haupte, zum Mahle. Plötzlich überfiel ihn ein bedenkliches Uebelbefinden. Er verbarg indeß seine Empfindungen, um die Freude des Tages nicht zu stören. Dieselbe Standhaftigkeit bewies er noch am folgenden Morgen. Bald aber erkannte er, daß das Ende seines Lebens da sei. Also empfing er das heilige Abendmahl, nahm von seiner treuen und geliebten Gemahlin und von seinem theueren Sohn Abschied, blieb besonnen bis zum letzten Augenblick, und starb mit frommer Ergebung. Es war am Vierten Juni's. Seine Eingeweide sind am Hochaltare der Kirche zu Utrecht beigesetzet, seine Leiche ist nach Speier gebracht worden.

Achtes Capitel.

Heinrich der Dritte.
Seine Stellung, sein Zweck, seine Mittel.

J. 1039.

Heinrich, Kunrad's des Zweiten und der Gisela Sohn, war schon seit eilf Jahren mit der teutschen Krone und dem königlichen Namen geschmücket [1]. Daher bedurfte es weder einer neuen Wahl noch einer neuen Krönung. Heinrich der Dritte übernahm auch sogleich nach seines Vaters Tode das Reich; und Niemand kam auf den Gedanken, sein Recht in Zweifel zu ziehen, und Niemand, ihm die Krone vom Haupte zu reissen, die er schon mit großer Würde getragen hatte, und mit noch größerer Würde zu tragen Hoffnung machte. Sein Vater hatte ihm mächtig vorgearbeitet, wie Heinrich der Erste seinem Sohn Otto dem Großen; und er war, wenn nicht Otto dem Großen an Geist und Kraft überlegen, doch frei von jenem Hochmuthe, jener Ehrsucht und Eitelkeit, durch welche dieser seines Vaters Werk verdorben und den Geist desselben verfälschet hatte.

Heinrich der Dritte war, als er zum Reiche gelangte, ein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren. Die Natur hatte

ihn ausgestattet mit ihren vortrefflichsten Gaben, mit allen großen Eigenschaften, mit allen schönen Tugenden eines Fürsten, für den Krieg nicht weniger als für den Frieden. Von seinem Vater war, wie es scheinet, die unermüdliche Thätigkeit und die Neigung zu raschem und strengem Handeln auf ihn übergegangen; von seiner Mutter der feine Sinn, der so leicht das Rechte trifft, und jener Zauber der Sitte, der die Gemüther der Menschen gewinnt; in ihm selbst war ein scharfer Verstand und ein reicher Quell klarer Gedanken. Dem Kaiser Kunrad, seinem Vater, gereicht die Sorgfalt zum Ruhme, mit welcher er früh zu entwickeln suchte, was in dem Sohne lebte, damit derselbe desto zuverlässiger würde, was er einst als König der Teutschen und als römischer Kaiser sein sollte. Er hatte ihn, als die mütterliche Erziehung nicht mehr zureichte, zuerst, wie schon bemerket worden ist, dem gelehrten und feinen Bischof Bruno von Augsburg übergeben; alsdann hatte er ihn der Leitung des Bischofes Eigelbert von Freisingen anvertrauet, welcher in öffentlichen Geschäften bewandert und gewandt war. Er hatte ihn sehr jung in die Mitte einer Heerfahrt wider die Böhmen gestellet, damit er in den Mühseligkeiten des Krieges den Glanz würdigen lernte, mit welchem die Krone, die er als Knabe empfangen, ihn leicht hätte blenden oder bethören können. Er hatte ihm die Ehre eines Friedensschlusses mit dem Könige von Ungarn gelassen. Er hatte ihn mit einer großen Verwaltung, dem Herzogthume Baiern, beliehen, und ihn zuletzt zum Zeugen der Vorgänge in Italien gemacht. Endlich hatte er ihn zum Könige von Burgund und zum Herzoge von Schwaben ernannt, und selbst das Herzogthum Kärnten mit der Mark Verona war ihm, wie es scheint, untergeben worden. Durch alle diese Verhältnisse hatte der junge König die Gelegenheit und die Mittel erhalten zu jeglicher Entwickelung seiner jugendlichen Kräfte; und er hatte keine Gelegenheit versäumet und kein Mittel unbe-

nutzet gelassen. In der That, als er die Regierung des Reiches übernahm, stand er jugendlich rüstig und männlich ernst vor der Welt. Sein Ruf von Gerechtigkeit war nicht geringer [2], als von Tapferkeit und Waffenlust. Und da er sich zugleich freundlich im Gespräche, gefällig im Betragen, freigebig gegen seine Getreuen, liebenswürdig gegen Jedermann und demuthsvoll vor Gott bewährte [3]: so kann die Welt nur mit großen Erwartungen auf ihn hingeblicket haben. Und gewiß würde Großes und Schönes von ihm gegründet und gepfleget worden sein, wenn ihm ein so langes Leben bestimmt gewesen wäre, als Karl oder Otto, dem Großen, und wenn er dieses Leben ganz dem Vaterlande zu widmen vermocht hätte.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß Heinrich dem Dritten, wenn er sich auch vorbehielt, die Bahn, die er einschlagen wollte, nach den Umständen zu wählen, doch das Ziel klar vor Augen gestanden habe, nach welchem er streben müßte. Die Geschichte Heinrich's des Zweiten, welche er von Niemandem besser zu lernen vermocht hätte, als von den beiden Bischöfen, die ihn unterrichtet hatten, und die Geschichte seines eigenen Vaters, die ihm nicht unbekannt sein konnte, da er selbst von so vielen Ereignissen Augenzeuge gewesen, und da es gewiß an Belehrung nicht gefehlet hat, diese Geschichte war sehr lehrreich. Sie bewies auf das Unwidersprechlichste, daß man weder in Teutschland noch in Italien wußte, was eigentlich der König war und was er sein sollte. Er war Aller Herr, hieß es; oberster Lehenherr; ihm gebührte die höchste Gewalt im Reich. Aber ein Herr, welcher die Gunst derer, die unter seiner Herrschaft stehen sollten, bald erkaufen, bald durch allerlei Künste erwerben mußte, damit sie ihn zum Herrn wählten oder als Herrn anerkannten, fand nicht leicht die Mittel und die Macht, um seine Herrschaft auszuüben; und von der höchsten Gewalt hatte man, wie hochtönend auch die Worte sein mochten [4], mit welchen man sie bezeichnete, kei-

nen bestimmten Begriff. Es gab keine Gesetze, durch welche die Rechte des Königes gesichert und begränzet waren; und hätte es solche Gesetze gegeben: der König hätte die Kraft zu ihrer Ausführung nur in Denen zu finden vermocht, gegen welche sie gegeben worden. Ja, es gab nicht ein Mal ein festes Herkommen, oder eine Gewohnheit, die in die Sitten übergegangen wäre, weil man bei der großen Verwirrung, die fast beständig Statt gefunden hatte, stets zu irgend einer Auskunft genöthiget gewesen war, welche nur der Noth des Augenblickes abhalf. Der König stand verlassen da, ohne Ansehen und Ehre, wenn er sich selbst versäumte, wenn er, aus Schwäche, Trägheit, Frömmelei, die Zeit nicht wahrnahm, oder wenn er sich in Unternehmungen einließ, welche, weil er sie nicht zu leiten verstand, ein unglückliches Ende nahmen. Wenn er hingegen durch Geist, Kraft, kühne That und rasche Entscheidung die Seelen gewann, fortriß oder einschüchterte, so durfte er wagen, eine große, eine ausschweifende Gewalt auszuüben. Alles beruhete auf ihm selbst; Nichts stand fest auf lebensvollen Einrichtungen in der Gesellschaft. Eben deßwegen konnte ein König, welcher nicht der Spielball Derer sein wollte, die ihn ihren Herren nannten, nach Nichts Anderem streben, als nach willkührlicher Gewalt, als nach unbeschränktem Oberbefehl über Untergebene; einem Feldherrn gleich, der ein Heer zur Schlacht führet [5].

Und über den Weg, auf welchem dieses Ziel allein erreichbar zu sein schien, gab die Geschichte, und im Besonderen die Geschichte der letzten Zeit, die Heinrich ohne Zweifel auch verstand, die nöthige Auskunft. Das größte Hinderniß des königlichen Ansehens, das, wie es schien, zuerst entfernet werden mußte, waren die großen Herzoge der teutschen Völker. Schon Karl der Große hatte eingesehen, daß diese Herzoge, obwohl damals das Lehenwesen erst im Werden war, das jetzt weit entwickelt fest stand, stets ein wahrhaftiges Reich verhindern würden, und deßwegen hatte er sie sämmtlich ent-

fernt oder zu Grunde gerichtet [6]. In dem Unglücke der folgenden Zeit hatten sich neue Herzoge erhoben, und auf eine weit gefährlichere Weise, als in früheren Tagen. Sie hatten das teutsche Volk auseinander gehalten, und in fünf oder sechs Völker getrennet, welche, außer der Sprache und den Sitten, wenig mit einander gemein hatten, und sich gegenseitig wie Fremde anzusehen gewöhnet wurden. Wenn ihnen gelang, was sie erstrebten, ihren Häusern die Erblichkeit ihrer Würde zu verschaffen, so hatten sie die getheilte Macht des Reiches ganz in ihrer Hand. Ja, von einem teutschen Reiche konnte kaum noch die Rede sein. Denn da der Thron überall war, wo sich der König befand, so gab es für das Reich keinen Halt und keinen Herd, wohin sich der Blick hätte wenden mögen, und der königliche Name schwebte wie ein bloßer Schatten über dasselbe hinweg. Das hatte Otto der Große wohl erkannt; und darum hatte er versuchet, die Herzogthümer größtes Theiles wenigstens an sein Haus zu bringen, da er sie mit der Krone zu vereinigen entweder nicht wagte, nicht vermochte, oder in seinem Hochmuthe nicht wollte. Der Versuch, auf diese Weise die Macht der Krone zu vermehren, war gänzlich mißlungen; aber er hatte doch eine Stockung in den Gang der Dinge gebracht, und die Befestigung herzoglicher Häuser war überall, Sachsen ausgenommen, unmöglich geworden. Durch die Streitigkeiten und Kämpfe der Mitglieder des königlichen Hauses wider einander, war die Besetzung der herzoglichen Stellen oft nothwendig geworden; und bei diesem Wechsel der Geschlechter in der herzoglichen Würde hatte sich nach und nach der Gedanke erhoben, daß die Herzoge Nichts seien, als Beamtete des Königes und des Reiches, zur Verwaltung der Länder bestellt; und die kleineren Vasallen, die unter den Herzogen standen, waren zu der Ansicht gekommen, daß sie nicht den Herzogen angehörten, sondern dem Reich. und daß sie nur den Herzogen vom König untergeben seien,

Unter diesen Verhältnissen hatte Kunrad der Zweite es wagen dürfen, die erledigten Herzogthümer seinem Sohn und Nachfolger zu verleihen, damit sie auf die leichteste Weise nach seinem Tode mit der Krone vereiniget blieben. Es gab nur noch zwei große Herzoge in Teutschland, den Herzog von Sachsen und den Herzog von Lotharingien. Und Heinrich der Dritte bestieg zuverlässig den Thron mit dem Entschlusse, die Grundsätze seines Vaters gegen die Herzoge fortwährend geltend zu machen, um die Herzogthümer, nach Zeit und Gelegenheit, allzumal, entweder unmittelbar an die Krone zu bringen, oder, wenn die Ausführung dieses Gedankens durch die Umstände unmöglich gemacht würde, wenigstens die Herzoge als Beamtete des Reiches zu behandeln, die von ihm, dem König, ihre Berufung und ihre Entfernung zu erhalten hätten.

Mit der Entfernung oder Demüthigung der großen Herzoge allein jedoch war noch nicht viel gewonnen für das königliche Ansehen und für die Einheit des Volkes und des Reiches. Unter denselben breitete sich die eigentliche Welt des Lehenthumes aus mit ihren wunderlichen und verschlungenen Verhältnissen. Die Grafen, die gemeinen Vassallen allzumal waren dem Gehorchen nicht weniger abgeneigt, als die Herzoge. Es war zu fürchten, daß der König, an Statt einiger großen Feinde, eine Menge kleiner Feinde erhalten würde, die er kaum zu übersehen vermöchte. Aber einige Gefahr schienen dieselben weder dem Volksthume bringen zu können, noch dem Reich, oder der königlichen Gewalt. Kein Einzelner war stark genug, um dem Könige mit seiner Hausmacht oder seinem freien Geleite widerstehen zu können; an eine Vereinigung Aller war nicht zu denken; eine Vereinigung Weniger war leicht zu zerstören; sie lebten unter einander in mannichfaltigen Händeln und Fehden, und zwischen den Unteren und den Höheren bestand mehr Eifersucht und Groll, als Anhänglichkeit und Vertrauen. Ueberdieß schienen dem Könige zwei starke Bun-

desgenossen nicht fehlen zu können, von welchen der Eine mächtig heranwuchs, der Andere aber schon mächtig genug war, sobald nur seine Kräfte vereiniget würden: es waren die Städte und die Geistlichkeit.

Ueber den Zustand der Städte um diese Zeit ist allerdings, aus Mangel an Ueberlieferungen, mit einiger Zuverlässigkeit im Allgemeinen kaum Etwas Sicheres zu sagen. Aber es leidet keinen Zweifel, daß seit Heinrich's des Ersten Regierung im Innern Teutschland's die Zahl der Städte sich vermehrt, und daß die Größe der vorhandenen zugenommen hatte. Die allgemeine Unsicherheit, durch die beständigen Kriege, Fehden und Händel erzeuget, veranlaßte selbst manchen Waffen gewohnten Mann, in einer Stadt seine Zuflucht zu suchen. Dieselbe Noth trieb zu immer stärkerer Befestigung der Städte, und die Herren derselben, sie mochten Geistliche sein oder Laien, mußten diese Befestigung der eigenen Sicherheit wegen wollen, begünstigen, fördern, gebieten. Je breiter aber der Graben wurde, je stärker der Wall oder die Mauer, desto schärfer wurde die Stadt aus der Welt heraus geschnitten, welche das Lehenwesen bildete, und kein Burggraf, kein Voigt, kein Vorgesetzter irgend einer Art war im Stande, die gemischte Menschen-Menge unter dem Joche der Hörigkeit zu erhalten, das nur vereinzelten Kräften zu widerstehen vermag. In den Städten selbst, in der Vereinigung der Menschen und in ihrem Schutz durch Wall, Mauer und Graben, lag der Keim einer neuen Freiheit, welcher sich, dem Vassallenthum unbekannt, fremd, feindlich gegenüber stehend, im Fortgange der Zeit nothwendig entwickeln mußte. Sie aber, die vereinte Menschen-Menge, die Bewohner der Städte: was blieb ihnen, auf dem engen Raume, der in ihrem Besitze war, zum Bestehen und Gedeihen, Anderes übrig, als die Bearbeitung roher Stoffe, die sie nicht selbst zu gewinnen vermochten, und die Vertauschung ihrer Arbeiten gegen andere Dinge, die ihnen zu Unter-

halt, Genuß und neuen Arbeiten nöthig oder nützlich waren? was Anderes, als Handwerke, Künste und ein reger Verkehr mit dem Land und mit anderen Städten in der Nähe und in der Ferne? Und solche Verhältnisse, aus der Nothwendigkeit der Dinge hervorgehend, erforderten besondere gesellschaftliche Einrichtungen und Ordnungen, die wiederum mit der Natur des Lehenwesens Nichts gemein haben konnten. Jene mußten auf Freiheit, Sicherheit und Erwerb gerichtet sein; dieses stand auf Willkühr, Dienst und Lohn.

Wie weit einzelne Städte gekommen waren in ihrem Streben, möchte schwer zu bestimmen sein; aber ihre Erhaltung, ihre Vergrößerung selbst ist ein Beweis von dem allmähligen Gelingen des Strebens, das mit ihrer Gründung entstanden war. Einzelne Urkunden, die Markt-Gerechtigkeiten und Handels-Freiheiten bewilligen, geben auch Zeugniß von dem regen Leben, das in den Städten war; und das, was sie nach dem Ablauf einiger Menschen-Alter geworden, beweis't auf das Klarste, daß sie nicht aufgehöret hatten, zu kämpfen und zu ringen, um zu erreichen, was ihnen nothwendig war. Freie Gemeinden waren sie noch nicht; aber die Grundlage zu freien Gemeinden war schon von vielen Städten gelegt; und die Anfänge von Gemeinde-Verfassungen und Rechten waren gewonnen. Die Städte auf der linken Seite des Rheines und auf der rechten Seite der Donau gaben ein Vorbild. Denn diese Städte hatten noch manche Trümmer gesellschaftlicher Einrichtungen aus alten Tagen gerettet. Durch die Stürme der Jahrhunderte war der Baum seiner Früchte beraubt, und das Laub war abgefallen. Viele Zweige waren verdorret und der Stamm war angefault. Aber die Wurzel war gesund und trieb neue Schößlinge, und selbst aus dem Stamme sprangen neue Aeste und Zweige hervor. Die Städte an den großen Flüssen, am Rhein, an der Maaß, an der Schelde und an der Donau hatten auch, wenn gleich mit Unterbrechungen,

seit langer Zeit wieder einen bedeutenden Handel geführet, weil die Flüsse selbst die Benutzung ruhiger Zwischenräume unter stürmischen Begebenheiten möglich machten; und dieser Handel hatte den Geist aufgereget, die Thätigkeit belebt und einen gewissen Wohlstand erzeuget, der zu neuen Unternehmungen die Mittel darbot. Und durch Gewerbe, Handel und Wohlhabenheit waren gewisse Sitten entstanden, welche ein rechtlich begründetes Gemein-Wesen vertraten, dasselbe zum Voraus verkündeten und endlich herbei geführet haben.

Wer aber hätte die Entwickelung des städtischen Lebens zu hindern vermocht, oder gewünschet? Auf der Stufe, auf welcher sich dasselbe noch in Teutschland befand, erregte es bei Niemandem Verdacht. Das Fortschreiten der Handwerke und Künste mußte Allen erfreulich sein, den Fürsten wie den Vasallen, den Geistlichen wie den Laien. Der Kriegsdienst zu Roß, der allein noch geachtet wurde, die Rüstung, die Bewaffnung zu Fahrt und Schlacht, ja selbst das häusliche Leben machten dieses Fortschreiten wünschenswerth und nothwendig; und nur in den Städten war dasselbe möglich. Aber auch dem Handel konnte Niemand entgegen sein. Jenes Fortschreiten setzte Handel und Verkehr voraus, und viele Dinge, mit deren Gebrauch und Genuß man auf den Fahrten nach Italien bekannt geworden war, und deren man nicht mehr entbehren konnte, vermochte man nur auf diesem Wege zu erhalten. Eben deßwegen wurde das Leben der Städte von vielen Fürsten und Herren, wenn auch nicht im Geiste der Städte, sondern in selbstsüchtiger Absicht, gefördert und begünstiget, bald aus Einsicht in die Nützlichkeit und Vortrefflichkeit städtischer Arbeiten und städtisches Getriebes, bald aus Milde und Gutmüthigkeit, bald aus Habsucht und Geldgierde, bald aus Liebe zu feineren Genüssen, auch wohl aus Eifersucht und Neid, weil Niemand hinter dem Anderen zurück bleiben wollte.

Heinrich dem Dritten aber mag wohl in Italien, wo das

Leben der Städte sich viel weiter entwickelt hatte, als in Teutschland, klar geworden sein, daß der Geist, der sich in den Städten offenbarte, der Geist bürgerlicher Freiheit, Nichts gemein hatte mit dem Geiste, der die Welt der Vassallen belebte. Er mag erkannt haben, daß zwischen dem Vassallenthum und den Städten eine Feindschaft nothwendig sei, welche, wenn beide Theile sich selbst überlassen blieben und wenn ihre Feindschaft nicht gezügelt würde, nur ausgetilget werden könnte durch einen vollkommenen Sieg des einen Theiles über den anderen Theil. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge aber, in welcher die Städte noch der schwächere Theil waren, konnte er in ihnen nur Bundesgenossen erblicken, da er dieselben Feinde mit ihnen hatte; er, Feinde seiner königlichen Macht; sie, Feinde ihrer werdenden Freiheit. Also mußte das städtische Leben von ihm gefördert werden überall, wo es sich nicht, im Irrthum oder Uebermuthe, selbst seinem königlichen Ansehen entgegen stellte. In diesem Falle jedoch konnte es nicht an Macht fehlen, dasselbe nieder zu halten. Dafür bürgte die Feindschaft der Vassallen wider die Städte, welchen gegenüber sie Alle, wie groß auch ihre Eifersucht, wie scharf ihr gegenseitiger Neid sein mochte, alsdann nur ein einiges Interesse hatten.

Und hier ist der Ursprung des Adels, im neueren Sinne dieses Wortes. Der Adel nämlich ist im Allgemeinen eine bevorrechtete und bevorzugte Menschen-Classe in der bürgerlichen Gesellschaft. Ihre Vorrechte aber und Vorzüge kann diese Menschen-Classe nicht haben vor Unfreien, vor Hörigen, Leibeigenen, Knechten; sondern sie muß dieselben haben vor einer anderen freien Menschen-Classe im Staate. Ehe es daher einen Adel geben konnte, mußte es eine doppelte Freiheit geben, und die Freiheit des Adels mußte auf einem anderen Boden stehen, und von Anderer Art sein, als die Freiheit des Nicht-Adels. Bisher hatte es, seit das Lehenwesen die alte ächte Freiheit zerstöret, nur Eine Freiheit gegeben. Dieselbe hatte

eben im Lehenwesen gelegen. Genau genommen gab es allerdings im Lehenwesen keine Freiheit, sondern nur Dienst; aber die Lehenleute betrachteten sich, ungeachtet ihrer Dienstpflicht, als die Freien und als die einzigen Freien [7]. Also kann, so lange sie allein frei waren oder allein für frei galten, von einem Adel nicht die Rede sein. Wem gegenüber wären sie denn der Adel gewesen, da sie gegen die Geistlichen nur Laien waren, und gegen die Unfreien nur Herren? Allerdings sprach man von Edelen, von Edeleren und von den Edelsten [8]; aber diese Benennungen zeigten in früherer Zeit nur Menschen, die auf irgend eine Weise, durch ein Amt, durch Thaten, durch Reichthum ausgezeichnet waren; in der letzten Zeit hingegen, namentlich seitdem die sächsischen Könige durch ihre Vornehmthuerei den Geist allgemeiner Vornehmthuerei gewecket hatten, bezeichneten jene Ausdrücke wohl auch vornehme Geschlechter, oder Menschen, von welchen man wußte, daß ihre Vorfahren, Väter, Großväter, Urgroßväter (und höher kam man selten hinauf), schon hoch auf der Leiter der gesellschaftlichen Verhältnisse gestanden hatten, und etwa Herzoge und Grafen, oder auch verwandt gewesen waren mit dem königlichen Hause, oder mit anderen vornehmen Männern, Geistlichen und Laien. Eben deßwegen wird fortwährend, wie in alten, so in späteren Tagen, das Wort Edele abwechselnd mit anderen Wörtern gebrauchet, die zuverlässig kein bestimmtes bürgerliches Verhältniß bezeichnen, sondern nur die allgemeine Bedeutung von vornehm, ausgezeichnet, bedeutend und mächtig haben. Die Beweise liegen in Menge zerstreuet in diesem Werke. Anders aber ward Alles, da sich Städte die Freiheit erwarben. Von diesem Augenblick an gab es eine doppelte Freiheit, die falsche Freiheit der Vassallen-Welt, und die ächte Freiheit der städtischen Welt. Die Mutter der ersten war die Roheit; die Mutter der anderen die Bildung. Jene stand auf der Macht des Schwertes; diese, auf dem Bedürfnisse des menschlichen Gei-

stes; jene, auf Kriegsdienst, Dienstlohn und Herrschaft, diese auf Erwerb, Eigenthum und Recht. Je gewaltsamer die erste war, und je naturgemäßer die andere, je härter jene durch ihr Alter, je frischer diese durch ihre Jugend, desto weniger war eine Vereinigung zwischen Beiden aufzufinden. Wenn die alte Freiheit das Emporkommen der neuen Freiheit nicht zu verhüten vermocht oder gewaget hatte: wie hätte sie die Unterdrückung der Emporgekommenen zu bewirken vermocht oder gewaget? Die alte Freiheit hatte von der neuen Alles zu fürchten, Kränkung, Schmälerung, Vernichtung; die neue hatte gegen die alte Alles zu hoffen, Erhaltung, Fortschritt, Sieg. Denn die alte trug den Keim des Unterganges in sich selbst; die neue hingegen war einer unendlichen Entwickelung fähig: Wissenschaft und Kunst mußten bei ihr Schutz und Pflege finden, die dem Vassallenthume, welchem das Denken nicht lieb ist, fremd blieben [9]. Um so nothwendiger war es, nach der Natur menschlicher Dinge, daß die Welt der Vassallen, wie uneins und durch Leidenschaften aller Art getrennt und zerrissen sie sein mochte, sich in sich selbst zu einigen, zu befestigen und zu gestalten suchte, damit sie, der neuen Welt, die sich in den Städten erhob, gegenüber, wahren könnte, was noch zu retten war; es war nothwendig, daß die Vassallen sich geschlossen den Städten widersetzten, welche als dritter Stand eine freie Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft verlangten. Und in ihrer Vereinigung bildeten sie den Adel und den Stand des Adels; die Befestigung wurde möglich durch die Erblichkeit der Ehren und Würden, die theils schon gewonnen war, theils nicht mehr ausbleiben konnte; und aus der Gestaltung, ohne welche es keine Einheit gab, ging der Unterschied zwischen hohem und niederem Adel hervor, mit allen seinen Gliederungen [10]. In dieser Stellung aber, während das freie Bürgerthum in den Städten hinauf drängte zu Licht und Bildung, und hinaus auf allen Wegen mensch-

licher Thätigkeit, blieb dem Adel kaum Etwas Anderes übrig, als fest zu stehen, wie seine Burgen, zu halten, was bestand, nur vor der Noth zu weichen, Allem einen Werth zu geben, was er besaß, dasselbe mit einem alterthümlichen Firniß zu überziehen, oder mit einem phantastischen Schmucke zu umgeben [11], überhaupt alle jene Dinge vormaliger Gewalt und Herrlichkeit, die den freien Bewohnern der Städte bald ein Aergerniß waren und bald eine Thorheit, mit dem Anstand eines vornehmeren Lebens anmuthig zu bewahren, mit der Reizbarkeit eines tiefen Ehrgefühles rasch und tapfer zu vertheidigen, mit der Zierde einer neuen Benennung fast dichterisch zu verschönern [12], bis zuletzt durch trotzige Versäumniß höherer Bildung, eine Verkümmerung des Geistes eintrat, bei welcher das Thier im Menschen vor dem Gott im Menschen den Vorzug erhielt [13].

Aber in der Zeit, da Heinrich Dritte der König der Teutschen wurde, zeigten sich erst die Anfänge dieser Verhältnisse; die Entwickelung derselben gehören den folgenden Menschen-Altern an. Das jedoch ist nicht zu leugnen: ein König, der sich zwischen die neue Freiheit, die sich in den Städten erhob, und die alte Freiheit, deren sich die Vasallen in ihrer Dienstbarkeit rühmten, hinein stellte, um jene durch diese und diese durch jene wechselseitig zu zügeln, zu leiten, und dadurch Beide zum eigenen Vortheil zu benutzen, unternahm ein Schaukelwerk, das wider einander schwankte, und ihn selbst leicht zerreiben konnte. Aber wer keinen Boden findet, der vermag nicht fest zu stehen, und kann nur streben, sich schwimmend oben zu halten.

Was hingegen die Geistlichkeit betrifft, von welcher oben bemerket worden ist, daß der König auf dieselbe gerechnet zu haben scheine, wie auf einen mächtigen Bundesgenossen, in seinem Kampfe wider die weltlichen Vasallen und Herren, so ist nur wenig hinzu zu fügen. Es kann nur wiederholet wer-

den, was schon oft gesagt ist. Die unteren Geistlichen hingen ab von den oberen, die Welt-Geistlichen, wie die Ordens-Geistlichen. Die Besetzung der bischöflichen Stühle aber und die Erhebung der Aebte und Aebtissinnen war entweder ganz in der Hand des Königes, oder der König hatte doch wegen der Investitur, wegen der Belehnung des geistlichen Fürsten mit den Gütern seiner Kirche oder seines Klosters, einen entscheidenden Einfluß auf diese Besetzung und diese Erhebung. Dieses Verhältniß knüpfte die erste Verbindung zwischen dem König und den Fürsten der Kirche, die zugleich Fürsten des Reiches waren. Es machte eine Verständigung möglich; und schon die Dankbarkeit, an welche der Geistliche durch seine Beschäftigung mit den Lehren der Religion und den Grundsätzen der Sittlichkeit jedes Falles weit öfter erinnert ward, als ein Weltlicher, zog manchen Fürsten der Kirche für und für zum Throne hin. Wem aber auch dieses edele Gefühl in der menschlichen Brust fremd war, oder wer dasselbe verlor im Drange des Lebens und im Getobe der Leidenschaften, den zwang nicht selten die Noth, seinen Blick auf den Thron zu richten und seine Hoffnung auf den König. Denn bei der Eifersucht der weltlichen Vasallen gegen die Geistlichen, konnten die Geistlichen der Erhaltung oder Vermehrung ihrer Güter, Rechte und Freiheiten nur von der Macht und der Hülfe der Könige erwarten. Deßwegen mußten sie die Macht des Königes groß und stark wünschen, damit er im Stande sein möchte, ihnen gegen die Habsucht, die Gewaltthätigkeiten und Räubereien der weltlichen Herren die nöthige Hülfe zu gewähren; und eben deßwegen konnte der König, im Wechsel-Verhältnisse, nicht umhin, die Geistlichen zu begünstigen und zu fördern, wie er vermochte, so lange er nur ihrer gewiß zu bleiben hoffen durfte.

Der Einfluß der Geistlichen auf die öffentlichen Angelegenheiten war, wie große Beispiele bewiesen haben, sehr stark. Er lag seiner Natur nach über alle Berechnung hinaus: denn

er stand auf etwas Geistigem, auf Glauben und Aberglauben, auf dem Vorzuge wissenschaftlicher Bildung und mannichfaltiger Kenntnisse, endlich auf der Feinheit priesterlicher Künste, welche unter allen Umständen ihre Wirksamkeit zu bewähren pflegen, entweder sogleich, oder doch in der Folge. Aber der König konnte mit Sicherheit nicht auf diesen Einfluß bauen. Derselbe war vereinzelt, er war mehr ein Werk der Geistlichen, als der Geistlichkeit. Und die Geistlichen strebten gar oft wider einander, von menschlichen Leidenschaften hierhin getrieben und dorthin, und zu verschiedenen Ansichten geleitet, wie von der Lehre, so vom Leben: ja sie verbanden sich nicht selten mit Denen, die sie als ihre Feinde betrachten zu müssen glaubten, und verließen die Sache des Königes, obwohl sie ihre eigene Sache zu sein schien.

Die unglücklichen Verhältnisse Italiens, die furchtbare Parteiung und Leidenschaftlichkeit in Rom, die mit diesen Verhältnissen zusammen hing, und jener Wucher mit der päpstlichen Würde, welche den apostolischen Sitz zur Wechslerbude machte, und den apostolischen Schmuck mit Unflath besudelte, hatte verderblich auf die kirchlichen Verhältnisse aller Länder des Abendlandes eingewirket. Die alten Vorstellungen waren geblieben, aber das rege Leben war anders geworden. Die römische Kirche wurde noch überall angesehen als die Mutterkirche der christlichen Welt; der apostolische Stuhl wurde betrachtet als über allen Kirchen stehend und sie vereinigend zu Einer allgemeinen Kirche; von der Gewalt, die in diesem Stuhle lag, redete man in Demuth, und bekümmerte sich wenig um den Mann, in dessen Hand die Ausübung geleget war. Aber die Wirklichkeit entsprach diesen Vorstellungen nicht. Es waren todte Ueberlieferungen, die man gedankenlos festhielt, ohne daß die That von ihnen bestimmet, die Leidenschaft gezähmet worden wäre. Den Blitz fürchtet nur, wer seine zerstörenden Wirkungen kennen gelernet hat, und eine Kraft, die

lange ruhet, wird endlich wenig beachtet und verlieret selbst an ihrer Stärke. Das päpstliche Ansehen war immer nur mit großen Unterbrechungen geltend gemacht; es war von schlechten, verdorbenen und verwilderten Päpsten bald versäumet, bald auf die verkehrteste Weise ausgeübt, und zuletzt in der Hand eines unwürdigen Jünglinges so schwach geworden, daß es selbst durch die Macht des Kaisers keine Anerkennung zu gewinnen vermochte. Daher war die Eine allgemeine Kirche gleichsam von der Erde verschwunden, und lebte nur noch in der Sehnsucht frommer Seelen. Und mit der Einen allgemeinen Kirche waren auch die Erzbisthümer in Verfall gerathen und viele Bisthümer nicht minder. Zwei oder drei Laster hatten sich, weil vom heiligen Stuhle herab durch Anwendung der alten Kirchensatzungen kein Einhalt geschah und geschehen konnte, von Italien aus mit großer Schnelligkeit über alle Länder und über alle Stufen der kirchlichen Welt auszubreiten begonnen, und droheten, weil sie reich waren an Keimen von Uebeln und Gräueln, das ganze Kirchen-Wesen auseinander zu treiben. Es war das Leben der Bischöfe unter den Waffen, im Kriege, und überhaupt in den Geschäften dieser Welt: dadurch verloren Viele den Sinn für das Heilige, übersahen vor dem Gemeinen das Höhere, und vergaßen, nur nach dem Irdischen trachtend, ihre erhabene Bestimmung. Es war ferner jene, von einem solchen Leben erzeugte und genährte Leichtfertigkeit, mit welcher die geistlichen Würden, ja jede kirchliche Stelle in den Handel gebracht, und dem Meistbietenden überlassen wurde: dadurch kamen unwürdige Menschen zu den kirchlichen Aemtern, machten diese Aemter zu Pfründen und beuteten sie aus, um, was sie gekostet, mit reichem Gewinne zu ersetzen. Es war endlich der sinnliche Genuß, der unter solchen Verhältnissen herrschend werden mußte, und der bald, hier und dort, in Ueppigkeit entartete, in Wollust, ja in schmutzige und schamlose Unzucht. Und die Klöster blieben

nicht zurück in diesen drei Lastern, und nicht in den Gefährten derselben. Die Aebte standen, wie die Bischöfe. Es war unmöglich, daß Männer klösterliche Zucht zu erhalten vermocht hätten, die selbst keine klösterliche Tugenden übten. Und wer hätte von Frauen fordern können, was die Männer nicht leisteten? Uebrigens leidet es keinen Zweifel, und diese Annahme ist dem menschlichen Herzen Bedürfniß, daß solche Dinge, wenn nicht in Italien, doch zuverlässig in Teutschland noch seltene Ausnahmen waren, und daß die größte Zahl der Welt-Geistlichen, wie der Ordens-Geistlichen, ein ehrwürdiges Leben geführet hat, von dem Geiste der Religion geleitet, wie sie denselben aufzufassen vermocht hatten. Aber jene Ausnahmen kamen doch vor, und mehrten sich von Tage zu Tage, und droheten einen allgemeinen Verfall [14].

Wollte daher Heinrich der Dritte, dessen fromme Seele ohnehin wegen dieses Unwesens mit tiefem Schmerz erfüllet sein mochte, von der kirchlichen Gewalt einen wesentlichen Vortheil für das königliche Ansehen gewinnen, so war vor Allem nöthig, die Einheit der Kirche, Ordnung und Zucht, wieder herzustellen und zu befestigen überall. Wie sehr aber auch alle edele Menschen Theil nehmen mochten an einem solchen Werke: dasselbe konnte nur zu Stande gebracht werden durch den apostolischen Stuhl. Also war nothwendig, in Rom den alten Sauerteig auszukehren, den heiligen Stuhl von dem Schmutze zu reinigen, mit welchem derselbe im Kampfe der Parteien beflecket war, und die päpstliche Würde wieder zu der lebendigen Gewalt zu erheben, in welcher sie allein wohlthätig auf die zerrütteten Verhältnisse der Kirche und des Lebens zu wirken und den Geist und die Bildung zu fördern vermochte. Aber für das königliche Ansehen war unmittelbar noch immer Nichts gewonnen, durch die Herstellung und Befestigung der Ordnung in der Kirche, unter ihrem Oberhaupte, dem Papste; vielmehr war zu fürchten, daß in dieser Einheit und Ordnung der Kirche sich eine unabhängige Gewalt erheben möchte, welche dem Könige gefährlicher werden könnte, als die feindliche Welt

der Vassallen je gewesen war. Sollte auch diese Gefahr vermieden werden: so war weiter nothwendig, den Bischof von Rom, in welchem die Kirchen zur Kirche wurden, in dieselbe Abhängigkeit vom Kaiser zu bringen, in welcher die Bischöfe des Reiches sich befanden. Der päpstliche Stuhl mußte unter den kaiserlichen Stuhl gestellet werden, der Altar unter den Thron. Und um alle diese Dinge zu erreichen, blieb kaum etwas Anderes übrig, als das Verfahren Otto's des Großen wieder aufzunehmen, zu erweitern und zu schärfen: der Kaiser mußte willkührlich über den apostolischen Stuhl verfügen; er mußte teutsche Männer auf denselben setzen, mit welchen er sich verständigen konnte, und tüchtige Männer, die nicht nur entschlossen waren, im Sinne des Kaisers zu handeln, sondern auch im Stande, die ganze Gewalt über die Kirchen der christlichen Welt auszuüben, zu welcher dem heiligen Stuhl ein Recht zustand oder verschaffet werden mochte.

Die Aufgabe, die vor dem jungen Könige lag, war groß. Wenn die Lösung gelang, wenn die drei Kräfte, welche im Lehenwesen, in der neu aufstrebenden Freiheit der Städte und in der christlichen Kirche lagen, dergestalt zu einander gestellet wurden, daß sie sich wechselsweise und gegenseitig fürchteten, achteten, förderten: so konnte, wie es schien, das Reich zu einer Ruhe, einer Ehre und einem Ruhm, und der kaiserliche Thron zu einem Glanz und zu einem Ansehen gelangen, wie bisher kaum geahnet war. Und ein solches Ziel war ja wohl geeignet, ein jugendliches Gemüth zu locken und einen starken Geist zu reizen. Aber die Fahrt zu demselben ging durch drohende Klippen, und an verborgenen Felsen vorbei oder über verborgene Felsen hinweg. Das Schiff mochte leicht zerschellen oder auf den Grund gerathen. Und lag denn wirklich in diesem Ziel ein so großes Gut, daß die Erreichung desselben wünschenswerth war, nicht etwa für den Thron und die königliche Macht, sondern für das, warum wir leben und sind, für Geist und Bildung? Es ist wohl erlaubt zu zweifeln.

Neuntes Capitel.

Heinrich's des Dritten erste Jahre.
Krieg mit den Böhmen. Fahrten nach Ungarn.
Ungarn unter der Hoheit des Königes der Teutschen.

J. 1039 — 1046.

Heinrich der Dritte machte sogleich nach Uebernahme des Reiches die Erfahrung, daß ein König sowohl, wie ein Gemeiner, von den Umständen abhängig ist und seine Richtung empfängt. Er wurde zu Fahrten genöthiget, die ihm nicht gefallen konnten, und in Kriege verwickelt, an welchen er keine Freude fand: zuerst mit dem Herzoge Brecislav von Böhmen, alsdann mit den Ungarn.

Im Jahr ein Tausend und vier und dreißig nämlich war der Herzog von Polen, Mjesko der Zweite, gestorben, nachdem er die Sünden seines früheren Lebens durch Werke der Frömmigkeit zu sühnen versucht hatte [1]. Polen war durch seinen Streit mit Otto, seinem Bruder, und durch seine schlaffe und leidenschaftliche Herrschafft in große Zerrüttung gebracht, und diese Zerrüttung wurde gränzenlos mit seinem Tode. Er hinterließ zwar einen Sohn, Casimir genannt, der nur allein übrig war von dem Fürsten-Stamme der Piasten; dieser aber

befand sich bei dem Tode seines Vaters entweder nicht in Polen, oder er verließ das Land sogleich. Er war noch unmündig; seine Mutter, Richsa oder Richenza, war eine teutsche Fürstin [2], und vielleicht aus diesem Grunde den Polen sehr verhaßt. Richenza war mit ihrem Sohn entweder schon früher nach Teutschland geflüchtet, um den Gewaltthätigkeiten und Kränkungen ihres Gemahles zu entgehen, oder sie ergriff die Flucht nach Mjesko's Tode, um dem Zorn und der Rache der Polen auszuweichen [3]. Jedes Falles stand Polen da ohne Haupt und Führer, und Niemand wußte, wohin er den Blick richten sollte, nicht etwa um ein gemeines Wesen, nein, um nur einige gesellschaftliche Ordnung zu finden. Je größer daher das Bedürfniß aller Menschen nach der Herstellung einiger Ordnung war und sein mußte, desto nothwendiger erhob sich, weil jegliche Vereinigung in den verwirrten Verhältnissen unmöglich war, überall die ärgste Parteiung, und aus dieser Parteiung ging ein wildes, gräuelvolles Getreibe hervor, das nur in einer gänzlichen Auflösung endigen zu können schien.

Zu derselbigen Zeit, da diese jammervollen Ereignisse in Polen Statt fanden, war der Kaiser Kunrad, Heinrich's des Dritten Vater, zuerst mit den Angelegenheiten Burgund's beschäftiget; hierauf bereitete er sich zu seinem Zuge nach Italien; endlich unternahm er die Fahrt, wie erzählet worden ist. In Böhmen aber war Brecislav, nach Othelrich's, seines Vaters Tode, zur herzoglichen Würde gelanget, während sich der Kaiser in Italien befand. Derselbe, ein tapferer, kühner, verwegener Jüngling, hielt das Zusammentreffen dieser Umstände für günstig, um sich einen Namen zu machen in seinem Volk. Ob er, hochfahrende Entwürfe in der Seele, ein großes slavisches Reich zu gründen gehofft, oder ob er nur einen zerstörenden Einfall in Polen zu Raub und Rache für alte Unbill beabsichtiget habe, mag unentschieden bleiben. Gewiß aber ist, Brecislav drang mit einem großen, wie es scheint, ungeord-

netem Heer in Polen ein. Ohne Widerstand zu finden, brausete er wie ein Sturmwind über das verwaisete Land [4] dahin. Er richtete große Verwüstungen an; brach die Festen und setzte Dörfer und Weiler in Flammen. Krakau ward erobert, seiner alten Schätze beraubt, und in wilder Weise zerstöret; Posen ward eingenommen; Gnesen fiel unblutig in die Gewalt des furchtbaren Siegers, und aus dieser Stadt wurde das kostbarste Heiligthum, der Leichnam des heiligen Adalbert's geraubt, und mit großem Gepränge nach Böhmen gebracht, damit der Heilige in Prag, wo er im Leben keine Ruhe gefunden hatte, ruhen und Segen und Heil verbreiten sollte [5]. Selbst Menschen wurden hinweg geschleppt und zu Sklaven gemacht. Das Unglück in Polen war so groß, daß selbst das Christenthum in Gefahr gerieth, und daß Viele an der Erhaltung desselben verzweifelten [6].

Inzwischen gelangte Heinrich der Dritte zum Reiche. Es scheinet nicht, daß Breciślav sich, in seinem Glück und seinem Uebermuth, im Mindesten um den neuen König der Teutschen bekümmert habe, dessen Vassall er war, und der sich als seinen Oberherren betrachtete. Das verdroß den König Heinrich. Ueberdieß wurde Polen in Teutschland gern zu den Ländern gerechnet, die unter der Hoheit und eben deßwegen auch unter dem Schutze des Reiches ständen; und der junge König konnte diese Ansicht unmöglich verleugnen. Das Gerücht mag auch die Masse des Goldes, des Silbers und anderer Kostbarkeiten, welche die Böhmen in Polen erbeutet hätten, sehr vergrößert haben; und dadurch mag leicht der Gedanke entstanden sein, es sei gefährlich, so große Mittel in den Händen der Böhmen zu lassen, und die Lust, wenigstens Theil zu nehmen an dem Raube [7]. Endlich hatten sich auch viele Polen durch die Flucht nach Teutschland gerettet, fleheten hier um Zuflucht, Rettung und Rache, und erregten Mitleid und Zorn; und wohl ist möglich, daß der junge Fürst Casimir und seine Mutter

welche Polen keinesweges aufgegeben hatten, den König Heinrich um Hülfe gebeten haben gegen den frechen Verwüster des Vaterlandes. Jedes Falles glaubte der König, bei dem Unglücke der Polen und dem Frevel der Böhmen um so weniger ein unthätiger Zuschauer bleiben zu dürfen, je mehr er als junger Fürst der Welt zeigen mußte, daß er, vom Geiste seines Vaters beseelet, des großen Reiches der Teutschen werth sei, und daß er, wie den Willen, so die Macht habe, Schutzflehende zu schirmen, und Frevler, die seiner Hoheit zu trotzen wagten, mit derber Züchtigung zum Gehorsam zurück zu bringen.

Schon im Herbste des Jahres ein Tausend und neun und dreißig betrieb er eine Heerfahrt gegen Böhmen. Der Herzog Brecislav aber, der seine Krieger noch in Polen hatte, und zu einem Kriege mit den Teutschen nicht gerüstet war, kam zuvor [8]. Er ließ dem König entbieten, daß er selbst vor ihm erscheinen und sich allen seinen Befehlen unterwerfen würde: bis dahin möge er, der König, seinen Sohn, der sich bei der Gesandtschaft befand, als ein Unterpfand für seine Treue annehmen. Und Heinrich, die Seele auf größere Dinge gerichtet, freuete sich dieser Fügsamkeit und stand von der Unternehmung ab. Er begab sich nach dem südlichen Teutschlande: zuerst nach seinem Herzogthume Baiern, und in Regensburg feierte er mit den Fürsten und Herren des Landes das Fest der Geburt des Heilandes; alsdann nach seinem Herzogthume Schwaben, und in Augsburg hielt er mit den Fürsten und Herren dieses Herzogthumes einen öffentlichen Tag für Frieden und Ordnung [9]. Weiter begab er sich an den Rhein. Zum Osterfest erschienen die vornehmsten Männer aus Burgund [10] vor ihm in Ingelheim, und brachten zum Zeichen ihrer Ergebenheit kostbare Gaben dar. Sie wurden huldvoll empfangen und mit reichen Gegen-Geschenken huldvoll entlassen. Nach dem Feste traf auch der Erzbischof Heribert von Mailand ein. Es hatte seit dem Tode des Kaisers Kunrad nicht an Vermitt-

lern gefehlet, um zu verhüten, daß der Streit, den Kunrad wider diesen mächtigen Fürsten mit mehr Heftigkeit als Weisheit geführt, erneuert würde von dem jungen König; und Heinrich bot wohl gern die Hand zu einer Ausgleichung, zumal da er schon früher das Verfahren seines Vaters nicht ohne stille Mißbilligung angesehen hatte [11]. Zwischen ihm und dem Erzbischofe wurde daher eine Versöhnung leicht zu Stande gebracht. Heribert schwur dem Könige den Eid der Treue [12] und erhielt dagegen die Zusicherung des königlichen Wohlwollens. Hierauf begleitete er den König nach Cöln, und kehrte alsdann im Frieden nach Italien zurück, ohne Zweifel mit dem Entschlusse, die Verwüstungen gut zu machen, die Kunrad in seinem Sprengel bewirket hatte, oder die nach Kunrad's Rückzuge aus Italien von den Anhängern desselben bewirket waren.

Aber die Feier, welche den König auf diesem Zuge durch das Reich überall erwartete und begleitete, ward ihm dadurch verkümmert, daß Breciſlav von Böhmen sein Wort nicht lösete. Das Ausbleiben desselben schien heimtückisch; es verrieth einen anderen Plan. Die Sache war um so bedenklicher, da Peter, der König der Ungarn, Stephan's des Heiligen Neffe, im Laufe des Winters den Frieden gebrochen hatte, der zwischen den Teutschen und den Ungarn bestanden war. Denn Peter hatte den Thron nicht nach unbestrittenem Rechte bestiegen, sondern er verdankte denselben der Gunst seines frommen Oheimes Stephan, der in ihm die feinere italisch-griechische Bildung geachtet [13], und wegen derselben seine Laster übersehen hatte; und zwei Fürsten aus Arpad's Stamme, die ihm den Thron streitig machten, befanden sich in fremden Ländern, in welchen sie Achtung und Ehre erworben hatten [14]. Wegen dieses Verhältnisses hatte sich Peter an Breciſlav von Böhmen angeschlossen [15], und eben deßwegen hatte Heinrich der Dritte wohl Ursache, den Einfall der Ungarn als ein Unternehmen zu betrachten, welches der König Peter im Einverständnisse mit

Breciſlav unternommen hatte. Alſo ſchickte er eine Botſchaft an den Herzog von Böhmen und ſtellte demſelben ſeine ſcharfen Forderungen: Breciſlav ſollte Polen gänzlich räumen, und den ganzen Raub, den er in dieſem Lande gemacht hatte, ausliefern bis auf den letzten Pfennig [16]. Breciſlav erbot ſich, als Vaſſall des teutſchen Reiches dem Könige denſelben Zins zu entrichten, der von ſeinen Vorfahren ſeit alten Zeiten entrichtet worden wäre [17]. Als aber dieſes Anerbieten zurück gewieſen ward, ſo gab er die bittere Antwort: Böhmen ſei groß; ganze Heere hätten ſchon in dem Lande ihr Grab gefunden, aber es habe noch Raum für andere. Dieſe Antwort entſchied. Es blieb Nichts übrig, als das Schwert.

Der König beſchloß, mit zwei Heeren in Böhmen einzudringen, von Baiern aus über Kamb durch den böhmiſchen Wald, und von Norden her über Dohna durch das Erzgebirge. Weil aber der König Peter von Ungarn nicht nur dem Herzoge Breciſlav Hülfe zugeſendet hatte, ſondern auch fortfuhr, die bairiſchen Gränzländer zu beunruhigen: ſo ernannte der König einen Neffen des letzten Herzoges Heinrich von Baiern und der Kaiſerin Kunigunde, der gleichfalls Heinrich hieß, zum Anführer der Baiern wider die Ungarn, und ertheilte demſelben, wie es ſcheinet, den herzoglichen Namen, ohne ihm jedoch die Verwaltung des Landes zu übertragen, oder in die ganze Fülle der herzoglichen Würde einzuſetzen [18]. Und nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß unter dieſen Umſtänden auch der junge Fürſt Caſimir von Polen in ſein Vaterland zurückgekehret ſei, um in dem nunmehr befreieten Lande einige Ordnung wieder herzuſtellen und die ſtreitenden Parteien vor ſeinem Throne zu verſöhnen, gleichviel ob die Polen ihn aus Teutſchland geholt, ob Heinrich der Dritte ihn hingeſendet, oder auf welche andere Weiſe ſeine Rückkehr Statt gefunden habe [19].

Bei dem Heere, das ſich in Baiern bei Kamb verſammelte, befand ſich der König. Die Böhmen hatten die Berg-

schlucht, durch welche das teutsche Heer seinen Weg nehmen mußte, durch Bäume, Felsblöcke, auf jegliche Weise zu versperren gesucht, um das Eindringen unmöglich zu machen. Zur Vertheidigung dieser Verschanzung war eine gehörige Anzahl von Kriegern auf beiden Seiten des Engweges, der zu dieser Verschanzung führte, in den Wäldern aufgestellet. Der König schickte daher einen Theil seines Heeres zu Fuß ab, welcher, unter der Anführung des tapferen Markgrafen Otto von Schweinfurt, dieses Werk der Böhmen umgehen und dasselbe unnütz machen sollte. Während nun der Markgraf durch das waldige und unwegsame Gebirge vordrang, um seine Aufgabe zu erfüllen, ward eine Schaar vom König abgesendet, um die Lage der Dinge zu untersuchen, damit er von seiner Seite gegen die Verschanzung vordringen könnte, wenn der Markgraf, von der anderen Seite angelanget, die Böhmen in Verwirrung gebracht hätte. Diese Schaar, aus Hessen bestehend und aus Leuten des Abtes von Fulda, führte des Königes Bannerträger, der Graf Wernher. Derselbe, ein kühner Mann, sei es, daß er die Gefahr nicht kannte, oder sie verachtete, sei es, daß er dem Markgrafen Otto und den Baiern den Ruhm der Theilnahme an einer schwierigen That nicht gönnte, oder sich selbst einen Namen zu machen wünschte, veranlaßte seine Gefährten zu einem stürmischen Angriff auf das Werk der Böhmen. Kaum aber war er bei demselben angekommen, so sah er sich von allen Seiten angegriffen, umringt, in die äußerste Noth gebracht. Der Graf Wernher fiel mit Vielen der Seinigen; auch der Graf Reinhard fiel, welcher die Leute des Abtes von Fulda befehligte, mit Vielen der Seinigen; und nur Wenige scheinen dem Verderben entgangen zu sein. Am folgenden Tage langte der Markgraf Otto von der anderen Seite bei der Verschanzung der Böhmen an. Unbekannt mit dem Unglücke des vorigen Tages, und deßwegen mit Zuversicht auf einen Angriff vom Könige rechnend, trug er kein Bedenken,

sogleich auf die Böhmen loszustürmen. Aber der Angriff erfolgte nicht, und er stand allein dem siegestrunkenen Feinde gegenüber. Also kam auch über seine Schar das Verderben. Viele tapfere Männer starben einen unnützen Tod; und nur in Zerstreuung und Flucht durch die Wälder und Gebirge fanden Einzelne ihre Rettung [20].

Inzwischen war auch das andere Heer, das von Norden heran zog, vorgedrungen. An der Spitze desselben standen der Erzbischof Bardo von Mainz, und der Markgraf Ekkehard von Meissen, des Königes getreuester Getreuer [21]. Und das Heer öffnete sich, mit Eisen oder Gold [22], glücklich das Land, und verwüstete dasselbe, wie es heißt, neun Tage lang. Aber sie hatten eine unnütze Fahrt unternommen, wenn sie, was allerdings wahrscheinlich ist, durch dieselbe nicht etwa den Herzog Brecislav abgehalten haben, seinen Sieg im böhmischen Walde zu verfolgen, heraus zu brechen, den König selbst anzugreifen, und in Baiern Verwüstungen anzurichten. Wenigstens scheinet der Herzog sich selbst gegen das zweite deutsche Heer gewendet zu haben; und dieses Heer scheint in solche Verlegenheit gekommen zu sein, daß es seine Rettung nur einem Abkommen mit dem Herzoge Brecislav zu verdanken hatte. Dieses Abkommen aber scheinet durch den Einsiedler Gunther vermittelt zu sein, welcher, ein Thüringer von Geburt, in den Wildnissen dieser Gegend ein stilles Leben führte, das er für fromm und Gott wohlgefällig hielt, und in seiner Einsamkeit die Gunst und die Verehrung des Herzoges Brecislav gewonnen hatte, der einst von ihm aus der Taufe gehoben war [23]. Vielleicht ist auch durch denselben frommen Mann die Befreiung der Gefangenen vom Heere des Königes bewirket worden; und sie konnte wohl um so leichter bewirket werden, diese Befreiung, da des Herzoges Sohn sich noch in Heinrich's Gewalt befand. Derselbe wurde gegen die unglücklichen Gefährten des Königes ausgewechselt.

Auf eine so traurige Weise endigte sich das erste Unternehmen des jungen Königes. Je stärker aber die Seele desselben war, desto tiefer fühlte er sich vom Schmerz ergriffen. Er sah in dem Vorgang ein Unglück zugleich und eine Schmach, und er mochte wegen desselben wohl nicht bloß den Ungestüm seiner Gefährten anklagen, sondern auch seine eigene Unvorsichtigkeit. Der unglückliche Anfang seines Königthumes jedoch entmuthigte ihn nicht. Er verließ die Bühne seiner Unfälle mit dem Entschlusse, das Unglück gut zu machen und die Schmach zu tilgen. Und das Vertrauen der Teutschen zu ihrem jungen Könige war nicht geschwächet. Seine Schmach war ihre Schmach; und ihr Verlangen, dieselbe auszulöschen, nicht geringer als das seinige.

Im Monate August hatte sich das Unglück ereignet. Im Monat August des folgenden Jahres, ein Tausend und ein und vierzig standen zwei neue Heere an der Gränze von Böhmen: das eine im Nordgau, das andere in der Mark Meissen. An der Spitze des ersten Heeres stand der König; an der Spitze des anderen der Erzbischof von Mainz und der Markgraf Ekkehard, wie im vorigen Jahre. Beide Heere waren stärker an Zahl, als das erste Mal; noch stärker aber waren sie durch den Geist, der sie beseelte, durch das Gefühl, daß nunmehr der Sieg nothwendig sei, und durch die Vorsicht, welche man aus der Erfahrung des vorigen Jahres gewonnen hatte. Beide Heere drangen auch, auf neuen Wegen, wenn nicht ohne Hinderniß, doch ohne Aufenthalt, in Böhmen ein. Und die Städte fielen vor ihren Waffen und die Burgen wurden gebrochen. So langten sie in etwa drei Wochen vor Prag an. Als der Markgraf auf der linken Seite der Moldau vor dieser Stadt eintraf, da wehete schon auf der Höhe des anderen Ufers oberhalb der Stadt das königliche Banner über dem königlichen Lager [24].

Unter diesen Umständen mochte der Herzog Brecislav viel-

leicht erkennen, daß sein Sieg ein Zufall gewesen, und seine Größe ein Traum. Und kaum konnte er die Hoffnung auf eine neue und günstige Wendung der Dinge festhalten. Denn um dieselbe Zeit, da so große Unfälle über ihn hereinbrachen, wurde sein Freund, der König Peter von Ungarn, der ihm bisher Hülfe gesendet hatte, von seinem eigenen Volke zur Flucht genöthigt; und Peter wußte keine andere Zuflucht zu finden als bei dem Fürsten, gegen welchen er bisher feindlich gestanden hatte, bei dem Könige der Teutschen. Dennoch hielt Breciślav, und schien fest und entschlossen in die Zerstörung hinein zu schauen, welche von den teutschen Heeren in der Nähe seiner Hauptstadt verübet ward. Und in der That ging die Gefahr, die ihm drohete, glücklich genug vorüber. Der Bischof Severus von Prag nämlich hatte bisher treu zu dem Herzoge gehalten. Er war der Begleiter desselben auf seinen Fahrten nach Polen gewesen, und hatte sich des Ertrages dieser Fahrten erfreuet, an gemeinen Dingen vielleicht nicht minder, als an heiligen. Nunmehr aber verließ derselbe Prag plötzlich, wie ein Flüchtling, und erschien unerwartet vor Heinrich dem Könige der Teutschen. Vielleicht hegte der kluge Mann, den Ausgang voraussehend, die Besorgniß, daß der König Heinrich ihn als Empörer behandeln möchte, wenn er als Gefangener in seine Hand geriethe, und hielt deßwegen für das Beste, sich zeitig genug zu Denen zu wenden, bei welchen das Glück und die Macht war, damit er nicht seines bischöflichen Sitzes verlustig gehen möchte [25]; vielleicht aber handelte der ehrwürdige Bischof auch im Einverständnisse mit dem Herzog, um die Gesinnung auszuforschen, welche der König und die Fürsten des Reiches hegten, und eine Ausgleichung einzuleiten [26]. Jedes Falles ist gewiß: kurz nach diesem Vorgange wurden unter der Vermittelung des Markgrafen Ekkehard, mit welchem Breciślav im vorigen Jahr, unter der Vermittelung des frommen Greises Gunther, ein

Abkommen geschlossen hatte, Verhandlungen gepflogen. Der Herzog machte Anträge; der König bewies sich den Anträgen geneigt. Und mit Recht. Die Stellung des teutschen Heeres war nicht eben erfreulich. Vor sich hatte dasselbe die wohl befestigte Stadt Prag mit des Herzoges kriegerischer Macht; um sich her ein verwüstetes Land; hinter sich, im weiteren Kreise, ein feindseliges Volk. Drei Wochen waren verlaufen; es war am Ende des Monates September; wenn der Herzog noch einige Wochen Widerstand leistete, so konnte das Heer, das sich seiner Erfolge rühmte, leicht aus Mangel an Lebensmitteln und an Futter für die Pferde zu Grunde gehen. Ueberdieß zeigte sich in Burgund ein unruhiger Geist, und die Verhältnisse in Ungarn und mit den Ungarn waren bedenklich. Aus diesen Gründen stimmte Heinrich seine alten Forderungen herab. Er war zufrieden, als der Herzog in Demuth die Hoheit des Reiches anerkannte, Treue schwur, Zins zu entrichten versprach, vor dem Könige, wie andere Vassallen des Reiches, zu erscheinen gelobte, und für die Aufrichtigkeit dieser Verheissungen Geissel stellte. Und wohl nicht ohne Freude kehrte der König aus Böhmen vor dem Einbruche des Winters zurück: denn ein teutsches Heer war unüberwindlich in offenem Felde; aber der Krieg gegen Wall und Mauern war den berittenen Lehenleuten sehr zuwider. Uebrigens hat der Herzog Brecislav fortan sein Wort erfüllet und dem Könige die Treue bewahret, so lange er lebte.

Der König begab sich nach Regensburg. Dahin folgte ihm der Herzog von Böhmen, um den ersten Beweis von seiner versprochenen Treue zu geben. Dahin kam auch zu ihm der vertriebene König Peter von Ungarn. Peter nämlich hatte das ungarische Volk auf das Tiefste gekränket. Ein Fremdling in demselben, hatte er sich nicht im Mindesten bemühet, die Ungarn zu gewinnen; vielmehr hatte er sie überall zurück gestoßen, wie wenn er, ein Mann von feinerer Bildung, die

Nähe solcher Barbaren nicht zu ertragen vermöchte. Dagegen hatte er Fremde, besonders Teutsche und Italiäner, in das Land gezogen; er vertrauete denselben die hohen Staats-Aemter an, und mit Fremden besetzte er auch die Festen des Landes. Vor den christlichen Geistlichen beugte er sich tief, und beging in scheinbarer Demuth alle Bräuche der christlichen Kirche, welche mit ihrem Beiwesen von Zehenten und anderen Forderungen dem größten Theile der Ungarn um so verhaßter war, da sie der Wahrheiten des Christenthumes noch keinesweges bedurften. Zugleich überließ er sich wüsten Begierden und wüsten Lüsten. Ueberdieß fehlte es nicht an einzelnen Gewaltthätigkeiten. Durch solche Unklugheit aber und solche Laster erbitterte er alle Gemüther, und nur die Feinde des Christenthumes hatten ihre Freude, weil sie, was aus Unverstand und Unsittlichkeit hervorging, der Religion zur Last legten, die sie auszutilgen wünschten und strebten. Peter, die Unzufriedenheit der Ungarn wohl bemerkend, versuchte derselben eine Ableitung zu geben: er verband sich mit dem Herzoge von Böhmen, sandte diesem Fürsten Hülfe, und ließ, wie oben bemerket worden ist, ungarische Scharen zu Raub und Zerstörung über Teutschland's Gränzen brechen. Aber der Erfolg der Hülfe in Böhmen war nicht so glänzend, und der Ertrag der Einfälle in Teutschland nicht so reich, daß die Augen der Ungarn geblendet oder ihre Herzen gewonnen wären. Ehe das dritte Jahr von Peter's Herrschaft abgelaufen war, standen sie auf; der Palatinus Samuel Aba, von den teutschen Schriftstellern gewöhnlich Ovo genannt [27], der mit einer Schwester Stephan's des Heiligen vermählet war, wurde als König begrüßt; und dem Könige Peter schien nur, damit er nicht in die Hand seiner Feinde fiel, die Flucht übrig zu bleiben. Während Heinrich der Dritte sich noch in Böhmen befand, traf Peter bei dem Markgrafen Albrecht von Oesterreich ein, dem Gemahle seiner Schwester. Jetzt erschien er vor dem Könige zu Re-

gensburg, warf sich demselben zu Füßen, und flehete um Verzeihung, um Schutz und Hülfe gegen das aufrührerische Volk der Ungarn. Heinrich, entweder von dem Schicksale des Mannes ergriffen, oder besorget wegen der Folgen, welche die Vorgänge in Ungarn für das Christenthum und das teutsche Reich herbei zu führen droheten, und darum geneiget, sich des vertriebenen Fürsten zu versichern, um durch denselben auf Ungarn einwirken zu können, Heinrich, der König, gewährte die Verzeihung, verhieß den Schutz und machte Hoffnung zur Hülfe.

Hierauf begab er sich, die Jahreszeit benutzend nach Burgund, ohne Zweifel von einer starken Mannschaft aus seinem Herzogthume Schwaben begleitet [28]. Und es gelang ihm leicht, die Ordnung her zu stellen. Die Getreuen wurden durch die Anwesenheit des Königes befestigt in ihrer Treue; die Widerspänstigen, welche den Frieden gestöret hatten, empfingen nach richterlichem Spruche die Strafe, die sie verdienet hatten [29]. Während er aber, der König, auf diese Weise den Westen seiner Reiche beruhigte, wurde die Ruhe im Osten abermals gestöret. Samuel Aba nämlich, der neue König der Ungarn, drang mit zwei oder drei Heeren, an beiden Ufern der Donau und der Drau herauf, in Oesterreich und Kärnten ein, wohl mehr, um sein Volk zu beschäftigen und dem kriegerischen Geiste desselben zu schmeicheln, als weil Heinrich dem vertriebenen Könige Peter Aufnahme und Schutz gewähret hatte [30]: denn es waren flüchtige Züge, die er unternahm, auf Raub und Verwüstung berechnet, und keinesweges Heerfahrten, durch welche er die Auslieferung seines Feindes zu erzwingen hoffen durfte. Auch beschränkte sich das ganze Unternehmen auf Verwüstung und Raub, und leicht wurden die leichten Scharen zurück getrieben, nicht ohne großen Verlust [31]. Aber sie hatten das Eigenthum vieler Menschen geplündert oder zerstöret: für diesen Frevel mußte die ge-

bührende Züchtigung erfolgen, damit die Wiederholung desselben verhütet würde.

Zur gewöhnlichen Zeit, im Monat August des Jahres ein Tausend und zwei und vierzig, rückte der König mit einem Heere, wahrscheinlich aus Baiern und Schwaben bestehend, über den Kahlenberg in das Land der Ungarn hinein. Bald aber erkannte er, daß die Sümpfe und Flüsse das Vordringen in der südlichen Richtung, die er genommen hatte, sehr schwierig machen würden. Also wandte er sich zur Linken, nahm Heimenburg in Besitz, ging über die Donau und bemeisterte sich Preßburgs [32]. Er unterwarf das Land bis an den Gran, nachdem er die Ungarn zwei Mal im offenen Felde geschlagen hatte. Aber für den eigentlichen Zweck des Krieges war wenig gewonnen. Die Jahreszeit erlaubte keine weitere Fortsezzung des Unternehmens; und der König der Ungarn war noch nicht zu solcher Noth gebracht, daß er um Frieden gebeten hätte. Heinrich machte einen Versuch, die Unterworfenen zur Anerkennung des vertriebenen Königes Peter zu bringen, ohne Zweifel in der Hoffnung, nach seinem Abzuge den Ungarn den inneren Krieg zurück zu lassen; aber dieser Versuch mißlang gänzlich. Peter wurde selbst von den Bezwungenen verworfen. Deßwegen gab Heinrich, um doch Etwas zu thun, das eroberte Land einem anderen vertiebenen ungarischen Fürsten, der sich in Böhmen aufgehalten hatte, zur Vertheidigung und Verwaltung. Kaum aber hatte er selbst das Land verlassen, so sahe sich auch dieser Fürst zur Flucht genöthiget. Um so weniger war ein neuer Feldzug zu vermeiden. Zwar soll Aba, der König der Ungarn, Abgeordnete an Heinrich, den König der Teutschen, zum Weihnachtsfeste nach Goslar gesendet, und auf einen Frieden angetragen haben; aber der Antrag hat wenigstens keinen Erfolg gehabt. Da Aba im Besitze seines ganzen Landes geblieben war: so ist zu vermuthen, daß er eben keine große Nachgiebigkeit bewiesen habe. Und Heinrich

konnte nicht geneiget sein, Peter's Sache aufzugeben, nicht etwa, weil Peter seine besondere Theilnahme erregte, sondern weil er hoffen durfte, durch denselben die Hoheit des teutschen Reiches auch über Ungarn hinzubreiten, welche Hoheit, wenn sie auch, wie Polens Stellung bewies, keine große Bedeutung haben würde, doch dem Reich im Fortgange der Zeit an dieser Seite ruhige Nachbaren und eine gesicherte Gränze gewähren mochte.

Der neue Feldzug, im Jahr ein Tausend und drei und vierzig, wurde mit großem Nachdruck unternommen. Das Heer, welches der König führte, war stark; eine Flotte, auf der Donau erbauet, erleichterte und förderte das Werk. Auch war der Erfolg größer, als zuvor. Besondere Thaten zwar werden nicht gerühmt; und von dem Ziele, das Heinrich im Auge hatte, blieb er weit entfernt [33]; aber der König der Ungarn wurde doch so weit gebracht, daß er sich zu einem Frieden verstand, durch welchen der König der Teutschen mit einiger Ehre aus der übelen Sache heraus zu kommen schien. Denn Aba gab nicht nur eine starke Brandschatzung, sondern er trat auch das Land ab bis zur Leitha, schwur einen Eid, daß er die gefangenen Teutschen ausliefern, und nicht wieder über die Gränze des teutschen Reiches gehen würde: auch stellte er Geisseln für die Wahrheit seiner Versprechungen.

Denn Heinrich der Dritte hat schwerlich einen großen Glauben zu dem Wort und dem Eide des Königes der Ungarn gehegt; aber er selbst hat es wohl auch nicht aufrichtig mit dem Frieden gemeint. Einige Ruhe jedoch schien dasselbe gewähren zu können. Und diese Ruhe wollte er nicht unbenutzet lassen für die Befestigung des Friedens im Reich und zur Begründung seines häuslichen Glückes. Seine erste Gemahlin war, wie erzählet worden ist, gestorben, ohne ihm einen Sohn geboren zu haben; in diesem Jahre hatte er seine Mutter, die Kaiserin Gisela, begraben. Eine zweite Vermäh-

lung wurde für ihn selbst und für das Reich für gleich heilsam geachtet. Man hatte ihm eine russische Fürstin angetragen, vielleicht weil die Russen an den Teutschen gegen Polen nützliche Bundesgenossen zu erhalten hofften: denn der junge König Casimir hatte angefangen, in Polen von Neuem eine Macht zu gründen, welche vielleicht den Russen nicht angenehm sein mochte; Heinrich aber, dessen Seele voll war von anderen und höheren Gedanken, bekümmerte sich wenig um die Polen, und wünschte in Beziehung auf dieselben Nichts, als einen festen Frieden. Deßwegen hatte er den Antrag der russischen Fürstin abgelehnet [34]. Dagegen hatte er seinen Blick auf Agnes gerichtet, eine Tochter jenes mächtigen Grafen Wilhelm von Poitiers, Herzoges von Aquitanien, welchem man einst, wie früher erzählet worden ist, die Krone von Italien für seinen Sohn angetragen hatte, um sie dem Vater Heinrich's, Kunrad dem Zweiten, zu entziehen [35]. Die Schönheit dieser Jungfrau wird von Niemandem gerühmt; aber sie zeichnete sich aus durch schöne weibliche Tugenden und feine Sitten; auch war sie eine reiche Fürstin; und die Macht ihres Bruders Wilhelm war so groß, daß die Freundschaft desselben für Heinrich, den König, wegen der Verhältnisse des unruhigen Burgund's, von großem Werthe sein mußte. Eben deßwegen entschloß sich Heinrich wohl auch, selbst eine Reise nach Frankreich zu machen; denn er wollte mit einer jungen Gemahlin zugleich einen Freund gewinnen.

Diese Reise trat er alsobald nach seiner Rückkehr aus Ungarn an; aber wie ein König. In Ulm hatte er eine Zusammenkunft mit vielen Fürsten und Herren [36], ohne Zweifel um sich mit denselben zu verständigen über seine Absichten, welche er in einer großen Versammlung von Geistlichen und Weltlichen in Constanz zu erreichen wünschte. Und er scheinet sie gewonnen zu haben für diese Absichten. Zu Constanz wurden von der Versammlung drei Tage lang die öffentlichen

Angelegenheiten in gewöhnlicher Weise berathen und verhandelt. Der König wohnte allen diesen Verhandlungen bei, ununterbrochen und unverdrossen, um Alles gründlich kennen zu lernen; auch wohl um zu beweisen, daß ihm bekannt sei, was zur Sprache kam [37]. Am vierten Tage aber trat er, von einem Priester begleitet, öffentlich als Redner auf, und sprach ausgezeichnet, mit Klarheit, Kraft und Nachdruck von Dem, was das Nothwendigste wäre für das Vaterland, Versöhnlichkeit nämlich, Ruhe und Eintracht. Es waren Worte im Geiste des Gottes-Friedens. Und sie wirkten um so gewaltiger auf die Seelen, diese Worte des Friedens, da sie aus dem Mund eines Königes kamen, und eines jungen Königes, voll von Geist und Leben. Aber der König hatte auch einen Augenblick gewählet, wo die Gemüther sehr empfänglich waren für eine Rede in solchem Sinne. Denn dieses Jahr hatte sich dem ersten Jahre jener Zeit gleich gezeigt, in welcher die ungeheuerste Hungersnoth mehrere Länder Europa's mit unendlichem Jammer, mit Angst, Gräuel und Leichen angefüllet hatte. Einem sehr kalten Winter war ein beständiger Regen gefolget. Von Beiden war eine große Viehseuche und eine unergiebige Erndte die Folge gewesen. Die Noth der Gegenwart mochte noch zu ertragen sein; aber man fürchtete, daß sie mit diesem Jahre nicht endigen würde, sondern daß nunmehr dasselbe unermeßliche Unglück über Teutschland kommen möchte, welches vor zwölf Jahren in Frankreich den Gedanken des Gottes-Friedens erzeuget hatte. Darum herrschte Niedergeschlagenheit überall, und die Seelen waren in ängstlicher Spannung. Als daher der König in seiner Rede zu der Versammlung feierlich erklärte, daß er Allen verzeihe, die sich wider ihn vergangen hätten, daß er an Niemandem Rache nehmen, und Niemanden verfolgen wolle; und als er die Anwesenden zu derselben Erklärung aufforderte, und, wenn er auf Ungeneigtheit stieß, keine Ermahnungen sparte, und keine Bitten,

selbst, in einzelnen Fällen, keine Drohungen: so brachte er es dahin, daß alle Fehden abgethan wurden, daß Alle allen Feindschaften entsagten und sich gegenseitig zu Frieden und Eintracht verpflichteten. Und wozu sie sich verstanden, wozu sie sich verpflichtet hatten, die Anwesenden, das bestätigte er durch eine öffentliche Urkunde [38]. Und er ging weiter nach diesem Erfolg. Ueberall, wohin er kam, nach diesem Tage, sprach und handelte er in derselben Weise. Und niemals oder selten vergeblich. Dadurch bewirkte er einen Frieden weithin im Reiche, der unerhöret war in früheren Tagen [39], und der, wenn er ein Menschen-Alter bestanden und kräftig gehandhabt wäre, segenreiche Früchte hätte tragen mögen, ja tragen müssen. Aber es war kein Gottes-Friede, sondern ein Königes-Friede. Das war der Unterschied zwischen Dem, was Heinrich in Teutschland zu Stande brachte, und was in anderen Ländern zu Stande kam. Er, der König, war der Urheber des Friedens, und nicht die Kirche; er, der König, wollte die Vollziehung in der Hand behalten, und nicht der Kirche überlassen, was zur Erhaltung guter Ordnung in weltlichen Dingen gehöret, wie sehr er auch auf die Mitwirkung der Geistlichen rechnen mochte.

Von Constanz begab sich der König nach Besançon, wo der Graf Wilhelm von Poitiers, Herzog von Aquitanien, seinen Hof hielt. Eine große Menge vornehmer Herren, geistliches und weltliches Standes, versammelte sich zur Feier der Verlobung des Königes mit Agnes, des Herzoges Schwester. Und Heinrich gewann leicht die Herzen aller Anwesenden; am Leichtesten das Herz der jungen Fürstin, die er zu seiner Gemahlin gewählet hatte. Sie folgte ihm bald nach Teutschland; und schon am Ersten Novembers feierte er, nachdem sie zu Mainz als Königin geweihet war, seine Vermählung mit ihr zu Ingelheim. Zu diesem Feste hatte sich, in gewohnter Weise, ein Schwarm von Menschen eingefunden, welche auf die leicht-

fertige Schaulust und Verschwendung vornehmer Herren und Frauen rechnend, leichtfertige und lose Künste, Gaukeleien und Possenspiele, zu treiben gedachten. Heinrich aber, die schwere Zeit erwägend, die auf dem Volke lag, und der Grundsätze eingedenk, die er öffentlich zu Constanz bekannt hatte, wies den ganzen Schwarm mit allen seinen Künsten vom Hofe hinweg, und verwandte das Geld, das sie gekostet haben würden, um den Armen Nahrung und Kleider zu verschaffen. Dadurch veranlaßte er ungleiche Urtheile; aber die Gefühle der Edelsten und Besten waren für ihn und sein Verfahren.

Inzwischen waren in Ungarn und in den Verhältnissen Teutschlands zu Ungarn Veränderungen vorgegangen, welche den König zu einer neuen Heerfahrt nach Ungarn, wenn nicht nöthigten, doch veranlaßten. Der König Samuel Aba, ein bejahrter Mann ohne Festigkeit und Kraft, war wie im Sturme zum Throne gelanget, durch eine Partei, die nicht zu ihm hielt, die sich vielmehr bloß des Königes Peter zu entledigen gestrebt, und ihn nur vorgeschoben hatte, weil er zur Hand, weil er mit dem alten Fürstenhause verwandt war, und große Reichthümer besaß. Sie aber, diese Partei, verlangte Lohn und Dank; sie wollte selbst durch ihr Geschöpf herrschen und sich nicht beherrschen lassen; und, im Ungestüm der Leidenschaft, wollte sie ihre Herrschaft gründen auf die Ausrottung des Christenthumes, welches ihrem Volke zu seinem Verderben aufgedrungen wäre, auf die Vernichtung oder Vertreibung aller Fremdlinge im Lande, und auf die völlige Beknechtung, wie der alten Bewohner desselben, so Aller, die nicht mit ihnen waren. Der König Samuel hatte, so lange er Peter's, des vertriebenen Königes, Rückkehr gefürchtet, Einiges im Sinne dieser Partei unternommen und vollbracht; er hatte auch den Krieg gegen das teutsche Reich zunächst nur begonnen, um die Aufmerksamkeit zu beschäftigen und für das Getobe der Leidenschaft eine Bühne zu gewinnen: nachdem aber der Friede

mit Heinrich dem Dritten hergestellet war, ohne daß eine Beruhigung der aufgeregten Leidenschaften eingetreten wäre, glaubte er, seinen Thron durch kräftiges Einschreiten befestigen zu müssen. In seiner Sache hatte er Recht: er griff nach beiden Seiten aus, und wollte keine Partei schonen, die sich ihm auf dem Weg entgegen stellte, auf welchem er zur Ordnung hinstrebte. Aber er war nicht der Mann, der diesen Weg zu halten oder zu reinigen vermocht hätte. Also entstand ein wildes Gewühl, und Samuel Aba ward allen Parteien verhaßt und von allen verworfen, obgleich es noch nicht zum Ausbruche kam.

Viele Ungarn flüchteten sich nach Teutschland und fleheten den König um Hülfe an für ihr unglückliches Vaterland; der vertriebene König Peter, der für Heinrich eine Last war, faßte neue Hoffnung, und reizte seinen Schirmherrn zu einem neuen Kriege; Heinrich konnte dem Zustande der Dinge, der Alles ungewiß machte, nicht mit Gleichgültigkeit zusehen. Ueberdieß hatte Samuel Aba die teutschen Gefangenen noch nicht in Freiheit gesetzet, wie er bei dem Frieden-Schlusse gelobt hatte, keinesweges aus Treulosigkeit, sondern weil der Friede von seinen Feinden als schimpflich für die Ungarn dargestellet ward, und weil er deßwegen in seiner Verlegenheit denselben nicht zu erfüllen wagte. Heinrich zog daher mit einem Heer, aus Baiern bestehend, gegen die ungarische Gränze, wie zur Beobachtung. Das Heer war klein, entweder weil der König entschlossen war, nur geringe Kräfte anzuwenden, und keinen Krieg einzugehen, der große Opfer fordern könnte, oder weil die Seltenheit der Lebensmittel die Unterhaltung eines großen Heeres unmöglich gemacht haben würde [40]. Von der Gränze aus scheint er an Samuel Aba, um eine Sache wider denselben zu gewinnen, die Forderung gesendet zu haben, daß die teutschen Gefangenen alsobald in Freiheit gesetzet werden müßten; Samuel dagegen verlangte die Auslieferung der un-

garischen Ueberläufer, die Verräther wären, und nur darauf ausgingen, beide Könige in einen Krieg zu verwickeln. Da nun Heinrich durch diese Unterhandlung, wie es schien, gerechtfertiget, die ungarische Gränze unbesetzet fand, so trug er kein Bedenken, über dieselbe vorzugehen in das Land der Ungarn hinein. Er nahm seine Fahrt die Leitha hinab, diesen Fluß zur Linken. Nirgends Widerstand. Wahrscheinlich hoffte Samuel Aba, daß die Ungarn, alle Parteiung vergessend, desto eifriger die Waffen führen würden, je mehr sie das eigene Land bedrohet sähen, je weiter die Verwüstung des Krieges auf dem eigenen Boden käme. In der That folgten sie auch in großer Zahl seinem Rufe zur Vertheidigung des Vaterlandes; aber sie kamen nicht in Einem Sinne, durchdrungen vom Gefühle des Vaterlandes, sondern sie kamen mit dem Geiste der Parteiung, um die Gelegenheit nicht zu versäumen, die sich etwa darbieten möchte zum Handeln in diesem Geiste. Samuel Aba versammelte die ankommenden Scharen bei der Stadt Raab, am Flusse desselben Namens. Er hielt sie mit großer Klugheit zusammen; er sahe ruhig zu, wie sich das teutsche Heer dem Flusse nahete; er that Nichts, seinem Feinde den Uebergang zu verwehren: aber keine Bewegung entging ihm, und er hätte seiner Sache gewiß sein dürfen, wenn er seines Heeres hätte gewiß sein können.

Am fünften Juli's des Jahres ein Tausend und vier und vierzig unternahm Heinrich, der König der Teutschen, nach einem starken Marsche rasch über die Raab zu gehen. Würde Heinrich als Feldherr beurtheilet, so müßte ihn wegen dieses Ueberganges der schwerste Tadel treffen, wenn er anders nicht den Urtheilenden entwaffnet hätte durch seinen Untergang. Denn es wäre das tollkühnste Wagniß gewesen, das ihn nothwendig in sein eigenes Verderben und in das Verderben seines Heeres geführet hätte. Aber Heinrich hatte ohne allen Zweifel, durch die geflüchteten Ungarn, die bei ihm waren,

und durch den vertriebenen König Peter selbst, Einverständnisse im feindlichen Lager, und wußte zum Voraus, was geschehen würde. Sein Unternehmen war daher nicht so gefährlich, als es zu sein schien. Er erwartete keine Schlacht, sondern nur eine Spiegelfechterei; und seine Erwartung ging in Erfüllung, wenn auch nicht im ganzen Umfange [41].

Kaum hatte er sich mit dem ersten Theile seiner Scharen auf der linken Seite der Raab, gegen das feindliche Lager hin, in Bewegung gesetzet, so erblickte er das feindliche Heer im Anmarsch. Unverzüglich erfolgte der Angriff; und auf der Seite der Ungarn zeigte sich eine solche Zuversicht, daß offenbar wurde, Samuel Aba zweifele nicht an der Vernichtung seines Feindes. Heinrich, den Eindruck bemerkend, den die Menge und die Sicherheit der Ungarn auf die Seinigen machten, rief seinen Gefährten zu, nur nicht zu erschrecken und nicht zu verzagen; denn nur in der Standhaftigkeit sei Rettung und Sieg. Der erste Zusammenstoß war hart; und auf beiden Seiten sanken tapfere Männer in den Tod: denn die wenigen Getreuen des Königes der Ungarn, die es redlich mit ihm meinten, kämpften einen ehrlichen Kampf, und fielen wie tapfere Männer oder streckten tapfere Männer zu Boden. Als aber der Kampf heisser ward, da begannen Samuel's Feinde ihr Werk, senkten seine Fahne, erhoben wildes Geschrei, gingen über zum Feinde, liefen davon, und brachten Alles in unauflösliche Verwirrung. Jetzt erst erkannte der unglückliche König Samuel die Stärke seines Feindes. In der Verwirrung seines Geistes, wie seines Heeres, suchte er sein Heil in der Flucht, oder wurde in die allgemeine Flucht hinein gerissen. Aber selbst ein solches Unglück besänftigte die Wuth seiner Feinde nicht. Er wurde von Denen verfolget, welche sich unter seine Fahnen gestellet hatten zum Streit, und auf eine grausame Weise niedergemacht wie ein gefährlicher Feind, als er Nichts mehr suchte, denn Schutz [42]. Heinrich aber,

der König der Teutschen, stand als gebietender Sieger da, nach einer Schlacht, welche er zwar wegen seiner heldenmüthigen Tapferkeit zu gewinnen verdienet [43], welche er aber in der That und Wahrheit nicht gewonnen hatte. Er nahm sogleich Raab in Besitz; und in dieser Stadt fielen Aba's Gemahlin, Söhne und Schätze in seine Hand. Den Ungarn blieb Nichts übrig, als des Königes Befehlen zu gehorchen. Und Heinrich verlangte, daß der vertriebene Peter wieder auf den Thron erhoben werden und König von Ungarn sein sollte, wie zuvor [44]. Ein Theil der Ungarn, Peter's alter Anhang, fügte sich gern diesem Verlangen: es war ja das Ziel, zu welchem sie hingestrebet hatten; die Gegner, eingeschüchtert, zerstreuet, Verfolgungen ausgesetzet, wagten nicht und vermochten nicht zu widerstehen. Alle krümmten sich, keinesweges vor der Macht, welche dem fremden Könige zu Gebote stand, sondern vor dem gegenseitigen Zwang, den sie durch ihre Uneinigkeit über sich selbst gebracht hatten. Was sie gegen einander zu Stande brachten, das wurde dem Sieger zum Ruhm angerechnet, und von dem Glanze dieses Ruhmes umgeben, kehrte Heinrich froh in das Vaterland zurück.

Unter welchen Bedingungen aber Heinrich das Königreich Ungarn seinem Schützlinge Peter übergeben hatte, das offenbarte sich erst im folgenden Jahr, ein Tausend und fünf und vierzig. In diesem Jahre nämlich begab sich Heinrich, umgeben von einem großen Gefolge, wie es heisset, auf eine Einladung des Königes Peter, von Neuem nach Ungarn [45]. Peter hatte vornehme Männer des ungarischen Reiches um sich vereiniget [46], sei es, daß diese Männer ihm anhingen, sei es, daß er sie zu gewinnen gewußt, oder durch Gewalt zusammen zu bringen vermocht hatte. Zum Pfingstfeste traf Heinrich ein, und wurde mit der größten Feierlichkeit empfangen. Alsdann trat Peter vor den König Heinrich, legte ihm seine Krone, eine vergoldete Lanze, so wie andere Zeichen der köni-

lichen Würde, und mit denselben das Reich zu Füßen; er schwur dem Könige, wie sein Mann, den Eid der Treue; und die großen Herren, die bei ihm waren, schwuren dem Könige gleichfalls den Eid der Treue, wie seine Mannen. Heinrich aber übertrug hierauf das Reich der Ungarn, wie ein Lehen des teutschen Reiches, dem Könige Peter, jedoch nicht zum erblichen Besitze, sondern auf die Zeit seines Lebens [47]. Aber auch diese Uebertragung oder Beleihung war ein gehaltloser Vorgang, ohne Bedeutung und ohne Gewicht. Peter wünschte ohne Zweifel in Heinrich eine Stütze seines wankenden Thrones zu finden, und seine Feinde in Ungarn zu schrekken mit der Macht der Teutschen; Heinrich's Absicht war, seine Hand in den ungarischen Angelegenheiten zu behalten, die Ungarn durch innere Zwiste zu beschäftigen, und ihnen dadurch unmöglich zu machen, Teutschland zu beunruhigen. Die Gründung eines festen, eines bleibenden Verhältnisses von Hoheit und Unterwürfigkeit hat Peter gewiß nicht gewollt, und Heinrich schwerlich gehoffet. Aber was Diesem zum Ruhm angerechnet worden ist, das ist, wie bemerket werden soll, Jenem bald zum Verderben ausgeschlagen: denn ein Volk, das nur irgend Etwas werth ist, roh oder gebildet, läßt nicht mit seiner Ehre spielen und nicht mit seiner Unabhängigkeit; und wer Wind säet, kann nur Ungewitter ernten.

Während der König, Heinrich der Dritte, auf solche Weise mit den Angelegenheiten der Ungarn beschäftiget war, gingen im Westen seines Reiches Veränderungen und Bewegungen vor, die weithin wirkten, und ihm allerdings um so verdrießlicher sein mochten, da sie auch den alten Feinden der Teutschen, den slavischen Liutiziern, nachdem sie sich von früheren Unfällen einiger Maßen erholet hatten, Veranlassung gaben zu neuen Feindseligkeiten. Der König jedoch bestand auch vor diesen Unternehmungen, und wenn er gleich die Ruhe nur scheinbar herstellte, so hielt er doch sein königliches An-

sehen aufrecht durch verständiges Handeln, durch rasche That, und durch den Eifer treuer Freunde.

Im Jahr ein Tausend und vier und vierzig nämlich starb der Herzog Gozelo, der Erste dieses Namens, welchem, wie früher bemerket worden ist, vom Kaiser Kunrad dem Zweiten ganz Lotharingien anvertrauet worden war. Derselbe hinterließ zwei Söhne, Godefried und Gozelo. Der Letzte wurde für schwach und feig gehalten; der Erste hingegen, dessen schon gedacht worden, als von dem Untergange des Grafen Odo von Champagne die Rede war [48], zeichnete sich aus durch Kühnheit und Thatenlust: er wurde der Bärtige beigenannt. Seit einigen Jahren hatte ihm der alternde Vater, Gozelo, die Verwaltung des Herzogthumes an der Maaß oder Unter-Lotharingien, mit Zustimmung des Königes, übergeben; das Herzogthum an der Mosel hingegen, oder Ober-Lotharingien, behielt er sich vor bis zu seinem Tod, und bestimmte dasselbe nach seinem Tode seinem zweiten Sohne Gozelo. Heinrich, der König, versprach ihm, daß Gozelo ihm folgen sollte im Herzogthume: denn er wünschte Lotharingien in Ruhe zu erhalten, sowohl wegen der Kräfte, die dieses Land selbst aufzubieten hatte, als wegen des unsicheren Burgund's und der Nähe von Frankreich; und deßwegen war es ihm zunächst genug, Lotharingien wieder in zwei Herzogthümer zu trennen. Als nun aber der alte Gozelo gestorben, ersuchte Godefrid den König, ihn auch mit dem anderen Herzogthume, das seinem Bruder bestimmet war, zu belehnen. Heinrich jedoch schlug das Verlangen ab, als ungerecht und seinem gegebenem Worte zuwider. Durch diese Verweigerung in seiner stolzen Seele gekränkt, ergriff Godefrid die Waffen, und stellte sich in offene Empörung gegen seinen König und Herrn, suchte sich des oberen Herzogthumes Meister zu machen, und bemächtigte sich in der That des Landes, nicht ohne große Verwüstungen bis zum Rheine [49].

Diese Empörung war schon an sich selbst nicht für gering zu achten. Sie wurde aber noch dadurch viel bedeutender, daß andere Fürsten in den westlichen Ländern des Reiches gleichzeitig die Waffen ergriffen, entweder von eigener Unzufriedenheit getrieben, oder von dem Herzoge Godefrid gewonnen und aufgereizet. Zwei Grafen in Burgund, Rainold in Hochburgund, ein Oheim der Königin Agnes, Heinrich's alter Feind, und Gerhard von Genf begannen den Krieg; der Graf Balduin von Flandern trat wohl auch mit Godefrid in Verbindung, und in Friesland kam es zu Fehden und Kampf, weil der Markgraf Theoderich, Graf von Holland, ein Sohn jenes Theoderich, der zur Zeit des Kaisers Heinrich des Zweiten sich des Landes Merwede bemächtiget hatte, in der Weise seines Vaters seine Besitzungen zu vergrößern trachtete [50]. Der König, die Gefahr wohl erkennend, säumte nicht; und schnell ward Alles geendiget, so schnell, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, Heinrich habe mehr durch Unterhandlungen ausgerichtet, als mit den Waffen [51], und die Unterhandlungen seien mehr fein, als aufrichtig geführet worden. Der Graf Rainold nämlich wollte Mömpelgard [52] angreifen; der Graf Ludwig von Mömpelgard aber überfiel ihn mit einer weit geringeren Mannschaft und schlug ihn in die Flucht. Der König selbst hingegen brach eine Burg des Herzoges Godefrid, die Beggelinheim genannt wird. Von weiteren Thaten ist nicht die Rede. Vielmehr wird nun ohne Weiteres berichtet: die beiden burgundischen Grafen, es war im Monate Januar des Jahres ein Tausend und fünf und vierzig, kamen zum Könige nach Solothurn, um sich ihm zu unterwerfen. Und alsdann: der Herzog Godefrid, an seiner Empörung verzweifelnd, erschien, es ist ungewiß, wo und zu welcher Zeit, vor dem König, um sich zu unterwerfen. Der König scheinet mit der Unterwerfung der beiden burgundischen Grafen zufrieden gewesen zu sein; den Herzog Godefried hin-

gegen ließ er gefangen nehmen und nach Giebichenstein zur Haft bringen. Das ist Alles. Niemand aber wird leugnen: wie wenig Aufklärung man auch von den Verfassern der Jahrbücher erwarten mag: diese Dunkelheit ist auffallend, und fast scheint es, der Herzog sei hintergangen worden [53].

Das Osterfest feierte Heinrich in diesem Jahr in Goslar. An demselben ertheilte er dem Pfalzgrafen Otto bei Rhein das Herzogthum Schwaben. Diese Ernennung war zuverlässig gegen die Grundsätze, welche der König im Allgemeinen befolgte. Was ihn bewogen hat, von diesen Grundsätzen abzugehen, ist ungewiß, und kann nur vermuthet werden. Otto war der Sohn des Pfalzgrafen Ezo und der Mathilde, der Schwester Otto's des Dritten; sein Bruder Hermann war Erzbischof zu Cöln; ein dritter Bruder, Heinrich, erhielt die Pfalzgrafschaft bei Rhein [54]. Diese drei Brüder, mächtig durch eigene Kraft und durch mannichfaltige Verbindungen, hatten dem König ihre treue Ergebenheit bei den lotharingischen und burgundischen Händeln bewährt; und Heinrich mochte wohl voraussehen, daß er ihrer treuen Ergebenheit noch weiter bedürfen würde. Daher suchte er sie zur Dankbarkeit zu verpflichten. Von der anderen Seite mochten viele Menschen wegen Heinrich's Absichten bedenklich werden. Baiern hatte zwar einen Herzog, aber mehr dem Namen nach, als nach vormaliger Weise. Schwaben, Franken, Kärnten standen ohne Herzoge, so wie das ganze burgundische Reich, unmittelbar unter dem Könige. Nun war auch der untere Theil Lotharingiens eines Herzoges beraubt, und der Mann, welcher noch im oberen Theile den herzoglichen Namen trug, der feige Gozelo, hatte von der Würde Nichts, als eben den Namen. Die Vereinigung einer so großen, zusammenhängenden Länder-Masse mit der Krone mußte wohl das Nachdenken aufregen und zu den Fragen führen: wohin? und wozu? Es mochte gut sein, diesen Bedenklichkeiten gegenüber, einen neuen Her-

zog aufzustellen; und da so eben ein Herzog willkührlich abgesetzt und zur Haft gebracht war, so konnte die willkührliche Erhebung eines anderen Herzoges dem königlichen Ansehen gewiß keinen Eintrag thun. Endlich hatte der König um diese Zeit die Ueberzeugung gewonnen, daß er so bald als möglich eine Heerfahrt nach Italien unternehmen müsse, und war zu diesem Unternehmen entschlossen. Eben deßwegen wünschte er überall im Reiche die Verhältnisse dergestalt zu ordnen, daß die Ruhe, während seiner Abwesenheit wenigstens, einiger Maßen erhalten werden möchte. Und deßwegen war es vielleicht, weniger der Allemannen, als der Burgundier und der Lotharingier wegen, heilsam, in Schwaben einen Herzog herzustellen.

Und bei Allem, was der König in dieser Zeit vornahm, hatte er offenbar die Fahrt nach Italien im Auge. Selbst das Abkommen mit dem Könige Peter von Ungarn, welches, wie oben erzählet worden ist, am Pfingstfeste zu Stande kam, bezog sich auf dieses Vorhaben, oder vielmehr, es wurde wegen dieses Vorhabens beeilet. Nicht weniger hatte der Zug wider die Liutizen, der gegen den Herbst dieses Jahres Statt fand, zunächst wohl nur den Zweck, dieses unruhige Volk von Neuem einzuschüchtern, damit es sich ruhig verhalte; und deßwegen begnügte sich der König auch gern, als es sich von Neuem zur alten Zinsbarkeit bekannte. Ein öffentlicher Tag, zu welchem der König die Fürsten des Reiches am Ende des Jahres nach Tribur berief, hatte ohne Zweifel den Zweck, die Grundsätze des Friedens zu verbreiten und zu befestigen, die er auf dem Tage zu Constanz ausgesprochen und geltend gemacht hatte: eine Krankheit aber hinderte den König, diesen Tag zu halten. So war er überall thätig und aufmerksam. Nur um Sachsen scheint er sich wenig bekümmert zu haben. Dieses Land wurde durch den alten Herzog Bernhard in Ruhe gehalten: es schien gleichsam verloren in dem Gefühle hingesunkener Herrlichkeit; und Heinrich hielt nicht für gut, die

starke Kraft der Sachsen aufzuregen, und sie gleichsam an die Größe der Kaiser zu erinnern, die von ihnen ausgegangen waren. Indeß weilte er gern bei den Sachsen, um sich dieselben zu befreunden und die Billunger in der Treue zu erhalten, wie er denn auch das Weihnachtsfest dieses Jahres in Goslar feierte.

Gegen den Frühling des Jahres ein Tausend und sechs und vierzig begab er sich nach Lotharingien. Nach Ostern ging er mit einer Flotte über den Meer-Arm, gegen Phlatirtinga oder Vlaerdingen, um dem Markgrafen Theodorich diesen Gau zu entreißen, welchen derselbe, wahrscheinlich als Verbündeter Godefrid's, sich angemaßet hatte. Das Unternehmen gelang; aber der Markgraf ward ein Feind des Königes, und erwartete nur eine Gelegenheit zur Rache.

Zu Pfingsten befand sich der König in Aachen. Da vor Kurzem der Herzog Gozelo von Ober-Lotharingien, des gefangenen Godefrid's Bruder, gestorben war: so ließ er diesen Godefrid aus Giebichenstein nach Aachen kommen, und gab demselben, nachdem er sich vor ihm, dem Könige, gedemüthiget hatte, das Herzogthum Nieder-Lotharingien nunmehr aus königlicher Gnade zurück [55], in der Hoffnung ohne Zweifel, daß auf diese Weise nicht nur eine Ungerechtigkeit gut gemacht, sondern daß er auch an Godefrid, nach solchen Erfahrungen, einen getreuen Reichsfürsten haben würde [56]. Aber mit dem Herzogthum Ober-Lotharingien belieh der König den Bruder des Herzoges Heinrich von Baiern, Friedrich genannt. Ohne Zweifel hatte Godefrid sich mit dieser Beleihung einverstanden erklärt: um der Haft zu entgehen, würde er wohl noch weiter von seinen alten Ansprüchen abgegangen sein. Allein die Seele des stolzen Fürsten war dieselbe; die früheren Leidenschaften waren nur zurück gedrängt, und nicht ausgetilget. Heinrich täuschte sich selbst, und hatte ein zu großes Vertrauen zu seiner eigenen Klugheit.

gedacht werden [1]. In demselben dauerten die alten Verhältnisse fort. Griechen, Sarracenen und Normannen standen in einem endlosen Kampfe wider einander, und in diesen Kampf griff die Verzweifelung der Einwohner Apuliens von Zeit zu Zeit ein, und meistens zum Unglücke derselben. Die Normannen wurden immer stärker an Zahl und Macht. An List Niemandem weichend, an Kühnheit Alle übertreffend, gleich geneiget zu That und Raub, hatten sie, bei allem Wechsel der Dinge, immer den Vortheil auf ihrer Seite behalten, und eine solche Stellung gewonnen, daß der Ausgang des vielverschlungenen Kampfes kaum noch zweifelhaft sein konnte. Die Normannen, so schien es, mußten, wenn nicht besondere Unfälle über sie kamen, Herren des ganzen unteren Italiens werden.

Im oberen Italien hingegen ging der erwachte Geist, der nach Freiheit im gesicherten Rechte strebte, immer weiter. Ueberall war große Aufregung; am stärksten aber zeigte sich jener Geist in Mailand, der größten und lebensvollsten Stadt dieses Landes. Und darum mag an Mailand gezeiget werden wie die Stimmung der Zeit war.

Früher ist erzählet worden, in welche Händel der Erzbischof Heribert von Mailand mit seinen Walvassoren, der höheren wie der niederen Stufe, hinein gerathen war, und zu welchen unglückseligen Auftritten diese Händel geführet hatten [2]. Das gewaltsame Verfahren aber des Kaisers Kunrad des Zweiten gegen den mächtigen Priester hatte Alles vereiniget, wenn auch nicht versöhnet. Die heiligsten Gefühle in der menschlichen Brust waren durch dasselbe gekränket. Was die Religion Erhabenes, was das Vaterland Theueres hat, wirkte zusammen. In dieser Aufgeregtheit vergaß der Adel seinen früheren Streit mit dem Erzbischof um so leichter, da dieser in seiner Noth die Erblichkeit der Lehen jetzt gern zugestand, die Kunrad bewilliget hatte, und das gemeine Volk,

die Bürger der Stadt Mailand und wohl auch anderer Städte des Bisthumes, schlossen sich dem mißhandelten Erzbischof um so fester an, je mehr dasselbe schon früher zu ihm gehalten hatte. Also standen Geistliche, Walvassoren und Volk bei einander, wie ein Mann, zur Vertheidigung Mailands und leisteten einen so hartnäckigen Widerstand, daß der Kaiser sich zum Abzuge genöthiget sah, ohne die Stadt erobert zu haben [3].

Nach Kunrad's Tode hatte sich der Erzbischof, wie gleichfalls erzählet worden ist, nach Teutschland begeben, und den alten Zwist mit Heinrich dem Dritten ausgeglichen. Seitdem war Heinrich in Italien überall als König angesehen worden Man findet nicht, daß irgendwo die Rede davon gewesen, daß Italien einen eigenen König haben könnte; man findet nicht ein Mal, daß sich irgendwo der Gedanke erhoben habe, es sei nothwendig, daß Heinrich von den Fürsten und Vassallen Italiens als König anerkannt werden müsse, ehe er als König von Italien betrachtet werden dürfe. Vielmehr gilt er alsobald als König, obgleich freilich von einer königlichen Regierung kaum gesprochen werden kann. Vielleicht waren die Italiäner zu ermüdet, als daß sie sich zu dem Gedanken der Selbständigkeit zu erheben vermocht hätten; vielleicht entschied Heribert's Beispiel; vielleicht wagten die königlichen Vassallen Nichts zu unternehmen, weil sie den Untervassallen, die erhalten hatten, was sie zunächst begehret, nicht trauen mochten. Möglich wäre wohl auch, und es ist bei Kunrad's des Zweiten Weise und Streben, sogar wahrscheinlich, daß Heinrich, während des Aufenthaltes seines Vaters in Italien, etwa auf dem Tage zu Pavia, von den Italiänern nach dem Beispiele der Teutschen, als künftiger König anerkannt und begrüßet worden [4]. Jedes Falles stand Italien als Reich auf Heinrich's Namen, und der Send des Königes wurde nirgends verworfen.

Der Erzbischof Heribert aber erfreuete sich der Ruhe nicht lange, welche er durch seine Aussöhnung mit dem Könige gewonnen zu haben hoffen mochte. Bald kam er in ein Gedränge von neuer Art, das nicht geringer war, als das frühere. Alle nämlich, welche an der Vertheidigung von Mailand Theil genommen hatten, glaubten durch ihre Anstrengungen und Aufopferungen Ansprüche auf Vortheil und Dank gewonnen zu haben, und Niemand wollte sich dazu entschließen, die Stelle wieder aufzugeben, die ihm in der Noth eingeräumet worden. Aus der wechselseitigen Reibung sprangen, wie glühende Funken, alte Erinnerungen hervor, und brachten überall verborgene Leidenschaften zum Auflodern. Die Vassallen glaubten des Erzbischofes jetzt mehr entbehren zu können, als zuvor. Da sie von Demselben, nachdem die Erblichkeit der Lehen erreicht war, eben Nichts Bedeutendes zu fürchten hatten, so wollten sie das Gewonnene auch nach der anderen Seite sicher stellen. Vor Kunrad's Ankunft in Italien hatte der Erzbischof bei dem Volke die Mittel gefunden, durch welche er in den Stand gesetzet war, ihnen zu versagen, was der Kaiser ihnen später zugestanden. Dadurch hatte das Volk, ohnehin von ihnen als ein verächtlicher Haufe angesehen, ihren Zorn auf sich gezogen. Während des Kampfes wider den Kaiser hatten sie dem Volke gern die Theilnahme zugestanden, die sie demselben weder versagen konnten, noch versagen durften, wenn das Werk gelingen sollte, das ein Mal begonnen war; aber die Theilnahme des Volkes an dem Kampfe hatte den Haß der Vassallen keinesweges vermindert, sondern vielmehr vergrößert. Denn in dem kriegerischen Muthe der Bürger von Mailand, in der Ausdauer und Gewandtheit derselben hatten sie einen neuen Feind erkannt, der um so furchtbarer erschien, je größer die Menschen-Menge war, in welcher dieser Muth sich bewähret hatte. Eben deßwegen glaubten sie, nachdem der Erzbischof mit dem König ausgesöhnt und die Ruhe her-

gestellet war, keine Zeit verlieren zu dürfen, um diesen Feind nieder zu treten und unschädlich zu machen für alle Zukunft. Also fingen sie an, das Volk, in der Stadt und außer der Stadt, zu necken, zu drücken, zu mißhandeln, und jeglichen Muthwillen in jeglicher Weise an demselben auszulassen [5]. Die Bürger aber waren nicht mehr was sie gewesen in früheren Tagen. Während des Streites, zuerst zwischen dem Erzbischof und den Walvassoren, alsdann zwischen dem Kaiser und dem Erzbischof, als man ihrer Kräfte bedurft und ihren Beistand erhalten hatte, waren sie zu einem starken Selbstgefühle gekommen und sich der Macht bewußt geworden, die in der Vereinigung ihrer Kräfte lag. Sie wollten daher den Uebermuth nicht dulden, der ihnen bewiesen ward; sie wollten ihrer Thaten froh werden, und in Tagen des Glückes geachtet und geehrt als freie Männer neben Denen stehen, neben welchen sie geachtet und geehrt als tapfere Männer in Tagen der Noth gestanden hatten. Und so wurde nach und nach, unter Trutz und Wehr, eine offene Feindschaft zwischen dem Adel und den Bürgern, oder dem Volke, herbei geführet, zwischen welchen eine geheime Feindschaft nach der Natur der Verhältnisse, in welchen sie lebten, nothwendig war.

Und bald kam die verhaltene Wuth zum Ausbruche. Die Mißhandlung eines Bürgers von einem Walvassor gab die Veranlassung [6]. Sogleich griffen die Bürger zu den Waffen allzumal; zugleich der Adel. Ein Mann vom Adel aber, Lanzo genannt, es ist ungewiß, ob in ehrsüchtiger Absicht, oder aus Mitleid und Menschlichkeit, trat auf die Seite der Bürger, übernahm die Leitung der Masse, und brachte einen Plan in das ungeordnete Unternehmen. Darüber große Freude auf der einen Seite; Verlegenheit und Ingrimm auf der anderen. Zuletzt ein blutiger und wilder Kampf in den Gassen der Stadt, nicht selten zwischen den brennenden Häusern. Wo in irgend einer Straße, in irgend einem Winkel, der Adel

die Ueberhand hatte, da schlug er mit Verachtung, schonungslos und grausam, die Ueberwundenen nieder, wie ein gestrenger Herr den widerspänstigen Sclaven im Unmuth und Zorn zu Boden schlägt. Um nun für diese Schändlichkeit Rache zu nehmen, traten die Bürger, wo sie überlegen waren, die überwundenen Vassallen wie Drachen und Schlangen unter die Füße, und erfreueten sich an dem Zappeln der einst so frechen Dränger [7]. Aber die größere Macht war bei den Bürgern, und ihnen blieb der Sieg. Die Vassallen verließen in der Nacht die Stadt allzumal, ihre Frauen und ihre Kinder mit sich hinweg führend, um sie der Rache des erbitterten Volkes zu entziehen. Und bald begab sich auch der Erzbischof Heribert aus Mailand hinweg, keinesweges weil er die Sache der Vassallen, deren Habsucht und Härte ihm bekannt genug war, billigte und zu unterstützen gedachte, sondern weil er die Siegestrunkene Menge fürchtete und sich, ungeheueren Stürmen kaum entgangen, in seinem Alter nach einer Ruhe sehnte, die er nur in der Zurückgezogenheit finden konnte.

Und nicht lange erfreueten sich die Bürger von Mailand ihres Sieges ungestöret. Der Geist des Adels oder des Vassallenthumes erhob sich stolz und verachtend gegen das freche Volk der Buden und der Werkstatt. Von allen Seiten erhielten die Flüchtlinge aus Mailand Unterstützung und Hülfe. Bald sahen sie sich im Stande, die Stadt zu belagern. Gegen die sechs Thore derselben wurden sechs Befestigungen angeleget [8]; von diesen Befestigungen aus schlossen sie die Bürger in ihre Mauern ein. Gegen dieselben machten die Bürger täglich Ausfälle, und mit der größten Anstrengung: denn es galt um das Höchste, um die Freiheit, um Luft und Leben; aber sie waren nicht im Stande, Werke zu zerstören, deren Errichtung sie nicht zu verhindern vermocht hatten. Von der anderen Seite mißlang auch jeder Versuch der Belagerer, die

Mauern der Stadt zu zerbrechen, vor welchen selbst das kaiserliche Heer Kunrad's des Zweiten zurück gewichen war, und welche jetzt auf das Tapferste vertheidiget wurden [9]. Also entstand ein furchtbarer Kampf, der bis in das dritte Jahr hinein dauerte, der Tausenden von Menschen den Tod brachte, und auf die grausamste Weise geführet ward [10], ohne daß sich eine mildere Gesinnung auf dieser Seite gezeiget hätte, oder irgend eine Geneigtheit zum Nachgeben auf jener Seite.

Indem aber mit gleicher Tapferkeit von beiden Theilen gekämpfet wurde, hatten die Bürger das größte Uebel zu ertragen: denn die Lebens-Mittel gingen aus; gebauet wurde nur wenig; alle Zufuhr war gesperrt, und einzelne glückliche Züge ins Land hinein lieferten keinen Ertrag, weil die Gegend um Mailand zu einer Wüste gemacht war. Nach und nach wurde die Hungersnoth unerträglich, und es zeigte sich keine Aussicht auf Beendigung des Kampfes und der Leiden. Da entschloß sich Lanzo zu einem Versuch, auf eine andere Weise Rettung zu gewinnen. Er, Lanzo, der das Vertrauen der Bürger von Mailand bisher auf das Glänzendste gerechtfertiget hatte, verließ, dieses Vertrauens gewiß, heimlich und verkleidet, Mailand, entkam glücklich, und begab sich nach Teutschland zum Könige Heinrich dem Dritten. Es war im Jahr ein Tausend und drei und vierzig. Heinrich's Seele hing zu den Bürgern; die leichte Gewinnung einer Stadt wie Mailand, deren Macht und Mittel ihm wohl bekannt waren, mußte ihm eine Sache von der größten Wichtigkeit sein; Heribert, der Erzbischof, so wie der mailändische Adel waren ihm verdächtig; auch war ein königlicher Send, den er zur Ausgleichung der Händel nach Mailand abgeschickt hatte, von den Vassallen zurück gewiesen. Also ward er leicht mit Lanzo, dem Mailänder, einig. Er, der König, versprach, den Mailändern vier Tausend Reiter zu Hülfe zu senden; Lanzo versprach, daß Mailand diese vier Tausend Mann nicht nur ohne

Gefährde aufnehmen, sondern auch, bis zur Ankunft des Königes, redlich halten und verpflegen, und daß die Stadt überdieß dem König unverbrüchliche Treue geloben, und ihm Beistand leisten sollte zu allen Unternehmungen, zu welchen er ihren Beistand fordern würde. Der König gab sein Versprechen ehrlich und redlich: denn es war, wie in seinen Grundsätzen, so in seinem Vortheile; Lanzo gab sein Versprechen, zwar kluger Weise, mit der größten Bereitwilligkeit und in entschiedener Sprache, aber nicht ohne einen Vorbehalt und nicht mit dem Wunsche, daß es in Erfüllung gehen sollte: er dachte an sein Vaterland, an den Haß Italiens gegen die Teutschen, und vielleicht auch an seine eigene Stellung zu den Genossen seines Standes. Deßwegen war seine Absicht, über seinem Vertrage mit dem Könige der Teutschen eine Ausgleichung zu Stande zu bringen zwischen den Bürgern in Mailand und dem Adel von Mailand, und durch diesen Vergleich die Hülfe entbehrlich zu machen, die Heinrich, der König, ihm verheissen hatte. Mit diesem Gedanken kam er nach Mailand zurück. Von den Bürgern der Stadt mit der größten Freude begrüßet, ward er mit seinem Versöhnungs-Plan auch von den Belagerern nicht zurück gewiesen: denn auch sie waren ermüdet, und Niemand vermochte die Folgen zu übersehen, welche die Festsetzung einer königlichen Macht in Mailand für alle Bewohner Italiens haben könnte. Auf seinen Rath und durch seine Bemühung wurde folgender Vergleich abgeschlossen: die Bürger der Stadt sollten die Thore öffnen und der Adel der Stadt, Männer, Frauen und Kinder, sollten in die Stadt einziehen; der Verlust, den beide Theile durch einander erlitten hatten, sollte gegen einander aufgerechnet, und überhaupt alles Geschehene mit Stillschweigen übergangen werden; beide Theile sollten ruhig, friedlich und freundlich mit einander und neben einander wohnen, und nur auf Frieden denken, auf ihre gegenseitige Wohlfahrt und auf das Heil von ganz Italien. Zu

Folge dieses Vergleiches zog der Adel, nicht ohne einige Beschämung, in die Stadt ein; er ward, wie ohne Freudensbezeigung, so ohne Hohn empfangen [11]. Mit diesem Einzug endigte sich der merkwürdige Vorgang. Und umsonst war nicht so Vieles und so Großes geschehen. Die Bürger von Mailand hatten eine festere Stellung gegen den Adel, und eine gewisse Achtung gewonnen, die nicht ohne Nachwirkung bleiben konnte. Allerdings mochte noch im Geheimen die alte Leidenschaft bleiben, Hochmuth auf der einen Seite, Haß auf der anderen; aber die Verständigeren im Adel und im Volke hatten eingesehen, daß, wie sie von Einer Mauer umschlossen waren, so auch in Einem Geiste handeln und zusammenhalten sollten gegen Fremde; der Adel hatte erkannt, daß die Bürger der Freiheit nicht unwerth seien, da sie dieselbe zu vertheidigen Muth, Kraft und Geschicklichkeit hatten; und das Gefühl der Bürger war tiefer, als die Einsicht des Adels: sie wurden ein freier Stand in Mailand neben der Geistlichkeit und dem Adel [12].

Heinrich aber, der König der Teutschen sah nicht ohne Unmuth diese Wendung der Dinge. Er war, wie er glaubte, von Lanzo hintergangen, und schrieb diesem Mann und dem gesammten Adel, zu welchem Lanzo gehörte, die Zerstörung der Hoffnung zu, welcher er sich überlassen haben mochte. Lanzo und der Adel überhaupt fühlten auch wohl, daß Heinrich Ursache hatte zur Unzufriedenheit. Und je mehr sie ermüdet waren durch die letzten Stürme, desto mehr wünschten sie, den Zorn des Königes zu besänftigen, damit sie nicht eine neue Belagerung auszuhalten und eine neue Verwüstung zu erdulden haben möchten: denn eine baldige Heerfahrt Heinrich's nach Italien wurde erwartet. Nun trug sich Folgendes zu.

Im Anfange des Jahres ein Tausend und fünf und vierzig starb der Erzbischof Heribert von Mailand, welcher, um sich in seinen letzten Tagen frei zu halten von dem Getreibe

der Parteien, nicht wieder zu seinem Sitze zurück gekehret war. Alsobald versammelten sich alle Mailänder, Geistlichkeit, Adel und Volk [13], um einen neuen Erzbischof zu wählen, in der Hoffnung, wie es scheinet, daß diese gemeinschaftliche Wahl ihnen Allen und besonders dem Adel das Wohlwollen des Königes Heinrich wieder gewinnen könnte. Sie wählten vier Männer von guten Sitten und von gutem Ruf aus den hohen Geistlichen der mailändischen Kirche: Alle vier waren ohne Zweifel aus vornehmen Geschlechtern. Hierauf beschlossen sie, daß diese vier Männer mit einer zahlreichen Begleitung aus allen Ständen nach Teutschland gehen, und daß der König gebeten werden sollte, Einen auszuwählen und mit dem Ring und dem Hirtenstabe zu investiren. Heinrich empfing diese Gesandtschaft feierlich, umgeben von einer großen Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten des Reiches. Er vernahm den Vortrag der mailändischen Abgeordneten mit Ruhe und mit scheinbarer Zufriedenheit. Plötzlich aber rief er dem Guido oder Wido zu, der ganz im Hintergrunde stand: er möge vortreten. Derselbe war ein Geistlicher geringer Herkunft, von einem Dorfe Velate bei Mailand; er hatte die Gunst des Königes erworben, mehr wie es scheinet, durch treue und aufrichtige Anhänglichkeit als durch besondere Dienste [14]. Wido trat vor. Nun sprach der König zu den Mailändern: „ihr wollt einen tüchtigen und tugendhaften Erzbischof? Nun so nehmet diesen Mann. Er soll euer Erzbischof sein.“ Die Mailänder erschraken; die Herren vom Adel fühlten sich tief gedemüthiget durch eine solche Entscheidung, und ließen nicht unbemerket, wie unerhöret, wie unschicklich es sein würde, einen Mann von so gemeiner Herkunft auf den erhabenen erzbischöflichen Stuhl von Mailand zu setzen [15]. Der König aber wiederholte seinen Befehl, nicht ohne bitteren Spott über die Einmischung vornehmes Wesens selbst in kirchliche Aemter und in heilige Verwaltungen [16]. Und die Mailänder beugten

sich vor dem entschiedenen Willen des Königes, weil ohne Zweifel das Volk von Mailand eine geheime Freude hatte über den Vorzug, welcher dem Geist und der Tugend vor der Geburt gegeben war, und der Adel konnte wohl nicht geneiget sein, mit dem Volke von Neuem und zu einer Zeit zu brechen, da man der Ankunft des Königes entgegen sah. Wido begab sich also nach Mailand. Er wurde zwar nicht mit allgemeinem Jubel empfangen, aber er wurde von allen Parteien ohne Widerrede aufgenommen, und setzte sich ruhig auf den Stuhl des heiligen Ambrosius [17].

Je mehr nun Mailand auf ganz Lombardien einzuwirken vermochte und einzuwirken pflegte, desto mehr mußte dem Könige Heinrich ohne Zweifel daran gelegen sein, unter so günstigen Verhältnissen nach Italien zu ziehen, um in diesem Reiche sein königliches Ansehen geltend zu machen, und mit demselben die Ordnung überall herzustellen oder zu befestigen. Noch größeren und weiter greifenden Erfolg indeß versprachen die Verhältnisse in Rom und die Stellung des apostolischen Stuhles. Diese Verhältnisse und diese Stellung waren in dieser Zeit so unglückselig und so abscheulich geworden, daß Heinrich gewiß sein konnte, alle edelen Menschen in der christlichen Welt würden ihm einen freudigen Glückwunsch zurufen, wenn er seine königliche Gewalt anwendete, um dem Greuel ein Ende zu machen. Aber die Dinge hatten auch in der letzten Zeit eine solche Wendung genommen, daß er sein Einschreiten nicht verzögern durfte, wenn er von der gewünschten Verbesserung in der Kirche einigen Vortheil für sein königliches oder kaiserliches Ansehen zu erhalten gedachte. Sie sind indeß nicht wohl, sie sind vielleicht gar nicht aufzuklären, diese Dinge. Nicht bloß die Mangelhaftigkeit der Ueberlieferungen stellet sich diesem Versuch entgegen, und nicht bloß die Unwissenheit und die Verworrenheit der Schriftsteller verdecken die Wahrheit; sondern auch die Leidenschaft hat sich eingemischt, und die Werke der

Nacht mit noch tieferer Dunkelheit umhüllet. Drei Männer, die sich selbst Päpste und ihre Sitze den apostolischen Stuhl nannten, standen in Rom wider einander, und bekämpften sich mit allen geistlichen und weltlichen Waffen, die sie in Bewegung zu setzen vermochten, erregten eine gräßliche Parteiung, machten Rom zur Tummelbühne wilder Leidenschaften, machten ringsher Alles unsicher und ungewiß, und rissen das heilige Band in Stücke, durch welches die Kirche zu einer allgemeinen römischen Kirche vereiniget gewesen war. Dieser Zustand der Dinge war vorhanden, ohne allen Zweifel. Welche besondere Verhältnisse aber diesen Zustand der Dinge herbei geführet, welche Mittel die drei Päpste angewendet haben, um zu ihrer Stellung zu gelangen, und wie überhaupt der Gang der Dinge gewesen: das ist ungewiß, und kann nur vermuthet werden, wenn auch mit großer Wahrscheinlichkeit [18].

Unverkennbar gab es in Rom drei Parteien. Das Haus der Grafen von Tusculum stand vorauf und verfolgte seine besonderen Zwecke. Seit langer Zeit strebte dasselbe, alle Gewalt in Rom, die geistliche, wie die weltliche, zu vereinigen; und durch seinen alten Besitz und durch den Raub, den es an der Kirche begangen, standen diesem Hause starke Mittel zu Gebot, um sich eine große, wenn auch keine edele, Partei zu gewinnen und zu erhalten [19]. Diesem Hause gegenüber standen im Allgemeinen, obwohl nicht ohne Ausnahmen, die Lehenleute in Rom und dem römischen Gebiete, welche in ihrer Gesammtheit fortan wohl auch hier der römische Adel genannt werden darf. Der Adel fürchtete, vor den Grafen von Tusculum zu Grunde zu gehen und zusammen geworfen zu werden mit den Einwohnern der Stadt, die keine Lehenleute waren und nicht von Lehenleuten stammten, mit dem gemeinen Volke. Sein Streben war daher, sich zu erhalten in seinem alten Ansehen gegen das Volk, und wieder zu größerer Macht zu erheben gegen die Partei der Grafen. Das Volk endlich war auch

nicht ohne Berührung geblieben von dem neuen Geiste der Freiheit, und dieser Geist konnte, wie es scheinet, nirgends so viele Nahrung finden, als zu Rom, da er überall auf große Erinnerungen stieß. Die Geistlichen standen theils über, theils in den Parteien; sie schlossen sich hier an und dort, je nach ihren Gesinnungen unt Verhältnissen, wie das Andenken an vergangene Tage sie bestimmte, oder die Aussicht in die Zukunft. Das Schlimmste aber war, daß, seit der wiederholten Entweihung und Schändung des heiligen Stuhles, eine große Verdorbenheit aller Stände die Gesellschaft durchdrungen hatte, und eine so allgemeine Habsucht verbreitet war, daß ein Jeder, der Geld zu bieten vermochte, mit Zuversicht darauf rechnen durfte, er werde überall, in allen Ständen, bei Hohen und bei Geringen, geöffnete Hände finden, um dasselbe in Empfang zu nehmen.

Der Papst Benedict der Neunte, dessen wiederholt gedacht worden ist, war durch das Haus der Grafen von Tusculum zum apostolischen Stuhle gebracht, und gehörte selbst diesem Hause an. Der junge Mann, ursprünglich mehr Werkzeug als Urheber bei dem Aergernisse, das seine Erhebung der christlichen Welt gewährte, hatte sich Anfangs mit jugendlichem Leichtsinne lediglich seinen Lüsten und Begierden überlassen, und mit der päpstlichen Würde, wie mit den kirchlichen Aemtern, deren Wichtigkeit und Bedeutung er schwerlich erkannte, ein loses, leichtfertiges Spiel getrieben. Nachdem er aber, während Kunrad der Zweite sich in Italien befand, von den Römern vertrieben und von diesem Kaiser wieder nach Rom zurück geführet war, hatte sein Verfahren auch einen starken Zusatz von Gewaltthätigkeit und Grausamkeit erhalten, obwohl nicht zu leugnen ist, daß es scheine, er sei bei diesen Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten, so wie bei dem schamlosen Feilhalten der kirchlichen Würden, wiederum mehr Werkzeug als Urheber gewesen. Jedes Falles erregten sein eigenes Leben und das, was er that oder zuließ, Abscheu und Haß; und

er selbst empfand, so wie sein Verstand zu größerer Reife kam, einen Widerwillen gegen die Stellung, in welche man ihn hinein gebracht hatte, entweder aus innerer Scham vor der Schändung des Heiligen, oder aus Furcht vor dem Aergerniß, das die Welt an dieser Schändung nahm [20].

Diese Umstände schienen dem Adel in Rom geeignet zu sein, um den Grafen von Tusculum die schwer mißbrauchte Gewalt über den apostolischen Stuhl zu entreissen. Deßwegen faßte diese Partei den Entschluß, den Papst Benedict zu vertreiben, und einen anderen Papst zu erheben. Und damit der Plan desto sicherer gelänge, und das Volk von Rom und die Zustimmung der Welt gewönne, sollte der tüchtigste Mann auf den heiligen Stuhl gebracht werden, den man unter der römischen Geistlichkeit zu finden vermochte. Es war der Erzpriester Johann, Gratian beigenannt, ausgezeichnet in seiner verdorbenen Umgebung durch Gelehrsamkeit, durch frommen Eifer und durch ein reines Leben. Johann ging scheinbar in die Absichten des Adels ein; aber nur in zwei Dingen stimmte er mit demselben überein: daß der Papst Benedict von dem heiligen Sitze des Apostels entfernet werden müsse, und daß er selbst, Johann, dieses Sitzes vor Anderen würdig sei; dagegen wollte er seine Erhebung nicht dem Adel verdanken, sondern lediglich dem römischen Volke [21]. Denn der kluge Mann, die Zeichen der Zeit beachtend, hatte wohl erkannt, wo sich die größere Kraft befand, und die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles in Mailand mit Guido, dem Manne des Volkes, mochte ihm die Ueberzeugung gegeben haben, daß Heinrich, der König, sich lieber für ihn erklären würde, wenn er vom Volk, als wenn er vom Adel erwählet worden. Deßwegen arbeitete er in der Stille mit Geld, welches er durch die Gaben frommer Menschen wegen seines keuschen Lebens gesammelt hatte [22], und mit allen priesterlichen Künsten dahin, das Volk auf seine Seite zu bringen; und es konnte ihm nicht

schwer werden, dasselbe zu gewinnen, da seine Tugenden am Meisten im Volk Anerkennung fanden, und da der Haß der Parteien in Rom gewiß nicht geringer war, als in Mailand. Sobald daher der römische Adel, zur Ausführung seiner Entwürfe, den Papst Benedict den Neunten gezwungen hatte, aus Rom zu entfliehen [23], wurde der Erzpriester Johann vom Volk, ohne daß der Adel irgend einigen Antheil genommen hätte, als Papst begrüßt; und Johann nahm den Gruß des Volkes an, und empfing ohne Zweifel von seinen Anhängern unter den Geistlichen die Weihe. Er änderte seinen Namen, und nannte sich Gregor den Sechsten.

Im bitteren Unmuth über diesen Gang der Dinge, und im Aerger darüber, daß er von dem Erzpriester Johann hintergangen worden, verwarf der Adel den neuen Papst Gregor den Sechsten, und faßte den Entschluß, diesem Papste des Volkes einen Papst nach seinen Wünschen entgegen zu stellen, und alsdann seine Kräfte gegen das Volk zu versuchen. Der Bischof Johann von Sabino gab sich dazu her, als Gegen-Papst aufzutreten. Er nahm die päpstliche Würde an und legte sich den Namen Silvester der Dritte bei.

Als die Partei der Grafen von Tusculum diese Spaltung in Rom erblickte und voraussah, daß es zwischen den beiden Gegen-Päpsten, Gregor und Silvester, und ihren Anhängern zu einem harten Kampfe kommen würde, so faßte sie Hoffnung, es werde ihr gelingen, in den Spalt hinein zu dringen, sich zwischen den feindlichen Päpsten wieder zu erheben, und die alte Gewalt von Neuem geltend zu machen, welche sie so oft über den apostolischen Stuhl ausgeübet hatte. Und sie versäumte den günstigen Augenblick nicht. Der vertriebene Papst Benedict der Neunte wurde nach Rom zurück geführet [24], und trat mit der Behauptung auf, daß er der einzig rechtmäßige Papst sei. In dieser Behauptung lag die Nothwendigkeit, die beiden anderen Päpste mit dem Banne

der Kirche zu verwerfen, so wie er selbst von Beiden verworfen werden mußte, während sich Beide nicht minder gegenseitig verwarfen. Und es gelang dem Papste Benedict, sich in Rom zu behaupten, weil die beiden anderen Parteien sich wechselseitig lähmten, und weil wohl auch mancher wackere Mann aus diesen Parteien, in Verlegenheit und Verzweifelung, bald unthätig wurde, bald zu Benedict's Partei zurück trat, deren vormaliges Glück sich abermals zu bewähren schien. Auf solche Weise bestanden die drei Päpste bald in Rom neben einander und wider einander, und befestigten sich in jeglicher Art gegen einander, bald vertrieben sie sich wechselsweise, verfolgten sich mit allen Mitteln und Künsten, über welche sie zu verfügen vermochten, und erregten das Aergerniß und den Jammer, von welchem oben gesprochen worden.

Alle diese Vorgänge fanden Statt im Jahr ein Tausend und vier und vierzig, und dauerten durch das folgende Jahr hindurch, in das dritte Jahr hinein bis zur Ankunft Heinrich's des Dritten in Italien.

Eilftes Capitel.

Heinrich's III. Fahrt nach Italien und Krönung als Kaiser. Absetzung der drei Päpste und Erhebung Clemens des Zweiten. Anfang neuer Wirrnisse nach seiner Rückkehr.

J. 1046 — 1047.

Gegen den Herbst des Jahres ein Tausend und sechs und vierzig zog der König Heinrich der Dritte mit einem großen Heer über die Alpen [1]. Vor seinem Aufbruche hatte er den Italiänern noch einen neuen Beweis gegeben, wie er unter ihnen zu erscheinen gedachte, um den Eindruck wieder aufzufrischen, den sein Verfahren mit dem erzbischöflichen Stuhl in Mailand gemacht hatte. Zwei Jahre zuvor nämlich war der Erzbischof Gebehard von Ravenna gestorben. Zu derselbigen Zeit fand der schändliche Handel mit dem apostolischen Stuhle zu Rom statt, dessen gedacht worden ist. Also war es einem Manne, Namens Widgero, gelungen, sich des ehrwürdigen Sitzes zu bemächtigen, und von demselben herab übte er, ohne die Weihe empfangen zu haben, die Gewalt, wie ein Recht, unverständig und grausam. Der König nun ließ diesen Mann nach Teutschland kommen; und als derselbe vor ihm erschien,

so sprach er demselben ohne Weiteres die erzbischöfliche Würde ab, die er auf eine schlechte Weise erworben und auf eine schlechte Weise geschändet hatte [2]. Bald nachher trat er die Fahrt an [3].

An Widerstand dachte Niemand. Ein Jeder beugte sich in Demuth vor einem Könige, welcher, ein kraftvoller junger Mann, den größten Ernst mit der höchsten Milde zu vereinigen wußte, welcher keinen Zweifel an der Lauterkeit seiner Absichten erregte, und besonders in kirchlichen Dingen nicht nur gegen die Weise dieser Zeit seine Hände rein gehalten, sondern auch eine ächte Frömmigkeit, im Glauben wie im Brauche, bewähret hatte. Unter den Fürsten Italiens ragte am Höchsten Bonifacius hervor, der Markgraf von Toscana, der auch Ferrara und Mantua beherrschte. Ein gewaltiger Mann und tüchtiger Krieger, hatte derselbe als Lohn für mannigfache Dienste die Gunst Kunrad's des Zweiten erworben; und durch diese Gunst war er so stark und so stolz geworden, daß er, in kirchlichen wie in weltlichen Dingen, nach Willkühr schaltend, als harten Dränger seiner Untergebenen gezeigt, und sich große Reichthümer erworben hatte. Bonifacius, in der Hoffnung, der Sohn werde mehren, was der Vater gehäufet hatte, empfing den König auf das Prachtvollste und Feierlichste; aber er gewann Heinrich's Seele nicht: denn der König war weniger geneiget, Reichthümer anzustaunen, als zu fragen, aus welchen Quellen sie geschöpfet seien; und auf diese Frage konnte er keine Antwort erhalten, die ihn dem stolzen Markgrafen günstig gemacht hätte. Das war der Anfang eines Mißverhältnisses zwischen dem königlichen und dem markgräflichen Hause, das im Fortgange der Zeit zu schweren Dingen geführet hat. Neid war es wohl nicht, was in Heinrich's Seele aufstieg und der Keim zu diesem Mißverhältnisse wurde, sondern es war das Gefühl eines gewissen Unmuthes über die ungebührlichen Rechte, welche der Mark-

graf auf ungebührliche Weise ausübte, und welche ihn in eine Stellung hinein gebracht hatten, die er, nach Heinrich's Ansichten vom Reich und von dem königlichen Ansehen, nicht einnehmen durfte [4].

In Pavia versammelte der König eine große Anzahl von Bischöfen, weniger wohl, um mit ihnen Rath zu pflegen, was in Hinsicht auf den apostolischen Stuhl zu thun sei, als um sie vorzubereiten auf seine Absichten, sich mit ihnen zu verständigen, und für seinen Zweck, Herstellung der Einheit und Ordnung in der Kirche, zu gewinnen. Hierauf nach Piacenza. Dahin begab sich auch auf Einladung des Königes der Papst Gregor der Sechste: denn die beiden Gegen-Päpste hatten, wie es scheint, auf die Nachricht von der Ankunft des Königes in Italien, weil sich ein drohender Geist im römischen Volke gezeiget haben mochte, Rom verlassen [5], um im Verborgenen wider ihren päpstlichen, wie ihren königlichen Feind zu arbeiten und Ränke zu schmieden. Der König empfing den Papst, wie es Sitte war, das Oberhaupt der Kirche zu empfangen, also daß es schien, er habe keinen Zweifel an der Rechtmäßigkeit desselben, und erkenne ihn an als den Nachfolger des Apostels. Was nun aber zwischen dem König und dem Papste vorgegangen, verhandelt und besprochen sein mag, ist allerdings völlig unbekannt; die folgenden Vorgänge jedoch machen es fast wahrscheinlich, daß beide Fürsten sich freundschaftlich verständigt, und daß Gregor, erschüttert durch Heinrich's großen Gedanken einer allgemeinen Reinigung der Kirche von jeglichem Unflathe, der ihre Wirksamkeit dämpfte, besonders von dem verderblichen Feilhalten der Kirchen-Aemter, den Entschluß gefaßt habe, ein großes Beispiel zu geben und sich selbst für die Ausführung jenes Gedankens aufzuopfern [6]. Er war ein alter Mann. In seinem Leben wußte Niemand Etwas aufzufinden, das ihm zum Vorwurfe gereichen konnte. Nur seine Gelangung zum heiligen Stuhle hatte nicht auf

dem Wege alter Ordnung Statt gefunden. Aber wegen dieses Fehlers mochte er vor Gott und Menschen leicht Entschuldigung finden. Benedict's des Neunten Entfernung vom apostolischen Stuhle schien eine Nothwendigkeit, weil er auf diesem Stuhl eine Schmach, ein Unglück, ein Verderben war für die Kirche, für die christliche Welt. Und von Allen ward anerkannt, daß Gregor der würdigste Mann wäre, den Sitz des Apostels einzunehmen; und nicht minder ward anerkannt, daß er auf dem Wege alter Ordnung zu demselben gar nicht gelangen könnte. Er jedoch hatte sich diesem Wege so weit, als es die gegebenen Umstände verstatteten, zu nahen gesucht: denn er hatte verschmähet, von der Partei des Adels erhoben zu werden, und hatte sich auf das eigentliche Volk, auf die Mehrheit der Gläubigen zu stützen gesucht. Es ist wohl möglich, es ist sogar wahrscheinlich, daß er weder aus Ehrgeiz, noch aus irgend einer anderen menschlichen Leidenschaft sein Auge zum apostolischen Sitz erhoben habe, sondern daß er lediglich im Gefühl einer schweren Pflicht dem Rufe, der an ihn erging, gefolget sei, um dem Gräuel ein Ende zu machen, der mit dem Heiligen getrieben wurde. Gewiß ist wenigstens, daß seine Handlungen, seit er sich Papst nannte, löblich gewesen waren, würdig, und im Geiste der Kirche. Was konnte ihm an der Behauptung der päpstlichen Würde liegen, wenn nur das Große und Gute, das sein Herz ersehnte, bewirket wurde, das Heinrich beabsichtigte und mit allem Ernst erstrebte, die Herstellung der Einheit in der Kirche, so wie die Reinigung der Kirche. Vielleicht blieb ihm nicht verborgen, daß es gefährlich für die Kirche und ihren Einfluß auf das Leben werden möchte, wenn das große Werk, obgleich durch den päpstlichen Stuhl, doch unter Aufsicht und Leitung des Kaisers unternommen und zu Stande gebracht, und wenn im Besondern dem Kaiser verstattet würde über die apostolische Würde mit derselben Willkühr zu verfügen, mit welcher

er, Heinrich der Dritte, über die erzbischöfliche und bischöfliche Würde in Teutschland und in Italien bisher verfüget hatte: aber das Werk selbst war nothwendig, und Gregor mochte leicht, während er den päpstlichen Namen getragen hatte, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das päpstliche Ansehen zu tief gesunken und die Verwirrung in der Kirche zu arg geworden sei, als daß dieses Werk, ohne ein kräftiges Eingreifen der weltlichen Gewalt, zur Ausführung kommen könnte. Endlich scheint auch der Umstand für die aufgestellte Ansicht zu zeugen, daß der Papst, Gregor der Sechste, in Uebereinstimmung mit dem König, oder auf des Königes Verlangen, eine Synode ausschrieb, welche sich zu Sutri bei Rom versammeln sollte, sobald der König in der Nähe der ewigen Stadt angekommen wäre, um Rath zu pflegen über die Verhältnisse des heiligen Stuhles [7].

Die Synode fand Statt. Ueber die Sache des Papstes, Benedict des Neunten, glaubten die versammelten Väter hinweg gehen zu können, weil er sich selbst der Absetzung würdig erklärt, und folglich als abgesetzet zu betrachten wäre. Auch Silvester der Dritte veranlaßte weder Streit noch große Verhandlungen; es wurde beschlossen, der eingedrungene Mann sollte, der bischöflichen und der priesterlichen Würde beraubet, sein Leben in einem Kloster endigen. Gegen Gregor den Sechsten aber, der ohne Zweifel, neben dem Könige, den Vorsitz in der Versammlung hatte, wußte oder wagte Niemand Etwas zu sagen. Deßwegen ward er ersucht, sein eigener Ankläger zu werden und die Geschichte seiner Wahl zu erzählen. Gregor war bereit. Mit dem Anscheine höchster Einfalt [8] sagte er: „wegen seines reinen priesterlichen Lebens habe er vieles Geld erhalten; dieses Geld habe er aufbewahret, um es zum Besten der Kirche zu verwenden; für das Beste habe er gehalten, der Geistlichkeit und dem Volke die Papstwahl wieder zu verschaffen“. Alsobald rief man ihm zu:

„diesen Gedanken habe die List des Teufels ihm eingegeben; Nichts, was feil, sei heilig“. Dieser Zuruf brachte den Papst sogleich zur Erkenntniß seines großen Vergehens. „Ich rufe Gott zum Zeugen an, sprach er, daß ich durch meine Handlung Vergebung meiner Sünden und Gottes Gnade zu verdienen geglaubt; weil ich aber nunmehr die List der alten Schlange wohl erkenne: so rathet mir, geliebte Brüder, was soll ich thun“? Die Bischöfe antworteten: er möge sich selbst rathen und sich selbst richten. „So entscheide ich, erwiderte Gregor, daß ich wegen der Ketzerei der Simonie vom apostolischen Stuhl entfernet werden müsse“. „Und wir, riefen die Bischöfe, bestätigen das Urtheil, das Du selbst über Dich ausgesprochen hast“. Hierauf erhob sich Gregor von seinem Sitze, legte den päpstlichen Schmuck ab, und entsagte feierlich der Würde des höchsten Priesterthumes [9].

Niemand wird leugnen: dieser ganze Vorgang hat keinesweges das Ansehen eines Auftrittes, wie das Leben erzeuget, bei welchem Menschen mit eigenen Zwecken ihre Ansichten äußern und ihre Kräfte wider einander stellen; er hat nicht das Ansehen einer lebendigen Verhandlung, aus welcher durch Rede und Gegen-Rede, durch Angriff und Vertheidigung ein Ergebniß hervorgehen soll, das der Wahrheit der Dinge und der Verhältnisse entspricht; sondern er sieht aus, dieser Vorgang, wie eine Hof-Feierlichkeit ohne Leben und Charakter, wie die eingeübte Darstellung eines verabredeten Planes, bei welcher nur auf den Eindruck gesehen wird, der auf die zuschauende Welt gemacht werden soll. Wie man aber auch urtheilen mag: nachdem die drei Päpste entfernet waren, mußte ein neuer Papst erhoben werden. Man war in Verlegenheit. Wählen konnte man wohl; war aber der Gewählte der Stimme des römischen Volkes gewiß, und konnte Heinrich, ohne Kaiser zu sein, denselben bestätigen? Es hieß sogar, das Volk habe dem Papst Gregor geschworen, so lange er lebte, keinen neuen Papst anzu-

erkennen [10]. Ueberdieß war, wie man glaubte, in alten Satzungen ausgesprochen: Niemand sollte zum apostolischen Stuhle gelangen, der nicht Presbyter oder Diaconus der römischen Kirche gewesen; und einen römischen Geistlichen konnte der König nicht als Papst anerkennen, wenn Etwas Gutes, in seinem Sinne, für die Kirche erreicht werden sollte. Die erste Bedenklichkeit aber mag Heinrich durch seine Macht zu heben übernommen haben; über die zweite hingegen halfen die versammelten Väter hinweg. Sie bekannten nämlich: in der römischen Kirche werde auch nicht ein einziger Mann gefunden, der einer so hohen Stellung würdig wäre; alle Geistliche wären entweder ohne Kenntnisse, oder sie verdankten der Simonie ihre Stellen, oder sie lebten in Hurerei: ein Bekenntniß, das um so auffallender erscheinet, da doch ohne Zweifel römische Geistliche in der Versammlung gegenwärtig waren [11]. Wegen desselben aber glaubte man in einer solchen Noth zu sein, daß man wohl abweichen dürfe von den Satzungen der Kirche. Hierauf stellte Heinrich, der König, den versammelten Vätern seinen Freund, den ehrwürdigen Bischof Suidger von Bamberg als den Mann vor, den er zum Papst bestimmet habe, weil er des apostolischen Stuhles würdig sei. Und die versammelten Väter erkannten, mit Freuden den königlichen Willen verehrend, die Würdigkeit des Ernannten an, und begrüßten ihn als das Oberhaupt der christlichen Kirche. Der ehrwürdige Suidger, ein Sachse von Geburt, als wäre er überraschet, weigerte sich verschämet, die hohe Würde anzunehmen; aber sein Widerstand war bald besieget durch den Wunsch des Königes und die Freude der Versammlung.

Nunmehr hielt der König seinen Einzug in Rom [12]. Am Feste der Geburt Jesu Christi begab sich derselbe mit allen geistlichen und weltlichen Fürsten, welche mit ihm waren, in die Kirche des heiligen Petrus. Hier wurde der ver-

sammelten Menge kund gethan, was zu Sutri geschehen war. Sie wurde sogar gefragt: ob sie einen würdigeren Mann unter der römischen Geistlichkeit zu nennen wisse, als den erwählten Suidger? Und da das Volk, vor des Königes Macht und Strenge zurückweichend, stillschwieg auf diese Frage: so faßte Heinrich des Bischofes Hand und führte ihn zu dem päpstlichen Sitze. Alsobald wurde der neue Papst mit anerkennendem Zurufe begrüßt; und Loblieder und Dankgesänge wurden angestimmt, und während dieser Feier wurde der Bischof Suidger unter dem Namen Clemens des Zweiten zum Papste geweihet [13]

Noch an demselben Tage krönte der neue Papst Clemens den König Heinrich mit der kaiserlichen Krone [14], und setzte zugleich der Königin Agnes, die ihren Gemahl auf dieser Fahrt begleitet hatte, die Krone auf das Haupt. Zu derselbigen Zeit befand sich kein kaiserlicher Statthalter in Rom, welcher unter dem Namen Patricius die Gewalt des Landesherrn auszuüben pflegte, und die Schirmvogtei über die Kirche geltend machte. Der letzte Patricius, Gregorius, ein Bruder des vertriebenen Papstes Benedict des Neunten, sei es, daß ihm die Gewalt übertragen war, oder daß er sich derselben angemaßet hatte, mag bei Heinrich's Ankunft mit dem Papst entflohen sein [15]. Der Kaiser aber scheint an diesem Tage das Amt des Patricius aufgehoben, oder vielmehr er scheinet dieses Amt selbst übernommen zu haben, und in einem ganz andern Sinn, als einst Karl der Große, selbst römischer Patricius, geworden zu sein. Und um diese Uebernahme dem Volk anschaulich zu machen, ließ er sich, unter dem Zujauchzen der Römer, anthun mit dem Schmucke dieser Würde; er ließ sich mit einem grünen Gewande bekleiden und einen goldenen Reif um die Stirne legen. Ohne Zweifel hatte er eine zwiefache Absicht. Zunächst mochte er dem neuen Papst in den Augen des römischen Volkes dadurch ein größeres Ansehen verschaffen, daß

er selbst die Ausübung der Schirmvogtei über die römische Kirche auf sich nahm, und sich eben damit das Recht vorbehielt, teutsche Krieger in Rom zum Schutze des heiligen Stuhles zurück zu lassen. Und in der That mußte er es ja wohl bedenklich finden, einen teutschen Bischof auf diesen Stuhl zu sezzen, und ihn lediglich dem Schutz italischer Waffen anzuvertrauen: denn was hieß Dieses anders, als ihn heimlichen und öffentlichen Feinden bloß zu stellen? Alsdann aber wollte er auch für die Zukunft jegliche rechtmäßige Papstwahl verhindern, von welcher er nicht zum Voraus benachrichtiget worden, auf welche er mithin keinen entscheidenden Einfluß ausüben könnte. Denn es galt als Grundsatz, daß keine Wahl eines Papstes rechtmäßig sei, bei welcher nicht des Kaisers Stellvertreter, der Patricius, gegenwärtig gewesen. Wenn daher der Kaiser selbst zugleich der Patricius war, oder wenn er, mit anderen Worten, keinen Stellvertreter hatte: so konnte ohne seine Gegenwart, oder ohne seine besondere Einwilligung, Niemand auf den heiligen Stuhl erhoben werden [16].

Auf solche Weise hatte Heinrich unleugbar Etwas Großes, Etwas Außerordentliches erreicht, und vielleicht glaubte er jetzt die meisten Schwierigkeiten überwunden zu haben, welche der Gründung oder Herstellung einer wahren christlichen Kirche und eines einigen teutschen Reiches entgegen gestanden hatten. Er durfte nunmehr gewiß sein, daß der Papst mit ihm in Einem Geiste handeln würde, und der zwiefachen Gewalt des Thrones und des Altars schien Niemand entgegen treten zu können ohne sein Verderben. Eine Synode, welche Clemens der Zweite schon im Monat Januar des Jahres ein Tausend und sieben und vierzig in Gegenwart des Kaisers hielt, gab der Welt ein neues Zeugniß, daß von jetzt an ein anderes Regiment beginnen werde, daß die Unordnung in der Kirche nicht ferner geduldet, und daß zuvörderst die Wurzel vieler Uebel, die Simonie, ausgerottet werden sollte. Einen Jeden,

der irgend ein kirchliches Amt für Geld an sich brächte, sollte unausbleiblich der Fluch der Kirche treffen; und wer, auf gesetzmäßige Weise zu einer kirchlichen Würde gelanget, von einem solchen Frevler die Weihe empfinge, sollte mit einer harten Buße beleget werden [17]. Und zugleich sorgten Beide dafür, der Kaiser und der Papst, daß mehrere bischöfliche Stellen, die erlediget waren, mit würdigen Männern besetzet wurden, ohne die Willkühr zu scheuen, welche dabei ausgeübet werden mußte [18]. Aber der Kaiser konnte nicht länger in Italien verweilen. Er mußte fürchten, in Teutschland würde verloren gehen, was in Italien gewonnen war. Kurze Zeit nach seiner Krönung hatte er schon den größten Theil seines Heeres nach den Alpen zurück gesandt; er selbst machte alsdann zwar noch einen raschen Zug in das Land über Rom hinaus; aber wohl mehr, um sich über den Zustand der Dinge, über die Macht der Grafen von Tusculum, über die Verhältnisse der Normannen, über Alles endlich, zu unterrichten, als um irgend Etwas Bedeutendes zu unternehmen. Auch verweilte er nicht, sondern eilte sobald als möglich dem Vaterlande zu [19]. Auf dieser Rückfahrt durch Italien bewies der Kaiser noch mehr als ein Mal gegen weltliche, wie gegen geistliche Fürsten, seinen Ernst und seine Strenge, so daß er schwerlich die Zahl seiner Freunde so stark vermehret hat als die Zahl seiner Feinde. Am Pfingstfeste aber ward er zu Mantua von einer Krankheit überfallen, die ihn einige Tage aufhielt. Daselbst ward auch, wie es scheinet, der Riß größer, der in das Verhältniß zwischen ihm und dem Markgrafen Bonifacius gekommen war; und vielleicht wäre das Mißtrauen, das auf beiden Seiten herrschte, bis zu offener Feindschaft getrieben, wenn nicht beide Fürsten einander gefürchtet hätten [20]. Ueberdieß war es von einer Bedeutung, die Niemand ahnete, daß der Kaiser den vormaligen Papst Gregor den Sechsten mit sich führte. Ohne Zweifel hielt er für gut, diesen ehrwürdigen Mann aus Italien

zu entfernen, nicht etwa, weil er von ihm, der aller irdischen Größe entsaget hatte, um der Kirche, um der Welt den Frieden zu geben, irgend Etwas für die Ruhe des Landes gefürchtet hätte, sondern weil es nothwendig zu sein schien, denselben den Leidenschaften der Geistlichen, des Volkes von Rom, aller Italiäner zu entziehen: denn wie hätten diese verzeihen können, daß er, Gregor, dem Könige der Teutschen ein schweres Werk so leicht gemacht, und den apostolischen Stuhl verlassen hatte, damit ein teutscher Priester sich auf denselben niederließe, um das Werkzeug eines fremden Königes zu sein? eines fremden Königes, durch dessen Volk Italien seit Jahrhunderten auf das Härteste bedrängt und bedrücket worden? An sich zwar war die Ankunft des Papstes Gregor in Teutschland ohne Wichtigkeit: denn er hat nach kurzer Zeit durch die Last schwerer Verhältnisse gebeuget und gebrochen, Abschied vom Leben genommen [21], aber ein besonderer Umstand hat dieser Reise des Papstes nach Teutschland im Fortgange der Zeit eine hohe Wichtigkeit gegeben. Im Gefolge Gregor's nämlich befand sich ein Geistlicher, der vormals sein Schüler und später sein Capellan gewesen [22], entweder, weil er aus Dankbarkeit und Verehrung den Papst in seiner Verbannung nicht verlassen wollte, oder weil er an den Vorgängen, die erzählet worden sind, einen Antheil gehabt hatte, den die Geschichte nicht kennet, und weil deßwegen dem Kaiser sein Aufenthalt in Italien bedenklich erschien [23]. Es war Hildebrand, ein junger Mann, der sich durch Geist, Kraft und Fleiß aus den geringeren Verhältnissen des Lebens empor gearbeitet hatte, der fortan auf der Bühne des Lebens, auf welcher er jetzt zum ersten Mal erscheinet, immer mehr eine bewunderungswürdige Klugheit, Gewandtheit, Festigkeit bewährte, der um so eingreifender wirkte, jemehr er sich zugleich auszeichnete durch frommen Eifer, kirchliche Gesinnung und priesterliche Demuth, bis er endlich dastand als der erste Mann,

als der Held seiner Zeit, und sich stark genug fühlte, um im Namen der Kirche und für die Kirche, den Kampf aufzunehmen mit Allem, was, groß und gewaltig, zu widerstehen wagte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Hildebrand durch seinen Lehrer und Freund, Gregor den Sechsten, mit des Kaisers Absichten und Entwürfen bekannt geworden sei; es ist gleichfalls nicht unwahrscheinlich, daß ihm, einem solchen Mann, in der vollen Kraft des Lebens, Heinrich's schöner Gedanke, die Herstellung der Einheit in der Kirche, die Reinigung, die Verbesserung alles kirchlichen Lebens, vom Haupte bis zu den Füßen, als schön erschienen sei, als jeglicher Anstrengung werth und jeglicher Aufopferung; aber es ist auch eben so wenig unwahrscheinlich, daß er schon jetzt, die Gefahr für die Kirche wohl erkennend, wenn das Gute, das in ihr und für sie bewirket werden sollte, nicht von ihr selbst aus, sondern nur durch sie von der weltlichen Gewalt aus bewirket würde; daß er eben deßwegen schon jetzt den Entschluß gefasset habe, aus allen Kräften und mit jeglichem Mittel dahin zu arbeiten, daß nicht der Altar zu den Füßen des Thrones gestellet werden möchte, sondern vielmehr der Thron an die Stufen des Altars. Nach des Papstes Tode begab er sich in das Benedictiner-Kloster zu Clugny, dessen wiederholt Erwähnung geschehen ist in diesem Werke. Vielleicht trieb ihn der Schmerz über Gregor's Tod, welchen er als ein Opfer für eine gute und große Sache ansah, in die heiligen Mauern; vielleicht aber gedachte er auch in der klösterlichen Einsamkeit über die Mittel und Wege, durch welche und auf welchen das Gute erreichet werden könnte, das Heinrich, der Kaiser, erstrebte, ohne Gefahr für die Kirche, und über die Gründe nachzusinnen, mit welchen diese Mittel und Wege vor Welt und Nachwelt zu rechtfertigen sein möchten. Jedes Falles leidet es keinen Zweifel, daß Hildebrand schon im Kloster zu Clugny Grundsätze gewonnen habe, welche im Fort-

gange seines Lebens unausgesetzet von ihm befolget worden sind [24].

Der Kaiser selbst aber, Heinrich der Dritte, kam mit fröhlicher Seele in das Vaterland zurück, weil er das Bewußtsein in sich trug, Großes und Gutes gewollt und erreichet zu haben. Und er fand das Reich in einem Zustande, der seine Seele wohl erfreuen konnte, da er sich sagen durfte, dieser Zustand sei sein Werk. Zum Pfingstfeste befand er sich in Speier. Daselbst versammelten sich um ihn die Fürsten des Reiches in großer Zahl, entweder auf Einladung, oder weil sie den Kaiser begrüßen und ihm ihre Treue und Ergebenheit bezeugen wollten. Durch diese Fürsten wurde der Kaiser von allen Verhältnissen des Reiches unterrichtet; und es ergab sich, daß überall, wenn nicht ein vollkommener Friede, doch ein Friede geherrschet hatte, wie kaum jemals in früherer Zeit. Nur in Lotharingien hatte der Herzog Godefrid abermals Ränke zu spinnen angefangen: denn er konnte die Unbill des Kaisers gegen ihn nicht vergessen, und mochte nicht Verzicht thun auf einen Theil des Landes, das sein Vater verwaltet hatte. Godefrid mochte geglaubet haben, Heinrich würde in Italien in eben so schwere Händel verwickelt werden, wie einst sein Vater, und inzwischen würde ihm gelingen, Rache zu üben und das Land hinweg zu nehmen, das er als sein Land betrachtete. Der Graf Balduin von Flandern war ihm getreu geblieben, oder von Neuem von ihm gewonnen; andere Fürsten hatten sich für ihn erklärt, und der rasche Markgraf Theoderich von Friesland war zu Waffen und Kampf bereit, weniger um des Herzoges Sache zu führen, als um wieder zu gewinnen, was ihm Heinrich im vorigen Jahr entrissen hatte. Des Kaisers schnelle Zurückkunft aber nach einer glücklichen Fahrt verwirrte die Anschläge, deren Seele Godefrid war, und veranlaßte die unzufriedenen Fürsten größtes Theiles, die Ausführung ihrer Entwürfe, wenn nicht aufzugeben, doch zu verschieben. Gode-

frid suchte den Kaiser durch schlaue Vorträge von seiner Treue zu überzeugen [25]; und Heinrich, welcher vor allen Dingen den Frieden zu erhalten wünschte, schien anzunehmen, daß, weil noch Nichts geschehen war, auch Nichts habe geschehen sollen, ohne Zweifel in der Hoffnung, die Zeit werde Godefrid's Wunde heilen, und alsdann werde der tapfere Herzog sich als einen treuen Fürsten des Reiches bewähren. Die übrigen Fürsten folgten dem Beispiele des Herzoges. Nur der Markgraf Theoderich nahm keinen Theil an dieser erheuchelten Unterwerfung, sei es, daß er den Zorn in seiner Brust nicht zu bezwingen vermochte, sei es, daß er schon zu weit gegangen war, als daß ihm die Umkehr noch möglich gewesen: er fiel in die benachbarten Bisthümer, Utrecht und Cambrai, ein und raubte, was zu rauben war. Der Kaiser jedoch scheinet diese Empörung, so verdrießlich sie ihm sein mochte, eben nicht für bedeutend gehalten zu haben, weil ja der Markgraf allein stand.

Und auch in den Verhältnissen des Reiches zu anderen Völkern waren keine Veränderungen vorgegangen, die irgend eine Bedenklichkeit zu erregen vermocht hätten. Wenn es auch wahr sein mag, daß durch die Verhältnisse Lotharingiens in dem Könige Heinrich dem Ersten von Frankreich die alte Lust der Franzosen zu diesem Land abermals erreget worden: so gab derselbe den Gedanken, sich Lotharingiens zu bemächtigen, doch bald auf, gewiß nicht, weil der Bischof Wazo von Lüttich ihm das Unchristliche und Frevelhafte eines solchen Versuches ans Herz legte [26], sondern weil er, Heinrich's Glück in Italien gewahrend, bald zu der Einsicht kam, daß er ein vergebliches Werk unternehmen würde. Nur in Ungarn waren Dinge vorgegangen, welche der Kaiser weder ohne Abscheu und Schmerz, noch ohne Verdruß und Besorgniß angesehen oder vernommen haben mag.

Das zwar rohe aber kraftvolle Volk der Ungarn vermochte,

seitdem es die alte Richtung verloren, keinen Halt wieder zu finden. Die Ereignisse seit Stephan's Tode, deren gedacht ist, hatten die Leidenschaften, die dieser fromme König in Bewegung gesetzet, bis zu einer grausen Höhe getrieben: denn die heiligsten Gefühle in der menschlichen Brust, Religion, Volksthümlichkeit, Stolz auf die Thaten der Väter, vermischten sich mit gemeinen, welche durch die Erinnerung an vormalige glückliche Raub-Fahrten gewecket wurden, schüttelten die Seelen und wurden durch die Stärke der Rohheit in wilde Verwirrung gebracht. Der König Peter war seinen alten Feinden doppelt verhaßt geworden, seitdem er durch ein teutsches Heer dem Land als König aufgedrungen war; die Huldigung aber, die er dem Könige der Teutschen geleistet, die Unterwerfung Ungarns unter die Hoheit des teutschen Reiches wurde von ihnen als eine Erniedrigung seines Volkes, als eine Schändung des magyarischen Namens, als ein frecher und niederträchtiger Verrath angesehen. Und Diejenigen, die früher gleichgültig geblieben sein mochten, blickten mit dem bittersten Schmerz auf eine solche Demüthigung; ja selbst die vormaligen Freunde des Königes Peter vermochten sein Verfahren nicht zu entschuldigen. Nur die Fremden etwa, die ihn umgaben, die Teutschen und die Italiäner, welchen er überall, bald aus Noth und bald aus Vorliebe, den Vorzug einräumte, blieben in seiner Treue. Und eben diese Fremden reizten die Feinde des Königes, bis zuletzt Diejenigen unter denselben, die am Heftigsten oder am Rohesten waren, in eine gräßliche Wuth geriethen, in welcher sie nicht nur den Sturz des verrätherischen Königes verlangten, sondern auch den Tod der Fremden, die Zerstörung der christlichen Kirchen, die Ausrottung der christlichen Religion und die Verehrung der alten Götter, unter deren Waltung die Väter Helden gewesen waren und glückliche Krieger. Schon im Jahr ein Tausend und sechs und vierzig, noch ehe Heinrich seine Fahrt nach Italien

antrat [27], riefen sie Andreas, den Fürsten Arpadisches Stammes, aus Rußland herbei, um ihn, gegen Peter, auf den Thron der Magyaren zu setzen. Andreas kam. Die Rasendsten forderten das Versprechen, auszuführen, was sie zu Rettung und Rache für nothwendig hielten und deßwegen begehrten. Andreas, vor solcher Wuth erschrocken, versprach, was man verlangte. Alsobald rief man ihn zum Könige aus. Und nun sogleich offene Empörung. Peter, ohne Heer, ohne Rath, ohne Vertrauen, versuchte durch die Flucht dem Verderben zu entgehen. Zu spät; er ward überwunden, ergriffen, der Augen beraubt, und zu Stuhlweißenburg seinem Gram und seinem Schmerz überlassen, bis der Tod ihn erlösete von solchem Unglücke. Hierauf erfolgten die scheuslichsten Auftritte. Wie im Wahnsinne durchstürmten wilde Scharen das Land, und wütheten mit Feuer und Schwert gegen Alles, was ihnen verhaßt war, gegen Menschen und Dinge, gegen Heiliges und Gemeines, schonungslos gegen Alter und Geschlecht. Aber eben diese unerhörten Gräuel regten in den meisten Menschen Ekel und Abscheu auf wider diese mordbrennerischen Rotten. Bald wurde das Gefühl allgemein, daß bei diesem Getreibe kein menschliches Leben, so wenig ein heidnisches als ein christliches, möglich wäre. Von allen Seiten erhob man sich gegen die Frevler, und in kurzer Zeit waren die verruchten Sieger schmählich besieget. Dem König Andreas, der nur mit bitterem Schmerze durch die blutige Verwüstung mehr leidend als thätig hindurch gegangen war, die man zwischen ihm und dem Throne gemacht hatte, wurde möglich, die Verbrecher zu bestrafen; es wurde ihm möglich, von der Hand christlicher Priester die Salbung zu empfangen, alle heidnischen Bräuche zu verbieten, den christlichen Gottesdienst wieder herzustellen, und den Unglücklichen Schutz und Sicherheit zu gewähren, welche, zum Opfer bestimmet, bisher noch das Schicksal vermieden hatten.

In dieser Lage befanden sich die Dinge in Ungarn, als der Kaiser aus Italien zurückkam in das Vaterland. Und sogleich faßte Heinrich den Entschluß, eine neue Fahrt nach Ungarn zu unternehmen, mitten in die Auflösung hinein zu fallen, die Frevel, die an Peter, seinem Vassallen und an der Kirche Christi verübet waren, zu rächen, und die Abhängigkeit Ungarns vom teutschen Reiche zu befestigen. Aber in Ungarn erkannte man wohl, welcher Gefahr man ausgesetzet sein würde, wenn der Kaiser seinen Entschluß zur Ausführung brächte. Darum säumte Andreas, der König von Ungarn, nicht, das drohende Ungewitter abzuwenden. Er schickte eine Gesandtschaft an den Kaiser: „er habe das ungarische Reich nur gezwungen übernommen; an den Freveln, die man wider den König Peter verübet, sei er unschuldig: einen Theil der Verschworenen wider denselben habe er selbst schon mit dem Tode bestraft, den anderen Theil sei er bereit dem Kaiser zur Bestrafung auszuliefern; er erkenne die Hoheit des teutschen Reiches an; er sei bereit, den Lehenseid zu leisten; auch bereit, einen jährlichen Zins zu zahlen: nur möge der Kaiser ihm das Reich Ungarn bestätigen.“

Diese Vorschläge wurden von dem Kaiser weder angenommen noch verworfen [28]; aber er hielt sie für bedeutend genug, um in diesem Augenblick eine Fahrt zu vermeiden, zu welcher er sich der Ehre wegen genöthiget gehalten haben würde, wenn die Ungarn ein Schweigen beobachtet hätten, als wäre er nicht ihr Oberherr. Und sie wäre ihm jetzt lästig gewesen, diese Fahrt nach Ungarn. Kaum aus Italien zurück gekehret, bedürften die Vassallen im südlichen Teutschland einiger Ruhe; überdieß wünschte auch der Kaiser, im Reiche zu bleiben, um den sittlichen Eindruck, den sein Wirken in Italien gemacht hatte, friedlich und gedeihlich zu benutzen, sowohl zur Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse, als zur Befestigung des königlichen Ansehens im Reiche; und endlich schien eine baldige

Züchtigung des Markgrafen Theoderich von Friesland nothwendig zu sein, damit das Feuer, das von diesem widerspänstigen Fürsten unterhalten wurde, nicht zuletzt ganz Lotharingien ergreifen möchte.

Und Heinrich benutzte die kurze Ruhe, die ihm vergönnet ward, wie mit Kraft, so mit Erfolg, für die Kirche nicht minder, als für die königliche Gewalt. Bei der Mangelhaftigkeit der Geschichtschreibung jedoch, ist seine Thätigkeit nur im Allgemeinen zu erkennen.

Wo und so oft er mit Bischöfen zusammen traf, sei es, daß sie sich in größerer Zahl, auf Einladung oder freiwillig, zu ihm fanden, sei es, daß sie einzeln vor ihm erschienen, redete er über die Reinigung und Einigung der Kirche mit Nachdruck auf sie hinein, jedoch öfter ermahnend, als drohend, um sie für den großen Zweck zu gewinnen und keine Erbitterung zu erregen. Und er beschränkte sich auf eine einzige Sache, nämlich auf die Ausrottung der Simonie: gegen das andere Verderben, das die Kirche zerrüttete, gegen die herrschende Ueppigkeit und Unzucht, richtete er seinen Eifer nicht, entweder weil er sich, wie man ihn beschuldiget hat, in dieser Hinsicht selbst nicht ganz rein fühlte [29], oder, was wahrscheinlich ist, weil er glaubte, die Bekämpfung dieses Lasters müsse der Kirche selbst überlassen werden, und dürfte ihr überlassen werden, wenn nur erst jenes Grundübel ausgetilget worden. Von zwei Dingen scheinet Heinrich im Besondern eine große Wirkung auf die Gemüther erwartet zu haben, wenn er die Bischöfe, in Uebereinstimmung mit dem Papst, an die Worte des Heilandes erinnerte: „umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch.“ Zuerst zeigte er ihnen seine eigenen Hände, als rein von jeglichem Raub an der Kirche, und mit Zuversicht durfte er hinzufügen: „so wie mir Gott umsonst, lediglich aus Barmherzigkeit, die Krone des Reiches verliehen hat: so will ich umsonst der Kirche gewähren, was ich der

Kirche als König zu leisten schuldig bin.» Und einem solchen Gelübde folgte die Aufforderung an die Bischöfe, in derselben Weise zu handeln. Wie hätte diese Aufforderung ohne eine günstige Antwort, wie ohne einen frommen Entschluß bleiben können? Zweitens zeigte sich der Kaiser sehr ängstlich besorgt um das Seelen-Heil seines Vaters, aus keinem anderen Grunde, als weil derselbe Geld genommen hätte für die Ertheilung geistlicher Aemter und Würden. Er empfahl seinen Vater stets dem Gebete der Bischöfe, und stellte ihnen die Wirkung dieses Gebetes nicht blos als heilsam für den Hingeschiedenen dar, sondern auch als geeignet, die Schuld zu tilgen, die sie auf sich selbst durch die Ketzerei der Simonie geladen haben möchten. Und wenn diese Aengstlichkeit des Kaisers den Beweis gab, daß er die Simonie nicht wegen eines irdischen Vortheiles verfolgte, sondern aus der Ueberzeugung, daß sie ein sittliches Verderben sei: wie hätte sie nicht einwirken sollen auf die Seelen von Männern, die ihr Leben lediglich der Religion und der Tugend, dem Dienste Gottes und seines Sohnes gewidmet zu haben behaupteten [30]?

Während aber der Kaiser in dieser geistigen Weise für eine bessere Gestaltung des Lebens thätig war, vergaß er nicht, sein königliches Ansehen im Reiche geltend zu machen. Die erledigten bischöflichen Stühle besetzte er, ohne Zweifel mit Zustimmung des Papstes, wie in früheren Tagen, nach Willkühr. Zuverlässig brachte er nur würdige Männer auf die bischöflichen Sitze; aber ohne weltliche Rücksichten scheint er doch nicht immer verfahren zu sein. Er suchte vielmehr mächtige Häuser durch die Erhebung eines Mitgliedes derselben zu gewinnen oder in seiner Treue zu befestigen; wie er denn den Herzog Albero von Lützelburg, dessen Haus unter Heinrich dem Zweiten durch Kunigunde, der Gemahlin desselben, so gewaltig geworden war, zum Bischof von Metz ernannte [31]. Und mit den großen weltlichen Aemtern verfuhr er in dersel-

den Weise. Den schwäbischen Grafen Welf, des Grafen Welf Sohn, Albero's Neffe, dessen Familie zu den mächtigsten Geschlechtern im südlichen Teutschlande gehörte, ernannte er zum Herzoge von Kärnten und Markgrafen von Verona, gewiß zum Theil mit Rücksicht auf die Verhältnisse in Italien, zum Theil aber wohl auch, auf das Welfische Haus, das er früher nur in der Absicht vernachlässiget hatte, um demselben den Werth seiner Gunst fühlbar zu machen. Als aber in den beiden großen Herzogthümern Schwaben und Baiern die beiden Männer, welche Heinrich zu Trägern des herzoglichen Namens gemacht hatte, ohne ihnen eine herzogliche Gewalt einzuräumen, Otto und Heinrich, kurz nach einander hinstarben: da behielt er, der Kaiser, beide Länder unter seiner unmittelbaren Verwaltung, und wahrscheinlich würde er selbst den herzoglichen Namen nicht wieder hergestellet haben, wenn nicht neue Ereignisse eingetreten wären, welche das Glück des Kaisers unterbrochen und eine Veränderung des Weges, den er eingeschlagen, nöthig gemacht hätten.

Gegen den Herbst dieses Jahres nämlich unternahm der Kaiser einen Zug gegen den Markgrafen Theoderich von Friesland, der in seiner Hartnäckigkeit beharrte, kühn auf die Unzugänglichkeit seines Landes, auf die Flüsse, die Sümpfe, die Ueberschwemmungen, die ihn gegen ein Landheer sicher stellten, und die auch, wegen ihrer Untiefen, von einer Flotte nicht leicht zu überwinden waren. Heinrich bot die benachbarten Fürsten auf, um zu Schiffe, von Vlaerdingen aus, den Angriff zu versuchen. Es scheint aber, daß die Fürsten, welche mit der Natur des Landes besser bekannt waren, als er selbst, nicht eben mit großem Eifer ein Werk begonnen haben, an dessen Gelingen sie zweifelten. Und in der That blieb das ganze Unternehmen nicht nur ohne Erfolg, sondern die kaiserliche Flotte erlitt auch, als sie bei der Rückkehr durch Theoderich's leichte Fahrzeuge verfolget wurde, bedeutenden Verlust.

An sich mochte dieser Verlust allerdings wohl zu ertragen sein; aber es fehlte dem Kaiser an Mitteln, denselben alsobald wieder gut zu machen, und bei der Stellung, die er gegen die Welt genommen hatte, war auch eine geringe Unterbrechung seines glücklichen Wirkens von Wichtigkeit. Eben deßwegen war ihm dies Mißgeschick höchst verdrießlich, und in seinem Zorne strafte er selbst seinen treuen Anhänger, den Bischof Wazo von Lüttich, hart, weil er sich bei dieser Gelegenheit saumselig oder nachlässig gezeiget hatte: denn er sah voraus, daß die Folgen nicht ausbleiben würden.

Und sie blieben nicht aus, diese Folgen. Kaum nämlich war das kaiserliche Heer auseinander gegangen, so brach der Herzog Godefrid los, weil ihm nunmehr der Augenblick der Rache für erlittene Unbill gekommen zu sein schien; und nach beiden Seiten hin verübte er wilde Feindseligkeiten. Von der einen Seite zerstörte er, entweder selbst oder durch seinen Freund, den trotzigen Markgrafen Theoderich, welchen sein siegreicher Widerstand berauschet hatte [32], die alte kaiserliche Pfalz zu Nimwegen, ein bewundertes Werk Karl's des Großen, und von der anderen drang er, mit dem Grafen Balduin von Flandern vereiniget [33], in das Bisthum Verdun ein, weil der Bischof mit Treue zum Kaiser hielt. Und da er vor der Stadt Verdun Widerstand fand, so ließ er, fortgerissen von seinem glühenden Ingrimm, Feuer in die Stadt werfen. Das Feuer zündete, und erregte einen Brand, der weit über des Herzoges Absichten und Wünsche hinaus wüthete. Er hatte nur zu schrecken gedacht, um Meister der Stadt zu werden; der Brand jedoch verzehrte auch alle Kirchen und Klöster. Selbst die Hauptkirche konnte nicht gerettet werden, und mit derselben ward ein schöner Bücher-Schatz ein Raub des Feuers. Diese jammervolle Zerstörung aber ließ in des Herzoges Seele eine Flamme des Schmerzes und der Reue zurück, die er bald nachher auf alle Weise,

durch große Opfer, durch freiwillige Leiden, auszulöschen gesucht hat.

Und mitten in diese Ereignisse hinein, die den Kaiser nicht nur mit Unmuth, sondern auch mit mannichfaltigen Sorgen erfüllten, fiel eine Nachricht, die ihn keinesweges zu erheitern vermochte. Sein Freund, der Papst Clemens der Zweite, war im Monat October des Jahres ein Tausend und sieben und vierzig gestorben; und demselben war nicht vergönnet gewesen, am Sitze des Apostels Abschied vom Leben zu nehmen. Die Vorgänge sind nicht aufzuklären. Das zwar leidet keinen Zweifel, daß der vertriebene und abgesetzte Papst Benedict der Neunte von Neuem in Rom eingedrungen sei und sich des apostolischen Stuhles abermals bemächtiget habe; aber ungewiß bleibt, ob Benedict nach Rom gekommen, weil Clemens die Stadt verlassen hatte, oder ob Clemens vor demselben ausgewichen; und, wenn das Letzte angenommen würde, ob er ohne Kampf gewichen, oder nur nach vergeblichem Widerstand. Am Wahrscheinlichsten jedoch ist es bei der Lage der Verhältnisse allerdings, daß Clemens zur Flucht genöthiget worden, sei es, daß die Macht seines Gegners zu stark gewesen, sei es, daß er, der Teutsche, den Römern mißtrauet habe [34]. Eben deßwegen ist wohl möglich, daß der ehrwürdige Mann vor Kummer und Herzeleid, unter Mitwirkung der Natur des fremden Landes, zu Grunde gegangen sei; aber es ist auch eben so verzeihlich, als begreiflich, daß Benedict der Neunte in den Verdacht gekommen ist, er habe seinen Feind mit Gift aus der Welt geschafft: denn nur Wenige mögen Bedenken getragen haben, auf das große Verzeichniß von Sünden, welche diesem Manne zur Last gestellet sind, auch noch diese Missethat zu setzen. Jedes Falles ist es wahrscheinlich, daß er in einem Kloster des heiligen Thomas, in der Nähe von Pesaro, gestorben sei [35].

Dem Kaiser Heinrich aber konnte die Nachricht von dem

Tode des Papstes Clemens des Zweiten und von den Vorgängen in Rom nur höchst betrübend sein, und wohl mußte sie auf ihn einen desto tieferen Eindruck machen, jemehr seine Seele durch die Ereignisse in Ungarn und in Lotharingien schon schwer gekränket war. Wer konnte zum Voraus berechnen, wie das Unglück in der Kirche und das Mißgeschick im Reich auf einander einwirken möchten und welche Folgen das Eine haben würde oder das Andere?

Zwölftes Capitel.

Der Papst Leo IX.
Anfang des Streites zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt.
Große religiose Aufregung.
Fortgang der Wirrnisse im Reiche.

J. 1048 — 1054.

Der Kaiser trat den entstehenden Wirnissen mit der höchsten Besonnenheit entgegen. Er faßte jedes Verhältniß scharf ins Auge; aber unverkennbar war seine größte Sorge, im Innern des Reiches die Ruhe zu erhalten und den Frieden.

Aus Rom waren Gesandte angelanget, dem Kaiser die Ernennung eines neuen Papstes anheim zu geben. Heinrich empfing dieselben am Weihnachtsfeste zu Pölden in Sachsen. Diese Gesandte, welche, weil Benedict im Besitze der Stadt Rom war, kaum öffentlich, weder vom Volke noch von der Geistlichkeit abgeschicket sein können, mögen ihm Wünsche vorgetragen haben; auch sind wohl von Bischöfen des Reiches, deren Rath der Kaiser verlangt hatte, Vorschläge gemacht worden: er aber bestimmte den Bischof Poppo von Brixen zum päpstlichen Stuhle, wenig bekümmert, wie es scheint, um

Wünsche und Vorschläge. Mit der Ernennung dieses Mannes jedoch, der übrigens eines großen Stolzes beschuldiget wird [1], war noch wenig gewonnen: das Schwierigste, die Einsetzung desselben, war noch zu thun. Der Kaiser gab dem Markgrafen Bonifacius den Auftrag, den neuen Papst nach Rom zu führen. Bonifacius übernahm diesen Auftrag und führte ihn aus [2]. Die Verhandlungen indeß, die zwischen ihm und dem Kaiser Statt gefunden haben mögen, verzögerten die Ausführung. Erst gegen das Ende des Monates Juni, im Jahr ein Tausend und acht und vierzig, traf der Markgraf mit dem Bischofe Poppo, dem ernannten Papste, vor Rom ein. Bei ihrer Annäherung verließ Benedict der Neunte abermals die ewige Stadt. Der neue Papst wurde von den Römern, wenn nicht mit großer Freude, doch mit Ergebung ehrenvoll empfangen. Er erhielt die Weihe, und führte den Namen Damasus des Zweiten, ungewiß, ob schon seit seiner Ernennung, oder erst von seiner Weihung an. Aber schon am Siebenzehenten Juli's war er eine Leiche.

Die Welt gerieth in Erstaunen über dieses plötzliche Hinsterben zweier Päpste teutsches Stammes, die von dem Kaiser eingesetzet waren, des Ersten, Clemens des Zweiten, nach neun Monden, des Anderen, Damasus des Zweiten, nach kaum drei Wochen. Es schien gegen den Lauf der Natur. Des Kaisers Anhänger glaubten die auffallende Erscheinung durch die Annahme erklären zu müssen, daß Damasus wie Clemens durch Gift getödtet worden seien; Viele aber, und nach und nach wohl die Meisten, und nicht etwa bloß Gegner des Kaisers, sondern auch parteilose, wohlwollende und fromme Männer betrachteten dieses schnelle Hinsterben zweier Männer, welche durch den Kaiser auf den heiligen Stuhl erhoben waren, gleichsam wie ein Gottes-Urtheil; sie sahen in diesem Hinsterben den klarsten Beweis, daß das Eingreifen der weltlichen Macht in die Satzungen der Kirche ein Frevel sei, für welchen Die-

jenigen mit dem Leben büßen müßten, die sich entschlössen, an diesem Frevel Theil zu nehmen, und zweien Herren zugleich zu dienen, dem Kaiser und dem Ober-Haupte der Kirche, welches Christus sei. Also entstand eine Aufregung der Geister, welche nach und nach die Geistlichen aller christlichen Länder ergriffen haben dürfte, wenn sie gleich in Italien und in Teutschland am Stärksten war, und zuverlässig blieben auch die Seelen der Laien nicht ohne Bewegung, weder der Hohen noch der Geringen. In dieser Aufregung aber erhielt, nach der Natur menschlicher Dinge, der päpstliche Stuhl, an welchen vor wenigen Jahren kaum noch Jemand gedacht hatte, von Neuem die höchste Wichtigkeit; er ward in der Vorstellung der Menschen durch Glauben und Aberglauben zu einer Höhe hinauf getrieben, auf welcher er noch niemals gestanden hatte, und von welcher herab er in die ganze christliche Welt des Abendlandes hinein leuchtete und hinein drohete; er reizte endlich um so stärker die Sehnsucht auf in der menschlichen Brust, da er länger als ein halbes Jahr unbesetzet blieb, theils wohl, weil der Kaiser selbst erschrocken sein mochte, theils gewiß, weil sich kein Bischof fand, der den Muth gehabt hätte, einen Sitz einzunehmen, über welchen sich eine so geheimnißvolle Waltung offenbarte [3]. Diejenigen aber, welche, wie der Mönch Hildebrand, schon früher die Absicht des Kaisers durchschauet hatten, und eben deßwegen mit Besonnenheit diesen Zustand der Dinge zu würdigen vermochten, sahen gewiß nicht ohne Freude, wie der Acker bearbeitet ward, in welchen sie ihren Samen hinein zu werfen gedachten, und wohl mögen sie im Stillen auf mannichfaltige Weise gestrebet haben, den Riß größer zu machen, der zwischen der Kirche und der weltlichen Gewalt entstanden war.

Inzwischen bewies der Kaiser, der ohne Zweifel über die Unterbrechung seines frommen Werkes einen tiefen Schmerz empfand, im Reich eine große Thätigkeit. Den Herzog

Godefrid erklärte er seines Herzogthumes Nieder-Lotharingien entsetzt, und ernannte den Grafen Adalbert, seinen Verwandten, zum Herzog an seine Statt. Dieser übernahm den Krieg gegen den so tapferen als trotzigen Herzog Godefrid; er selbst, der Kaiser, blieb im Reich und eilte aus einem Land in das andere: aus Sachsen nach Schwaben, aus Schwaben nach Baiern, aus Baiern durch Schwaben nach Burgund und aus Burgund durch Franken zurück nach Sachsen; und überall erhielt er durch seine Gegenwart die Ordnung und den Frieden [4]. Den Schwaben gab er auf einem öffentlichen Tage zu Ulm einen Herzog; es ist ungewiß, ob auf ihren Wunsch, oder weil er einen Mann belohnen wollte, der ihm treue Dienste geleistet hatte, oder, was am Wahrscheinlichsten ist, aus beiden Gründen. Denn er übertrug das Herzogthum dem Markgrafen Otto von Schweinfurt, der von mütterlicher Seite ein Enkel des Herzoges Hermann des Zweiten von Schwaben war und sich in den Kriegen gegen Böhmen ausgezeichnet hatte [5]; man findet aber nicht, daß der neue Herzog irgend eine Gewalt ausgeübet hätte, vielmehr scheinet der Kaiser die Verwaltung des Landes in seiner eigenen Hand behalten zu haben. In Baiern, das schon ehemals sein eigenes Herzogthum gewesen war, fand er vielleicht den Wunsch nach einem besonderen Herzoge nicht; er behielt dieses Land abermals unter seiner unmittelbaren Verwaltung. Und er durfte dieses um so unbedenklicher thun, da die Ungarn noch in einem solchen Zustande waren, in welchem sie keine Besorgnisse für das Reich erregen konnten, und da auch Brecislav, der Herzog von Böhmen, in Regensburg vor ihm erschien und ihm neue Beweise seiner Treue gab. Und so handelte er überall nach den Umständen, und nirgends ohne Erfolg. Nur der Krieg, welchen der Herzog Adalbert wider Godefrid in Lotharingien führte, um diesen Fürsten zu vertreiben und selbst zu dem Herzogthume zu gelangen, mit welchem

er beliehen war, lief fortwährend gegen die Hoffnungen des Kaisers. Heinrich scheint auf diesen Krieg nicht ohne Besorgniß hingeblicket zu haben. Denn derselbe störte nicht nur die Ruhe des Reiches, sondern er ließ auch fürchten, daß der König von Frankreich sich doch endlich in den Kampf einmischen, und durch Unterstützung des Herzoges Godefrid die Hoheit über Lotharingien zu gewinnen suchen würde. Diese Besorgniß bewog ohne Zweifel den Kaiser gegen den Herbst des Jahres zu einer Zusammenkunft mit Heinrich dem Ersten, Könige von Frankreich. Sie fand Statt im Monat October, an den Ufern der Maaß, im Bisthume Metz, und bei derselben gelang es dem Kaiser, den König nicht nur zu einem Frieden, sondern auch zu einem Bündnisse zu bewegen, welches von beiden Theilen beschworen, dem Herzoge Godefrid eine große Hoffnung zerstörte. Nun ging zwar Adalbert fast um dieselbe Zeit vor diesem Herzoge zu Grunde; der Kaiser aber säumte nicht, an seine Stelle den Grafen Gerhard vom Elsaß zum Herzoge zu ernennen, und Godefrid fand in dem Tode seines Gegners keinen Gewinn; wie denn überhaupt seine Sache schon deßwegen als sinkend zu betrachten war, daß sie nicht stieg. Im Uebrigen war nicht ohne Bedeutung und zugleich ein Zeichen der Zeit, daß in der Noth, die dieser Krieg brachte, hin und wieder, und namentlich in Lüttich, die Bürger der Städte zu den Waffen gerufen wurden [6]. Das war eine Anerkennung, und erhob das Gefühl dieser Bürger. Sie wurden daran erinnert, daß sie Arme hatten, und Knochen in den Armen, und die Kraft, das Schwert zu tragen und zu schwingen.

Während dieser Ereignisse hatte der Kaiser die Angelegenheit des apostolischen Stuhles nie aus dem Gesichte verloren. Aber erst im letzten Monate des Jahres ein Tausend und acht und vierzig fand er den Mann der in so schwerer Zeit des erhabenen Sitzes in jeglicher Hinsicht würdig zu sein

schien. Auf einer großen Versammlung von teutschen Bischöfen und in Gegenwart der Abgeordneten, welche aus Rom zum Kaiser gekommen waren, um die Wiederbesetzung des heiligen Stuhles zu bewirken [7], wurde der Bischof Bruno von Toul, ein Verwandter des Kaisers [8], einstimmig als der Priester bezeichnet, welcher durch seine Weisheit, sein reines Leben, seinen frommen Eifer und seine unermüdliche Thätigkeit vor Allen im Stande sei, das hohe Amt in der Kirche zu übernehmen, und vor Allen verdiene, dasselbe zu erhalten. Der Kaiser ernannte den Bischof Bruno zum Papst, und die ganze Versammlung gab ihren freudigen Beifall [9]. Der Bischof erschrak vor dem Gedanken, die Heerde, die er mit Liebe und Segen geleitet hatte, zu verlassen, in Verhältnisse einzutreten, die sich ins Unendliche verschlangen, und Arbeiten zu übernehmen, vor deren Last auch wohl der stärkste Geist erschrecken mußte. Der Wille des Kaisers jedoch, die Vorstellungen sämmtlicher Bischöfe, die Bitten der römischen Abgeordneten, vor Allem aber das Gefühl, daß die Kirche eines Hauptes nicht länger entbehren könne, bestimmte den frommen Mann, nachzugeben. Es scheinet, daß er alsobald seinen Namen geändert und sich Leo den Neunten genannt habe; wenigstens scheint er schon in Worms mit den äußeren Ehrenzeichen des apostolischen Amtes angethan zu sein [10]. Hierauf ging er nach Toul zurück, um so schnell als möglich den Weg nach Rom anzutreten.

Dem Kaiser war ohne Zweifel durch diesen Vorgang eine schwere Last von der Brust hinweg genommen, so daß er mit einiger Heiterkeit dem neuen Jahr, ein Tausend und neun und vierzig, entgegen gehen mochte. Und auch für das Reich schienen sich die Verhältnisse besser zu gestalten. Zwar scheint eine Veränderung in Ungarn ihm einige Besorgnisse verursachet zu haben: denn der schwache König Andreas hatte seinen Bruder Bela aus Polen zurück gerufen, und Bela,

welchem ein Drittheil des ungarischen Reiches überlassen wurde, war ein tapferer, kriegskundiger und kriegslustiger Mann; es war mithin nicht unwahrscheinlich, daß sich in Ungarn neue Stürme erheben, daß abermals Veränderungen eintreten würden, und daß auf diese Weise auch das teutsche Reich verletzet werden könnte: aber die Vorkehrungen, die er, der Kaiser, wider die Ungarn ergriff, schienen hinreichend, um jede Gefahr abzuhalten. Er begab sich nämlich zu dem Anfange des Jahres nach Baiern, und erhob den Grafen Kunrad von Zütphen zum Herzoge des Landes, um die Kräfte für den Fall der Noth zu vereinigen wider die Ungarn. Eine Abweichung von den Grundsätzen des Kaisers war auch diese Ernennung nicht. Kunrad sollte eben so wenig der Herzog der Baiern in der Weise früherer Zeiten sein, als Otto von Schweinfurt der Herzog der Schwaben in dieser Weise sein sollte. Vielmehr behielt Heinrich die Leitung des Herzogthumes Baiern gleichfalls selbst in der Hand, und seine Absicht war, wie spätere Ereignisse beweisen werden, keine andere, als in Kunrad einen Feldherrn aufzustellen zur Vertheidigung des Landes, zu dessen Vertheidigung er selbst nicht immer bereit sein konnte. Dagegen war es ein großer Gewinn für den Kaiser, daß zu derselbigen Zeit, da diese Vorkehrungen in Baiern getroffen wurden, der halsstarrige Markgraf Theoderich zu Grunde ging. Der Winter nämlich war hart. Die Flüsse, Seen und Sümpfe, in welchen der Markgraf seine stärksten Vertheidigungsmittel gefunden hatte, gewährten keinen Schutz. Also vereinigten sich mehrere Fürsten der Umgegend, so wie die Bischöfe von Lüttich, Utrecht und Metz wider ihn. Sie führten ihre Lehenleute über das Eis, lieferten ihm eine Schlacht, erlegten ihn in dieser Schlacht, und unterwarfen das Land dem Kaiser. Zwar eilte der Herzog Godefrid, wohl erkennend, wie viel ihm ein solcher Bundesgenosse werth sei, mit Heeres-Macht herbei, um den Freund und das Land zu

retten; aber er kam zu spät, und wurde selbst in die Flucht getrieben [11]. Der kühne Geist indeß blieb sich gleich, und wenn auch seine Hoffnung sank, so verließ doch der Muth ihn nicht.

Indem aber der Kaiser unter solchen Umständen wirkte und strebte, wurde der Streit, der zwischen ihm und der Kirche auf eine fast rein geistige Weise entstanden war, fortgesetzt, und erhielt eine bestimmtere Gestalt. Und die Kirche begann ihm zu entwinden, was er schon gewonnen zu haben glaubte; und der Streit wurde auf eine so geschickte Weise geführet, daß der Kaiser sich fast genöthiget sah, seinem Gegner Glück zu wünschen zu seinem Siege [12].

Der neue Papst nämlich, der Bischof Bruno von Toul, trat im Anfange dieses Jahres seine Reise nach Rom an, um Besitz zu nehmen vom heiligen Stuhl. Ihm ging bis Besançon der Abt Hugo von Clugny entgegen, begleitet von Hildebrand, den er, wegen seiner großen Geistesgaben, seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit zum Prior des Klosters gemacht hatte. Hildebrand gewann eben so leicht das Vertrauen des Papstes, als er des Abtes Vertrauen gewonnen hatte. Und in diesem Vertrauen gab er den Gefühlen Sprache, die in vielen Menschen lebten, die aber von ihm auf Grundsätze gebracht waren. „Die weltliche Gewalt, sagte er [13], habe nicht über das Priesterthum zu verfügen, weil die Kirche nicht Dienerin der weltlichen Gewalt sei. Die Kirche selbst habe ihre Aemter zu vertheilen, die höchsten wie die geringsten. Sie habe Niemanden über sich, als den Herrn, der sie gegründet habe auf einen Fels, auf welchem sie von den Pforten der Hölle nicht zu überwältigen sei. Nur diesem Herrn dürfe sie dienen, und alsdann sei sie Alles in diesem Dienste; wenn sie einem weltlichen Herrn dienen wollte, so sei sie Nichts. Darum sei ein Mann, der auf den Befehl des Kaisers das römische Pontificat übernähme, nicht der apostolische Bischof, sondern ein Ungetreuer, ein Abtrünniger [14]".

Solche oder ähnliche Worte erschütterten die Seele des ehrwürdigen Mannes, an welchen sie gerichtet waren, um so tiefer, da der Mönch, der sie aussprach, ausgezeichnet dastand durch Strenge der Sitten und Reinheit des Wandels. Er bat den Abt Hugo, daß Hildebrand ihn begleiten dürfe; Hugo gewährte, ob wohl ungern, diese Bitte. Als er nun Besançon verließ, so that er die Ehrenzeichen der päpstlichen Würde, mit welchen er angethan war, von sich und setzte seinen Weg fort wie ein frommer Waller, der zu den Schwellen der Apostel gehe, um anzubeten [15]; und durch diese Handlung erklärte er offen vor aller Welt, daß er die Befugniß des Kaisers, den päpstlichen Stuhl zu besetzen, nicht anerkenne, und daß mithin nichtig sei, was zu Worms geschehen war. Unterwegs aber mögen Hildebrand und Bruno über Alles einig geworden sein, was ferner zu thun. Des Kaisers Absicht: die Kirche zu reinigen und zu einiger Einheit zu bringen, sei als gut, edel und nothwendig anzuerkennen, und als eine Segnung war es anzusehen, daß ein so erhabener weltlicher Fürst mit so frommem Eifer für das Heil der Kirche unermüdlich arbeite; eben deßwegen sei es nothwendig, daß das Werk in jeglicher Weise gefördert und zur Vollendung gebracht werde. Aber zugleich müsse dafür gesorget werden, daß, was für die Kirche erreichet werde, auch wirklich der Kirche zu Gute komme; es müsse dafür gesorget werden, daß die Kirche, wenn sie befreiet worden von den Mißbräuchen, die ihr Jammer und ihre Schmach gewesen, nicht selbst mißbrauchet werde für weltliche, für irdische Zwecke, das Heilige für Gemeines. Und um dieses zu verhüten sei durchaus nothwendig, weil auf den gegenwärtigen edelen und frommen Kaiser ein anderer folgen könne von anderer Gesinnung, daß die Leitung aller kirchlichen Angelegenheiten den Händen des Kaisers entwunden und in die Hände des Papstes gebracht würden; es sei durchaus nothwendig, daß die Besetzung der bischöflichen

Stühle und vor Allem die Besetzung des päpstlichen Stuhles dem Kaiser entzogen würde, weil, so lange diese Besetzung von ihm abhinge, zu befürchten sei, der Papst werde, wie die Bischöfe, ein Werkzeug sein in der kaiserlichen Hand: und doch solle nicht das Heilige dem Gemeinen dienen, sondern das Gemeine dem Heiligen.

In der Stimmung der Seele, die von solchen Ansichten erzeuget wurde, kam der Bischof Bruno, von dem Prior Hildebrand begleitet, nach Rom. Er eilte sogleich zu den Schwellen der Apostel. In der Kirche des heiligen Petrus sprach er zu der Geistlichkeit und dem Volke, das in großer Erwartung versammelt war, folgende Worte: „Geliebte Brüder, nur auf euere Botschaft bin ich nach Rom gekommen, zuerst in der Absicht zu beten, alsdann, um eueren Willen zu erfüllen.“ Die Geistlichen, die ohne Zweifel unterrichtet waren und gern den Grundsätzen Hildebrand's beistimmten, erwiderten: wir haben Dich eingeladen, um Dich zum Papste zu erwählen. Alsobald rief, nach alter Sitte, der Archidiaconus der römischen Kirche mit lauter Stimme: „der heilige Petrus hat den Herrn Leo zum Papst auserwählt.“ Und das Volk jauchzete ihm Heil und Segen zu, und unter diesem Jauchzen wurde Leo der Neunte von den Geistlichen auf den Stuhl des Fürsten der Apostel gehoben [16].

Und so war der Auftritt in Worms zunichte gemacht, und von der kaiserlichen Ernennung dieses Papstes war kaum noch Etwas übrig, als etwa eine, zum Voraus ertheilte Einwilligung. Aber es waren auch Grundsätze ins Leben gestellet, welche, wenn sie aufrecht erhalten wurden und fortan geltend gemacht werden konnten, unübersehbare Folgen haben mußten. Dem Kaiser konnte ein Einfluß auf die Kirche, diesen Grundsätzen gegenüber, fast nur noch durch die Erhaltung der Simonie gerettet werden [17]. Wurde hingegen die Simonie ausgerottet, und wurde zugleich ein tieferer Sinn für die

Kirche in den Geistlichen angereget, ja wurde nur die Gesinnung, die schon in vielen hohen Geistlichen war, durch alle Mitglieder der Kirche verbreitet: so mußte der Kaiser, es mußte die weltliche Macht nicht nur ihre Gewalt über die Kirche verlieren, sondern alle weltliche Macht stand in Gefahr, unter die Gewalt der Kirche hinabgedrücket zu werden; und diese Gefahr war um so drohender, je größer die Güter, Freiheiten und Rechte waren, mit welchen die Kaiser und Könige, bald aus Frömmigkeit, bald in weltlicher Absicht, die Kirchen ausgestattet hatten, und je geheimnißvoller die Waffen trafen, mit welchen die Kirche kämpfen mußte und zu kämpfen verstand.

Es ist ungewiß, ob der Kaiser, Heinrich der Dritte, jetzt schon die Stellung, in welche hinein zu gerathen er wenigstens im Begriffe stand, vollkommen überschauet habe; schwerlich aber konnte er sich verhehlen, daß, wenn er durch die Gewalt der Kirche sein königliches Ansehen zu heben und die Macht seines Thrones zu verstärken gehoffet hatte, dieser Hebel seine Unterlage verloren habe und überzuschlagen drohete. Indeß war er außer Stande, umzukehren, oder den Stand zu verlassen, auf welchen er sich gestellet. Er selbst hatte die Geister aufgeregt, und sich mitten in die Bewegung gestellt: er konnte unmöglich aus den Kreisungen hinaus, die ihn nunmehr umwalleten; ja er hatte mit einem zu heiligem Eifer die Reinigung die Kirche betrieben, und mit zu starker Stimme auf Ordnung und Strenge gedrungen, als daß er auch nur einen Versuch hätte machen dürfen, dem Papst und der Geistlichkeit entgegen zu treten, wenn sie die Richtung verfolgten, die er selbst als die rechte bezeichnet hatte. Ueberdieß fand er in weltlichen Dingen volle Arbeit. Wohin er seinen Blick richtete, boten sich ihm Verhältnisse dar, die nicht gering zu achten waren. Die Vorgänge in Ungarn erforderten jegliche Aufmerksamkeit, und den slavischen Völkern, die nur eine günstige Zeit erharreten, war nicht zu trauen. Der leidige Kampf in

Lotharingien war noch nicht geendigt, und irgend ein unglückliches Ereigniß konnte denselben bedenklich machen. Zwar hatte Heinrich im Innern des Reiches die Ruhe zu erhalten gewußt; aber die alte Fehdelust, der alte Raubsinn war in den weltlichen Fürsten noch keineswegeß ausgetilget. Durch den Frieden, den er so kraftvoll zu erhalten gewußt hatte, waren manche Hoffnungen auf Ehre und Gewinn zerstört, und manche kühne Entwürfe vor der Ausführung vereitelt. Es fehlte daher nirgends an Leidenschaften; und selbst das mag wohl manchen weltlichen Herrn verdrießlich gewesen sein, daß Heinrich, mit den Angelegenheiten der Kirche beschäftiget, die weltlichen Dinge zu vernachlässigen schien, und zugab, daß der Rost die thatgewohnten Schwerter anfraß. Des Kaisers beständige Hin- und Herzüge im Reiche bewiesen auf das Klarste, wie der Zustand der Dinge gewesen sei oder geworden.

Diese Hin- und Herzüge des Kaisers im Reich aber scheinen dem neuen Papste, Leo dem Neunten, zum Muster gedienet zu haben. Sie bewiesen, wie stark das kaiserliche Ansehen in allen Ländern des Reiches blieb, da er es selbst in allen Ländern des Reiches zu handhaben und geltend zu machen wußte. Indem er daher die päpstliche Würde mit dem festem Entschluß übernahm, die Grundsätze in Anwendung zu bringen, deren gedacht worden ist, wollte er sich nicht darauf beschränken, von Rom aus Befehle in die christliche Welt zu senden, die vielleicht als leere Worte unbeachtet geblieben wären, oder eine Deutung erhalten hätten, in welcher sie der Ausführung nicht werth waren; sondern er beschloß, sich selbst dahin zu begeben, wo Hülfe nöthig zu sein schien, um durch seine Gegenwart den Menschen die päpstliche Macht lebendig und kräftig zu zeigen, und mit dem Worte die That in Verbindung zu bringen. Hildebrand war stets sein Rath und sein Beistand. Er hatte demselben, sogleich nach seiner Gelangung zum heiligen Stuhle, zum Subdiaconus und zugleich zum Schatzmeister der römischen

Kirche gemacht [18], und es scheinet, daß er ihn immer auf seinen päpstlichen Reisen in seiner Begleitung gehabt habe. Während der wenigen Jahre seines Pontificates hat er in vielen Kirchen-Versammlungen selbst den Vorsitz geführet, nicht bloß in Rom und Italien, sondern auch in Deutschland und in Frankreich. Und die Weise, in welcher Leo der Neunte bei der Berufung solcher Kirchen-Versammlungen und in denselben verfuhr, giebt ein großes Zeugniß über diese Zeit sowohl, als über den Papst, der diese Zeit erkannt hatte, oder über den Mann, der ihm leitend zur Seite stand.

Leo nämlich wagte es, seine Reisen freiwillig in die Länder hinein anzutreten, ohne von den weltlichen Fürsten eine Einladung oder eine Erlaubniß erhalten zu haben; er wagte es, die Bischöfe eines Landes zu einer Versammlung zu berufen, ohne mit dem Könige desselben einverstanden zu sein; er wagte, selbst den Widerspruch der Könige zu verachten, und seine Einladung den Befehlen derselben entgegen zu stellen; ja er wagte es, die Bischöfe zu verfluchen, welche seine Einladung den Befehlen ihres Königes nachgesetzet hatten [19]: denn er wußte, daß er Gefühle der Völker für ihn waren, und daß man vergeblich seinen Bemühungen entgegen strebe. Das war die Wirkung jener Aufregung der Geister, zu welcher Heinrich, der Kaiser, so wesentlich beigetragen; es war die Wirkung von jenem Aufschwunge, den der heilige Stuhl in der Vorstellung der Menschen genommen hatte. Die Menschen waren wie durch einen Zauberschlag umgewandelt. Der Papst, an welchen noch vor wenigen Jahren Niemand gedacht hatte, dessen Name nur mit Verachtung ausgesprochen war, wurde jetzt wie eine höhere Natur betrachtet. Es wurde laut anerkannt, daß ihm, als dem Haupt aller Kirchen, überall die Entscheidung gebühre in Sachen der Kirche; er war ein Wesen, dem man die tiefste Ehrfurcht schuldig zu sein glaubte. Von schamloser Frechheit bis zur feigsten Verzagtheit ist nur ein Schritt: als der Papst mit der Zuver-

sicht eines reinen Gewissens für eine heilige Sache auftrat, da zitterten überall die Sünder, und bald schien Nichts festzustehen, als der Fels, auf welchem die Kirche gegründet war, die nur in ihm ihr Dasein zu haben schien.

In den Kirchen-Versammlungen wurden Mißbräuche und Sünden aller Art aufgedeckt und gerüget; zunächst jedoch war es die Simonie, was der Papst verfolgte; und weiter auch die Unzucht, die Hurerei und andere Laster ähnlicher Art [20]. Seitdem diese letzten Dinge ein Mal zur Sprache gebracht waren, hatte die allgemeine Aufregung sich auch ihrer bemächtiget, und der besonnene Tadel, mit welchem man begonnen, ging bald in ein allgemeines Angstgeschrei über. Als man zu sehen glaubte, daß der Papst und der Kaiser in Uebereinstimmung handelten, erhoben sich fromme Eiferer, welche den Zustand der Dinge darstellten, als sei die ganze Geistlichkeit in einen Pfuhl von Sünde und Schande versunken; und Mancher mochte wohl auch darum so ängstlich nach Hülfe rufen, weil das Gefühl eigener Befleckung ihn quälte. Die Uebertreibung jedoch in den Schilderungen dieser Zeit ist unverkennbar; grelle Widersprüche, die überall zur Ehre der Geistlichen vorkommen in großer Zahl, beweisen diese Uebertreibung unwiderleglich. Aber es blieb nicht ohne Wirkung, jenes Geschrei.

Der Papst durfte sich erlauben, Alles zu thun, was ihm zur schnellen Unterdrückung des Gräuels der Simonie nöthig oder förderlich zu sein schien, als hätte er dazu ein Recht; und eben dadurch gewann er das Recht. Er durfte sich erlauben, ohne daß man gewaget hätte, ihn zurück zu weisen, alle Bischöfe der Simonie für verdächtig zu erklären und von ihnen zu verlangen, daß sie sich reinigen sollten; er durfte sich erlauben, allen Bischöfen bei Strafe des Kirchenbannes zuzumuthen, daß sie, wenn sie sich einiger Schuld bewußt waren, sich selbst anklagen, ihre Reinheit mit einem Eidschwure bekräftigen, und Alles anzeigen sollten, was in ihren Sprengeln oder außer den-

selben gegen die Satzungen der Kirche, gegen Tugend und Sitte vorgekommen und ihnen bekannt geworden war. Und Einige Bischöfe leisteten den verlangten Eid; Andere bekannten ihre Sünden; Viele zeigten an, was ihnen des Tadels werth oder verderblich zu sein schien. Und gegen Diejenigen, welche sich der Simonie schuldig erklärten, welche der Simonie überwiesen wurden, oder welche von einem solchen Sünder die Weihe empfangen hatten, brachte der Papst, wenn sie nicht freiwillig von ihren Stellen zurücktraten, die Strafen in Anwendung, die Clemens der Zweite auf solche Frevel gesezzet hatte.

Die Wirkung dieses Verfahrens war ungeheuer. In unserer späten und kalten Zeit, in welcher der Zweifel bei göttlichen nicht minder als bei weltlichen Dingen immer voraustritt, und in welcher man selbst den religiosen Glauben verständig zu machen bemühet ist, wird es allerdings schwer, sich den Eindruck vorzustellen, der auf die Welt gemacht wurde. Schon die Erscheinung des Papstes in den Ländern diesseits der Alpen reizte die Seelen auf und veranlaßte eine große Bewegung in den Völkern. Man wollte ihn sehen, den Nachfolger des Apostels, den Menschen, der kaum noch ein Mensch war und man sah in ihm, was er zu sein behauptete [21]. Und wie hätte man auch die geheimnißvolle Macht zu begreifen vermocht, die sich in ihm so gewaltig zeigte? Ohne Gold und ohne Eisen trat er auf; und vor ihm, vor seinem Worte sanken Fürsten in den Staub, die noch kurz zuvor groß und furchtbar gewesen waren, und in Glanz und Ehre der Welt getrotzet hatten. Gewiß eine solche Umwandlung der Dinge mußte die Seelen der Menschen erschüttern, sie mochten hoch stehen oder niedrig. Aber noch ein Umstand kam hinzu, der Angst und Jammer verbreitete. Die gefallenen Fürsten waren Priester gewesen, Hirten der Völker; durch sie und unter ihrer Leitung war das Heilige verwaltet; von ihnen waren die un-

teren Geistlichen, die eigentlichen Pfleger des Heiles in den christlichen Gemeinden, geweihet worden; ihre Hände hatten weit gereicht. Und nun waren sie gefallen, weil sie falsche Priester gewesen, unwürdig des heiligen Amtes, das sie erschlichen oder erkaufet hatten. Mit ihrem Segen waren Kinder in die Welt getreten; mit ihrem Segen Greise in die Ewigkeit gegangen; und ihr Segen war ein falscher Segen gewesen, ein Segen von Verfluchten. Es konnte nicht anders sein: Tausende von Menschen mußten von der tiefsten Bekümmerniß ergriffen werden über ihr eigenes geistiges und ewiges Heil, und über das geistige und ewige Heil Derer, die ihnen theuer waren. Und konnten selbst diejenigen ruhig sein, welche die Sakramente, welche alle Tröstungen, alle Wohlthaten der Religion Jesu Christi aus den Händen solcher Priester empfangen hatten, die nicht bekannten, oder nicht überwiesen wurden, daß sie falsche Priester gewesen, unwürdig ihres Amtes? Konnten sie wissen, ob nicht der nächste Tag Dinge enthüllen würde, welche heute noch verborgen waren? Es wurde ja oft genug und laut genug ausgesprochen, daß das Verderben allgemein sei. Also konnte Niemand ruhig sein, und Derjenige am Wenigsten, der am frommsten im christlichen Glauben lebte [22].

Aber die allgemeine Aufregung, welche auf diese Weise entstand, wurde noch dadurch vermehret, daß der neue Papst, Leo der Neunte, den andern Gegenstand zur Sprache brachte, dessen gedacht ist, die Unzucht und Hurerei, und daß er, indem er gegen diese Laster eiferte, auf eine Angelegenheit kam, welche die theuersten Verhältnisse von vielen tausend Menschen in allen christlichen Ländern unmittelbar berührte, und welche, wenn sie in seinem Sinne geordnet wurde, sowohl in geistiger, als in sittlicher, ja auch in bürgerlicher Hinsicht Folgen haben mußte von unermeßlicher Wichtigkeit: nämlich die Nothwendigkeit der Ehelosigkeit sämmtlicher Geistlichen.

Es ist nicht zu leugnen: schon sehr frühe hatte man es

in der christlichen Welt, und im Besondern in der römischen Kirche, den Geistlichen als ein besonderes Verdienst angerechnet, wenn sie in unehelichem Stande lebten; und fromme Eiferer hatten stets auf die Ehelosigkeit derselben gedrungen, weil Derjenige, der sich dem Dienste Gottes und seines Sohnes weihe, ganz in diesem Dienste leben solle; weil, wer sich mit dem Altar vermähle, sich nicht zugleich mit einem Weibe vermählen dürfe; weil, wer seine Seele der Pflege des Glaubens widme, nicht zugleich die Sorge für sein eigenes Haus auf sich nehmen müsse; weil endlich nur Derjenige, welcher den stärksten Feind des Guten in uns zu überwinden vermocht hätte, die sinnliche Begierde, fähig wäre zu allem Guten, zu allem Großen, zu jeglicher Vollkommenheit, welche die menschliche Natur zu erreichen vermöge [23]. Aber, was auch von solchen frommen Eiferern verlangt und gefordert, was von Bischöfen, von Päpsten, von Kirchenversammlungen angeordnet, befohlen, festgesetzet sein mochte, und wie sehr auch die große Menschen-Masse von der größeren Heiligkeit eines ehelosen Geistlichen überzeuget zu sein schien: die menschliche Leidenschaft war stärker, als alle Satzungen der Kirche und als alle Befehle; und niemals war die Ehelosigkeit aller Geistlichen erreichet worden. Ja, bei dem argen Verfalle des Kirchenwesens in den letzten Menschen-Altern war die ganze Sache gewisser Maßen in Vergessenheit gerathen. Die Geistlichen waren größtes Theiles verheirathet überall, und selbst die römische Kirche machte keine Ausnahme. Die Geistlichen zwar der höchsten Ordnungen blieben außer der Ehe; aber nicht selten wurden sie beschuldiget, daß ihre Ehelosigkeit keine Keuschheit sei, sondern daß sie die Schein-Tugend mit wirklichen groben Lastern befleckten, schändeten, vernichteten. Durch den wunderbaren religiosen Eifer nun, der in der jüngsten Zeit entstanden war, der nach allen Seiten wirkte, und selbst fromme Männer wieder in die Länder der Heiden trieb, um das Kreuz aufzupflanzen,

und das Wort des Heiles zu verkündigen, ward auch der alte Glaube von dem Vorzuge der Ehelosigkeit im geistlichen Stande wieder aufgerufen und unter die Völker gebracht. Die nächste Veranlassung gab vielleicht der Umstand, daß Manche von Denen, welche der Simonie beschuldigt oder überwiesen wurden, auch durch ein unzüchtiges Leben ein großes Aergerniß gegeben hatten, und daß darüber der Gedanke entstand, Simonie und Unkeuschheit seien verwandt, und in der Unkeuschheit schon sei der Verdacht der Simonie begründet. Nun erhob sich jenes Geschrei über Hurerei und Unzucht, die selbst in den Klöstern Statt finden sollten, bis endlich fromme Eiferer auch bei den Geistlichen niederer Ordnung nicht mehr mit der ehelichen Keuschheit zufrieden waren, sondern vor Allem die Keuschheit der Kindheit verlangten, und diese als eine nothwendige Tugend hinstelleten, weil nur sie die Reinheit verbürge, die zur Verwaltung des Heiligen nothwendig sei.

Indem aber der Papst Leo der Neunte, oder sein Freund, Rath und Leiter, Hildebrand, diesen Gedanken ergriffen und die Geistlichen allzumal zur Ehelosigkeit zurück zu führen beschlossen, theilten sie wohl keinesweges den Glauben, daß ein eheloser Mann reiner und heiliger sei, als ein Hausvater; sondern sie brachten die Ehelosigkeit mit ihrem ganzen Plan: die Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Macht, ja, die Erhebung der Kirche über die weltliche Macht, in Verbindung. Wenn dem Kaiser aller Einfluß auf die Besetzung des heiligen Stuhles in Rom entwunden, wenn die Simonie ausgerottet, und die Einheit der Kirche im Papst und durch den Papst dergestalt hergestellet wäre, daß diesem die oberste Entscheidung in allen Kirchen-Sachen aller Länder zugestanden worden: so sollte durch die Ehelosigkeit das letzte Band zerrissen werden, das die Kirche an die weltlichen Dinge band; das Kirchengut sollte als freies Gut betrachtet werden, und die sämmtlichen Geistlichen, aus allen Familien-Verhältnissen

herausgerissen, und lediglich an die Kirche gewiesen, sollten dastehen wie Eine geschlossene Masse, nur unterthan ihrem gemeinschaftlichen Haupte, dem Papste. Hildebrand jedoch und der Papst waren zu klug, als daß sie die Absicht gehabt haben könnten, die Ehelosigkeit der Priester sogleich zum Gesetze zu machen. Sie mußten voraus sehen, daß ein Gebot von so unermeßlicher Wichtigkeit, welches nicht nur die Priester und deren Frauen und Kinder traf, sondern auch tief in die Verhältnisse von Tausenden anderer Familien eingriff, wenn man es plötzlich in den Zustand der Dinge hinein würfe, einen furchtbaren Sturm erregen mußte, der durch alle christlichen Länder hin brausen würde, und dessen zerstörende Wirkungen Niemand zum Voraus zu berechnen vermochte. Auch machten sie bald die Erfahrung, daß die Geistlichen nicht ohne Weiteres in eine Trennung von ihren Frauen, mit welchen sie sich in gutem Glauben vermählet hatten, und von Kindern, deren Väter sie waren, eingehen würden [**24**]. Eine solche Anordnung bedurfte einer langen Vorbereitung. Die Gemüther mußten bearbeitet, die Zahl der verheiratheten Priester mußte geringer werden. Nach einem Menschen-Alter etwa durfte der Schlag fallen. Darum hatten Hildebrand und der Papst gewiß nur die Absicht, die Sache anzuregen und einzuleiten; und alsdann den Mönchen und den frommen Eiferern die weitere Betreibung derselben zu überlassen, fest überzeuget, daß diese nicht ruhen würden, bis erreichet worden, was erstrebet ward.

Allen diesen Vorgängen und Erscheinungen gegenüber standen der Kaiser und der Papst, Heinrich der Dritte und Leo der Neunte, wie es schien, durch alte Freundschaft und Vertraulichkeit dergestalt vereiniget, daß Keiner den Anderen hinderte, sondern daß Jeder den Anderen zu fördern suchte, so viel er vermochte. Es wird dem denkenden Menschen allerdings schwer, den Glauben festzuhalten, daß in dem Kaiser,

einem so klugen und scharfsichtigen Manne, durchaus kein Mißtrauen entstanden sein sollte, wenn nicht gegen die Gesinnung des Papstes, doch gegen die Handlungen desselben; schwer, sich vorzustellen, daß der Kaiser, wie stark auch sein Vertrauen zu der reinen Frömmigkeit des Papstes sein, und wie sehr er ihn wegen seines Edelmuthes, wegen seiner großen Milde in Beurtheilung menschlicher Dinge, und wegen der Festigkeit, mit welcher er dennoch zu thun vermochte, was nothwendig zu sein, was die Religion Jesu Christi und der Zustand der menschlichen Gesellschaft zu verlangen schien, achten, verehren und lieben mochte, niemals die Folgen erwogen haben sollte, welche das Verfahren desselben in Beziehung auf sein kaiserliches und königliches Ansehen haben konnte, ja haben mußte, über welches Ansehen er sonst so eifersüchtig zu wachen pflegte. Aber man findet keine Spur, daß der Kaiser dem Papste jemals entgegen gearbeitet, oder nur etwas Bedenkliches in dem Verfahren desselben erblicket hätte. Vielleicht hielt er selbst mit aufrichtiger Seele die Uebel, mit welchen die Kirche belastet war, für so arg, daß ihm die Ausrottung derselben, so schnell als möglich, nothwendig zu sein schien, und daß er eben deßwegen die Mittel und Wege nicht ängstlich berechnen zu dürfen meinte. Vielleicht hatte er auch einen zu starken Glauben zu seiner eigenen Kraft, und hegte in diesem Glauben die Hoffnung, daß er im Fortgange der Zeit Gelegenheit finden würde, Alles wieder einzubringen, und alsdann um so mehr zu erreichen, je mehr der Papst erreichet hätte und bis dahin noch erreichen möchte. Und ist es denn ausgemacht, daß dem Kaiser Alles bekannt geworden, was mit dem Papste seit der Abreise desselben aus Worms, vorgegangen war? Und ist ihm, was ihm bekannt geworden, nicht vielleicht auf eine solche Weise dargestellet, daß Leo's Handlungen mehr als Beweise einer unendlichen Demuth vor Gott erschienen, denn als eine Auflehnung gegen die Gewalt des Kaisers? Jedes Falles trat

der Papst ihm selbst nirgends entgegen, und die bischöflichen Sitze wurden von ihm noch jetzt mit derselben Willkühr verliehen, mit welcher er sie verliehen hatte vor Leo's Gelangung zum apostolischen Stuhle [25]. Denn derselbe Mann, welcher den Papst wie mit unsichtbarer Hand zu leiten verstand, war auch weise genug, ihn so zu leiten, daß er auf seiner Bahn nicht mit dem Kaiser zusammen stieß.

Im Sommer des Jahres ein Tausend und neun und vierzig rüstete sich der Kaiser selbst zu einer Fahrt gegen den Herzog Godefrid und den Grafen Balduin von Flandern, den Genossen desselben. Zu derselbigen Zeit kam der Papst über die Alpen, um das Verbesserungswerk, das er in Italien kraftvoll angefangen hatte, in Frankreich und in Teutschland fortzusetzen, und bei seiner Ankunft sprach er sogleich den Fluch der Kirche aus über die beiden widerspänstigen Fürsten. Alsobald fiel der Frevel von Verdun dem Herzoge Godefrid mit solcher Gewalt auf die Brust, daß er dem alten Trotz entsagte, und sich demüthig an den Papst wandte, um von demselben die Wieder-Aufnahme in die Gemeinde Christi zu erhalten, und durch denselben die Verzeihung des Kaisers zu gewinnen. Der Papst, mild und weise zugleich, bewilligte und vermittelte. Er wurde versöhnet durch Bußübungen, welche der Herzog sich selbst auflegte, und durch den Bau einer neuen Kirche zu Verdun, den er unternahm. Auch der Kaiser empfing ihn freundlich zu Aachen; das Herzogthum Lotharingien jedoch gab er ihm nicht zurück. Und nun mochte der Graf Balduin von Flandern, in Unmuth und Verwegenheit, auf die günstige Lage seines Landes rechnend, noch wohl einen Versuch zum Widerstande machen, aber von Bedeutung konnte sein Widerstand nicht werden. Auch sah er sich bald genöthiget, um Frieden zu bitten, und Geissel zu stellen, obwohl er, ein französischer Vassall, den Zorn in der Seele behielt und nur eine bessere Zeit abzuwarten gedachte.

Zu dieser augenblicklichen Beruhigung Lotharingiens hatte der Papst ohne Zweifel wesentlich mitgewirket, und dadurch dem Kaiser einen wichtigen Dienst geleistet. Denn um diese Zeit wurden die Verhältnisse mit den benachbarten Völkern an der östlichen Gränze des Reiches sehr bedenklich, sowohl mit den Polen als mit den Ungarn, und der Kaiser mußte wünschen, freie Hand im Westen zu erhalten, um gegen Osten hin Meister seiner Bewegungen zu bleiben. Es scheinet, daß die Ungarn und die Polen in einem geheimen Bunde mit einander gestanden haben, um sich mit vereinter Kraft zu erheben gegen die Teutschen. Beide Völker nämlich sahen es als eine Schmach an, daß sie die Hoheit des teutschen Reiches anerkennen mußten; und wenn der Zins, den sie zu entrichten hatten, auch eben keine drückende Last sein mochte, so war er ihnen doch deßwegen unerträglich, weil die Bezahlung desselben ein stets erneuertes Bekenntniß ihrer Abhängigkeit zu sein schien. Nun hatte in Polen der Herzog Kasemir, welchen die Polen ihren König nannten, und von welchem früher die Rede gewesen ist, die Unordnung endlich einiger Maaßen gestillet; die Gesellschaft hatte einige Gestalt wieder erhalten, und das Christenthum hatte von Neuem einen festen Boden gewonnen. Ob Kasemir in diesem Glücke die Wohlthaten vergessen habe, die ihm früher im Unglück in Teutschland zu Theil geworden, oder ob er für nöthig gehalten, dem Drängen seines Volkes nachzugeben, mag ungewiß bleiben; gewiß aber scheinet zu sein, daß der gewöhnliche Zins, den Miesko zu zahlen übernommen hatte, von ihm zurück gehalten worden. Zu derselbigen Zeit waren von Teutschen muthwilliger Weise Feindseligkeiten in Ungarn begangen, mit welchem Lande Kasemir auch dadurch in Verbindung stand, daß Bela, des Königes Andreas Bruder, mit ihm verschwägert war. Der Bischof Gebehard von Regensburg nämlich stand mit seinen Lehenleuten zum Schutze des Reiches hart an der

ungarischen Gränze. Dieser geistliche Herr, vielleicht auch auf die Beilegung des Krieges in Lotharingien rechnend, ging zu Anfange des Jahres ein Tausend und fünfzig mit seinen Leuten über die Gränze hinüber, plünderte die benachbarten Ortschaften und führte den Ertrag als gute Beute hinweg [26]. Diese Unbill glaubten die Ungarn um so weniger ungerächt ertragen zu dürfen, da sie sich auf die Theilnahme der Polen verlassen zu können hofften. Also versammelte sich eine kriegerische Mannschaft ohne Verzug, drang über die Gränze des Reiches vor und nahm, das Land bis zum Kahlenberge mit Feuer und Schwert verwüstend, eine schreckliche Rache. Hierauf entschlossen sich beide Völker, Ungarn und Polen, zum gemeinschaftlichen Kriege.

Aber die Lust verlor sich schnell. Der Kaiser war bereit. Er trug den baierischen Fürsten auf, vor Allem nur die Gränze zu wahren; und der Herzog Kunrad, der Markgraf Adalbert, in welchem ohnehin eine große Erbitterung gegen die Ungarn wegen des gräßlichen Schicksales war, das sie über seinen Schwager, den König Peter, gebracht hatten, der Bischof Gebehard von Regensburg und Andere übernahmen den Auftrag und führten ihn glücklich aus: sie stellten die Festung Heimenburg, eine Schutzwehr des Reiches, wieder her, und schlugen die Ungarn, welche sie hindern wollten an diesem Unternehmen. Der Kaiser selbst rüstete sich zu einem Feldzuge nach Polen. Als aber Kasemir diese Rüstung sah, und auch von Ungarn aus keine erfreuliche Botschaft empfing, so lenkte er ein und bat um Frieden. Und Heinrich nahm seine Unterwerfung an, theils weil noch keine Feindseligkeit vergolten werden durfte, theils weil er von einer schweren Krankheit befallen wurde, theils wohl auch, weil er eine Heerfahrt gegen die Ungarn für nothwendig hielt, da dieses Volk gewaget hatte, die Gränze des Reiches zu verletzen [27].

Aber erst im folgenden Jahr, ein Tausend und ein und

fünfzig, konnte dieser Feldzug unternommen werden, vielleicht weil ein Schwager des abgesetzten Herzoges Godefrid, der Graf Lampert von Löwen, neue Unruhen in Lotharingien begann, die zuvörderst gedämpfet werden mußten. Kaum aber war Dieses erreichet, so ging der Kaiser mit einem großen Heere nach Ungarn: auch die Herzoge Welf von Kärnten und Brecislav von Böhmen, mußten der Fahrt beiwohnen, und auch Polen mußten an derselben Theil nehmen. Sie ging auf beiden Seiten die Donau hinab. Aber sie hatte den Erfolg nicht, diese Fahrt, den der Kaiser von ihr erwartet haben mochte. Zuerst verzögerten große Ueberschwemmungen auf der südlichen Seite des Stromes den Zug, nöthigten zu Umwegen und Vorkehrungen, hinderten die Fortschaffung der Lebensmittel, und machten das Zusammenwirken der verschiedenen Abtheilungen des Heeres unmöglich. Alsdann aber wurden auch die Ungarn von dem Fürsten Bela auf eine geschickte Weise angeführet, so daß sie sich auf keinen Kampf einließen, sondern vor den Teutschen immer wohl geordnet zurück gingen; und bei ihrem Rückzuge machten sie das Land, das sie ihren Feinden überlassen mußten, zu einer vollkommenen Wüste, Menschen und Thiere hinwegführend, und den Flammen überliefernd, was nicht fortzuschaffen war. Das teutsche Heer sah sich bald genöthiget, von einem solchen Feind abzustehen, und, durch Mangel und Hunger gequält, umzukehren. Inzwischen aber hatte ein Theil der Ungarn, das teutsche Heer umgehend, sich demselben in die Seiten und in den Rücken gestellt, und machte sich bald so furchtbar, daß er wohl die Hoffnung fassen durfte, das ganze Heer würde sich, von Strapatzen und Hunger ermattet, zwischen den Sümpfen und Flüssen entweder ergeben müssen, oder aufgerieben werden bis auf den letzten Mann. Aber die Teutschen machten durch ihre Anstrengungen diese Hoffnung zu Schanden. Sie setzten mit der größten Kühnheit durch Flüsse und Sümpfe, und trieben stets den

Feind in die Flucht. Nur an der Raab drohete eine große Gefahr. Dieser Fluß war zu breit und zu tief; das Heer konnte nur auf einer Brücke hinüber kommen; und auf der anderen Seite derselben hatten die Ungarn eine Befestigung erbauet, welche den Uebergang gänzlich verschloß. Freiwillige Männer aber, Burgundier, Sachsen und Polen, ihr eigenes Leben gering achtend bei der Gefahr, die auf dem Kaiser lag und auf dem ganzen Heere, wagten es, über die Brücke zu dringen, gegen das Bollwerk. Und ihr Wagniß gelang. Die Befestigung ward erobert und dem Heer ein Weg eröffnet, auf welchem fast Alle dem Verderben entkamen: nur die Hintersten geriethen in Gefangenschaft, weil man, um den rasch nachdrängenden Feind aufzuhalten, Feuer an die Brücke legte, und diese Brücke zu früh in Brand gerieth. Hierauf zog das Heer ohne weiteres Hinderniß in das Vaterland ein [28].

Alsobald nach dem Abzuge desselben wandte sich der König Andreas von Ungarn an den Markgrafen Adalbert von Oesterreich, und trug auf Frieden an. Adalbert verwarf das Anerbieten nicht, weil er die Ruhe auf der Gränze des Reiches zu erhalten wünschte. Der Kaiser war gleichfalls geneiget genug; aber er trauete nicht, und erwartete Nichts von der Unterhandlung, wohl wissend, daß die Ungarn nach den Unfällen, die ihn getroffen hatten, ihre Forderungen immer höher stellen würden. Deßwegen hielt er die Fortsetzung des Krieges für nothwendig, um zuvörderst die Schmach auszutilgen, die auf seine Waffen gekommen war. Bis er diesen Entschluß ausführen konnte, reisete er in alter Weise im Reich umher, um, wie es scheint, in alter Weise zu wirken. Aber der Erfolg dürfte nicht überall glücklich gewesen sein, und er selbst, der Kaiser, erscheinet nicht überall so klar, so entschieden rein und tadellos, wie er in früheren Tagen erschienen war. Jene allgemeine Aufregung der Gemüther hatte, wie Andere, so auch

ihn ergriffen, und die rechte Bahn mochte in derselben nicht immer leicht zu erkennen sein. Zu Speier gerieth er in Zwist mit dem Bischof, und er verließ diese Stadt, in welcher die Gebeine seiner Aeltern ruheten, ohne daß dieser Zwist ausgeglichen wäre. Bei einer Unterredung mit den burgundischen Vassallen zu Solothurn, verließen ihn Mehrere derselben wie von ihm gekränket, und nur Einige kehrten zurück, um seine Geneigtheit wieder zu gewinnen. Der häßlichste Auftritt aber fand zu Goslar Statt, wo Heinrich das Fest der Geburt Christi feierte. Oben nämlich ist schon bemerket worden, daß durch die Versuche des Kaisers und des Papstes, die Kirche zu reinigen und zu verbessern, überhaupt ein neuer religioser Eifer entstanden sei, der sich auf mannichfaltige Weise bewähret habe. In diesem Eifer geriethen starke Geister auf kühne Ketzereien, wie Berengar von Tours; weniger kräftige, aber fromme Menschen hingegen kamen, weil sie den religiosen Bedürfnissen ihrer Brust auf dem kirchlichen Wege nicht genug zu thun vermochten, in mancherlei Verirrungen hinein, in Schwärmerei und Mukkerei [29]. In diesen Unglücklichen meinten die Rechtgläubigen das Wieder-Aufleben alter Secten zu erkennen, und deßwegen verfolgten sie dieselben auf das Härteste. So hatte sich in Frankreich und in Lotharingien mit andern abweichenden Lehren der Glaube verbreitet, daß es Sünde sei, Fleisch zu essen, oder irgend ein Thier zu tödten; und dieser Glaube drang auch in Teutschland ein. Die Menschen, die sich zu demselben bekannten, nannte man Manichäer; und die schnelle Ausbreitung ihrer schwärmerischen Lehren erregte große Besorgniß. Und so wie sie selbst mit dem feurigsten Eifer für diese Ausbreitung gearbeitet haben mögen, so wurde ihnen von ihren Gegnern mit nicht weniger feurigem Eifer entgegen gewirket. Es entstand eine wahre Verfolgung; es scheinet selbst zum Mord und zum Todschlage gekommen zu sein [30]. Nun wurden Einige dieser Ketzer, und wahrscheinlich Sachsen,

zu Goslar vor dem Kaiser angeklaget; und da die Angeklagten mit Hartnäckigkeit an der Behauptung festhielten, daß es unerlaubet sei, irgend ein Thier zu tödten und da sie deßwegen mit dem Kirchenbanne beleget wurden: so gab der Kaiser den grausamen Befehl, diese unglücklichen Menschen an Galgen aufzuknüpfen; und der Befehl wurde wirklich vollzogen [31].

Niemand wird leugnen: das Emporkommen eines neuen Aberglaubens unter den kirchlichen und religiosen Wirrnissen dieser Zeit mag auch wohl dem besonnensten Menschen bedenklich geschienen haben. Dabei mag wahr sein, daß Heinrich, der Kaiser, bei seiner Rechtgläubigkeit in diesem Aberglauben einen verdammlichen Gräuel erblicket habe, der nothwendig ausgerottet werden müsse; auch leidet es keinen Zweifel, daß er, der Kaiser, von vielen Seiten her bestürmt und angereizet sei, die wahre Kirche Christi zu schirmen vor solchen gefährlichen Irrlehren, zum Seelenheil aller Gläubigen; endlich dürften wohl zugleich Dinge zusammen getroffen sein, welche wir nicht kennen, welche aber auf des Kaisers Gemüth nicht ohne Einfluß geblieben sind. Aber es gab auch Männer, selbst unter den strengsten Geistlichen, welche zu Schonung und Milde riethen, und wohl wußten, daß die heiligen Schriften der Christen keine Grausamkeit, keine Gewaltthat verstatteten [32]. Deßwegen muß Heinrich's Härte allerdings um so auffallender erscheinen, und den guten Menschen um so tiefer schmerzen, je ehrwürdiger dieser Kaiser in seinem übrigen Walten und Wirken für das Reich, wie für die Kirche, zu sein pflegte.

Inzwischen wurden die nöthigen Vorbereitungen zu der zweiten Heerfahrt wider die Ungarn getroffen: denn die Unterhandlungen hatten zu keinem Frieden geführet. Früher, als gewöhnlich, ging der Kaiser im Sommer des Jahres ein Tausend und zwei und fünfzig, ins Feld. Aber auch dieses Mal zeigte sich ihm das Glück nicht geneigter, als zuvor. Denn

nur Presburg wurde belagert und hart angegriffen; und Presburg wurde nicht gewonnen. Alle Anstrengungen waren so gänzlich umsonst, daß dem Kaiser kaum noch ein Wunsch übrig blieb, als mit einiger Ehre abziehen zu können. Und dieser Wunsch ging in Erfüllung. Zwar wohl nicht unerwartet, aber gewiß zu rechter Zeit, traf der Papst, Leo der Neunte, in Teutschland ein, und forderte den Kaiser auf, alsobald von der Belagerung abzustehen: denn er wolle den Frieden vermitteln. Der Kaiser, der durch diese Aufforderung keinesweges überraschet wurde, zeigte sich dem heiligen Vater sogleich gehorsam, und zog ab; der König Andreas hingegen, der gewiß nicht ohne Mißtrauen gegen diesen Vermittler war, zeigte weniger Folgsamkeit. Darüber aufgebracht, drohete Leo ihm mit dem Banne der Kirche. Andreas jedoch, wohl bekannt mit der Stellung des Papstes zu seinem Volke, welchem das Christenthum noch größtes Theiles gleichgültig und die Kirche verhasset war, bekümmerte sich um diese Drohung nicht; und der Papst trug Bedenken, sie geltend zu machen, weil er den Abfall des ganzen Volkes fürchtete. Er zog unverrichteter Dinge ab, wie der Kaiser [33].

Also blieb Alles unentschieden. Ja, es traten schlimmere Verhältnisse ein. Von der einen Seite war der Kaiser sehr verdrießlich über das abermalige Mißlingen seiner Unternehmung; von der andern Seite hatte eben dieses Mißlingen große Leidenschaften in den Fürsten des Reiches aufgereget, besonders in denen, welche der Fahrt beigewohnet hatten. Ueberhaupt war die Gesinnung gegen den Kaiser nicht mehr die frühere. Sein festes Wesen, sein entschiedenes Verfahren, sein edles Streben und die Reinheit seiner Hände hatten, wie bemerket worden ist, Anfangs einen gewaltigen Eindruck auf die Welt gemacht; und man hatte sich überall um so bereitwilliger in den Willen des jungen Mannes gefüget, je tiefer überall das Bedürfniß eines geordneten Lebens gefühlet

war. Die Ereignisse der letzten Jahre aber hatten die Seelen der Menschen anders gestimmet. Je mehr der Gedanke aufgeregет war, eine desto peinlichere Unbehaglichkeit war in das Leben gekommen. Große Veränderungen schienen bevorzustehen, Dinge, die man zum Theil ersehnte, zum Theil fürchtete, und die man in ihren Folgen nicht zu übersehen vermochte. In dieser Unbehaglichkeit und Ungewißheit, welche die Menschen reizbarer machten, wurden auch die Handlungen des Kaisers um so mehr einem scharfen Urtheil unterworfen, da ihm das Glück in der letzten Zeit nicht immer günstig gewesen, und da er schon zwei Male die Hülfe des Papstes angenommen, und vielleicht auch gesucht hatte, um aus Verlegenheiten zu entkommen, die für ihn selbst zu schwer gewesen [34]. Nun scheinet es, daß Heinrich das Mißlingen seiner letzten Unternehmung gegen Ungarn, vielleicht mit Recht, der Uneinigkeit und dem übelen Willen einiger Fürsten zugeschrieben habe, die ihm zur Seite standen, und namentlich einem Zwiste, der sich zwischen dem Herzoge Kunrad von Baiern und dem Bischofe Gebhard von Regensburg erhoben hatte. Der Bischof hatte, wie oben gesaget worden, den Krieg mit Ungarn herbeigeführet; er war des Kaisers Oheim; er mag sich wegen dieser Verwandtschaft Dinge erlaubet haben, durch welche der Herzog sich gekränket fühlte, und in seinem Unmuthe hat er vielleicht versäumt oder gethan, was der Kaiser begehrte oder verwarf. Als daher der Kaiser ein Tausend und drei und fünfzig das Osterfest zu Merseburg feierte, und als hier einige Fürsten, welche dem Kaiser oder dem Oheim desselben gefällig sein wollten, gegen den Herzog Kunrad anklagend auftraten: so trug Heinrich kein Bedenken, dem Herzoge das Herzogthum Baiern ohne Weiteres abzusprechen [35].

Dieses Verfahren des Kaisers erregte großen Unwillen im ganzen Reiche, bei Hohen und bei Geringen; und leise und laut ward überall gesaget: er sei nicht mehr derselbe; die Ge-

rechtigkeit, die Frömmigkeit, die Tugend, welche er in seinen früheren Jahren bewiesen, sänken von Tage zu Tage zu Sorglosigkeit und zu gemeinen Leidenschaften hinab [36]. Und Kunrad selbst, der Herzog von Baiern, ohne Zweifel auf diese Stimmung im teutschen Volke bauend, bekümmerte sich nicht um des Kaisers Spruch, sondern blieb ruhig in seinem Herzogthume. Dem Kaiser ist dieser Unmuth ohne Zweifel eben so wenig verborgen geblieben, als ihm die Widerspänstigkeit des Herzoges Kunrad gleichgültig sein konnte. Um den Folgen des Einen wie des Anderen vorzubeugen, kündigte er an, daß er entschlossen sei, den Herzog vor einen Reichstag zu ziehen, und durch den Reichstag über die Sache desselben enscheiden zu lassen; und zugleich erhielt der Bischof Gebehard von Regensburg den Auftrag, mit dem Könige Andreas von Ungarn zu unterhandeln, um denselben zu einem Frieden zu bewegen: denn das Verhältniß mit demselben war doppelt gefährlich geworden durch die feindselige Stellung des Herzoges von Baiern. Jene Erklärung des Kaisers scheinet die Fürsten und Vasallen des Reiches beruhigt und verhütet zu haben, daß Niemand die Partei des abgesetzten Herzoges nahm, so daß dieser sich genöthiget sah, freiwillige Scharen [37] um sich zu versammeln, damit er, im Fall eines Angriffes, nicht gänzlich waffenlos erschiene; und die Bemühungen des Bischofes Gebehard waren nicht ohne Erfolg. Gegen den Anfang des Jahres ein Tausend und vier und fünfzig versammelte der Kaiser den verheißenen Reichstag zu Tribur, und zu demselben berief er auch den Herzog Kunrad. Auf dem Reichstage erschienen Gesandte des Königes Andreas von Ungarn; aber der Herzog erschien nicht. Dieser war vielmehr in Kärnten eingedrungen mit seinen freiwilligen Scharen, hatte hier einen Theil der Vasallen auf seine Seite gebracht, und versucht, den König von Ungarn zu bereden, auf keine Weise in einen Frieden einzugehen, sondern in Teutschland einzufallen, sich mit ihm zu vereinigen, und den Kaiser

vom Throne zu stoßen. Andreas war hoch erfreuet über die Aussicht, die Kunrad ihm eröffnete, und war sehr bereit, einzugehen auf die Anträge desselben. Aber seine Gesandten waren schon nach Tribur abgegangen. Hier schlossen dieselben einen Frieden mit dem Kaiser: sie versprachen eine große Summe Geldes; sie versprachen auch die Zurückgabe des Landes bis an die Leitha; sie versprachen endlich die Heerfolge in allen Kriegen des Kaisers, jedoch mit Ausnahme der Fahrten nach Italien. Der Kaiser dagegen entsagte, entweder ausdrücklich oder stillschweigend, der Hoheit über Ungarn, und gab mithin eigentlich alle Ansprüche an Ungarn auf, weil das Versprechen dieser Heerfolge ohne Zweifel ein leeres Wort war. Dennoch verwarf der König Andreas von Ungarn den Frieden, fest auf den Herzog Kunrad bauend, der in Kärnten stand, und es wenig beachtete, daß der Kaiser ihm einige Güter entriß, und willkührlich für seine Kammer in Besitz nahm [38]: denn seine Gedanken waren auf höhere Dinge gerichtet. Zum Glücke für den Kaiser und das Reich aber raffte ihn ein plötzlicher Tod dahin, ehe er von seinen Entwürfen irgend Etwas auszuführen vermochte. Und nun blieb es bei dem Frieden von Tribur. Heinrich der Dritte ging einen anderen Weg; und die Ungarn lebten fortan ein unabhängiges Volk neben den Teutschen [39].

Dreizehentes Capitel.

Verhältnisse der Sachsen unter einander, zum Reich und zu den Wenden.

Godeschalk, Fürst der Abodriten.

Der Herzog Bernhard II. von Sachsen, und der Erzbischof Adalbert von Bremen.

J. 1054.

Der Kaiser hatte, als er die Vorschläge des Königes Andreas von Ungarn genehmigte, wohl keineswegen die Absicht, seine alten Entwürfe auf dieses Land für alle Zukunft aufzugeben; vielmehr ist wahrscheinlich, daß er nur für den Augenblick den Frieden mit den Ungarn herzustellen gewünschet habe. Denn ihn beschäftigte der Gedanke einer neuen Heerfahrt nach Italien schon seit einigen Jahren; und in der letzten Zeit war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß er diese Fahrt, wegen mancher Verhältnisse in Italien, deren gedacht werden soll, sobald als möglich zu Stande zu bringen suchen müsse. Und er mochte wohl hoffen, diese Unternehmung nunmehr um so ruhiger ausführen zu können, da er auch zu den Sachsen, die er mit großem Mißtrauen angesehen und behandelt, eine solche Stellung gewonnen hatte, daß für sein Haus, im

Fall eines Unglückes Nichts zu fürchten war. Da aber die Verhältnisse in Sachsen und des kaiserlichen Hauses zu den Sachsen im Fortgange der Zeit einen unermeßlichen Einfluß auf die Entwickelung der Dinge im teutschen Reich und im teutschen Volke gehabt haben, und da es nicht möglich gewesen, die Entwickelung dieser Verhältnisse in die bisherige Erzählung ohne Verwirrung einzuschieben, obwohl dieselben von Zeit zu Zeit berühret worden sind: so möchte es nicht unzweckmäßig sein, dieselben im Zusammenhange darzustellen, so weit dieses bei der Armuth der Ueberlieferungen geschehen kann.

Den Sachsen hatte Heinrich keine große Thätigkeit zu widmen vermocht, wie sehr sie auch seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Ihm war bekannt genug, daß die Sachsen den Franken überhaupt und seinem Hause im Besonderen abgeneiget waren und abgeneiget sein mußten. Und wenn er diese Abneigung gleichfalls in menschlicher Weise begreiflich fand, so war es doch auch in menschlicher Weise, daß er sich den Sachsen nicht befreundet fühlte [1]. Auch war es seinen Grundsätzen gänzlich entgegen, daß die Sachsen Herzoge aus dem Hause Billung an ihrer Spitze hatten, welche sich als die erblichen Fürsten des Landes betrachteten, und gegen den Kaiser und das Reich eine solche Stellung zu behaupten strebten, als wäre Jener ihnen gleichgültig und Dieses fremd. Ueberdieß hatte in der Zeit, in welcher er, Heinrich der Dritte, auf dem teutschen Throne saß, unter den Sachsen im Verborgenen ein gewisses Wirken und Weben Statt gefunden, welches allerdings bei der Absonderung des Landes vom Reiche Bedenklichkeiten erregen mußte.

Seit zwanzig, seit fünf und zwanzig Jahren hatten sich die Verhältnisse der Sachsen zu den benachbarten Völkern verändert. Die Völker des Nordens, welche früher unter dem Namen Nordmannen der Schrecken und die Geissel der Sachsen gewesen waren, brachten keine Gefahr mehr. Kunrad's

des Zweiten freundschaftliche Verbindung mit Kanut dem Großen, dem Könige der Dänen, hatte ein friedliches Leben zwischen Teutschen und Dänen gegründet, das von beiden Seiten unterhalten und gepfleget wurde. Das Christenthum, das mehr und mehr in den Norden eindrang und immer festere Wurzeln schlug, blieb auch nicht ohne Wirkung und machte einen Verkehr nothwendig, der nur unter gegenseitigem Wohlwollen gedeihen konnte. Und nicht wenig trugen die verwickelten Verhältnisse aus, in welche die nordischen Völker theils unter einander, theils ein jedes im eigenen Lande hinein geriethen, so wie die Eroberung Englands, die von den Dänen unternommen und ausgeführet wurde. Alle diese Dinge ließen den Nordmannen keine Zeit, auf abenteuerliche Züge nach Teutschland zu denken; und wenn auch zuweilen einzelne räuberische Schaaren in die Mündungen der Elbe oder der Weser einlaufen mochten, so geschah es doch mehr durch Zufall als mit Absicht; jedes Falles war ihre Erscheinung ohne Bedeutung [2].

Diese Veränderung wirkte nothwendig auf die Verhältnisse der wendischen Völker zurück, die an den Gränzen der Dänen, wie der Teutschen saßen und sich zwischen Beide hinein geschoben hatten. Jener furchtbare Aufstand der slavischen Völker in den letzten Jahren Heinrich's des Zweiten, der so unermeßliches Unglück gebracht hatte [3], wirkte allerdings noch nach; so wie aber dieser Aufstand Anfangs nur darum mit großem Erfolg unternommen war, weil der Herzog Bernhard von Sachsen selbst wider den Kaiser in Empörung stand, so war auch das Glück alsobald von den Wenden gewichen, nachdem der Herzog mit dem Kaiser ausgesöhnet war. Es würde den Teutschen vielleicht nicht schwer geworden sein, die sämmtlichen Slaven bis zur Oder und zum baltischen Meere gänzlich zu unterwerfen, wenn nicht der Gang der Ereignisse, von welchen die Rede gewesen ist, die Könige bestimmt hätte, diese Völker ihrer eigenen Zwietracht zu überlassen, und nur zu ver-

hüten, daß sie ihre alten Verheerungen diesseits der Elbe von Neuem begönnen. Und in der That hatte diese Mäßigung, zwar nicht im Anfang, aber nach und nach, ausgereichet. Die Abodriten und Wagrier, die von jenem furchtbaren Sturme nur fortgerissen waren, hatten sich sogleich wieder von den Liutizen gesondert, als Bernhard von Sachsen die Waffen gegen sie gekehret. Diese Liutizen setzten den Kampf an den Ufern der Elbe, von der Mündung der Havel bald aufwärts und bald abwärts, noch mit großer Erbitterung fort, und nöthigten, wie erzählet worden ist, den König Kunrad den Zweiten, wiederholt zu einem Feldzug, um sie zurückzutreiben und einzuschüchtern; mehr und mehr aber zerfielen sie unter einander, stritten wider einander, und vergaßen des mächtigen Feindes in Westen, der auf ihre Knechtschaft sann und nur seine Zeit erwartete. Die nördlichen Slaven hingegen, die Abodriten und Wagrier, wurden durch den Herzog Bernhard von Sachsen wiederum zurückgebracht zur Anerkennung der Hoheit des teutschen Reiches; und er selbst, der Herzog, behielt die Bezwungenen unter seiner Aufsicht. Aber in dieser Stellung zu den Wenden fand er auch Veranlassung und Vorwand, sich gleichsam vom Reich abzusondern, wenigstens das Band, das ihn an das Reich knüpfte, so locker als möglich zu machen, eben dadurch seine Macht zu vermehren und mit seinen Sachsen ein eigenthümliches Leben zu führen, in welchem er vielleicht weitgreifende Entwürfe faßte.

Die frühere Erfahrung und die wachsende Zahl der Jahre mögen den Herzog Bernhard von seiner alten Härte zurückgebracht haben, aber zuverlässig brachten sie ihn nicht zurück von seinem alten Zwecke. Was der rohen Gewalt bisher mißlungen war, das sollte erreichet werden durch ein kluges Verfahren. Der Fürst der Abodriten, Udo, Mistiwoi's Sohn, von den Dänen verlassen, von den östlichen und südlichen Völkern slavisches Stammes wie ein Feind betrachtet, wurde bewogen, nicht

nur die Wiederherstellung christlicher Kirchen zu dulden [4], sondern auch seinen Sohn Godeschalk, dessen Mutter eine Dänin war, nach Lüneburg zu senden, damit er, wie es hieß, im Kloster der Benedictiner in den Wissenschaften unterrichtet werden könnte [5]: in der That und Wahrheit aber sollte der Jüngling als Geissel für seines Vaters Treue dienen, und der Sinn für sein Volk sollte in ihm ausgetilget werden. Und Godeschalk entwickelte schnell einen tüchtigen Geist, und einen starken Eifer für das Christenthum und jegliche Bildung, so daß der Herzog Bernhard sich wohl für berechtiget halten durfte, große Hoffnungen auf seinen Zögling zu bauen. Bald aber brachte eine Unthat große Verwirrung in diese Hoffnungen hinein. Etwa im Jahr ein Tausend und zwei und dreißig ward Udo, der Fürst der Abodriten, Godeschalk's Vater, von einem Sachsen ermordet. Sogleich erhoben die Abodriten, weil sie die Entfremdung Godeschalk's von seinem Volke fürchteten, einen Mann aus ihrer Mitte zur fürstlichen Würde an des Ermordeten Statt, unbekümmert um das Recht, das Godeschalk auf den Sitz seines Vaters haben mochte. Der neue Fürst hieß Ratibor. Godeschalk aber gerieth in Verzweifelung. Durch die Schandthat eines christlichen Sachsen seines Vaters beraubet, und zugleich ausgeschlossen von der angestammten fürstlichen Würde in seinem Volke, mochte er wohl den Gedanken fassen, daß dieses Alles ein arglistiges Werk des Herzoges Bernhard und der christlichen Geistlichen sei, um sein Haus zu vernichten, und alsdann sein Volk in die Knechtschaft zu bringen. In diesem Gedanken, voll des bittersten Ingrimmes, entfloh er aus Lüneburg, ging über die Elbe, entsagte dem Christenthum, und gelobte mit einem furchtbaren Eidschwure, daß er schonungslos Alles verfolgen und vernichten wolle, was teutsch oder christlich wäre. Und bald hatte sich eine grimmige Schar von Heiden um ihn versammelt, die seine Sache zu ihrer Sache machten. Mit dieser Schar, die täglich wuchs, durchzog

er, das Schwert in der einen Hand, die Brandfackel in der andern, raubend und zerstörend das nordalbingische Sachsen weithin, die Länder der Holsaten, der Sturmarier, der Thetmarsen, und verbreitete einen so allgemeinen Schrecken, daß ein Jeder seine Habe, sich selbst und die Seinigen für verloren hielt, der sich und was ihm theuer war, nicht in die beiden Festungen Ezeho und Bokeldeburg zu retten vermochte [6].

Der Herzog Bernhard von Sachsen, wie unerwartet ihm diese Vorgänge kommen mochten, ließ dieselben nicht unbenutzet. Er setzte sich mit dem Fürsten der Abodriten, Ratibor, in Verbindung; und Ratibor, in der Besorgniß vor Godeschalk's Wildheit, zeigte sich nicht nur fügsam gegen den Herzog, sondern er förderte auch, so viel er vermochte, die Herstellung der christlichen Kirchen und begünstigte die Geistlichen, welche von Godeschalk's wüstem Zorne so Vieles zu erdulden hatten. Aber Bernhard zog auch wider Godeschalk mit einer bewaffneten Macht, um dem Frevel Einhalt zu thun; und es gelang ihm bald, den unglücklichen Jüngling, den ein edles Gefühl zu so schweren Vergehungen hingerissen hatte, in seine Hand zu bekommen, entweder weil er ihn wirklich überwand, oder weil Godeschalk, selbst über den Jammer erschrocken, den er verbreitet hatte, gar nicht zu entkommen wünschte. Und nun kehrte Godeschalk zu christlicher Weise und christlicher Frömmigkeit mit desto größerem Eifer zurück, je schwerer die Sünden ihm auf der Brust lagen, die er gegen den Heiland und dessen Diener begangen hatte. Bernhard aber, der Herzog, verständigte sich mit seinem Gefangenen, dessen Kraft und Tüchtigkeit er anerkennen mußte, und den er nunmehr in die Richtung hineingebracht sah, in welcher er nur für ihn selbst, für die teutsche Sache und für das Christenthum wirken zu können schien. Das Gesicht nach beiden Seiten gewendet, veranlaßte er den jungen Fürsten, sich zu dem Könige Kanut dem Großen zu begeben, und sich durch That und Glauben einen Namen zu

machen, bis seine Frevel bei Christen und Heiden in Vergessenheit gerathen wären, und bis veränderte Umstände es möglich machten, ihn an die Spitze seines Volkes zu bringen. Godeschalk folgte dem Rathe seines klugen Freundes; er fand bei dem Könige der Dänen eine freundliche Aufnahme, gewann bald die Gunst desselben, zeichnete sich aus durch kühne Kriegsthaten in England und in Norwegen, und nicht minder durch seine christliche Frömmigkeit. In dieser Zeit brachte der Herzog Bernhard, wenn nicht durch die Waffen, doch durch schlaue Künste geistlicher und weltlicher Art, die Abodriten und andere benachbarte wendische Völker zu völliger Abhängigkeit zurück, und legte von Neuem den Grund zu teutscher und christlicher Weise. Und wohl mochte er nunmehr wünschen, daß Godeschalk auf seinen fernen Irrfahrten den Gedanken an die Rückkehr vergessen möchte. Aber Godeschalk vergaß diesen Gedanken nicht. Als Kanut der Große im Jahr ein Tausend und sechs und dreißig gestorben, und als Magnus von Norwegen auch König von Dänemark geworden, kam es zu einem Kriege zwischen den wendischen Völkern und den Dänen, und in einer Schlacht bei Schleswig fiel Ratibor, der Fürst der Abodriten, und mit ihm fanden seine acht Söhne allzumal ihren Tod. Alsobald erschien Godeschalk, von dem Glanze heldenmüthiger Thaten umgeben und von der Gunst und der Macht der Dänen begleitet. Aber er erschien in anderer Weise. In der einen Hand trug er nunmehr das Schwert, das sich bewähret hatte, und in der andern das Kreuz, an welchem jetzt seine ganze Seele hing. Eben deßwegen blieb dem Herzoge Bernhard von Sachsen keine Wahl: er mußte das Werk des begeisterten christlichen Helden zu fördern suchen. Und es gelang zum Erstaunen der Welt, dieses Werk, mit der größten Schnelligkeit. Wagrien war erobert, als es kaum angegriffen zu sein schien. Die Abodriten, noch immer zwischen dem Kreuz und dem Heidenthume hin und her schwankend, waren

sogleich entschieden bei dem Anblick ihres siegreichen Fürsten-Sohnes. Menschen aus allen Völkern ringsher strömten Scharenweise zur Taufe und bekannten sich zu Christi Namen, weil Godeschalk's brennender Eifer nur auf solche Weise zu beruhigen war. Er war gleichsam König in Slavonien, und die Fürsten der slavischen Völker schienen seine Hoheit anzuerkennen und brachten ihm, freiwillig oder bedrohet, einen Zins dar, wie Unterworfene [7].

Zwei Dinge aber verhinderten die Entstehung eines einigen slavischen Reiches in den Ländern zwischen der Elbe, dem Meer und der Oder. Zuerst unterbrach Godeschalk selbst den raschen Lauf, der ihn zu einem solchen Ziele zu führen vermocht hätte. Er war ein Held des Himmels, nicht der Erde. Ueber das Kreuz vergaß er das Schwert. Er dachte nicht an die Sicherung und Befestigung der Herrschaft, die ihm in die Hände gefallen war: seine Sorge war nur darauf gerichtet, den Raum, dessen er sich bemeistert hatte, so schnell als möglich, mit Kirchen und Klöstern, mit Priestern und Mönchen anzufüllen. Und in Teutschland versäumte man nicht, auf seinen Ruf große Haufen von Geistlichen jeglicher Ordnung in das Land zu senden, das er dem Christenthume geöffnet hatte, und sich der christlichen Stiftungen zu bemächtigen, die er in Lübeck, in Aldenburg, in Lenzen, in Razeburg, in Michilinburg, und an andern Orten herzustellen oder zu gründen unternahm. Jedes Bisthum aber, jedes Kloster, jede Kirche, ja jedes Kreuz in der Hand eines teutschen Geistlichen war ein Joch für den Volksgeist der Wenden. In seinem frommen Eifer jedoch bemerkte Godeschalk nicht, daß er Fesseln für sein Volk schmiedete [8]. Er war so ganz in seinem heiligen Werke verloren, daß er selbst, einem Priester gleich, im Land umherzog, um das Heil zu verkündigen; und nicht selten bestieg er die Kanzel, um, was der Priester in fremder Sprache gelehrt oder gebetet hatte, in slavischer Sprache zu erklären und verständlich

zu machen [9]. Zweitens duldete er, bei dieser Vernachlässigung irdischer Dinge, daß er, indem er auf die angegebene Weise seinem Volke geistig entgegen wirkte, auch zugab, daß der Herzog Bernhard von Sachsen sich mit der Macht der Waffen in die Angelegenheiten der slavischen Völker mischte. Diejenigen der Liutizier nämlich, welche in den Kämpfen dieser Völker wider einander, deren oben gedacht worden ist, zu unterliegen fürchteten, riefen den Fürsten Godeschalk um Hülfe an. Wäre nun Godeschalk allein ausgezogen, um diese Hülfe zu bringen, so würde er, wie der Stand der Verhältnisse wahrscheinlich macht, alle diese Völker sich selbst und der christlichen Kirche unterworfen, aber auch zugleich eine Macht gegründet haben, die für Teutschland, wenn nicht gefährlich, doch lästig geworden sein möchte. Godeschalk jedoch überließ die Heerfahrt, entweder gänzlich oder doch größtes Theiles, dem Herzoge Bernhard und den Dänen, und entsagte dadurch nicht nur allem Gewinne, sondern brachte auch über sein Volk den schwersten Verlust. Die Dänen nämlich, die nur zum Scheine zur Theilnahme zugelassen sein durften, zogen heim und brachten höchstens einige Beute zurück; der Herzog Bernhard hingegen erhielt für das teutsche Reich und zunächst für sich selbst einen dreifachen Vortheil. Zuerst wurden die Liutizen, die ihre Kraft selbst geschwächet hatten, eingeschüchtert und auf eine Reihe von Jahren wenigstens zur Ruhe geschrecket. Ferner wurde das Heidenthum unter diesen Liutizen gleichsam beschützet, und dadurch ein großer Quell der Uneinigkeit unter den slavischen Völkern offen erhalten [10]. Endlich wurde Godeschalk durch die Anwesenheit des sächsischen Heeres genöthiget, die Hoheit des Kaisers und des teutschen Reiches anzuerkennen, und folglich sich und sein Volk unter den starken Arm des Herzoges Bernhard von Sachsen zu stellen.

Alle diese Dinge: die abgeneigte Gesinnung der Sachsen überhaupt, das eigenthümliche, dem Reiche entfremdete Leben

derselben, die Erblichkeit der herzoglichen Würde in Sachsen, des Herzoges Bernhard unfreundliche, barsche, selbstsüchtige Weise, und im besonderen die zweideutige Stellung desselben zu den wendischen Völkern, in welcher er mehr als ein unabhängiger Herrscher, denn als ein Fürst des Reiches zu verfahren schien: alle diese Dinge können einem so strengen, entschiedenen und von seiner königlichen und kaiserlichen Würde durchdrungenen Fürsten, wie Heinrich der Dritte war, nur verdrießlich und bedenklich gewesen sein. Die Verhältnisse indeß, welche ihn bisher bald nach Süden, bald nach Westen und bald nach Osten gezogen, hatten ihm unmöglich gemacht, seine Kraft und Kunst gegen die Sachsen zu versuchen, sein königliches Ansehen unter denselben zu vergrößern, und wider den Herzog Bernhard, dessen Alter überdieß jegliche Schonung forderte, nach den Grundsätzen zu verfahren, welche er gegen die andern Herzoge des Reiches, wie gezeigt worden ist, in Anwendung zu bringen kein Bedenken trug. Aber er hatte nicht versäumt, entgegen zu arbeiten, und Manches vorzubereiten, um in Sachsen, etwa bei dem Tode des Herzoges Bernhard, solche Veränderungen zu bewirken, als er für das Reich und für sein Haus für nöthig erachtete. In dieser Absicht, ohne Zweifel, hatte er Sachsen, so oft die Umstände es erlaubten, besucht, und sich dem Volke gezeigt; er hatte sich eine Partei zu machen, und im Besonderen die Geistlichen auf seine Seite zu bringen oder auf seiner Seite zu halten gestrebt. Auch hatte er auf den königlichen Gütern in Sachsen Festungen zu bauen angefangen, wenigstens hatte er zu Goslar eben so furchtbare als prächtige Bauten begonnen, welche als Warnung und Wehr zugleich in das Land hinein drohen sollten, den Feinden ein Schrecken, den Freunden eine Ermuthigung. Aber durch das Eine und durch das Andere wurde nur die Spannung erhalten und gemehret. Die Besuche des Kaisers wurden mit argwöhnischem Auge betrachtet, und jeder seiner Schritte verstärkte das Mißtrauen in

dem Herzoge Bernhard und in seinen Söhnen, welchen das Schicksal des Herzoges Godefrid von Lotharingien vor der Seele stand. Und der Bau der Harzburg war mehr geeignet, Leidenschaften aufzureizen und die Seelen vieler Menschen von dem Kaiser zu entfremden, als zu beruhigen oder zu schrekken. Die Bestimmung der Feste wurde bald erkannt: sie sollte, meinte man, ein Zwinger für Sachsen sein, eine schwere Last, auf den Nacken der Sachsen gelegt, um sie zur Unterwürfigkeit zu bringen. Und der Eifer, mit welchem der Bau betrieben wurde, vermehrte die Bitterkeit. Der Kaiser mochte nicht Alles wissen: die Männer aber, welche das Werk leiteten, und Einsicht und Kunst in der Leitung bewährten, verfuhren, weil sie des Kaisers strengen und entschiedenen Willen, so wie seine Gesinnung gegen die Sachsen kannten, und zu seiner Zufriedenheit handeln wollten, schonungslos mit den Sachsen, welche an demselben zur Frohnde arbeiten mußten, und scheueten sich nicht, wohl selbst körperliche Züchtigungen zur Beschleunigung der Arbeit anzuwenden, die den Sachsen immer verhaßter ward [11].

Am Meisten jedoch scheinet der Kaiser endlich von Streitigkeiten mancher Art erwartet zu haben, welche zwischen dem erzbischöflichen Stuhl in Bremen und dem Herzoge von Sachsen Statt fanden. Diese Streitigkeiten waren alt, und schon früher ist auf dieselben hingewiesen worden. Der Ursprung mochte in der Eifersucht liegen, die fast überall zwischen den geistlichen Herren und den weltlichen zu bestehen pflegte; und zu leugnen ist nicht, die Geistlichen mißbrauchten gar oft ihre Stellung. Sie wollten geistliche Fürsten und weltliche zugleich sein; sie fanden aus Gründen, die wiederholt angegeben worden sind, bei dem Könige jegliche Förderung, jegliche Begünstigung; sie entzogen ihre Kirchen-Güter nach und nach dem Einflusse der weltlichen Fürsten ganz und gar, während sie die Güter selbst immer vermehrten; dadurch schmälerten sie allerdings das Ansehen und

die Gewalt der weltlichen Fürsten und regten in diesen eine feindselige Gesinnung auf. So war es überall; so in Sachsen. Aber in Sachsen führten die slavischen Länder eigenthümliche und schlimme Verhältnisse herbei. Indem die Herzoge und Markgrafen zur Bekämpfung dieser Völker auszogen, gaben die Bischöfe den Kriegen eine solche Deutung, als würden dieselben nur zur Gründung des Christenthumes unternommen und nicht zur Erweiterung des Reiches. Sie wollten die Waffen der weltlichen Herren nur als Werkzeuge der Religion gebrauchen, und verlangten, daß das Land, welches durch diese Waffen gewonnen wurde, ihnen anheim fallen sollte, wie zur Einrichtung und Leitung, so zur Verwaltung und Benuzzung. Die Herzoge, Markgrafen, Grafen und Vasallen aber wollten einen Ertrag ihrer Mühen und Beschwerden haben, und griffen zu, wie es scheinet, wo etwas zu fassen war [12]. Aus diesem Streben und Gegenstreben dürfte das Mißlingen der Unternehmungen gegen die slavischen Völker größten Theiles zu erklären sein. Die Schriftsteller werfen, wie mehr als ein Mal bemerket worden ist, die ganze Schuld dieses Mißlingens auf die Krieger, und schreiben im Besonderen alles Unglück, das in den slavischen Ländern Statt fand, oder das von diesen Ländern aus verbreitet wurde, dem Geiz und der Härte des Herzoges Bernhard zu; aber die Schriftsteller gehören dem geistlichen Stand an allzumal; und die Ueberlieferung würde anders lauten, wenn sie von der andern Seite auf uns gekommen wäre.

Während des gräuelvollen Aufstandes der slavischen Völker in der letzten Zeit Heinrich's des Zweiten kamen Geistliche und Weltliche zu der Einsicht von der Verderblichkeit ihrer feindseligen Bestrebungen in den slavischen Ländern. Der ehrwürdige Erzbischof Uwan bot, verständig und besonnen, die Hand zur Versöhnung, leistete dadurch dem Reich und dem Christenthum einen großen Dienst, und wandte von vielen

Menschen schweres Unglück ab. Nachdem Bernhard, der Herzog, die Wenden, wenn nicht bezwungen, doch zurück gedränget hatte, stellte der Erzbischof jenseits der Elbe einzelne Kirchen wieder her, und Hamburg fing unter seiner Leitung und unter seinem Segen an, sich von Neuem zu erheben. Und so lange er lebte, wußte er die Sachen mit solcher Klugheit zu wenden, daß das gute Verhältniß zwischen ihm und dem Herzoge Bernhard, wenn auch zuweilen getrübet, doch niemals gestöret wurde. Denn Bernhard vergaß es nicht, daß der fromme Mann ihn mit dem Kaiser ausgesöhnet, und zu dem Wege zurück gebracht hatte, auf welchem er allein dem Verderben entgangen war. Auch mochte das Vertrauen, welches der christliche König von Dänemark, Kanut der Große, dem Erzbischofe bewies, wohl günstig einwirken auf Bernhard, den Herzog [13]. Also wurde der Erzbischof, unter Begünstigung der Könige, um so mächtiger, je geschickter er sich innerhalb der Schranken zu halten wußte, deren Ueberschreitung ihn mit dem Herzoge zu entzweien vermocht hätte. Nach Uwan's Tod, im Jahr ein Tausend und neun und zwanzig, wurde das Erzbisthum von Libentius dem Zweiten drei Jahre lang verwaltet: und die Verhältnisse blieben äußerlich, wie sie gewesen, aber sie scheinen sich doch wieder verwirret zu haben. Und in den folgenden drei Jahren, in welchen Hermann Erzbischof war, scheint es schon zu Reibungen gekommen zu sein. Hierauf erhielt Bezelin, Alebrand beigenannt, ein Geistlicher der Kirche zu Cöln, die erzbischöfliche Würde. Derselbe wurde vom Kaiser Kunrad dem Zweiten auf mannigfaltige Weise gegen die weltlichen Fürsten in Sachsen, die ihm widerwärtig waren, begünstiget. Er erhielt für die Orte, wo Klöster angeleget waren, Marktgerechtigkeiten; er wurde mit der kaiserlichen Gerichtsbarkeit begnadigt, er bekam andere Immunitäten. Ueberdieß wurden die Güter der Kirche vermehret, und sein Einfluß in den nördlichen Ländern dadurch ungemein verstärket,

daß er nach Schleswig, nach Ripen und nach Aldenburg Bischöfe sandte aus der Geistlichkeit der bremischen Kirche. Dadurch kam der Erzbischof Bezelin zu einem großen Ansehen, und in Bremen ward eine Wohlhabenheit und eine Pracht bemerket, die wohl geeignet war, den Neid der weltlichen Fürsten aufzuregen [14]. Aber dieses rasche Emporkommen des Erzbisthumes, das vor zwei Hundert Jahren unter den ungünstigsten Verhältnissen gegründet war und seit dieser Zeit ungeheuere Stürme zu bestehen gehabt hatte, erzeugte auch bei der Kirche von Cöln eine große Eifersucht. Dem erzbischöflichen Stuhl in Cöln nämlich war das Erzbisthum Hamburg oder Bremen, von der Gründung desselben an, immer zuwider gewesen, weil er seine Gewalt früher gegen Norden ins Unbestimmte hinein geltend gemacht hatte, und weil er sich eben deßwegen, entweder in seinem Recht, oder in seinem Ansehen gekränket glaubte. So lange indeß das nördliche Erzbisthum mit den großen Schwierigkeiten, zuerst von den Sachsen selbst, später von den Dänen, den Nordmannen, den Wenden erreget, zu kämpfen gehabt hatte, war man in Cöln ruhiger Zuschauer geblieben; jetzt aber, als der Erzbischof Bezelin, der von Cöln ausgegangen war, so mächtig zu werden schien, und so weithin, in die nordischen Völker hinein, wirkte, erhob sich der Unmuth, und der Erzbischof Hermann von Cöln erneuerte alte Ansprüche und alte Klagen [15]. Mit dieser Erneuerung hat er im Fortgange der Zeit unglückselige Verhältnisse herbei geführt oder gefördert; für den Augenblick jedoch erreichte Hermann, obwohl er bei Heinrich dem Dritten in großem Ansehen stand, nicht das Geringste: denn dieser Kaiser glaubte, wegen der weltlichen Herren in Sachsen, und im Besondern wegen des Herzoges Bernhard und seines Hauses, den erzbischöflichen Stuhl in Bremen auf jegliche Weise begünstigen und durch seine Begünstigung in der feindlichen Stellung gegen den Herzog und die weltlichen Herren erhalten zu müssen.

Als daher im Jahr ein Tausend und drei und vierzig der Erzbischof Bezelin Alebrand starb, erhob Heinrich der Dritte einen Mann auf den erzbischöflichen Stuhl, der ganz geeignet zu sein schien, die Macht des Herzoges von Sachsen zu beschäftigen, zu schmälern, auseinander zu treiben: es war Adalbert, aus dem vornehmen Hause der Grafen von Wettin, schon früher Subdiaconus der bremischen Kirche, zuletzt Propst zu Halberstadt. Dieser Adalbert war mit den schönsten Gaben ausgerüstet, mit welchen die Natur einen Menschen auszurüsten vermag. Ihm fehlte keine fürstliche Eigenschaft, weder die höchste noch die geringste. Die Gewalt seines Geistes war so stark, daß er zu sein vermochte, was er scheinen wollte, und daß der Schein von Denen, die Zeugen seines Lebens und seiner Handlungen waren, für Wahrheit gehalten werden mußte. In seinem eigentlichen Wesen war er durchaus weltlich; seine Sehnsucht ging auf fürstliche Größe und Herrlichkeit, auf kriegerisches Werk, Heldenruhm, Glanz, Pracht, bleibende Gründungen und feine Genüsse. Da er aber ein Mal angethan war mit dem priesterlichen Gewande, und bekleidet, ein Fürst der Kirche, mit der erzbischöflichen Würde: so bewährte er auch mit der größten Strenge alle priesterlichen Tugenden, führte, mit klarem Bewußtsein der Pflichterfüllung, ein reines, tadelloses Leben, bewies die tiefste Demuth vor Gott, die höchste Milde in menschlichen Dingen, und setzte die Lehren der christlichen Religion, die er beredt zu verkündigen wußte, auf mannichfaltige Weise ins Werk. Dagegen erhob er sich stolz, trozzig, drohend gegen Alles, was groß und vornehm war in der Welt, und nicht vor ihm und vor der Kirche, deren Diener er war, zurücktrat. Und durch ein Leben und Wirken in dieser Weise, unter fürstlicher Pracht und Herrlichkeit, machte er sich einen großen Namen, und wußte seine Umgebung dergestalt zu begeistern, daß sie endlich zu dem Glauben kamen, das kleine Bremen stehe an Ruhm kaum Rom nach, der ewigen Stadt [16].

Ein solcher Mann, konnte Adalbert nicht neben dem Herzoge Bernhard stehen, ohne überall mit demselben zusammenzustoßen. „Er ist, pflegte der Herzog Bernhard zu sagen, er ist wie ein Aufpasser in diese Gegend gesendet, um den Fremden und dem Kaiser die Schwächen des Landes zu verrathen. Aber so lange ich selbst lebe, und so lange noch einer meiner Söhne lebet, soll dieser Bischof seines Lebens nicht froh werden in diesem Bisthum [17].“ Adalbert hingegen: „dem Vortheile meiner Kirche habe ich mich und die Meinigen geweihet; also werde ich Niemanden schonen, nicht mich selbst, nicht meine Brüder, nicht ein irdisches Gut, ja selbst die Kirche nicht, um einst mein Bisthum frei zu machen vom Joch, und den ersten gleich [18].“ Also stand Stirn wider Stirn. Wenn auch zwischen Beiden die Ruhe erhalten werden mochte: an eine Ausgleichung war nicht zu denken, und geheime Feindseligkeiten konnten nicht ausbleiben. Der Erzbischof aber wußte wohl, daß er die Macht nicht hatte, einen offenen Kampf zu bestehen. Daher blieb ihm nichts übrig, als sich fest an Den zu klammern, der ihn in diese Lage gebracht hatte, an Heinrich, den Kaiser. Und in der That zeigte er sich des Kaisers Sache mit der treuesten Ergebenheit zugethan. Er begleitete den Kaiser auf allen seinen Heerfahrten, nach Italien, nach Lotharingien, wider die Ungarn, und überall handelte er nach den Grundsätzen, welche Heinrich als die richtigen betrachtete. Auf solche Weise erhielt und steigerte er die Gunst des Kaisers, und durch den Kaiser ward auch der Papst, Leo der Neunte, bewogen, sich ihm geneiget zu beweisen. Adalbert aber, auf diese Gunst bauend und auf diese Geneigtheit, steckte sein Ziel immer weiter hinaus, und der Gedanke, aus Bremen ein nordisches Rom zu machen, schien ihm nicht zu groß. In den religiosen Angelegenheiten im Lande der Wenden, hatte er überall seine Hand, und untergrub den Einfluß des Herzoges Bernhard so viel er vermochte. Zwölf Bisthümer sollte sein

erzbischöflicher Sprengel umfassen, nach der Zahl der Apostel; und was an dieser Zahl fehlte, das wollte er ergänzen. Und da der König der Dänen, Swein, zum Gedeihen des Christenthumes in Norden für nothwendig hielt, daß auch in seinem Land ein Erzbisthum errichtet würde: so war ihm, an dessen Stuhl diese Länder ursprünglich um so unbedenklicher gewiesen waren, je weniger man dieselben zu übersehen, je weniger man ihre künftigen Bedürfnisse zum Voraus zu berechnen vermocht hatte, es war ihm ein solcher Gedanke keinesweges zuwider; denn er hoffte, daß ihm gelingen würde, ein Patriarchat für die Länder des Nordens zu erhalten, und dadurch seinen Stuhl über die andern erzbischöflichen Sitze in Teutschland hinauf zu stellen.

Der Herzog Bernhard und die meisten übrigen weltlichen Herrn in Sachsen sahen diesem Getreibe mit wachsendem Ingrimme zu, während der Erzbischof von Cöln mit steigender Eifersucht aufmerksam war. Heinrich zwar, der Kaiser, wußte durch sein häufiges Erscheinen in Sachsen dem Ausbruche der Leidenschaften zuvorzukommen, und wohl mag er auch manchem Pfeile die Spitze abgebrochen haben; aber er neigte sich doch unverkennbar immer auf die Seite des Erzbischofes. Deßwegen wandte sich der Ingrimm des Herzoges auch immer mehr gegen den Kaiser, und wurde zum fressenden Hasse, der sein ganzes Haus durchdrang. Und dieser Haß erhielt durch einen besondern unglücklichen Vorgang noch eine besondere Schärfe und Bitterkeit. Als sich nämlich der Kaiser, etwa im Jahr ein Tausend und neun und vierzig, in Sachsen befand, ward er von Adalbert eingeladen, Bremen ein Mal mit seinem Besuche zu beehren. Die Gründe, die den Erzbischof nach seinem Vorgeben, zu einer solchen Bitte bewogen, waren von scheinbarer Wichtigkeit; der wahre Grund aber soll gewesen sein, daß er den Kaiser von der Feindseligkeit des Herzoges und des herzoglichen Hauses überzeugen und dadurch sich selbst um so geneigter zu machen wünschte [19]. Der Kaiser kam; und mit dem

Empfange wohl zufrieden, bewies er sich ungemein gnädig gegen den Erzbischof, und verlieh namentlich der bremischen Kirche drei Grafschaften in Friesland. Hierauf führte Adalbert den Kaiser nach der Grafschaft Lesmona, jetzt Lesum genannt, die mit sehr großen Gütern, welche sich bis zur untern Elbe hinab erstreckten, ausgestattet war. Seit langer Zeit war diese Grafschaft im Besitze des Billungischen Hauses. Lueder, des Hermann Billung Sohn, des Herzoges Bernhard des Ersten Bruder, war Graf von Lesum gewesen; und nach dem Tode desselben hatte der Kaiser, Heinrich der Zweite, sie einem Bruder Bernhard's des Zweiten, des gegenwärtigen Herzoges in Sachsen, verliehen. Derselbe hieß Thietmar. Als nun der Kaiser, Heinrich der Dritte, die Reise nach Lesum unternahm, ward er unterweges von Bewaffneten angefallen; und der Erzbischof Adalbert erwarb sich das Verdienst, ihn mit seinen Leuten zu vertheidigen und zu schützen. Alsobald wurde die Schuld auf Thietmar, den Grafen von Lesmona, geworfen. Der Kaiser war zu sehr eingenommen, als daß er die Anklage zu verwerfen vermocht hätte. Er wollte den Grafen vor ein Gericht stellen. Der Graf aber, sei es, daß er im Bewußtsein seiner Schuld die gerichtliche Verhandlung fürchtete, sei es, daß er einen zu brennenden Zorn über die schändliche Verläumdung in sich fühlte, und seine Feinde so schnell als möglich zu beschämen wünschte, der Graf zog vor, sich durch das Gottes-Urtheil des Zweikampfes zu reinigen von der Beschuldigung. In dem Kampf aber ward er niedergeschlagen von seinem Gegner. Und nun erreichte der Haß in der Brust des Herzoges Bernhard und aller seiner Angehörigen gegen den Erzbischof Adalbert und gegen Alle, welche zu der bremischen Kirche gehörten, den höchsten Grad [20]: denn Bernhard und die Seinigen sahen, wie es scheint, in dem ganzen Vorgange nur ein Werk der Arglist, das Adalbert ausgesonnen, eingeleitet, und mit Hülfe der Seinigen vollendet hätte.

Dennoch hielt er zurück; und er war wohl genöthiget zurückzuhalten, theils weil der Kaiser in Sachsen anwesend war, theils weil der Ausgang des Zweikampfes nach dem Glauben dieser Zeit die Schuld des gefallenen Grafen Thietmar bewiesen hatte, und weil eben dadurch ein Fleck auf das herzogliche Haus gekommen war, der viele Menschen zurück schreckte, und Viele ungewiß machte. Der Herzog, vielleicht manchen Kränkungen, und wohl selbst dem triumphirenden Hohne der Anhänger des Erzbischofes ausgesetzet, befand sich, der Welt gegenüber, in einem peinlichen Verhältnisse. Ihm blieb Nichts übrig, als seinen Schmerz, wie seinen Haß, zurück zu pressen in seine Brust, und zu seinem Jammer ein Gesicht zu machen, wie es einem frommen Christen und einem getreuen Fürsten des Reiches geziemte. Wie Adalbert diese Stellung und Stimmung des Herzoges benutzet habe, ist ungewiß; kaum aber ist zu glauben, daß der Dienst, den er dem Kaiser geleistet zu haben behauptete, ohne Vortheil für ihn geblieben sei. Jedes Falles wurde die Verbindung zwischen ihm und Heinrich noch inniger, als zuvor. Und der Kaiser selbst zog vielleicht einen Gewinn aus der Lage der Dinge.

In demselben Jahr, ein Tausend und fünfzig, nämlich ward ihm von seiner Gemahlin Agnes ein Sohn geboren. Die ersten Kinder derselben waren Töchter gewesen; deßwegen hatte Heinrich dieser Geburt mit ängstlicher Hoffnung entgegen gesehen. Und seine Freude war groß, als ein Knäblein zur Welt kam [21]: denn er ahnete nicht, welch' ein schweres Schicksal diesem Kind in den Verhältnissen gewoben wurde, zu deren Verwickelung er selbst arbeiten half. Nun feierte er das Weihnachtsfest dieses Jahres zu Goslar. Zu diesem Feste versammelten sich viele Fürsten und Herren des Reiches um ihn. Die Meisten waren aus Sachsen; und ohne Zweifel befand sich unter ihnen der Herzog Bernhard. Und dem Kaiser gelang leicht, in seiner Freude und unter den Festlichkeiten diese Für-

sten und Herren allesammt dahin zu bringen, daß sie seinen Sohn anerkannten als seinen Nachfolger im Reiche, und daß sie demselben Treue schwuren und Gehorsam [22]. Da Heinrich gegen die Sachsen ein großes Mißtrauen hegte, so ist es für ihn gewiß sehr beruhigend gewesen, daß eben diese Sachsen seinen Sohn zuerst, und noch vor der Taufe desselben [23], als ihren künftigen König anzuerkennen keinen Anstand nahmen; aber vielleicht bewiesen sie diese Bereitwilligkeit nur wegen der Ereignisse, von welchen die Rede gewesen ist. Die Taufe des Sohnes verrichtete zum Osterfeste des folgenden Jahres der Erzbischof Hermann von Cöln, den der Kaiser ungemein hochachtete, und dem er wohl auch eine Freundlichkeit zu erzeigen für nöthig hielt, damit er nicht auf den Gedanken käme, als habe Adalbert von Bremen ihm das Herz des Kaisers gänzlich geraubet. Der Täufling erhielt den Namen seines Vaters Heinrich. Auf dem Reichstage zu Tribur aber, welcher, wie schon bemerket worden ist, gegen das Ende des Jahres ein Tausend und drei und fünfzig versammelt wurde, ließ Heinrich, nachdem ihm inzwischen ein zweiter Sohn, Kunrad, geboren worden war, den ältesten, Heinrich, als König anerkennen; und die versammelten Fürsten versprachen, daß sie diesem Sohne, nach seinem, des Kaisers, Tode gehorsam sein wollten, wenn er sich ihnen als einen gerechten Herrn beweisen würde [24]. Von Tribur begab sich der Kaiser nach Baiern, und verlieh alsobald dieses Herzogthum, welches dem Herzoge Kunrad, wie erzählet worden, abgesprochen war, seinem Sohne, Heinrich, also daß er dasselbe wieder unmittelbar unter seine Verwaltung nahm Einige Monate später wurde der kleine König zu Aachen durch denselben Erzbischof Hermann von Cöln, von welchem er die Taufe empfangen hatte, zum Könige geweihet. Gegen diese Handlung hatte sich der Erzbischof Liupold von Mainz erhoben: „ihm stehe das Recht zu, den König zu weihen und zu

krönen, und die Geschäfte des Reiches zu besorgen.» Heinrich jedoch, der Kaiser, selten geneigt, ein Recht anzuerkennen, das seinem Willen entgegen stand, verwarf den Einspruch des Erzbischofes von Mainz, und rechtfertigte seine Entscheidung mit der Bemerkung, daß ja Aachen zu der Diöces von Cöln gehörte [25].

Der Kaiser hatte alle diese Dinge, wie schon angedeutet worden ist, zu beschleunigen gesuchet, weil ihm eine neue Heerfahrt nach Italien am Herzen lag, und er vor dem Antritte derselben sein Haus zu bestellen wünschte. Und doch war er genöthiget, noch den ganzen Sommer dieses Jahres, ein Tausend und vier und fünfzig, in Lotharingien und an der westlichen Gränze des Reiches zu verweilen und zu kämpfen. Denn der unruhige und freche Graf, Balduin von Flandern, war in den Hennegau eingedrungen, hatte sich der Grafschaft bemeistert, hatte seinen Sohn mit der Wittwe des verstorbenen Grafen Hermann vermählt, und hatte sogar, als der Kaiser Widerspruch erhob, seinen Zug über die Gränze des Hennegau's fortgesetzt, und die Fürsten dieser Gegend, geistliche und weltliche, theils auf seine Seite gebracht, theils in feindlicher Weise behandelt. Der Kaiser trieb ihn zurück und verfolgte ihn über die Gränze des Reiches hinaus. Aber es war ein widerwärtiges Werk. Der Kaiser selbst, so wie einzelne Männer unter seinen Scharen, mögen Geist und Kraft bewährt und tapfere Thaten vollbracht haben: im Ganzen aber war es ein kleinlicher, elender Krieg, durch welchen das Land verwüstet, eine augenblickliche Schwächung des Gegners bewirkt, aber nichts Dauerndes errreichet, ja, nicht ein Mal eine Ausgleichung in Worten zu Stande gebracht ward [26].

Vierzehentes Capitel.

Die beiden letzten Jahre Heinrich's III.
Italiens Zustand; Heinrich's Heerfahrt nach diesem Lande.
Des Kaisers Tod.

J. 1056.

Unter den Gründen, welche dem Kaiser Heinrich dem Dritten einen neuen Heerzug nach Italien nothwendig zu machen schienen, mag zuvörderst des Verhältnisses gedacht werden, in welches die Normannen zum heiligen Stuhle, zum Reiche, zur Welt hinein gekommen waren. Es kann kein schwereres Zeugniß über den unglückseligen Zustand von Verwirrung, Aufgelösetheit, Elend, Noth und Jammer geben, in welchem sich die Länder befanden, die in späteren Tagen das Königreich Neapel ausgemacht haben, als das schnelle Emporkommen der Normannen in diesen Ländern. Ihre Geschichte jedoch ist auf das Seltsamste verschlungen mit der Geschichte des byzantinischen Reiches, mit der Geschichte der Sarracenen und mit der Geschichte Roms und der Fürsten in Italien, die sich zum langobardischen Reiche rechneten. Durch diese Verschlingung ist Vieles dunkel und schwer aufzuklären, weil die Fäden der

Ereignisse, gewöhnlich im Verborgenen von menschlichen Leidenschaften gesponnen, bald in die Ränke des kaiserlichen Pallastes zu Konstantinopel verflochten sind, bald von den Irrfahrten muselmannischer Schiffe auslaufen, bald an einer Burg oder an einer Stadt in Italien festhängen, und sich wunderlich verwirren: nicht selten verlieren sie sich, sobald sie bemerket worden sind. Aber eine Entwickelung dieser Dinge braucht auch hier nicht gegeben zu werden. Nur der Erfolg ist von Bedeutung.

Noch waren nicht vier Jahrzehent verlaufen, seit zuerst, wie früher erzählet worden [1], der Name Normannen im unteren Italien gehöret ward, und jetzt waren sie die Herren von dem größten Theile des Landes. Ein bloßer Zufall hatte eine Handvoll Normannen in die heillosen Zerwürfnisse dieser Gegend hineingeworfen; und alsobald hatten diese wenigen Menschen sich einen Namen zu machen angefangen. Mit weniger Klugheit, als Kraft und Entschluß, hatten sie die Gelegenheit festgehalten, die sich ihnen zu That und Gewinn dargeboten, und mit bewunderungswürdiger Kunst hatten sie zugleich tüchtige Gefährten in wachsender Zahl aus der Heimath heranzuziehen gewußt und zugleich die Wege aufzufinden verstanden, auf welchen sie, wenn nicht zu einem bestimmten, doch zu einem wünschenswerthen Ziele gelangen mußten. Vor keiner Gefahr erzitternd, keine Noth scheuend, hatten sie jeder Partei gedienet, welche ihnen das vortheilhafteste Anerbieten gemacht; und überall hatten sie das kühnste Vertrauen bewährt, und überall sich selbst im Auge behalten. Wo sie standen, da hielt sich gewöhnlich der Sieg, und immer die Ehre des Kampfes. Dadurch waren sie überall furchtbar und überall nothwendig geworden. Sie aber, was kümmerte sie der Grieche, der Langobarde, der Italiäner? Indem sie für eine fremde Sache das Leben einsetzten, begehrten sie etwas von dem Wagnisse zu haben für ihre eigene Sache. Darum hielten sie Dem, der sie ge-

dungen, die Treue so lange, als sie die Mühe lohnte, und keine Aufopferung war ihnen zu groß, die einen zureichenden Ertrag gewährte. Wenn aber das Glück seine Gunst versagte, so scheueten sie auch ein verwegenes Zugreifen nicht, und schonten des Freundes so wenig, als des Feindes, des Priesters so wenig, als des Laien. So baueten sie immer höher auf Ruf und Raub, und neben hochherzigen Heldenthaten vollbrachten sie freche Frevel.

Von Kaiser Kunrad dem Zweiten wurde, wie gleichfalls früher erzählet worden ist [2], einer der normannischen Führer, Rainulf, mit der Grafschaft Aversa belehnet. Durch diese Aufnahme unter die Vassallen des Reiches bekam ihr krauses Werk eine edlere Gestalt, und ihr abenteuerliches Wirren und Weben von zwanzig Jahren erhielt Grund und Boden. Die Wirkung blieb nicht aus. Auf des Grafen Rainulf Einladung und Versprechung zogen große Haufen kampfgieriger und lebenlustiger Jünglinge und Männer aus der Normandie, und wohl auch aus anderen Gegenden Frankreichs nach dem Lande der That, des Ruhmes und der Genüsse, das ihnen so reizzend geschildert ward. Mit der wachsenden Macht erhielten ihre Unternehmungen eine bestimmtere Richtung. Bald war Melfi in ihrer Gewalt, und von Melfi aus trugen sie ihre Waffen mit der größten Raschheit und Kühnheit hierhin und dorthin, und mit solchem Erfolge, daß Apulien als von ihnen erobert betrachtet werden konnte. Und als nun der Kaiser Heinrich der Dritte, wie nicht minder angeführet worden ist [3], in diese Gegend kam, mehr um den Zustand der Dinge zu sehen, und um die Gefahr zu berechnen, die etwa der Stadt Rom und seinem Reich überhaupt von dieser Seite her drohen könnte, als um zu erobern, zu unterwerfen, oder zu ordnen, da trug er kein Bedenken, die Normannen mit ihren Eroberungen, wie es scheinet, in etwas unbestimmter Weise, zu belehnen: denn die Normannen brachten ihm große Geldsum-

men dar; das Land, das sie unter seine Hoheit stellten, war fremdes Land; und sein Verhältniß zu dem kühnen Geschlechte konnte dadurch nicht verschlimmert, sondern nur verbessert werden, daß er sie als Vasallen, sie ihn als Oberherrn anerkannten.

Die Normannen aber, als sie zu der Ehre gelanget waren, den Kaiser ihren Lehenherrn nennen zu dürfen, und als sie den Kaiser eben dadurch gleichsam zum Mitschuldigen an ihrem Raube gemacht hatten, fielen alsobald, hungerigen Geiern gleich, über die Länder her, in deren rechtmäßigem Besitze sie nunmehr zu sein glaubten, und griffen schonungslos nach Heiligem, wie nach Gemeinem, als hätten sie weder Gott noch Menschen zu fürchten. Es geschah aus Uebermuth, aus Noth, aus Zorn. Ihr alter inwohnender Geist war auf Gewalt und Raub gerichtet; auf ihren abenteuerlichen Zügen waren sie verwildert, und das Glück, das sie immer begleitete, hatte einen verachtenden Trotz in ihnen erzeuget. Sie aber waren allzumal arm nach Italien gekommen; und aus ihrer Armuth ging die Begierde nach Reichthum desto brennender hervor, je stolzer sie auf die Bahn ihrer Siege blickten. Das Gefühl, daß sie Fremdlinge wären, blieb in ihnen; der Gedanke, daß sie in gewaltsamen Verhältnissen ständen, verließ sie nicht. Wer konnte die Ereignisse des folgenden Tages zum Voraus berechnen? und sollten sie, bei einer plötzlichen Wendung der Dinge, nach so großen Anstrengungen und Fährlichkeiten, etwa in derselben Armuth nach der Heimath zurückkehren, in welcher sie gekommen waren? Den Helden, meinten sie, gehören die Herrlichkeiten der Welt, und nicht den Feigen. Ueberdieß sahen sie sich bald von Ränken und Arglist umgeben, und fanden kaum etwas Anderes, als Zweideutigkeit, Treulosigkeit und Verrath. Sie waren in früheren Tagen stets die Hoffnung der Schwächeren gewesen: jetzt waren sie, da sie von Allen zugleich gefürchtet wurden, auch Allen zugleich verhaßt, und selbst der

Meuchelmord drängte sich in ihre Mitte. Von den Griechen, welche ohne Einheit, Halt und Kraft, nur dem Zufall und bösen Künsten die Erhaltung ihres morschen Reiches zu verdanken schienen, war nichts Anderes zu erwarten, als eine schleichende Feindseligkeit; aber auch die Italiäner, die Einwohner des Landes, das von Normannen unterworfen war, gaben sich einem heimlichen Treiben hin, welches an und für sich eben so natürlich und verzeihlich, als den Normannen verdrießlich war. Und so ist es begreiflich genug, wie in diesen Normannen zuerst die Lust entstand, zu nehmen, was zu nehmen, zu erpressen, was zu erpressen war, und wie sie alsdann auch zu dem Glauben kamen, nur in der Gewalt ruhe das Recht, und nur im Schwerte die Sicherheit; Schonung aber sei Schwäche, und Milde Verderben [4].

Unter solchen heillosen Umständen fleheten die armen, mißhandelten Menschen in Apulien und Calabrien den Papst, Leo den Neunten, um Hülfe an gegen ihre grausamen Dränger. Und den edlen Papst jammerte des unglücklichen Volkes, und der Raub an den Gütern der Kirche war ihm ein Gräuel. Er griff zu den Waffen, die ihm zu Gebote standen. Er ließ die Normannen ermahnen und zurückrufen zu Milde und Menschlichkeit; er suchte sie zu schrecken mit dem Bannfluche der Kirche. Umsonst. Seine väterlichen Worte wurden nicht beachtet von den verwilderten Söhnen; der Blitz seines Bannes glitt wirkungslos hinab an der ehernen Brust der kühnen Krieger. Ihm blieb daher nur übrig, die Hülfe weltlicher Fürsten anzusprechen, theils um den bedrängten Menschen Erleichterung zu verschaffen die seine Theilnahme angeflehet hatten, theils auch um seinem Bannfluche Nachdruck zu geben. Während er daher mit dem Kaiser in Konstantinopel in Verbindung trat [5], und während er die Fürsten und Vasallen Italiens für sein frommes Werk zu gewinnen suchte, begab er sich, im Jahr ein Tausend und zwei und fünfzig, selbst nach

Teutschland, um den Kaiser, Heinrich den Dritten, zu einer neuen Heerfahrt nach Italien zu veranlassen: denn da die Normannen seinen Bann verachtet hatten, so mochte er allerdings wohl nicht ohne Grund befürchten, daß derselbe eine ganz andere Wirkung, als er beabsichtiget hatte, hervorbringen, daß er namentlich die Normannen reitzen würde, ihre Waffen wider ihn und wider Rom zu kehren. Zu derselbigen Zeit aber war der Kaiser in einem Kriege mit den Ungarn verwikkelt, dessen gedacht worden ist, und stand überhaupt in Verhältnissen, die seine Gegenwart in Teutschland nothwendig machten. Des Papstes Versuch, den Krieg zwischen Heinrich und dem König Andreas von Ungarn durch sein Gebot zu beendigen, mißlang; und Leo, der Papst, hielt nicht für gut, da sein Bann so eben erst bei den Normannen fehl geschlagen war, den König Andreas und die Ungarn mit dem Banne zu belegen; er ließ es vielmehr bei der Drohung bewenden [6]. Der Kaiser jedoch verkannte die Gefahr nicht, welche der Kirche und dem Reiche von den Normannen bereitet werden könnte, und war deßwegen nicht abgeneiget, dem Papst ein großes teutsches Heer zu bewilligen, um dieselbe abzuwenden. Sein treuer Rath aber, der vorsichtige Bischof Gebehard von Eichstädt, widerrieth die Absendung dieses Heeres unter den bestehenden Verhältnissen, und der Kaiser gab den Gründen des klugen Mannes Gehör. Dem Papste jedoch war Vieles daran gelegen, nicht ohne teutsche Waffen nach Italien zurück zu kehren. Deßwegen wurde veranstaltet, daß ihn wenigstens eine Schar von einigen Hunderten begleiten mußte. Sie war zusammen gesetzet, diese Schar, theils aus Kriegern, die von ihren Lehenherren den Befehl erhielten, mit dem heiligen Vater zu ziehen, theils aus Freiwilligen, welche die Hoffnung auf Beute lockte, theils endlich aus Männern, welche wegen Vergehungen ins Elend getrieben waren, und die Gelegenheit nicht versäumten, durch neue Thaten Ansprüche auf Verzeihung und Herstellung

zu erwerben [7]. Zugleich aber forderte der Kaiser die Vassallen in Italien auf, dem Oberhaupte der Kirche ihren Arm zu leihen gegen die widerspänstigen und grausamen Feinde, die Normannen.

Auf solche Weise kam Leo der Neunte an die Spitze eines bedeutenden Heeres. Die Normannen achteten dasselbe nicht gering. Unter ihren Führern war ein Mann von ausgezeichneten Eigenschaften, von eben so vielem Geist, als Kraft und Kühnheit, besonders von einer großen Feinheit in Berechnung der Verhältnisse. Es war Robert, Guiscard beigenannt, der älteste Sohn Tancred's von Hauteville aus der zweiten Ehe desselben, der nicht lange zuvor mit einer frischen Mannschaft angelanget war, um die Bahn zu verfolgen, auf welcher mehrere seiner Stiefbrüder schon Ruhm und Reichthum gewonnen hatten. Wahrscheinlich auf den Rath dieses Mannes trugen die Normannen bei dem Papst auf Frieden an, und erboten sich, alles Land, das sie bisher ungerechter Weise an sich gerissen hatten, fortan von seiner, des Papstes, Gnade als Lehen des heiligen Stuhles zu besitzen [8]. Auf diese Weise hofften sie, den päpstlichen Fluch in Segen zu verwandeln, und durch die Macht der Kirche den Besitz dessen zu heiligen, was mit Sünden erworben worden war. Der Papst aber, ohne Zweifel von Hildebrand geleitet, verwarf den Vorschlag, dessen Annahme ihn allerdings theils mit den Normannen, theils mit dem Kaiser in schwere Verhältnisse zu bringen vermocht hätte; er verlangte dagegen, daß sie Alles, was sie dem heiligen Petrus geraubet hätten, zurückgeben und alles Land, das sie ungerechter Weise in ihre Gewalt gebracht, räumen sollten. Diese Forderung wiesen die Normannen ab. Also war eine Entscheidung, durch die Waffen nothwendig. Und sie fand Statt, diese Entscheidung bei Civitella, am Achtzehnten des Junius, im Jahr ein Tausend und drei und fünfzig. Die Teutschen im päpstlichen Heere kämpften ihres Namens und ih-

res Vaterlandes würdig, und glaubten schon den Sieg errungen zu haben; als aber die Normannen, ungeachtet ihrer geringen Zahl, mit einem Hinterhalte hervorbrechend, dem päpstlichen Heer in den Rücken zu fallen droheten, da wandten sich die Italiäner zur Flucht, und den Teutschen blieb Nichts übrig, als zu sterben. Der Papst, welcher dem unglücklichen Kampfe von fern zugesehen hatte, suchte Schutz in der Stadt. Da aber die Einwohner ihm, in der Angst vor der Rache der Normannen, die Aufnahme versagten, so war der heilige Vater genöthiget, sich als Gefangener in die Hand der Sieger zu geben. Und die klugen Sieger gebrauchten zwar ihren Sieg, jedoch mißbrauchten sie ihn nicht. Sie veranlaßten ihn, den ausgesprochenen Bann zurück zu nehmen; aber sie küßten ihm auch die Füße und fleheten ihn um Vergebung ihrer Sünden an. Und indem sie ihm mit allen Zeichen der größten Verehrung begegneten, führten sie ihn, wie einen Gefangenen, nach Benevento, wohin er am liebsten zu gehen wünschte.

Es bedarf keiner Bemerkung, daß dieser Gang der Dinge dem Kaiser so bedenklich als verdrießlich war, und daß er zur Herstellung einer besseren Ordnung, zur Erhaltung der Kirche und des Reiches, eine Fahrt nach Italien wohl als nothwendig betrachten mußte. Aber es kam noch ein anderer Umstand hinzu, welcher den Wunsch in ihm verstärkte, diese Unternehmung sobald als möglich auszuführen. Im Jahr ein Tausend und zwei und fünfzig nämlich war der so mächtige und prachtliebende, als stolze, trotzige und harte Markgraf Bonifacius von Tuscien, von welchem wiederholt die Rede gewesen ist, durch zwei seiner Lehenleute in einem Walde meuchlerisch mit einem vergifteten Pfeil ermordet worden; und da derselbe, obwohl ein betagter Mann, nur unmündige Kinder hinterließ, so übernahm seine Wittwe, Beatrix, vormundschaftlich die Verwaltung des Landes. Etwa anderthalb Jahre nach diesem Er-

eignisse, als dem Herzoge Godefrid von Lotharingien ein neuer Versuch, wiederum zu Land und Leuten zu gelangen, abermals mißlungen war, begab sich dieser alte Feind des Kaisers heimlich nach Italien. Hier vermählte er sich mit des Bonifacius Wittwe, der Markgräfin Beatrix, und verfuhr alsdann in solcher Weise, als wäre er durch seine Vermählung ohne Weiteres Herr von allen Ländern geworden, welche dem Markgrafen Bonifacius als Vassall des Reiches zugestanden hatten, gleichsam als hätte derselbe keinen Sohn hinterlassen, und als brauchte von einer Belehnung durch den Kaiser nicht die Rede zu sein. Also war allerdings zu fürchten, der lang bewahrte und gleichsam zusammen gekochte Groll des kraftvollen und tapferen Fürsten Godefrid werde denselben um so schneller zu neuen feindseligen Entwürfen wider den Kaiser treiben, da es ihm an Mitteln zur Ausführung eben so wenig zu fehlen schien, als bei dem verworrenen Zustand Italiens an mannigfaltiger Gelegenheit.

Endlich gab folgendes Ereigniß, bei der Lage der Dinge, bei dem Zustand in der Kirche, bei dem geheimen Streite zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, bei den Verhältnissen Italiens endlich, den Ausschlag. Der Papst Leo der Neunte blieb den Rest des Jahres ein Tausend und drei und fünfzig und einen Theil des folgenden Jahres in Benevento, unter den Waffen der Normannen. Ohne Zweifel war er ein Gefangener, aber er hatte den Schein der Freiheit. Vor seiner Frömmigkeit, vor seiner Gottergebenheit, vor seinem reinen Leben und heiligem Wesen verschwand auch der Trotz der verwilderten Normannen. Sie fühlten, daß sie Christen waren, und das Gewicht ihrer Frevel lag schwer auf ihnen. Also begegneten sie dem heiligen Vater mit jeglicher Schonung, und bewiesen ihm die höchste Ehrfurcht. Der Papst lebte daher nicht umsonst in Benevento. Er wirkte in seinem heiligen Beruf in der Nähe und in der Ferne. Während er das un-

glückliche Schicksal der Bewohner Italiens zu erleichtern und die Herzen ihrer Dränger zu Milde und Menschlichkeit zurück zu bringen arbeitete, wich der große Gedanke an die Eine allgemeine Kirche, deren Haupt er wäre, niemals aus seiner Seele: nach Frankreich sandte er seinen Freund Hildebrand, damit derselbe als sein Legat den Streit, welchen Berengar von Tours durch unverständige Ketzereien in der Lehre vom Abendmahl erregt hatte, auf eine milde und verständige Weise ausgleichen möchte [9], und nach Constantinopel ließ er andere befreundete Männer abgehen, die versuchen sollten, ob es nicht möglich wäre, auch die Kirchen des Morgenlandes in die Einheit der abendländischen Kirche herein zu ziehen [10]. Aber die Last des Unglückes von Civitella hatte ihn zu tief gebeuget, als daß er, ein alter Mann, welcher in den letzten Jahren den größten Anstrengungen und Mühseligkeiten ausgesetzet gewesen war, Kraft genug gehabt hätte, sich wieder aufzurichten. Lange hatte er sich in seiner Trübsal mit der Hoffnung getröstet, daß der Kaiser, auf die Nachricht von dem Siege der Normannen und von seinem Unglücke, nicht säumen würde, mit Heeres-Macht nach Italien zu kommen, um die Ordnung herzustellen und Gerechtigkeit zu üben. Als aber diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, und die Aussicht in die Zukunft von Tage zu Tage trüber wurde: da schwanden auch seine körperlichen Kräfte mehr und mehr, und bald vermochte Niemand an seiner nahen Auflösung zu zweifeln. Unter diesen Umständen verließ Leo der Neunte Benevento, um nach Rom zurück zu kehren. Ob er selbst eine Sehnsucht nach den Schwellen der Apostel gehabt, und den Tod am Sitze des heiligen Petrus zu erwarten gewünscht, oder ob die Normannen, durch den Gedanken, das Haupt der christlichen Kirche in der Gefangenschaft als Leiche zu sehen, geängstigt, auf seine Entfernung gedrungen haben, ist ungewiß; gewiß aber ist, sie setzten sich der Abreise des heiligen Vaters nicht entgegen, sondern sie erleichterten die-

selbe, und hörten nicht auf, ihm die größte Ehrerbietung zu beweisen. Der Papst verließ Benevento am Zwölften des Monates März im Jahr ein Tausend und vier und fünfzig; er verweilte einige Tage in Capua; er gelangte, in einem Tragbette, nach Rom; aber seine Kräfte waren gänzlich erschöpft, und schon am Sechszehenten Aprils [11] schied er vom Leben.

Es ist nicht anders möglich: dieses frühe Absterben des frommen Papstes unter solchen betrübenden Umständen muß einen tiefen Eindruck gemacht haben, nicht nur auf alle frommen Gemüther, sondern auch auf Alle, welche hoch standen unter den Dingen dieser Welt, und sich zu erhalten wünschten, oder noch höher zu steigen strebten. Die alte Parteiung in Rom, bei welcher der heilige Stuhl so schandbar mißbrauchet worden, war allerdings seit einigen Jahren zum Schweigen gebracht, aber in dem Boden, aus welchem sie empor geschossen, lag noch eine reiche Saat der Zwietracht, und leicht mochte dieselbe aufgehen und neue giftige Früchte tragen. Und die neue Macht, welche die Normannen im unteren Italien gegründet hatten, und die große Gewalt, nach welcher der Herzog Godefrid im mittleren Italien strebte, schien den heiligen Stuhl zu Rom in eine Lage hinein zu bringen, welche jeden denkenden Menschen um so mehr beunruhigen mußte, je höher die Macht dieses Stuhles in den letzten Zeiten gestiegen war und je größer die Aufregung der Geister in der ganzen christlichen Welt sich gezeiget hatte.

In Rom war man ohne Zweifel in der größten Verlegenheit. Die Vorgänge jedoch in der ewigen Stadt sind unbekannt. Kurz vor seinem Tode hatte Leo der Neunte seinen Freund, den Subdiaconus der römischen Kirche, Hildebrand, zum Verweser dieser Kirche ernannt [12], und Hildebrand war noch nicht aus Frankreich zurückgekehret. In Rom mag daher ein großes Getreibe zwischen der Geistlichkeit, dem Adel und

dem Volk entstanden sein: Viele, welche dasjenige zu würdigen vermochten, was unter dem verstorbenen Papste geschehen war, und welche zugleich der Gräuel eingedenk blieben, die früher Statt gefunden hatten, glaubten, für das Heil der Kirche würde gut sein, wenn Hildebrand selbst die päpstliche Würde erhielte. Er jedoch, Hildebrand, trat solchen Wünschen entgegen. Das Gewisse dem Ungewissen vorziehend, und mehr die Herrschaft der Kirche bedenkend, als die eigene Größe, wollte er lieber zur Seite des heiligen Stuhles stehen, als seinen Sitz auf demselben nehmen. Gegen den Kaiser, Heinrich den Dritten, war schon viel gewonnen; aber es war nur dadurch gewonnen, daß er den Papst, Leo den Neunten, selbst ernannt, und daß dieser Papst stets den Schein zu bewahren vermocht hatte, als handele er nur in dem Geist und Sinne des Kaisers. Auf dieser Bahn mußte weiter gewandelt werden. Nur in der Zusammenwirkung mit dem Kaiser waren neue Vortheile für die Unabhängigkeit der Kirche gegen den Kaiser und gegen alle weltliche Gewalt zu erreichen; und eine solche Zusammenwirkung war nicht zu hoffen, wenn nicht der Kaiser selbst den Papst ernannt hätte. Deßwegen suchte er die Römer, Alle oder einen Theil, dahin zu bringen, daß sie Abgeordnete an den Kaiser senden, und denselben um die Ernennung eines Papstes bitten möchten: denn Leo's Beispiel bewies ja auf das Klarste, daß eine solche Ernennung leicht unschädlich gemacht werden konnte für die Kirche. Es geschah, und Hildebrand selbst stellte sich an die Spitze der Gesandtschaft. In Teutschland war Hildebrand's Erscheinung nicht Allen angenehm. Man hatte schon die Ueberlegenheit seines Geistes erkannt; deßwegen fehlte es nicht an Aengstlichkeit, Mißtrauen, Argwohn. Und der Kaiser scheinet nicht frei gewesen zu sein. Denn er weigerte sich, wie es scheint, einen Papst zu ernennen, und verlangte von den römischen Abgeordneten, daß sie denselben erwählen sollten [13]; gewiß nicht, weil er jeden Vor-

schlag zu genehmigen gedachte, den sie machen möchten, sondern weil er die Gesinnung zu erforschen wünschte, die in ihnen war. Hildebrand aber war klug genug, die Schlinge zu vermeiden, in welche er, wie ohne Zweifel erwartet war, hinein gerathen sollte. Er erklärte dem Kaiser: die römische Kirche habe keinen einzigen Mann, der geeignet wäre für eine so hohe Bestimmung; nur ein teutscher Geistlicher könne zu derselben erhoben werden. Und alsdann bezeichnete er unter den teutschen Bischöfen gerade Denjenigen, von welchem er wissen konnte, daß er vor Allen nach des Kaisers Herzen war: den Bischof Gebehard von Eichstädt, von welchem schon früher die Rede gewesen ist, einen Anverwandten des Kaisers, einen Mann von weisem Rath und von bewährter Treue. Dabei mochte er, Hildebrand, wohl die Hoffnung hegen, daß ihm, wie er den verstorbenen kaiserlichen Papst für die Sache der Kirche gewonnen hatte, so auch gelingen werde, diesen Bischof für die Sache der Kirche zu gewinnen, gleichviel, ob derselbe bisher in einem anderen Sinne gelebt und gewirket hätte, oder nicht. Jedes Falles ist es höchst wahrscheinlich, daß Heinrich den Bischof Gebehard selbst zum Papste gesetzet haben würde, wenn die Wahl der römischen Abgeordneten auf einen Anderen gefallen wäre. Jetzt aber, da diese Wahl seinen Wünschen entsprach, gab er sich das Ansehen, als willige er ungern ein, weil er eines Mannes von so großen Erfahrungen in öffentlichen Geschäften nicht zu entbehren vermöchte. Und auch der Bischof Gebehard zeigte sich keinesweges geneiget, die hohe Ehre anzunehmen, sei es, daß er wirklich Bedenken trug, sich aus dem sicheren Hafen seines vaterländischen Bisthumes in das stürmische, unübersehbare Meer zu wagen, das den Stuhl des Apostels umbrausete, sei es, daß er im Einverständnisse mit dem Kaiser handelte, und die Gründe desselben mit neuen Gründen verstärken wollte. Beide jedoch gaben dem Verlangen Hildebrand's und seiner Gefährten nach. Auf einer Kirchenversamm-

lung zu Mainz wurde der Bischof Gebehard von Eichstädt zum Papst erklärt. Alsobald machte sich derselbe mit Hildebrand und den übrigen römischen Abgeordneten auf den Weg nach Italien. Er gelangte glücklich in Rom an. In Rom, in der Kirche des heiligen Petrus, wie Leo der Neunte von der Geistlichkeit abermals gewählet, und vom Volke mit freudigem Zuruf begrüßet, ward er von den Kardinal-Priestern geweihet und auf den Stuhl des Apostels gesetzt, unter dem Namen Victor's des Zweiten [14]. Es war am Dreizehenten April's im Jahr ein Tausend und fünf und fünfzig, also daß ein ganzes Jahr nach Leo's Tode verlaufen war, ehe die mannigfaltigen Verhandlungen zu einem solchen Erfolge geführet hatten.

Inzwischen hatte sich der Kaiser zu der Fahrt nach Italien gerüstet, die er längst als nothwendig angesehen, und die er nunmehr, wegen der Sicherheit des neuen Papstes nicht weiter hinausschieben zu dürfen glaubte. Zu derselbigen Zeit, da der neue Papst seine Reise antrat, brach auch der Kaiser auf mit seinem Heere. Vielleicht fürchtete er, wie er überhaupt gegen den Herzog Godefried das größte Mißtrauen hegte, so bei dieser Gelegenheit irgend ein Hinderniß von demselben; und wohl wäre möglich, daß der Papst seine ruhige Besitznahme des heiligen Stuhles nur der Anwesenheit des Kaisers in Italien zu danken gehabt habe [15]. Indeß waren Heinrich's Absichten nicht gegen Godefrid allein gerichtet, sondern auch gegen die Normannen. Dieses ist nicht bloß, nach der Lage der Dinge und nach den Vorgängen im untern Italien, von welchen gesprochen worden ist, eine wahrscheinliche Vermuthung, sondern auch der Umstand zeuget dafür, daß er, der Kaiser, vor seinem Aufbruche nach Italien, eine Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt hatte [16], welche ohne Zweifel eine Verständigung mit dem kaiserlichen Hofe des morgenländischen Reiches, und vielleicht selbst die Mitwirkung desselben zur Bändigung des

frechen Volkes der Normannen zu Stande zu bringen versuchen sollte. Aber die Dinge nahmen einen anderen Gang, und Heinrich blieb weit von seinem Ziel entfernet.

Schon am Siebenten April's befand sich der Kaiser in Verona; am fünften Mai's hatte er sich in den Fluren von Roncaglia gelagert, die im Fortgange der Zeit so berühmet geworden sind. Die Vassallen Italiens, geistliches und weltliches Standes, eilten nach und nach herbei, um dem Kaiser ihre Huldigung darzubringen, und die Fortdauer ihrer Treue zu bezeugen. Der Herzog Godefrid erschien nicht vor ihm; aber er schickte ihm Abgeordnete entgegen: „er sinne auf Nichts weniger als auf eine Empörung; vielmehr sei er bereit, für das Reich und den Kaiser Alles zu thun; übrigens sei es ihm angenehm, daß er, aus dem Vaterlande vertrieben, der väterlichen Güter beraubet, wenigstens im Elende durch das Vermögen seiner Gemahlin die Mittel zu seinem Unterhalte fände [17].“ Diese Worte scheinbarer Treue und unverkennbaren Unmuthes waren keinesweges geeignet, den Kaiser zu beruhigen. Deßwegen entschloß sich Beatrix, des Herzoges Gemahlin, dem Kaiser selbst entgegen zu gehen. Und sie mochte diesen Entschluß wohl mit einigem Vertrauen ausführen, da Heinrich ihr nahe verwandt war: denn ihre Mutter, Mathilde, und Heinrich's Mutter, Gisela, waren Schwestern gewesen. Aber sie ward in ihren Hoffnungen schmerzlich getäuschet. Nur mit Mühe erhielt sie Zutritt zum Kaiser [18]; und nachdem sie denselben erhalten hatte, redete Heinrich sie hart an wegen ihrer Vermählung mit Godefrid ohne seine Einwilligung, ja, ohne sein Vorwissen. Beatrix erwiderte: „sie habe gethan, was bei allen Völkern erlaubet sei. Nach dem Tode ihres ersten Gemahles habe sie für das trostlose Haus einen Beschützer zu gewinnen gesucht. Ohne Arglist habe sie sich, eine freie Frau, einem freiem Manne vermählet [19]. Er, Heinrich, würde weder gerecht noch billig handeln, wenn er ihr nicht zugestehen wollte, was im römischen

Reich edelen Frauen immer verstattet gewesen sei.« Aber auch diese Worte besänftigten den Zorn des Kaisers nicht. Auf den Rath seiner Getreuen sprach er zwar den Herzog Godefrid von dem Verbrechen frei, dessen er ihn schuldig gehalten; aber keinesweges, weil er versöhnet war, sondern lediglich, weil er fürchtete, Godefrid möchte sich, zur Verzweiflung getrieben, an die Normannen anschließen, und dadurch möchte der letzte Betrug ärger werden, als der erste gewesen war. Dagegen entließ er die Gemahlin desselben keinesweges; und da in dieser Zeit der Sohn des weiland Markgrafen Bonifacius und der Beatrix, der von Schriftstellern Bonifacius, urkundlich aber Friedrich genannt wird, hinstarb — ein Todesfall, durch welchen die Schwester desselben, Mathilde, ein Kind von acht Jahren, die einzige Erbin des Markgrafen wurde —: so behielt Heinrich die Beatrix in Haft, weil sie, durch ihre Vermählung ohne sein Vorwissen, einem Reichsfeind Italien verrätherisch überliefert hätte [20]. Sie mußte ihn begleiten auf seiner ferneren Fahrt, und ward von ihm, als er in's Vaterland zurückkehrte, nebst ihrer Tochter Mathilde, nach Teutschland geführet [21].

Zum Pfingstfeste befand sich der Kaiser in Florenz. Daselbst versammelte der neue Papst, Victor der Zweite, in seiner Gegenwart, eine Synode, welche zunächst gegen die Simonie, aber auch gegen andere Ketzereien dieser Zeit gerichtet war: denn er wollte dem Kaiser alsobald den Beweis geben, daß er das Werk nicht versäumen werde, an welchem Leo der Neunte mit so großem Eifer gearbeitet hatte. Ob Heinrich nur wegen dieser Synode, und um mit dem Papste weitere Verabredungen zu gemeinsamem Streben zu nehmen, sich nach Florenz begeben, oder ob er die Absicht gehabt habe, weiter über Rom nach dem unteren Italien zu gehen: das ist allerdings ungewiß, obgleich das Letzte kaum zu bezweifeln sein möchte. Aber er setzte seine Fahrt nicht fort, sondern er trat von Florenz aus seinen Rückzug nach Teutschland an, und

ließ Italien in der alten Verwirrung. Aber er hatte gute Gründe.

Im südlichen Teutschlande nämlich hatte sein hartes Verfahren gegen den Herzog Kunrad allgemeinen Unmuth erreget; und in Baiern hatte die Willkühr, mit welcher er seinen Sohn, einen kleinen Knaben, zum Herzoge gesetzet, jede edele Seele mit bitterem Zorn erfüllet. Nun war zwar der Versuch, den Kunrad selbst zu Trotz und Rache gemacht hatte, durch den Tod dieses Herzoges mißlungen; aber des Herzoges Tod war so plötzlich und so zu rechter Zeit eingetreten, daß sich über die Ursachen desselben Gerüchte verbreitet zu haben scheinen, die keinesweges geeignet waren, die Seelen der Menschen dem Kaiser wieder zu gewinnen. Bei dieser Stimmung bewirkte die Heerfahrt nach Italien leicht eine große Aufregung unter den Baiern, und rief mancherlei Entwürfe hervor. Der Fahrt selbst wohnten auch der kühne Bischof Gebehard von Regensburg bei und Welf, der Herzog in Kärnten. Als diese beiden Männer sahen, daß sich dem Kaiser Niemand widersetzte, und daß der Herzog Godefrid, den man vor Allen gefürchtet hatte, Nichts Feindliches zu unternehmen wagte oder vermochte: so baten sie den Kaiser, es ist unbekannt, aus welchen Gründen, aber wahrscheinlich wegen ihrer Verhältnisse mit den Ungarn, um die Erlaubniß zur Rückkehr. Heinrich, Nichts Arges ahnend, ertheilte ihnen diese Erlaubniß. Auf dem Rückzug aber verständigten sich die Lehenleute beider Fürsten und machten eine Verschwörung wider den Kaiser, welche diesen Fürsten, wenn sie dieselbe auch weder geschüret noch geleitet haben, doch wohl kaum unbekannt geblieben ist. Der Kaiser wurde gewarnet. Ihm durfte die Sache um so weniger gleichgültig sein, da nicht nur die Ungarn noch immer eine feindliche Stellung gegen das Reich inne hatten, sondern da auch andere Dinge vorgingen, welche an sich nicht ohne Bedeutung waren, und leicht mit jener Verschwörung in Verbindung gebracht werden konnten.

Der Herzog Brezislav von Böhmen, seit einer Reihe von Jahren des Kaisers getreuer Vassall, war gestorben, und sein Nachfolger hatte die Regierung mit der Vertreibung aller Teutschen und aller Beschützer der Teutschen aus Böhmen begonnen. Dieser Vorgang und die Abwesenheit des Kaisers aus Teutschland hatten die slavischen Völker, weiter nach Norden hin, in Bewegung gebracht, und Liutizen beunruhigten Sachsen. Von dem inneren Zustande dieses Landes aber ist schon gesprochen worden; es herrschte äußere Ruhe, aber im Verborgenen tobten wilde Leidenschaften. In Lotharingien endlich fehlte es auch nicht an mannigfaltigem Getreibe und an der westlichen Gränze war Alles ungewiß. Und nun kam hinzu, daß der Herzog Godefrid plötzlich aus Italien verschwand. Das Schicksal seiner Gemahlin und deren Tochter, das Schicksal seines Bruders Friedrich, der sich nur durch die Flucht der Verhaftung entzogen hatte, ungeachtet er des verstorbenen Pabstes Leo Kanzler gewesen und von demselben mit großen Geschäften betrauet worden war [22], mochte ihn besorgt gemacht haben wegen seiner Sicherheit. Es war aber keinem Zweifel unterworfen, der Herzog mußte sich, mit seinem neu auflodernden Grolle, zu seinem alten Freunde, dem Grafen Balduin von Flandern, begeben; und die Unternehmungen dieser beiden Fürsten konnten um so bedenklicher werden, da sie, wegen einiger Zwiste zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich, mehr als jemals auf die Theilnahme des Letztern an ihren Bestrebungen hoffen durften. Alle diese Dinge zeigten dem Kaiser die Nothwendigkeit, Italien sich selbst zu überlassen, und nach Teutschland zurückzukehren, ehe sich die Keime mannigfaltiges Unglückes entwickelten, die in denselben lagen. Also brach er auf, sobald es schicklicher Weise geschehen konnte.

Und er traf zeitig genug ein, um Vieles zu ersticken und Vieles zu verhüten, obgleich er erst gegen das Ende des Jahres diesseits der Alpen anlangte. Um dieselbe Zeit starb der

Herzog Welf von Kärnten, und der Tod desselben entzog den Unzufriedenen in Baiern eine starke Stütze. Um so weniger durfte Heinrich Bedenken tragen, den Bischof Gebehard von Regensburg, der als geheimer Pfleger der Verschwörung betrachtet ward, anzugreifen. Er wurde, dieser Bischof, wie überführet, verhaftet, und zuerst in Wülflingen, später zu Tofeln, in Gefangenschaft gehalten. Wahrscheinlich ist diese Verhaftung zu Zürich geschehen, wo der Kaiser das Fest der Weihnachten feierte, und wo viele Fürsten und Herren, wie aus Teutschland, so aus Italien, um ihn versammelt waren. Wenigstens beschäftigte er sich zu Zürich mit den öffentlichen Angelegenheiten beider Länder, und zumeist mit den Angelegenheiten Italiens. Für Teutschland aber ist es im Fortgange der Zeit nicht ohne Bedeutung geblieben, daß er seinen Sohn, den kleinen König Heinrich, der jetzt fünf Jahr alt war, mit einem anderen Kinde, Bertha, der Tochter des Markgrafen Otto von Susa, verlobte. Bei dieser voreiligen Handlung bedachte er ohne Zweifel mehr seine eigenen Entwürfe, als das Wohl seines Sohnes. Er wollte sich eine starke Stütze in Italien verschaffen und auf eine Reihe von Jahren eines mächtigen Hauses versichern; er vergaß aber, daß der Mensch vermessen handelt, wenn er in die Tage hinein zu greifen versucht, die da kommen sollen.

Und fast scheint es, als sei Heinrich bald nach diesen Vorgängen, von dem Gefühle durchdrungen worden, daß er überhaupt ein zu verwegenes Werk unternommen habe, zu dessen Fortführung, zu dessen Erhaltung sein Geist und sein Arm nicht stark genug wären. Er begab sich von Basel den Rhein hinab, hier verweilend und dort. Auf dieser Reise erhielt er noch eine erfreuliche Nachricht. Der Herzog Godefrid hatte sich wirklich zu Balduin begeben, dem Grafen von Flandern; und beide Feinde des Kaisers waren in's Feld gezogen und hatten ihre Scharen vor Antwerpen aufgestellt, um diese Stadt rasch hinweg zu nehmen. Sie waren aber geschlagen und ge-

nöthiget worden, die Belagerung aufzuheben. Diese Nachricht, die letzte angenehme, welche dem Kaiser zu Theil geworden, bestimmte denselben wahrscheinlich, bei dem Könige von Frankreich auf eine Unterredung anzutragen, damit die Mißverständnisse aufgekläret würden, die sich zwischen ihnen erhoben hatten. Heinrich der Erste ging in den Antrag ein. Die beiden Fürsten kamen zusammen in Ivoi am Cher [23]. Aber der Kaiser verfehlte dieses Mal gänzlich seines Zweckes. Der König von Frankreich, auf welchen Godefrid, Balduin und andere unzufriedene Fürsten lange einzuwirken gesuchet hatten, zeigte sich auf das Heftigste gegen den Kaiser aufgebracht. Er warf demselben Trug vor, Falschheit und Hinterlist, und ging in seinem Eifer so weit, die alten Klagen der Franzosen über den Verlust von Lotharingien wieder zu erheben, und die Herausgabe dieses Landes, ganz, oder zum Theil, zu verlangen, weil es treuloser Weise von Frankreich abgerissen worden sei. Der Kaiser wies alle Vorwürfe, wie alle Forderungen zurück. Da er aber erkannte, daß die Leidenschaft des Königs ihn taub mache gegen alle verständige Rede, so erbot er sich, ihm, dem Könige, die Unwahrheit und Nichtigkeit aller seiner Klagen und Ansprüche durch das Gottes-Urtheil des Zweikampfes zu beweisen. Das entschied. Der König liebte eine solche Beweisführung nicht. In der nächsten Nacht brach er heimlich auf und kehrte nach Frankreich zurück; und nun blieb auch dem Kaiser Nichts übrig, als den Rückweg anzutreten.

Er aber war nicht mehr Derselbe. Jene Sicherheit, jene Zuversicht, die er in den ersten zehen oder zwölf Jahren seiner Regierung bewiesen und bewähret hatte, war längst dahin. Mit dem Glücke seiner ersten Zeit war sein Vertrauen bis zur Kühnheit empor gestiegen; mit dem Verschwinden dieses Glückes sank auch das Vertrauen immer mehr zusammen. Die Ereignisse der letzten Jahre, das Mißlingen mancher Unternehmung, die Widerspänstigkeit auf verschiedenen Seiten, der Anstoß hier

und dort, die sonderbaren Wendungen, welche der Gang der Dinge nahm, die Aufregung der Geister überall, eine gewisse Verdüsterung, die sich über das Leben hinweg zog, endlich die Ahnung von einem geheimen Wirken und Weben, das ihn umgab und ihm in seiner Weise, wie in seinem Zweck unbegreiflich war: dieses Alles drängte sich nach und nach um ihn zusammen, und machte ihn betreten, ungewiß, unmuthig. Anfangs hatte er sich entschlossen entgegen gestemmet: aber die Gewalt, gegen welche er stand, war an seiner Seite hinweg gegangen; er hatte kühn in das Verworrene hinein gegriffen, aber er hatte Nichts gefasset. Er sah sich einer Welt gegenüber gestellet, in welcher er sich nicht mehr finden konnte.

Und dieses Jahr brachte neue Unfälle. In Böhmen hatte der Haß gegen die Teutschen freien Lauf, und Niemand wurde gefunden, der ihn zu hemmen geneiget gewesen. Der treue Wart der teutschen Gränze, der Markgraf Adelbert von Oesterreich, starb, und durch diesen Tod schien die Feindseligkeit der Ungarn um so bedenklicher zu werden, je größer unter den Baiern die Leidenschaft geworden war. Eben deßwegen mochte Heinrich für nöthig halten, mit den Ungarn jeglichen Frieden zu schließen, so daß er nicht nur die Hoheit des teutschen Reiches über Ungarn gänzlich ruhen ließ, sondern daß er auch seine Tochter Sophia dem Sohne des Königes Andreas, einem Kinde, Namens Salomo, zur Gemahlin versprach. Auch Hermann starb in dieser Zeit, der Erzbischof von Cöln, ein ehrwürdiger Mann, von Geist und Treue, welchem der Kaiser mit ganzer Seele zugethan war. Endlich hatte Heinrich das Unglück, sein eigenes Kind zu verlieren, Kunrad, seinen zweiten Sohn, einen Knaben von vier Jahren.

So viele öffentliche und häusliche Unfälle stürzten kurz nach einander auf den Kaiser, Heinrich den Dritten, herein, zu einer Zeit, in welcher er zwar, dem Alter nach, kaum die höchste Mannskraft erreichet, in welcher er aber, durch große

Anstrengungen ermüdet, schon längst die belebende Freude am Wirken und Schaffen verloren hatte; in welcher er, ungewisses Blickes, den Wirrnissen der Welt gegenüber stand, mit dem Gefühl, ihm gebühre die Lösung, und es fehle an Mitteln und Wegen, durch welche und auf welchen diese Lösung bewirket werden konnte. Und doch kam noch ein allgemeiner Jammer hinzu, welcher den Kaiser tief erschütterte: denn es herrschte in diesem Jahr überall ein großer Mangel in Teutschland, und nicht selten stieg derselbe bis zu einer wahren Hungersnoth.

In der That, es ist nicht zu verwundern, daß Heinrich, der Kaiser, vor so vielen, so starken und so raschen Schlägen des Schicksales, nicht aufrecht zu stehen vermochte. Von banger Ahnung ergriffen, hatte er seinen Freund, den neuen Papst Victor den Zweiten, nach Goslar zu kommen eingeladen. Der Papst folgte der Einladung, und der Kaiser empfing denselben mit der größten Feierlichkeit: denn er hatte auch eine große Menge von Fürsten, geistliches und weltliches Standes, in Goslar versammelt, und von diesen Fürsten umgeben, erwartete er die Ankunft des heiligen Vaters. Es scheinet, seine Absicht sei gewesen, sich mit der Kirche und den Fürsten des Reiches zu verständigen, die Gemüther Aller zu versöhnen und auf solche Weise von Neuem eine sichere, feste, klare Stellung zu gewinnen: denn er hatte selbst seine Feinde zu sich beschieden, wie den verhafteten Bischof Gebehard von Regensburg und den Herzog Godefrid von Lotharingien, welcher sich ihm in der letzten Zeit wieder genähert zu haben scheinet. Und noch ein Mal schwang sich sein Geist empor. Er war heiter, wie es schien, unter den Festlichkeiten; und führte in dieser Heiterkeit die glänzende Gesellschaft nach dem nahen Bothfeld zu den Ergötzlichkeiten der Jagd in den Wäldern des Harzes. Hier aber traf ihn, nach wenigen Tagen, die Nachricht von einem neuen Unglücke. Liutizier nämlich waren in Sachsen eingebrochen. Gegen dieselben hatte er ein sächsisches Heer gesen-

det, welches von Wilhelm, dem Grafen der Ostmark und dem Grafen Dioderich angeführet ward. Und dieses Heer war von den Feinden geschlagen, Wilhelm und Dioderich waren gefallen, und ein großer Theil des Heeres war zu Grunde gegangen.

Diese Nachricht wirkte um so gewaltiger auf den Kaiser, je mehr Kraft er aufgewendet hatte, um heiter, der Gesellschaft würdig, und der Verhältnisse Meister zu erscheinen. Er wurde krank, und ergriffen von dem Vorgefühl eines nahen Todes. In diesem Vorgefühle verzieh er allen seinen Feinden, und bat Diejenigen um Verzeihung, welche von ihm gekränket oder zu hart behandelt sein möchten: wie er denn auch wahrscheinlich dem Herzoge Godefrid die Befreiung seiner Gemahlin und deren Tochter Mathilde versprach. Dem Papst aber, Victor dem Zweiten, empfahl er seinen Sohn, den kleinen König Heinrich. Er starb am Fünften October's, neun und dreißig Jahr alt, nachdem er siebenzehen Jahre König der Teutschen gewesen war und fast zehen Jahre die Kaiserkrone getragen hatte. Im Dome zu Speier, in welchem die Gebeine seiner Aeltern ruheten, hat auch er seine letzte Ruhestatt gefunden [**24**].

Achtzehentes Buch.

Das teutsche Reich unter den fränkischen Kaisern.

Heinrich IV.

Verfall des Reiches und des Thrones.

Offener Kampf zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht.

Erstes Capitel.

Heinrich der Vierte.

Vormundschaftliche Verwaltung des Reiches durch die Kaiserin Agnes.

Leidenschaftliche Entwürfe vieler Fürsten.

J. 1056 — 1062.

Der Tod des Kaisers Heinrich's des Dritten, des Mannes von edeler Gesinnung, von mächtiger Kraft, von großen Entwürfen und willkührlicher Gewalt, mag von Vielen gewünschet worden sein, aber zuverlässig ward er so früh von Niemandem erwartet. Um so stärker, um so allgemeiner war die Erschütterung. Ob er, dieser Tod, ein Glück gewesen, oder ein Unglück, ist nicht leicht zu sagen; das jedoch konnte nicht fehlen, er mußte große Folgen haben. Dem Kaiser selbst konnte kaum etwas Besseres begegnen, als ein frühes Abscheiden nach einem solchen Leben. Als Jüngling war er mit bewunderungswürdiger Weisheit und Stärke aufgetreten; kaum zur Reife des Mannes gekommen, ward er abgerufen. Ihm bleibet der wohlverdiente Ruhm in der Geschichte, Großes gewollt, und Großes, in wenigen Jahren, erreichet zu haben. Eben deßwegen steiget, wenn man dem Gedanken Raum giebt, wie Vieles ihm

noch bei längerem Leben, bis zum Ziele des menschlichen Alters, hätte gelingen mögen, leicht eine gewisse Sehnsucht nach ihm in der Seele auf, so wie die Hoffnung, daß die Ereignisse der nächsten Zeit ganz anders, und weniger unglücklich gewesen sein würden, wenn er die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten behalten hätte. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Sehnung ihre Befriedigung, diese Hoffnung ihre Erfüllung erhalten haben würde. Heinrich war unverkennbar an der Gränze seiner glücklichen Fahrt angelanget. Wohl stand er noch aufrecht, mit fester Hand das Steuer gefasset; aber sein Schiff schwebte auf nächtlichem Meere; ringsher droheten Untiefen und Klippen; von allen Seiten erhoben sich Ungewitter, und kein freundlicher Stern begegnete seinem Auge, das einen Ausweg suchte, eine Richtung. Es ist keinem Zweifel unterworfen: Heinrich würde bei längerem Leben in die größten und mannigfaltigsten Gefahren hinein gerathen sein; und unter diesen Gefahren hätte er sich, durch die Erinnerung an frühere Tage und durch die Entschiedenheit seines Willens vielleicht zu Handlungen hinreissen lassen, welche den Glanz seines erworbenen Ruhmes ausgelöschet und selbst die Reinheit seiner Absichten beflecket haben möchten. Sein Andenken würde vielleicht nicht in Segen geblieben sein unter den folgenden Menschen-Geschlechtern.

Und wer könnte wagen zu behaupten, die öffentlichen Angelegenheiten würden gewonnen haben, wenn Heinrich die Leitung derselben noch länger behalten hätte? Wenn das geheime Weben und Wirken, das im Namen der Kirche wider ihn und alle weltliche Gewalt unternommen war, zu einem offenem Kampfe gekommen wäre, der nicht ausbleiben konnte: so würde er vielleicht, furchtbar enttäuschet, stark aufgetreten, er würde von der Förderung zum Widerstande, vom Widerstande zum Angriff übergegangen sein: aber würde auch der Geist gewonnen haben und die Pflege des Geistes? würde das

Heilige sich weiter verbreitet haben und die Ehrfurcht für das Heilige? würde der Gedanke sich höher geschwungen und der Verstand mehr Klarheit in das Leben gebracht haben? in welchem Falle würde dieses geschehen sein: wenn er obgesieget hätte, oder wenn er unterlegen wäre? Und wenn zu gleicher Zeit die Leidenschaften, die sich überall gegen ihn erhoben hatten, zu Einer großen Macht zusammen geflossen, und alsdann ein Ausbruch derselben wider ihn erfolget wäre: so hätte er ohne Zweifel sich gewaltig entgegen gestemmet: aber würde eine bessere Ordnung in der menschlichen Gesellschaft, würde eine größere Freiheit, eine edelere Bildung die Folge gewesen sein?

Durch Heinrich's plötzliches Hinscheiden stand das Reich da, wie verwaiset. Das Steuer, dem seine Hand entsunken war, wurde von Niemandem ergriffen. Je unerwarteter das Ereigniß eingetreten, desto größer war überall die Verlegenheit. Die Freunde des Kaisers hatten ihren Halt verloren, die Feinde ihre Richtung, und selbst den Zweideutigen fehlte ein fester Stand, von welchem aus sie ihre Blicke nach beiden Seiten zu werfen vermochten. Selbst jene Männer der Kirche, als deren Seele Hildebrand angesehen werden darf, fühlten sich aus dem Gleise geworfen, und wußten alsobald keine sichere Bahn wieder zu finden. Bisher war es ihnen gelungen, ihre Sache dadurch mächtig zu fördern, daß sie den Kaiser zum Theilnehmer an ihrem Werke gemacht hatten, weil sie sich das Ansehen zu geben verstanden, als arbeiteten sie an seinem Werke; jetzt war die mächtige Hülfe dahin, und sie sahen sich, an Statt Eines befreundeten Gegners, einer aufgelöseten Welt gegenüber gestellet, welche die feindseligsten Elemente, sonderbar gemischet, in sich zu vereinigen schien. Es war unmöglich, diese Welt zu übersehen oder zu durchschauen. In die Rechnung der vergangenen Tage war ein großer Riß geschehen, und Niemand vermochte zum Voraus die Kräfte zu erkennen, welche sich in den Tagen entwickeln würden, die bevorstanden. Kaum

blieb Etwas übrig, als das Vertrauen auf den Geist, der durch das Leben der Menschen geht, und die Zuversicht, welche den Wahn eben sowohl begleitet, als den Glauben.

Alle diese Dinge machen begreiflich, warum es nach dem Tode Heinrich's des Dritten, bei allem Haß und Hader, bei allen Entwürfen und Bestrebungen, weit ruhiger blieb, als man zu hoffen gewaget hatte. Die Geister hatten sich noch nicht verständiget, die Kräfte noch nicht zu Parteien vereiniget. In der Ueberraschung wußte Niemand, wohin er sich wenden sollte, und darum wartete ein Jeder auf irgend ein Ereigniß, das er benutzen, dessen er sich bemächtigen könnte, um seine Entwürfe auszuführen, seine Hoffnungen zu erfüllen, seine Leidenschaften zu befriedigen.

Also geschah, daß dem Sohne des verstorbenen Kaisers, einem Knaben von sechs Jahren, der königliche Name, als Heinrich dem Vierten, erhalten wurde, der demselben schon vor zwei Jahren beigeleget war, daß die verwittwete Kaiserin Agnes, die Mutter des königlichen Kindes, die Vormundschaft über dasselbe, wie einst die Kaiserin Theophania über ihren Sohn, Otto den Dritten, übernehmen konnte, ja daß sie es wagen durfte, das Herzogthum Baiern an ihren Namen zu knüpfen, ohne daß ein öffentlicher Widerspruch Statt gefunden hätte [1]. Die Gegenwart des Papstes, Victor des Zweiten, erleichterte ohne Zweifel diese Ordnung der Dinge: denn der ehrwürdige Mann vergaß nicht, was er dem Vater des jungen Königes zu verdanken hatte, und blieb des Versprechens eingedenk, welches dem Sterbenden von ihm gegeben war. Die Kaiserin war eine zärtliche Mutter und wohlmeinende Frau; sie achtete den Rath kluger Männer hoch; nur war sie nicht scharfsichtig genug, um die Weisheit von der Arglist zu unterscheiden, und ihre Seele war zu weich, als daß sie nicht dem stärksten Eindruck am Leichtesten nachgegeben hätte. Jetzt, in ihrem ersten Schmerz über den Tod ihres Gemahles, folgte sie

gern den Winken des Papstes; und des Papstes Wort war eben so wohlwollend als verständig. Durch seine Vermittelung wurden alte Zwiste ausgeglichen: im Besonderen erhielt der Herzog Godefrid seine Gemahlin und seine Stieftochter zurück, und der Graf Balduin von Flandern wurde zum Frieden gebracht [2]. Ueberhaupt ward unter seiner Leitung geordnet und gewirket. Wenn er länger in Teutschland zu verweilen vermocht hätte, wahrscheinlich würden die Verhältnisse sich minder unglücklich gestaltet haben; aber ihn nöthigte sein hoher Beruf bald zur Rückkehr nach Italien, und ehe er den Sitz des Apostels wieder erreichte, traf ihn der Tod.

Und nun, als unter seiner Mitwirkung das Allgemeine kaum festgestellet war, brachen sogleich, im Laufe des Jahres ein Tausend und sieben und fünfzig, die Leidenschaften einzeln, hier und dort, hervor, und auf eine arge Weise.

Die Sachsen unternahmen einen kriegerischen Zug gegen die Liutizen, um dieselben zu züchtigen für die Einfälle, die sie in ihr Land herein gemacht hatten, und für den Tod des Markgrafen Wilhelm, an dessen Leichnam sogar wilde Frevel von ihnen verübet waren. Und sie waren glücklich in ihrem Unternehmen und brachten die Liutizen zur Anerkennung der Hoheit des Reiches zurück [3]. Dieser Feldzug aber mag ihnen Gelegenheit gegeben haben, sich auch mit den Angelegenheiten des gesammten Reiches zu beschäftigen. Viele ihrer Fürsten hielten Versammlungen, um sich darüber zu berathen, wie sie sich nunmehr auch Genugthuung für die Unbille verschaffen möchten, die sie von dem verstorbenen Kaiser erduldet hätten. Sie glaubten, der Sohn würde, wenn er herangewachsen, in die Fußtapfen seines Vaters treten. Darum sei nicht zu säumen; die Jugend desselben sei zu benutzen: das Sicherste aber würde sein, demselben das Reich gänzlich zu entreissen [4]. Nur über den Weg zu diesem Ziele waren sie ungewiß. Indem sie aber überlegten, trug sich Folgendes zu. Der Markgraf Wilhelm,

der kurz vor des Kaisers Tode gegen die Liutizen gefallen war, hatte einen Stiefbruder, Otto genannt. Derselbe war ein tüchtiger Mann, von Geist und Kraft. Aber schon als Knabe war er nach Böhmen verwiesen; wahrscheinlich wegen eines Familienzwistes: denn er wurde von Wilhelm, seinem Bruder, für geringer angesehen, weil seine Mutter eine slavische Frau war [5]. Jetzt, als er Wilhelm's Tod erfahren hatte, kam Otto aus Böhmen nach Sachsen, um zu sehen, ob es ihm vielleicht gelingen möchte, die erledigte Markgrafschaft zu erhalten. Und in ihm glaubten die unzufriedenen sächsischen Fürsten den Mann gefunden zu haben, der ihnen gefehlet hatte, den sie vorschieben könnten, um ihre feindselige Gesinnung gegen das königliche Haus zur That zu bringen. Also empfingen sie den kühnen Mann mit zuvorkommender Freundlichkeit, und forderten ihn auf, nicht nur die Markgrafschaft in Anspruch zu nehmen — denn dieselbe gebühre ihm ja nach dem Rechte der Erbschaft — sondern das Reich selbst. Otto, ein Fremdling in seinem Vaterland, und begierig nach hohen Dingen, ließ sich bethören durch diesen zudringlichen Eifer. Er griff zu. Er ließ sich von Allen den Eid der Treue schwören [6] und das Versprechen geben, daß sie ihm mit ihren Mannen überall zur Hülfe bereit sein wollten. Hierauf wurde beschlossen, daß der König Heinrich getödtet werden sollte, sobald sich die Gelegenheit darböte.

Die Kaiserin befand sich mit dem König, ihrem Sohn, in Regensburg. Auf die Nachricht von dem Getreibe in Sachsen gerieth sie selbst, es geriethen Alle, die es redlich mit ihrem Sohn und ihrem Hause meinten, in nicht geringe Unruhe. Denn man verkannte die Gefahr keineswegs, und hielt für nöthig, derselben auf das Schnellste zu begegnen. Deßwegen beschloß man, und es war im Monate Junius, der junge König solle sich der sächsischen Gränze nähern, und zunächst in Merseburg seinen Sitz nehmen, damit von hier aus, nach den

Umständen, weitere Vorkehrungen rasch ergriffen werden könnten. Nach Merseburg wurden zugleich alle sächsischen Fürsten zum Feste der Apostel Petrus und Paulus berufen, auf daß mit ihnen Rath gepflogen werden könnte über die öffentlichen Angelegenheiten ihres Landes. Die Fürsten folgten dem Rufe, Feind und Freund; Keiner ohne heftige Leidenschaftlichkeit, Alle von einer starken Mannschaft begleitet. Unter diesen Fürsten waren zwei Vettern des Königes Heinrich, die Grafen Brun und Ekbert, Söhne des Grafen Liudolf von Braunschweig [7]. Dieselben stießen unterwegs auf jenen Otto, der nach der Krone strebte, und der mit einem großen Haufen von Bewaffneten entweder gleichfalls dem Hofe des Königes zuzog, oder, was wahrscheinlicher ist, den heranziehenden Fürsten den Weg zu verlegen suchte [8]. Zwischen ihnen und Otto bestand, aus unbekannten Gründen, eine alte persönliche Feindschaft; die neue Verwirrung, welche dieser Mann jetzt in die öffentlichen Angelegenheiten, zum Verderben des königlichen Hauses, zu bringen unternommen, hatte einen grimmigen Zorn in ihnen angefacht. Deßwegen, als sie kaum ihn und seine kriegerische Mannschaft erblicket hatten, gaben sie das Zeichen zum Kampf, und mit wilder Wuth warfen sie sich auf ihren Feind. Ein furchtbarer Streit. Brun und Otto erblickten sich wechselseitig an der Spitze der Ihrigen. Alsobald stürzten sie, Nichts bedenkend als ihren Haß, blindlings auf einander los, und mit einem einzigen gegenseitigen Stoß warfen sie sich, mit einer tödtlichen Wunde durchbohret, Beide zur Erde. Die Krieger erschracken über den doppelten Fall. Ihrer Führer beraubet, setzten sie den schwankenden Kampf fort. Endlich drang Ekbert, seiner schweren Verwundung im Schmerz über des geliebten Bruders Tod gänzlich vergessend, mit Ungestüm in die Mitte der Feinde hinein, von den Seinigen mit gleichem Ungestüme begleitet. Und als nun der Sohn des Grafen Bernhard, ein wackerer Jüngling, noch kaum stark genug für die Last der Waffen [9],

vor ihm zu Grunde gegangen war, da flohen die Uebrigen, die auf Otto's Seite gestanden hatten, allzumal, lösten sich, auch ihres letzten Führers beraubet, gänzlich auf, und kehrten heim zu ihren Wohnungen. Auf solche Weise siegte die Sache des Königes; der erste Versuch der Sachsen gegen das königliche Haus war gescheitert, und die Ruhe kehrte zurück, wie sehr auch die Leidenschaften toben mochten.

Aber die Verwirrung, welche durch diesen Versuch entstanden, war nicht unbenutzet geblieben, und hatte im südlichen Teutschlande Verhältnisse herbeigeführt, in welchen die Keime lagen zu neuen Verwirrungen [10]. Und die Kaiserin scheinet nicht ohne Schuld gewesen zu sein bei den Ränken.

Heinrich der Dritte nämlich hatte einem reichen und mächtigen Grafen in Schwaben, Bertold von Zäringen, einem tüchtigen Manne, einst versprochen, daß er das Herzogthum Schwaben, nach dem Tode des Herzoges Otto von Schweinfurt, erhalten sollte; und damit Bertold sicher sein könnte, daß er, der Kaiser, dieses Versprechens eingedenk sein würde, hatte er demselben seinen Ring, als Erinnerungszeichen, eingehändiget. Bertold bewahrte den Ring sorgfältig; aber der Herzog Otto überlebte den Kaiser, und das Versprechen war noch unerfüllet. Der Kaiserin Agnes waren diese Dinge, wie es scheinet, nicht unbekannt. Sie jedoch hatte andere Absichten. Ihre älteste Tochter, Mathilde, befand sich in der Obhut des Bischofes von Constanz. Dieselbe war erst zwölf Jahr alt [11]. Sie jedoch bestimmte ihr mit mütterlicher Vorsicht einen Jüngling in Schwaben, Rudolf, den Sohn des Grafen Cuono zu Rheinfelden, zum künftigen Gemahl; und eben deßwegen wünschte sie diesem Rudolf, zur würdigen Ausstattung der Tochter, das Herzogthum Schwaben zuzuwenden. Damit nun ein solcher Plan, dem Versprechen des Kaisers Heinrich des Dritten gegenüber, mit einiger Schicklichkeit in's Werk gerichtet werden könnte, wurde wahrscheinlich der Bischof von Constanz in das

Geheimniß gezogen; und Rudolf von Rheinfelden entführte, während die Kaiserin sich in Sachsen befand, die junge Fürstin Mathilde mit scheinbarer Gewalt [12]. Bald nachher, am acht und zwanzigsten September dieses Jahres, starb der Herzog Otto von Schwaben. Sogleich erhob sich die Kaiserin über den Zorn, den sie Anfangs gegen den Räuber ihrer Tochter an den Tag geleget hatte. Sie verzieh demselben seinen Frevel; sie verlobte ihm diese Tochter und belehnete ihn zugleich mit dem Herzogthum Allemannien oder Schwaben. Die junge Fürstin Mathilde jedoch wurde dem Bischofe von Constanz zur Aufsicht und Erziehung zurück gegeben, bis sie zu einiger Reife herangewachsen wäre [13]. Kaum aber war Dieses geschehen oder angeordnet: da erschien vor der Kaiserin der Graf Bertold mit der Bitte, ihm das Herzogthum Schwaben nunmehr zu übertragen. Seinen Anspruch bewährte er durch Vorzeigung des kaiserlichen Ringes. Agnes, die Kaiserin, erkannte den Ring ihres Gemahles; aber das Verlangen desselben konnte sie nicht befriedigen. Ueber das Herzogthum Schwaben, gab sie zu Bertold's Erstaunen [14] zur Antwort, sei schon verfüget; Rudolf von Rheinfelden, dem sie ihre Tochter verlobet, sei zum Herzoge dieses Landes ernannt worden.

Dieser Vorgang scheinet sehr ungünstig gewirkt, und die Gemüther vieler Menschen theils auf die weibliche Verwaltung des Reiches aufmerksam gemacht, theils gegen dieselbe eingenommen zu haben. Und zu leugnen ist nicht: das Benehmen der Kaiserin bei diesem Vorgange hatte etwas Zweideutiges, das Allen auffallen mußte, und das Niemand vertheidigen konnte. Wer annahm, daß Rudolf von Rheinfelden die Tochter der Kaiserin gewaltsam geraubet hatte: dem mußte die Leichtigkeit widerwärtig sein, mit welcher sie einen so argen Frevel nicht nur rasch verzieh, sondern auf eine so unerhörte Weise belohnte. Wem hingegen, eben wegen dieser raschen Verzeihung und Belohnung, der Verdacht aufstieg, daß die Entführung Nichts ge-

wesen, als ein verabredetes Spiel, damit ein Vorwand vorhanden wäre, einen würdigen Mann, den Grafen Bertold, um seine schönste Hoffnung zu bringen: der konnte kaum einiges Vertrauen zu einer Frau behalten, welche so unwürdige Künste nicht verschmähete, selbst nicht für Zwecke, die der Wohlfahrt des gemeinen Wesens völlig fremd waren [15]. Die erste Erklärung des Vorganges reizte wohl leicht manchen stolzen Vasfallen, solcher Schwäche gegenüber, zu Trotz, Hohn und Gewaltthat, deren Einträglichkeit vor Augen lag; die andere Erklärung konnte nicht verfehlen, die Geister zu schärfen, damit der ränkevollen Frau mit Ränken begegnet würde. Die Kaiserin that zwar, was möglich, um gut zu machen, was gut zu machen war; sie gab das erledigte Herzogthum Kärnten und die Mark Verona dem Grafen Bertold zum erblichen Besitz, um ihn zu trösten über den Verlust seiner Hoffnung. Aber die Wunde, die sie ihm geschlagen, war zu tief, als daß sie schnell zu heilen vermocht hätte; und wenn ihm in der, unerhörter Weise ausgesprochenen, Erblichkeit der herzoglichen Würde auch eine vollkommene Genugthuung zu Theile geworden wäre, so war doch damit der Eindruck nicht ausgetilget, den seine Kränkung und Rudolf's Erhebung auf die Welt gemacht hatte. Und doch scheint es, daß die Kaiserin schon bald nachher für nöthig gehalten habe, in ihrer Gunst gegen Rudolf, ihren künftigen Eidam, weiter zu gehen, um nicht in der Eifersucht desselben den Vortheil zu verlieren, den sie von der ersten Begünstigung erwartet hatte. Denn sie ertheilte auch ihm die Erblichkeit des Herzogthumes Allemannien; ja sie untergab ihm zugleich das ganze Königreich Burgund, dessen Verwaltung der Kaiser Heinrich sich selbst so sorgfältig vorbehalten hatte [16]. In der That, es konnte nicht anders sein; die Welt mußte in Erstaunen gerathen über diese Zusammenhäufung von Macht in Eines Mannes Hand, der sich nicht ein Mal durch That und Tugend ein besonderes Recht auf ein besonderes Vertrauen erwor-

ben hatte, sondern der sein Glück einer Handlung verdankte, welche einem Verbrechen gleich sah; sie mußte irre werden, die Welt, durch ein Verfahren, welches mit den Grundsätzen Heinrich's des Dritten in einem schneidenden Widerspruche stand. Es konnte nicht anders sein: alte Leidenschaften mußten in solchen Vorgängen reiche Nahrung finden, und neue Leidenschaften mußten durch dieselben erzeuget werden.

Und an eine Veränderung des Verfahrens war kaum zu denken. Die Kaiserin nämlich überließ sich gänzlich der Leitung eines Mannes, welcher keineswegs die Stimme der Welt für sich hatte, von welchem aber Niemand erwartete, daß er eine andere Bahn einschlagen würde. Es war der Bischof Heinrich von Augsburg. Zu demselben wurde die Kaiserin Agnes nicht hingezogen, weil er etwa durch Weisheit und Tugend ein großes Verdienst erworben hätte; auch nicht, weil seine Kenntnisse von den Verhältnissen des Reiches bekannt oder sein Ansehen bei den Fürsten des Reiches, sei es geistliches, sei es weltliches Standes, groß gewesen wäre: sondern sie sah ihn am Liebsten in der Verwaltung des Reiches an ihrer Seite, weil er sich ausgezeichnet zu haben scheinet durch ein geschmeidiges Wesen, durch eine gewisse Anmuth der Sitten, und, was den Frauen, wenn es mit solchen Eigenschaften vereinigt ist, vorzüglich zu gefallen pfleget, durch raschen Entschluß und entschiedenen Willen. Aber eben diese Eigenschaften, durch welche er der Kaiserin angenehm war, machten ihn verhaßt bei den Fürsten des Reiches. Seine Entschlossenheit, seine Festigkeit erschien ihnen um so mehr als Hochmuth, als unerträglicher Stolz, je weniger sie die Weise zu billigen vermochten, in welcher er handelte; und seine Geschmeidigkeit, und seine Anmuth gaben vielleicht Veranlassung zu den übelen Gerüchten, die sich über sein Verhältniß zu der Kaiserin verbreiteten [17]. Viele geistliche Fürsten, die durch ihre Geburt, ihre Verbindungen, ihr Alter, ihre Stellung, ihre Gelehrsamkeit und die

Strenge ihrer Sitten über ihn hinaus ragten, fühlten sich, wie besonders der Erzbischof Hanno von Cöln, tief gekränket, in vielen weltlichen Fürsten stieg ein arger Unwille auf, und die brennendste Eifersucht bekleidete sich mit dem Gewand eines gerechten sittlichen Zornes.

In dieser leidenschaftlichen Stimmung mußte wohl, hier, dort, überall, der Gedanke entstehen, daß es nothwendig sei, der Kaiserin Agnes die Verwaltung des Reiches zu entwinden, die sie weder selbst zu führen, noch würdigen Händen anzuvertrauen wisse. Und da die Entfernung des Bischofes Heinrich von einer Frau, die einen so übelen Verdacht wider sich und ihren ersten Rath erreget hatte, nicht erwartet werden durfte, so lange ihr die Vormundschaft über ihren Sohn, den kleinen König zustand: so erweiterte dieser Gedanke sich dahin, daß ihr diese Vormundschaft entrissen, oder, was einerlei war, daß der König ihrer mütterlichen Gewalt entzogen werden müßte. Zur Erreichung eines solchen Zweckes aber bedurfte man großer Mittel, deren Vorbereitung viele Zeit erforderte. Man mußte sich verständigen, man mußte sich verbinden, man mußte die Gemüther der Menschen gegen die Kaiserin zu erbittern suchen, man mußte über die Art und Weise der Ausführung einig werden; und auch darüber war eine Vereinbarung nothwendig, was alsdann, wenn der König den Händen seiner Mutter entzogen worden, geschehen, wem die Verwaltung des Reiches, mit der Vormundschaft über den König, übertragen werden sollte. Solche und andere Dinge verlangten mannichfaltige Unterhandlungen zwischen den bedeutendsten Fürsten des Reiches, zwischen Geistlichen und Laien, und veranlaßten ein vielverschlungenes, geheimes Treiben [18]. Aber eben deßwegen, weil jene Fürsten ihren Plan zur Reife zu bringen, und des Ausganges sicher zu bleiben wünschten, war ihnen daran gelegen, die äußere Ruhe im Reiche zu bewahren, damit nicht ein voreiliger Ausbruch Begebenheiten herbeiführen möchte, an wel-

chen alle ihre Entwürfe scheiterten. Sie bemüheten sich daher, die Ordnung zu erhalten. Und zur Erhaltung dieser Ordnung trugen ohne Zweifel auch die Ereignisse bei, die in der Kirche, die mit dem heiligen Stuhl in Rom vorgingen, und deren alsobald gedacht werden soll: denn diese Ereignisse standen mit den Vorgängen im Reich in Verbindung, gingen zum Theile von denselben aus und wirkten alle auf dieselben zurück. Also geschah, daß ungeachtet der mannigfaltigsten und wildesten Leidenschaften, edeler und unedeler Art, einige Jahre in scheinbarer Ruhe verliefen, welche Ruhe nur durch einzelne Frevel unterbrochen wurde.

Daß der Kaiserin Agnes, daß den Männern, die ihr zur Seite standen, dieses geheime Wirken und Weben völlig unbekannt geblieben sei, ist allerdings nicht wahrscheinlich. Aber welche Mittel standen der Kaiserin und ihren Räthen zu Gebote, das Verborgene an das Licht zu ziehen? Hätte sie in das Gewebe hinein zu greifen versucht: gewiß sie hätte dasselbe nirgends zu fassen vermocht. Auch ahnete sie wohl keineswegs den Zusammenhang und den Zweck, und wahrscheinlich sind auch die Gerüchte, mit welchen man ihr Leben zu beflekken suchte, um sie verhasset zu machen, nicht zu ihren Ohren gekommen. Ihr blieb daher kaum etwas Anderes übrig, als den Dingen ihren Lauf zu lassen. Indeß suchte sie entgegen zu arbeiten. Wie einst ihr Gemahl, so zog auch sie vom Süden des Reiches nach dem Norden, und vom Osten nach dem Westen [19], um soviel als möglich allen Gauen ihren Sohn zu zeigen, überall an den Thron und an das Reich zu erinnern, und durch Hülfe, Pflege oder Begünstigung hier und dort einen tüchtigen Mann für ihre und ihres Sohnes Sache zu gewinnen, welcher derselben abgeneiget zu sein schien. So mag sie bei ihrem Aufenthalt in Sachsen in dem Grafen Otto von Nordheim einen thätigen und tüchtigen Mann erkannt haben, welcher jeder Partei, die ihn zu gewinnen verstände, große

Dienste zu leisten vermöchte [20]; vielleicht hat sie auch bemerket, daß demselben, bei seiner Raschheit, Heftigkeit und Kühnheit, eben nicht zu trauen sei, und daß er, wenn er sich wider sie erklärte, besonders in Sachsen, wegen seiner Familien-Verbindung und wegen seiner großen Güter sehr gefährlich werden könnte. Ungewiß aber ist, ob sie geahnet, daß dieser Mann wahrscheinlich schon in das geheime Treiben verflochten war, und an dem Netze mit webte, das man über sie zu werfen vorhatte. Jedes Falles beschloß sie, den Grafen Otto aus Sachsen hinweg zu ziehen, und nicht nur unschädlich zu machen, sondern auch zur Unterstützung und Aufrechterhaltung ihrer und ihres Sohnes Sache zu vermögen. Sie beschloß, damit sie so Vieles auf ein Mal erreichte, ein großes Opfer zu bringen, und ihm, dem Grafen Otto, das Herzogthum Baiern zu übertragen, sobald sie eine schickliche Gelegenheit fände, um diese Beleihung vor der Welt zu rechtfertigen. Und diese Gelegenheit fand sie bald genug, und auf eine unerfreuliche, auf eine unglückliche Weise.

Der König Andreas von Ungarn nämlich hatte seinen Sohn Salomon, einen Knaben von sieben Jahren, denselben, mit welchem die zweite Tochter Heinrich's des Dritten verlobet war, zu seinem Nachfolger im ungarischen Reiche krönen lassen. Es war geschehen auf eine ungeschickte und Vielen anstößige Weise, unter großen Feierlichkeiten. Das größte Aergerniß jedoch hatte Bela genommen an diesem Vorgange, des Andreas Bruder. Dieser, Andreas, die Ueberlegenheit Bela's an Geist und Tugend wohl erkennend, war deßwegen in den Argwohn gefallen, als mißgönne sein Bruder dem Knaben die Krone, und als gehe derselbe mit dem Gedanken um, diese Krone sich selbst auf das Haupt zu setzen. In diesem Argwohne hatte er sich in Ränke eingelassen, die Bela's Leben zu bedrohen schienen. Bela verließ daher Ungarn, von vielen kriegerischen Männern be-

gleitet oder gefolget; er begab sich nach Polen zu seinem Schwiegervater, dem Könige Casimir, und forderte denselben zu Schutz und Rache auf. Casimir versprach. Zwar hinderte ihn der Tod, sein Versprechen zu erfüllen, aber sein Sohn Boleslav der Zweite, übernahm dasselbe und führte es dergestalt aus, daß Bela mit einem Heere von Ungarn und Polen, im Jahr ein Tausend und sechszig, in Ungarn einzubrechen vermochte. Alsobald entstand in Ungarn eine große Bewegung. Andreas, der König, verlor den Muth. Er schickte, was ihm am Theuersten war, nach Teutschland; selbst seinen Sohn Salomon sandte er, um ihn in Sicherheit zu bringen, an die Kaiserin Agnes, die einst die Schwiegermutter desselben werden sollte. Zugleich bat er die Kaiserin um Hülfe gegen seinen Bruder und seine Unterthanen, damit die ungarische Krone seinem Sohn, ihrem Eidam, gesichert bliebe. Agnes bot im folgenden Jahr ein Heer auf, das aus Baiern und Böhmen bestehen sollte. Die Böhmen sollten angeführet werden von ihrem Herzoge Spitigneus; an die Spitze der Baiern stellte sie zwei sächsische oder thüringische Fürsten, Wilhelm, den Markgrafen der Thüringer, einen Sohn des Grafen Wilhelm von Weimar, und den Bischof Eppo von Zeiz, ohne Zweifel in der Absicht, diese Fürsten ihrem Volke zu entfremden und für sich zu gewinnen. Die Böhmen trafen nicht zu rechter Zeit ein, weil ihr Herzog plötzlich gestorben war. Wilhelm und Eppo aber führten dennoch das baierische Heer in Ungarn hinein, vereinigten sich mit dem Könige Andreas und warfen Alles nieder, was Widerstand zu leisten versuchte. Bald aber wendete sich das Glück. Was die Ungarn dem kraftvollen Fürsten Bela verziehen hatten, fremde Waffen in's Land gerufen zu haben, das verziehen sie dem schwachen Andreas um so weniger, da sie die Polen als befreundet, die Teutschen aber als Feinde anzusehen gewohnet waren. Von allen Seiten

strömten sie herbei, erhoben Bela's Fahnen, und umringten bald das teutsche Heer und das Heer des Königes Andreas. Der Rückzug wurde versucht; aber er war nicht mehr möglich. Mit den härtesten Kämpfen, mit den größten Anstrengungen wurde nur wenig gewonnen; am folgenden Tage kehrte die Gefahr wieder, welcher man heute kaum entgangen war. Die Baiern stritten ihres alten Ruhmes würdig; aber Viele ihrer tapfersten Männer starben einen unnützen Tod. Endlich stürzte auch der König Andreas vom Pferd und ward zertreten in dem Getümmel des Gefechtes. Mit seinem Falle, glaubte der Markgraf Wilhelm, sei der Auftrag erlediget, den er von der Kaiserin erhalten hatte, und eine Fortsetzung des Kampfes sei ohne Zweck. Also gab er sich mit denen, die überlebt hatten, in die Hand der Ungarn; und Bela und sein Sohn Geisa ehrten so hoch die Tapferkeit des Mannes, daß er nicht nur frei zurückkehren durfte in das Vaterland, sondern daß ihm auch Bela's Tochter verlobet wurde. Er selbst aber, Bela, war nunmehr Herr von Ungarn, und Niemand bestritt ihm das Reich [21].

Diese Ereignisse waren ohne Zweifel von solcher Art, daß auch sie beitragen mußten, die Regierung der Kaiserin verhasset zu machen. Das Mißlingen der Unternehmung wurde der Ungeschicklichkeit im Entwurf und in der Ausführung zugeschrieben; das Unglück ward als Fehler dargestellet; und der kleine Schwiegersohn, der König Salomon, welcher, nachdem sein Reich verloren war, in der Nähe seiner kleinen Braut im Schutze der Kaiserin blieb, nicht ohne einen lästigen Anhang getreuer Ungarn, mochte wohl auch Veranlassung geben zu manchem bitteren Spotte. Die Kaiserin jedoch benutzte den Ausgang der Fahrt gegen die Ungarn, um dem Grafen Otto von Nordheim ihr Herzogthum Baiern zu übertragen, damit es dem Reich auf dieser Seite nicht an einem tüchtigen Vertheidiger fehlen und die Baiern nicht genöthiget werden möchten,

unter den Befehlen eines Führers zu dienen, der ihrem Land und ihren Verhältnissen fremd wäre. In der Hoffnung aber, daß es ihr gelingen würde, den Grafen Otto durch eine so hohe Begünstigung gänzlich auf ihre Seite zu ziehen, betrog sich die Kaiserin. Otto empfing das Herzogthum, und schwur den Eid der Treue. Aber die Treue, auf welche Agnes rechnete, die treue Anhänglichkeit an sie selbst und die treue Vertheidigung ihrer Verwaltung, war nicht in seiner Brust: sein Herz blieb bei den Sachsen, und seine Seele ließ nicht ab von Denen, welche die Entfernung der Kaiserin von der Verwaltung des Reiches verlangten [22], und mit welchen er wahrscheinlich schon längst in Verbindung stand.

Und diese Entfernung ward, um dieselbe Zeit, da Otto von Nordheim das Herzogthum Baiern erhielt, auch den Männern nothwendig, welche die Unabhängigkeit der Kirche und ihres Hauptes, des Papstes, von aller weltlichen Gewalt erstrebten, dem Hildebrand und Allen, welche die Ansicht desselben theilten oder für diese Ansicht gewonnen waren. Denn diese Männer waren gern mit Heinrich dem Dritten dieselbe Bahn gegangen, weil dieser Kaiser so eifrig auf die Reinigung und Einigung der Kirche hinarbeitete; und sie würden zuverlässig auch zu der Kaiserin Agnes gehalten haben, wenn diese das Werk ihres Gemahles fortgeführet hätte; sobald aber die Kaiserin in einen anderen Weg einlenkte, so mußten sie sich, nach ihren Grundsätzen, derselben offen entgegen stellen. Und möglich wäre wohl, daß sie den Ausschlag gegeben hätten. Eben deßwegen muß nunmehr der Ereignisse gedacht werden, die sich inzwischen in Rom zugetragen hatten und in Italien.

Zweites Capitel.

Der Papst Nikolaus der Zweite und der Cardinal Hildebrand. Herzog Robert Guiscard, Vassall der römischen Kirche. Anfang des offenen Kampfes zwischen der geistlichen Gewalt und der weltlichen.

J. 1056 — 1062.

Der Papst Victor der Zweite war, nachdem er seine Weisheit in den öffentlichen Angelegenheiten des Reiches in Teutschland nicht minder bewähret hatte, als seine Gesinnung für die Kaiserin und den jungen König, nach Italien mit der Vollmacht zurückgekehret, auch in diesem Lande das kaiserliche Ansehen aufrecht zu halten, und zu thun, was nöthig wäre, um die Ruhe und die Ordnung zu sichern. Wegen dieses Auftrages ging seine Reise nicht schnell vorwärts. Im Besonderen verweilte er zu Florenz, woselbst sich schon der Herzog Godefrid befand, nebst seiner Gemahlin, Beatrix, und seiner Stieftochter, Mathilde. Hildebrand war gleichfalls in Florenz; sei es, daß er mit dem Papst in Teutschland gewesen, sei es, daß er von demselben berufen war. Und auch Friedrich fand sich ein, des Herzoges Godefrid Bruder, der früher, um Heinrich's des Dritten Zorn zu entgehen, Mönch in dem Kloster auf

Monte Cassino geworden, nach Heinrich's Tod aber zum Abte dieses Klosters erwählet war, und jetzt überall die Anerkennung fand, die seine Tugenden verdienten. Von den Verhandlungen Victor's mit Godefrid ist Nichts bekannt; dem Abte Friedrich hingegen zeigte sich der Papst sehr wohlwollend und huldreich. Mit den Beweisen dieses Wohlwollens begab sich der Abt nach Rom. Bald aber nach seiner Ankunft in Rom lief die Nachricht ein: am Acht und Zwanzigsten des Julius, im Jahr ein Tausend und sieben und fünfzig, sei der Papst Victor der Zweite zu Florenz gestorben [1].

Kaum war die Nachricht in Rom eingetroffen, so zeigte sich sogleich, mit welchem Unmuthe man hier bisher die Einmischung des Kaisers in die Angelegenheiten des heiligen Stuhles ertragen hatte. Gleichsam als wäre in Heinrich dem Dritten alle kaiserliche Gewalt hingestorben, und als hätte man nunmehr Nichts zu fürchten, wählte man, um so schnell als möglich jegliche fremde Einwirkung abzuschneiden, schon am fünften Tage nach Victor's Ableben einen neuen Papst; und wenn gleich es wahrscheinlich ist, daß diese rasche Wahl nur von Wenigen der bedeutendsten Geistlichen betrieben worden sei, so scheinet doch auch Niemand Einspruch gethan zu haben, weder von der Geistlichkeit, noch vom Adel oder vom Volk. Und sie selbst, diese Wahl, beweiset auf das Klarste, daß man, in feindseliger Unbesonnenheit, schon weit genug zu sein glaubte, um der Kaiserin Agnes und ihrem Sohn offen entgegen treten zu können. Denn der Mann, welcher auf den Stuhl des Apostels erhoben und unter dem Namen Stephan des Neunten als Papst geweihet wurde, war eben der Bruder des Herzoges Godefrid, Abt von Monte Cassino; die beiden Brüder aber, Friedrich und Godefrid, hielten treu zu einander, und hegten, wie man voraussetzen durfte, einen gemeinsamen Haß gegen das königliche Haus, wie sie von Heinrich dem Dritten gleichmäßig verfolget worden waren. Und zwei solche

Männer, in solche Verhältnisse gestellet: was durfte man nicht von ihnen erwarten einem Könige gegenüber, der ein Kind war, und einer Verwaltung gegenüber, die in der Hand eines schwachen, leicht zu mißleitenden Weibes lag.

Wie Hildebrand die Erhebung des neuen Papstes angesehen, ist ungewiß; es ist aber nicht wahrscheinlich, daß er sie gebilliget habe. Wohl mochte er mit dem eigentlichen Zweck übereinstimmen, der durch Stephan's des Neunten Wahl erstrebet war [2], aber schwerlich war er mit der Weise einverstanden, in welcher dieser Zweck erstrebet wurde. Er wollte unverkennbar keinen offenen Bruch mit dem königlichen Hause, welcher nach Stephan's Gelangung zum heiligen Stuhle kaum ausbleiben konnte; er wollte vielmehr die Eintracht erhalten, und die weltliche Gewalt auf eine solche Weise zu leiten suchen, daß sie zur Verbesserung des Zustandes der Kirche für und für mitwirke, etwa bis dieselbe stark genug wäre in ihrer Einheit, um, ohne Erschütterung der gesellschaftlichen Verhältnisse, ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu behaupten gegen sie selbst, die weltliche Gewalt. Auf diesem Wege konnte freilich nur langsam gewonnen werden, was er für nöthig hielt; ein Bruch aber mit dem kaiserlichen Hofe mochte auch leicht selbst Dasjenige in Gefahr bringen, was schon gewonnen war. Und wenn auch die Kaiserin Agnes und ihre Räthe vielleicht einen Papst anerkannt hätten, welcher von den Römern, ohne daß sie nur eine Anzeige erhalten hatten, gleichsam im Sturm erwählet worden war: durfte man erwarten, daß sie, Agnes und ihre Räthe, den Bruder des Herzoges Godefrid ruhig auf dem Stuhle des heiligen Petrus dulden würden, bekleidet mit der ganzen Fülle der päpstlichen Macht, während Godefrid über die Kräfte des ganzen oberen Italiens zu gebieten schien? Mußte man nicht vielmehr in Teutschland Stephan's Wahl gleichsam als eine Empörung der Römer gegen den kaiserlichen Hof betrachten? In der That scheinet man

am kaiserlichen Hofe, bei der Nachricht von den Vorgängen in Rom, sehr betreten gewesen zu sein; und das Gerücht, das sich bald verbreitete, mußte an demselben wohl Glauben finden, das Gerücht nämlich, der Papst habe die Absicht, seinen Bruder Godefrid mit der Kaiserkrone zu krönen, alsdann, mit demselben vereinet, die Normannen aus Italien zu vertreiben, auf solche Weise Italien zu vereinigen, und hierauf den Kaiser zu veranlassen, seinen Sitz in Rom zu nehmen.

Bis zu solchem Schwindel freilich hat die Leidenschaft wohl nicht getrieben; wenn aber auch die beiden Brüder, Stephan und Godefrid, wie es allerdings wahrscheinlich ist, weitere Entwürfe zu Rache und Größe gemacht haben sollten: so wurde doch Stephan, der Papst, wie es scheinet, durch Hildebrand, bald zur Besonnenheit und Mäßigung zurückgebracht. Er hatte den Befehl gegeben, daß alle Schätze des Klosters auf Monte Cassino nach Rom abgeliefert werden sollten. Als aber dieser Befehl ausgeführet wurde, da hatte er schon seinen Entschluß geändert, und gab die Schätze sämmtlich dem Kloster zurück. Ferner ward Hildebrand an den Hof der Kaiserin Agnes nach Teutschland gesendet, ohne Zweifel um zu beruhigen und um ein freundliches Verhältniß zwischen dem Thron und dem apostolischen Stuhle wieder herzustellen: am Weihnachtsfeste dieses Jahres befand sich derselbe am kaiserlichen Hofe zu Merseburg. Er selbst endlich, der Papst, der inzwischen mit großer Vorsicht und ganz im versöhnenden Geiste zu Werke ging, entschloß sich, selbst zu seinem Bruder Godefrid zu reisen, und wohl auch in keiner anderen Absicht, als um sich mit demselben zu verständigen und ihn zu überzeugen, daß bei ihm als Papst vor dem Gedanken an die Kirche kein Gedanke an Rache und Größe bestehen könne und dürfe, und daß er, wegen des Heiles der Kirche, nicht die Hand bieten möge zur Ausführung früherer Entwürfe. Ehe er aber die Reise antrat, sei es, daß er das Gefühl in sich trug, seine Tage würden in kurzer

Jahren für die Verbesserung des Kirchenwesens geschehen war, zu Grunde gehen würde. Die Kaiserin Agnes aber, Hildebrand und die Freunde seines Strebens, ja selbst der Herzog Godefrid, hatten an dem Manne des Frevels, der sich Papst Benedict den Zehenten nannte, einen gemeinschaftlichen Feind. Um so leichter wurde zwischen ihnen ein Einverständniß, diesem Mann und seinen Beschützern gegenüber, zu Stande gebracht. Und wahrscheinlich hat Hildebrand den kaiserlichen Hof nicht eher verlassen, als bis er sich mit der Kaiserin verständiget hatte, sowohl über den Bischof, der mit der päpstlichen Würde bekleidet, als über die Art, in welcher verfahren werden sollte. Und bei seiner Ankunft in Italien verständigte er sich auch leicht mit Wibert, welchen Agnes zum kaiserlichen Canzler in diesem Land ernannt hatte [6], so wie mit dem Herzoge Godefrid, bei welchem er zu Florenz einige Zeit verweilte.

Hier, zu Florenz, sammelten sich die Geistlichen um ihn, die aus Rom entflohen waren; und auch viele wohlgesinnte Laien mögen sich eingefunden haben, aus dem römischen Adel nicht minder, als aus dem Volke. Diese Männer beschlossen, eine Gesandtschaft an den kaiserlichen Hof zu senden, wie es zur Zeit Heinrich's des Dritten gewöhnlich gewesen, um die Kaiserin Agnes zu ersuchen, daß sie für den erledigten apostolischen Stuhl einen Bischof ernennen möchte: denn von dem Eindringling, Benedict dem Zehenten, sollte, als wäre er gar nicht vorhanden, keine Rede sein. Die Gesandtschaft traf den jungen König und seine Mutter an der ungarischen Gränze. Sie fand eine freundliche Aufnahme, und gern erfüllte die Kaiserin Agnes ihr Verlangen. Im Namen des jungen Königes ernannte sie den Bischof Gerard von Florenz, welchen die Gesandten vorgeschlagen hatten, zum Papst, und ertheilte dem Herzoge Godefrid den Auftrag, den Ernannten nach Rom zu führen und seine Erhebung auf den Stuhl des Apostels zu beschützen.

Inzwischen versammelte Hildebrand die Cardinal-Bischöfe und die übrigen Geistlichen der römischen Kirche, die zu vereinigen waren, zu Siena; und hier wählte diese Versammlung eben denselben Mann, welcher gleichzeitig am kaiserlichen Hof ernannt war, für welchen sich wohl auch schon früher der Herzog Godefrid erkläret hatte, den Bischof Gerard von Florenz, zum Papste. Er erhielt den Namen Nikolaus des Zweiten [7].

Dieser neue Papst war ein rechtschaffener und wohlgesinnter Mann, zwar ohne große Willenskraft und ohne Erhabenheit des Geistes, aber eben deßwegen um so lenkbarer durch Hildebrand's weise oder entschiedene Rathschläge [8]. Sobald die römische Gesandtschaft aus Teutschland zurückgekommen war, deren Nachricht wie eine kaiserliche Bestätigung seiner Wahl angesehen werden durfte [9], schrieb er, ohne Zweifel auf Hildebrand's Betreiben, eine große Synode nach Sutri aus, und berief zu derselben alle Bischöfe aus Tuscien und Langobardien, um mit denselben zu berathschlagen, was wider den Frevler zu thun sein möchte, der den apostolischen Stuhl im Besitze hatte. Zugleich ersuchte er die beiden Fürsten, Wibert, den kaiserlichen Canzler in Italien, und Godefrid, den Herzog, daß sie mit Heeres-Macht heran ziehen, und den Beschlüssen der Synode nöthiges Falles Nachdruck verschaffen möchten. Und die Bischöfe eilten auf des Papstes Ruf in großer Zahl herbei, und Wibert und Godefrid folgten um so lieber seiner Einladung, da sie von der Kaiserin die Weisung erhalten hatten, den neuen Papst nach Rom zu begleiten. Bei dem Anblicke so vieler Bischöfe aber, bei dem Anblicke besonders der kriegerischen Macht, die sich bei Sutri zeigte, verloren die Urheber der Verwirrung in Rom den Muth; sie zogen sich auf ihre Burgen zurück oder suchten andere Schlupfwinkel zu ihrer Rettung auf; und Benedict der Zehente, ein unbedeutender Mann, mehr ein schuldloses Opfer fremder Leidenschaften als selbstthätiger Theilnehmer an den heillosen Vorgängen, sah sich allein, verlassen und verrathen.

Er ergriff die Flucht [10]. Hierauf hielt der neue Papst, Nikolaus der Zweite, im Anfange des Jahres ein Tausend und neun und fünfzig, seinen Einzug in Rom, und wurde mit desto größerer Ehrfurcht empfangen und auf den heiligen Stuhl gesetzet, jemehr von Manchen der Römer gefürchtet werden mochte, daß nach einem solchem Ausgang auch ihnen Manches zur Last geleget werden könnte. Nach diesem Ausgang aber verließen Wibert, Godefrid und die fremden Bischöfe die ewige Stadt.

Alsobald trat der Papst Nikolaus in die Fußtapfen Leo's des Neunten, um die Kirche von den größten Flecken zu reinigen, die ihr Schmach und Zerrüttung brachten, von der Simonie und der Unzucht der Geistlichen. Aber die neuen Ereignisse, die sich nach dem Tode Victor's des Zweiten und Stephan's des Neunten zugetragen hatten, scheinen ihn und seinen Rath Hildebrand noch mehr beschäftiget zu haben, als jene alten und verderblichen Uebel. Wenn sie in die Geschichte früherer Tage zurückblickten bis in die Zeit Karl's des Großen hinauf, in welcher das Papstthum und das Kaiserthum zuerst neben einander und wider einander getreten waren: so mußten sie sich wohl gestehen, daß in diesen zwei Hundert und sechszig Jahren selten ein Papst in einer solchen Weise zu seinem Sitze gelanget war, welche dem Geiste der Kirche und seiner hohen Stellung würdig gewesen. Denn ein Theil hatte sich die erhabene Würde erschlichen; Andere hatten sie erkauft, wieder Andere verdankten sie einer Gewalt, die nicht in der Kirche selbst entsprang, und nur bei Wenigen hatten böse Künste gefehlet [11]. Die Behauptung, daß der Papst von der Geistlichkeit und dem Volk in Rom zu wählen, und daß der Gewählte vom Kaiser zu bestätigen sei, mochte oft genug ausgesprochen, sie mochte als alte Satzung der Kirche, die selbst durch Verträge bekräftiget sei, betrachtet werden: in der That aber war sie mehr ein Grundsatz frommer und eifriger

Männer, als eine Wahrheit, und nur selten war sie vor der Wirklichkeit bestanden. Wie konnte aber ein Papst auf Reinigung und Einigung der Kirche dringen, wenn der Stuhl des Apostels selbst ein Spiel der Parteiungen war, zur Verfügung bald des Reichsten, bald des Schlauesten, bald des Mächtigsten gestellt, und wenn die Stufen der Leiter, auf welcher man zu demselben gelangte, nicht aus Weisheit, Tugend und Frömmigkeit bestanden, welche die Achtung der Welt verdienten, sondern aus irdischen Stoffen, gemeiner Art? Und was half aller Eifer, was halfen alle Entwürfe, alle Anstrengungen und Aufopferungen, wenn morgen von der Leidenschaft oder der Thorheit wieder vernichtet oder verwirret werden konnte, was heute von der Tugend und der Weisheit gebauet oder geordnet war? In der That, Hildebrand und der Papst konnten wohl in gutem Glauben eine feste Ordnung für nothwendig halten, durch welche der heilige Stuhl dem Getreibe der Parteien nicht weniger, als der Gewalt des Goldes und der Waffen entzogen würde. Und da Hildebrand den kaiserlichen Hof gesehen hatte, und ohne Zweifel mit den Verhältnissen in Teutschland genau bekannt geworden war, so mochte er, bei der Feststellung einer solchen Ordnung, wenn nur dem Kaiser das Recht blieb, das der Grundsatz demselben beilegte, um so weniger von dieser Seite einen Widerspruch fürchten, je lästiger auch den Kaisern die bisherige Verwirrung gewesen war.

Noch im Monat April dieses Jahres hielt der Papst eine Versammlung im Lateran, in welcher ein Hundert und dreizehen Bischöfe gegenwärtig waren. Von dieser Versammlung ließ er, um jene Verwirrung für immer zu lösen, ein Decret genehmigen, das wegen der Art, mit welcher es aufgenommen wurde, und wegen der Folgen, die es eben dadurch gehabt hat, hoch berühmt geworden ist. Es ist wahr: das Decret, wie es uns überliefert worden, ist in seiner wichtigsten Bestimmung, den Einfluß des Kaisers auf die Papstwahl betreffend, wenn

der gemeine Ausdruck verstattet ist, auf Schrauben gestellet; es ist kaum verständlich und einer mehrfachen Deutung fähig [12]; aber man kann sich auch des Gedankens nicht erwehren, daß uns das Decret in seiner ächten Gestalt nicht überliefert worden sei, und daß wir nur eine Schrift vor uns haben, die Lücken enthält, Verstümmelungen und Einschiebsel [13]. Jedes Falles machte Hildebrand's bisheriges Verfahren, es macht die ganze Lage der Dinge, es machen auch die späteren Vorgänge [14] sehr wahrscheinlich, ja gewiß, daß das Decret in einem versöhnenden und freundlichen Sinn abgefasset worden sei [15]. Im Wesentlichen aber wurde Folgendes festgesetzet.

„Wenn ein Papst gestorben ist, so sollen zuvörderst die ersten Geistlichen der römischen Kirche, die Cardinäle [16], sich sorgfältig berathen; das Ergebniß dieser Berathung sollen sie dem Könige Heinrich, welcher hoffentlich einst Kaiser sein wird, oder desselben rechtmäßigen, vom heiligen Stuhl anerkannten Nachfolgern mittheilen; hierauf sollen sie, nachdem sie des Königes Zustimmnng erhalten haben, den Papst wählen, den Erwählten den übrigen Geistlichen und dem Volk in Rom zur Anerkennung vorstellen, und den Vorgestellten auf den Stuhl des Apostels setzen [17]: denn nur auf diese Weise könne die Pest der Feilheit abgehalten werden. Sie aber sollen aus dem Schooße der römischen Kirche wählen, und nur alsdann aus einer anderen, wenn in der römischen Kirche kein geeigneter Mann gefunden wird [18]. Falls in Rom selbst eine reine und ächte Wahl, ohne Bestechlichkeit, nicht möglich wäre, so sollen auch wenige Cardinäle das Recht haben, an jedem anderen Ort, über welchen sie mit dem König übereingekommen sind, den Papst zu erwählen [19]. Wenn aber Kriegesstürme oder menschliche Bosheit unmöglich machten, daß ein Papst, in solcher Weise gewählet, auf den apostolischen Stuhl erhoben würde: so soll doch der Erwählte, als der wahre Papst, das

Recht haben, die römische Kirche zu lenken und über alle Kräfte derselben zu verfügen. Endlich soll ein Papst, der auf eine andere Weise gewählet, geweihet, erhoben werden möchte, nicht als Papst, sondern als Satan, nicht als ein Apostolischer, sondern als ein Abtrünniger angesehen werden; er soll, mit seinen Begünstigern und Anhängern auf immer verfluchet, wie der Antichrist, wie ein Eindringling, wie ein Verwirrer des Christenthumes, von den Schwellen der heiligen römischen Kirche zurückgestoßen, und jeglicher Kirchenwürde entsetzet werden.» Uebrigens waren dem Decrete gräßliche Flüche und freundliche Segenssprüche angehänget: jene für Alle, welche den Bestimmungen desselben widerstreben, diese für Alle, welche dasselbe befolgen und fördern würden.

Niemand wird leugnen: konnte diese Verordnung aufrecht erhalten und ausgeführet werden, so war ein reicher Quell mannigfaltiger Noth und Schmach verstopfet, und ein besserer Gang der Dinge durfte mit Recht erwartet werden, zumal wenn die Reinigung der Kirche gelang, an welcher so eifrig gearbeitet wurde. Aber eben so wenig wird Jemand leugnen: der Aufrechthaltung, der Ausführung mußten sich große Schwierigkeiten entgegen stellen. Das Decret mußte den römischen Adel, die Grafen von Tusculum an der Spitze, zum größten Zorne reizen und zu wilder Wuth: denn die alte Kette war zerrissen, in welche jene Grafen die Entwürfe des Ehrgeizes, der Herrschlust und der Habsucht, die sich in ihrem Hause wie eine böse Krankheit vererbten, immer wieder einzuhenken verstanden hatten. Die römischen Geistlichen, die es nicht bis zur Cardinals-Würde gebracht, konnten ihre Ausschließung von der Papstwahl auch nur als eine schwere Kränkung betrachten. Das römische Volk, wie wenig es auch bisher bedeutet hatte bei den Wahlen, vermochte wohl auch nicht mit Gleichgültigkeit den Verlust eines Rechtes zu ertragen, dessen es sich jetzt durch den Verlust bewußt ward. Denn Mancher

aus der niederen Geistlichkeit und aus dem Volke hatte doch gewiß im trüben Wasser einen reicheren Fischzug gemacht, als er im klaren Strome zu machen hoffen durfte. Endlich mußten in der ganzen christlichen Welt alle Geistliche, die sich mit den Lastern dieser Zeit beladen hatten, in Furcht gerathen: denn ihnen schien die letzte Hoffnung abgeschnitten zu werden, daß auf einen strengen Papst bald ein anderer Papst folgen könnte, der sie gern leben ließe in ihren Sünden.

Ueber alle diese Dinge haben der Papst Nikolaus und Hildebrand sich schwerlich getäuschet. Das aber mögen sie, wie schon bemerket wurde, nicht gefürchtet haben, daß ihr Decret das Mißfallen des kaiserlichen Hofes erregen würde. Denn wenn auch ihre Entwürfe für die Zukunft höher hinauf gingen, so glaubten sie doch wohl in diesem Decrete dem Kaiser gegeben zu haben, was des Kaisers war, und mochten sich eben deßwegen entweder einer entschiedenen Mitwirkung zur Geltendmachung des Decretes von Seiten des kaiserlichen Hofes, oder wenigstens einer stillschweigenden Genehmigung gewiß halten. Aber sie hatten sich schwer geirret. Am kaiserlichen Hofe war man zu sehr an die willkührliche Besetzung aller bischöflichen Stellen gewöhnet, und im Besonderen hatte die willkührliche Besetzung des apostolischen Stuhles, welche Heinrich der Dritte zum Recht erhoben zu haben schien, einen zu großen Reiz, als daß man geneiget zu sein vermocht hätte, sich auch nur im Mindesten beschränken zu lassen. Oder war es denn nicht eine arge Beschränkung, daß eine kleine Anzahl von Geistlichen den Papst wählen und daß der Kaiser genöthiget sein sollte, entweder die Wahl derselben, wie sie auch gefallen sein mochte, zu genehmigen, oder sich mit ihnen in einen Streit einzulassen, der desto unwürdiger zu sein schien, da er nicht ein Mal in kaiserlicher Weise, nicht einmal mit den Waffen weltlicher Herrschaft und Gewalt geführet werden konnte? Und so Et-

was war angeordnet von einem Papste, den die Kaiserin Agnes kaum erst ernannt hatte, ohne daß zuvor eine Verständigung mit derselben gesucht, ohne daß ein Wort an sie gerichtet worden wäre. In der That: bei diesen Vorgängen, in der Erinnerung an Heinrich's des Dritten Weise und Waltung, mußten wohl starke Leidenschaften mannigfaltiger Art den kaiserlichen Hof umkreisen, verwirren und verblenden. Und sie erhoben sich, diese Leidenschaften, und verblendeten den kaiserlichen Hof dergestalt, daß er selbst seine Stellung zu den Parteien in Teutschland gar nicht mehr zu bedenken vermochte. Es ist aber auch nicht unmöglich, und nicht einmal unwahrscheinlich, daß selbst die Feinde des kaiserlichen Hauses das Feuer geschüret haben, um dasselbe in größere Noth zu bringen, und ihre geheimen Zwecke desto leichter zu erreichen [20].

Dem Papst und seinen Freunden konnte der Eindruck nicht lange verborgen bleiben, den sein Decret auf den kaiserlichen Hof gemacht hatte. Die Sache war um so wichtiger, weil, wenn auch von Teutschland her kein gewaltsames Einschreiten unmittelbar zu fürchten sein mochte, alle Diejenigen, welchen das päpstliche Decret ein Anstoß war oder ein Aergerniß, sich durch den Unwillen am kaiserlichen Hof ermuthigt fühlen mußten, sich zu widersetzen, gleichviel welche Gesinnung übrigens in ihnen lebte. Und was voraus zu sehen war, trat schnell ein. Die Grafen und Herren in Rom's Nähe nahmen eine drohende Stellung, und in Lombardien zeigten sich Erscheinungen, welche dem Papst und seiner Umgebung, bei der Lage der Dinge, nothwendig große Besorgnisse einflößen mußten. Denn in diesem Lande waren durch die Ereignisse, welche unter den Kaisern Kunrad und Heinrich Statt gefunden hatten, und von welchen früher die Rede gewesen ist, große Kräfte aufgereget, und die Geister waren in eine Bewegung hinein gekommen, die immer weiter ging. Die Städte hatten den Saum der Freiheit gefasset, und hielten fest, was

in ihren Händen war. Dabei entstand ein reger Wetteifer zwischen den Städten über den Vorzug an Wohlhabenheit, Ansehen und Macht; und dieser Wetteifer trat, bei der jugendlichen Frische des bürgerlichen Lebens, gewöhnlich in der Gestalt feindseliger Eifersucht hervor: denn es war eigentlich eine Brautbewerbung um die Freiheit. In diesem Jahr, ein Tausend und neun und fünfzig, kam es, nachdem längst feindselige Handlungen, Plünderungen, Verwüstungen, Brandstiftungen, wechselseitig Statt gefunden hatten, zu einem offenen Kriege zwischen Mailand und Pavia, in welchem der ritterliche Adel die Anführung des Volkes übernahm; und auf dem Todten-Felde ward eine blutige Schlacht geschlagen, in welcher die Mailänder den Sieg gewannen. Diese Vorgänge waren nicht ohne Wichtigkeit. Sie lähmten nicht nur den Herzog Godefrid, sondern sie regten auch die Gemüther auf in ganz Lombardien. Schon hatte Lodi Theil für Mailand an dem Kampfe genommen, und von beiden Seiten wurde daran gearbeitet, die Städte zur Rechten und zur Linken in den Kampf hinein zu ziehen.

Aber die Aufregung und eben deßwegen auch die Verwirrung ward im oberen Italien noch durch einen unübersehbaren Streit in der Kirche vermehret, der neben diesem Streite herlief, mit demselben zusammenfiel, und wohl auch mit demselben in Wechselwirkung stand. In diesem Lande nämlich war es mehr als irgendwo gewöhnlich, daß die Geistlichen allzumal, die Bischöfe etwa ausgenommen, verheirathet waren. Auf diese Gewohnheit hatten die Versuche, die seit einigen Jahren zur Verbesserung des Kirchen-Wesens gemacht worden, noch keinen Einfluß gehabt; vielmehr hatte man sich, wie schon früher bemerket worden ist, diesen Versuchen widersetzet, und hin und wieder wohl auch getrotzet. Ein Geistlicher, der nicht verheirathet war, hielt sich eine Kebse, und selbst manche Bischöfe waren nicht frei geblieben von einem sündlichen Verkehre mit Weibern.

Aber der fromme Eifer, den Heinrich der Dritte und seine Päpste bewiesen, hatte auch im oberen Italien fromme Eiferer aufgerufen, welche ohne Schonung und Maß in die alte Weise hinein fuhren, welche die Ehe der Priester, wie die Unzucht derselben mit demselben Namen Hurerei benannten, und mit gleicher Heftigkeit gegen Alle tobten, die nicht in mönchischer Weise lebten. Diese Männer, unter welchen sich ein Priester, Ariald, besonders auszeichnete, hatten an den Mönchen unermüdliche Bundesgenossen, und selbst unter dem Adel fehlte es nicht an frommen Schwärmern, die sich auf ihre Seite stellten. Daher wurde diese große Sache bald in das Volk gebracht; und das Volk nahm einen lebendigen Antheil an derselben, und überließ sich beunruhigenden Ausbrüchen. Der neue Papst nun, Nikolaus der Zweite, schickte, um die unselige Spaltung zu endigen, einen Legaten nach Mailand, von dem er gewiß sein konnte, daß er mit dem feurigsten Eifer die Sache der Kirche betreiben würde, und von dem er hoffen durfte, daß es ihm wegen des Scheines von Heiligkeit, welcher denselben umgab, und wegen der besonderen Art von Beredtsamkeit, die ihm eigen war, leichter als jedem Anderen gelingen würde, seinen Auftrag auszuführen. Denn dieser Legat war Petrus Damiani, den der Papst Stephan der Neunte gezwungen hatte, dem einsiedlerischen Leben, an welchem seine Seele hing, zu entsagen und das Bisthum Ostia zu übernehmen; ein Mann, welcher Gelehrsamkeit und Unwissenheit, Weisheit und Thorheit, Geist und Unverstand mit einer zähen Schwärmerei für eigene Heiligkeit und fremde Zerknirschung in sich zusammen gekocht hatte, der diese unauflösliche Mischung stets in schlagender Rede in die Welt hinein warf, der Alles, was ihm als Sünde oder Laster erschien, mit herben, derben, rohen Worten [21] schonungslos angriff, und der eben deßwegen bei gebildeten Männern selten eines gewissen Eindruckes verfehlte, bei der rohen Menge hingegen fast immer seinen Zweck erreichte,

und die bewundernden Mönche beständig auf seiner Seite hatte. Ihn begleitete nach Mailand als zweiter päpstlicher Legat der Bischof Anselm von Lucca, der bald hernach selbst den heiligen Stuhl in Rom bestiegen hat. Beide Männer aber fanden das Uebel, das sie dämpfen sollten, sehr arg. Der Erzbischof Wido, den Heinrich der Dritte auf den Stuhl des heiligen Ambrosius gesetzet hatte, war menschlich und mild gesinnet, und hatte den Geistlichen seines Sprengels nachgesehen, was jetzt als gottloses Laster verschrieen wurde; ja, er hatte vielleicht gar nicht geglaubt, daß Etwas nachgesehen würde. An ihm fanden daher die verheiratheten Geistlichen einen Halt, und selbst die unzüchtigen Priester einen Trost. Und die eigenthümliche Stellung der mailändischen Kirche wirkten ein und erfüllten die Seelen mit Hoffnung und mit Zorn. Diese Kirche nämlich hatte in früheren Tagen, als der apostolische Stuhl, ein Spiel der Parteien, häufig auf das Schmachvollste beschmutzet und beschändet war, der römischen Kirche gegenüber rein und erhagen dagestanden. Eben deßwegen hatten die Päpste, im Gefühl ihrer Sünde, so wenig gewaget, dieser Kirche zuzumuthen, daß sie sich ihren Anordnungen zu unterwerfen habe, als die mailändische Kirche, vor deren Augen die Gräuel in Rom vorgingen, sich zu dieser Unterwerfung verstanden haben würde. Also galt in Mailand der Grundsatz, daß man sich um Rom nicht zu bekümmern habe, und dieser Grundsatz hatte bei den schweren Händeln des Erzbischofes Heribert mit dem Kaiser und dem Papst eine neue Stärke erhalten. Als daher jetzt die römischen Legaten erschienen und mit ihrem Auftrage hervortraten: da entstand in Mailand ein so wilder Aufruhr, daß diese Legaten ihres Lebens nicht sicher blieben. Nun gelang es zwar dennoch dem Legaten Petrus Damiani durch seine Persönlichkeit, durch seine Beredtsamkeit und durch eine weise Mäßigung, zu welcher die Gefahr ihn nöthigte, nicht nur den Aufruhr zu stillen, sondern auch den Erzbischof und die Geistlichkeit

von Mailand zur Anerkennung der Grundsätze zu bewegen, welche die römische Synode im Lateran gegen Simonie und Unzucht ausgesprochen hatte; ja, es gelang ihm, dieselben einer Kirchen-Strafe zu unterwerfen. Aber die Gemüther wurden nicht beruhiget; die Ordnung wurde nicht hergestellet; vielmehr gährte und kochte es überall, und auf Niemand war zu rechnen.

Unter solchen Umständen, und von so mannigfaltigen Gefahren bedrohet, mußten der Papst und Hildebrand sich wohl nach einer Hülfe von weltlicher Art umsehen, weil das päpstliche Wort leicht zu unmächtig werden konnte, solche drohende Stürme zu beschwören. Sie bedurften einer Hülfe, die geeignet war, nahe Gewalt abzuwenden, und entfernter Gewalt Besonnenheit zu empfehlen; und diese Hülfe konnte bei der Lage der Dinge und der Stellung der Völker Niemand gewähren, als allein die Normannen im unteren Italien. Aber die Normannen waren auch bereit, sie zu gewähren. Diese kühnen Abenteurer nämlich waren nunmehr Meister vom ganzen unteren Italien, oder hatten wenigstens die Gewißheit, daß das ganze Land in ihre Hand fallen müsse und fallen werde. An ihrer Spitze stand als Haupt der Herrschaft Robert Guiscard, dessen schon gedacht worden ist, ein kühner Krieger, ein verwegener Räuber, ein harter Mensch, aber auch ein Mann von großem Verstande, der klar einsah, daß sie, die Normannen, wohl zum Besitze des Landes mit ihrer wilden, wüsten Weise zu gelangen vermocht hätten, daß sie aber, wenn sie diese Weise nicht änderten, zuletzt selbst in ihrer eigenen Verwegenheit zu Grunde gehen müßten; der klar einsah, daß die Plünderungen und Gewaltthätigkeiten aufhören, daß der Einwohner geschonet, daß Ordnung und Recht hergestellet werden müßten; der klar einsah, daß es vor Allem nothwendig wäre, was sie der rohen Kraft verdankten, auf etwas Menschliches, Geistiges, Heiliges zu stellen, wenn es vor der Welt gerechtfertiget werden, wenn es bestehen und gedeihen und nicht Al-

les wider sich haben sollte, was gut und edel ist in der menschlichen Brust. Und wo anders hätte er zu finden vermocht, was ihm und seinem Volke nothwendig war, als bei dem Papste, dem Haupte der Kirche, dem Vertreter des Heiligen? Der Papst Nikolaus und Robert Guiscard wurden daher von einer gegenseitigen Nothwendigkeit zu einander hingetrieben: was Jeder bedurfte, das konnte der Andere gewähren.

Schon vor der Lateranensischen Synode waren zwischen dem Papst und den Normannen Verbindungen angeknüpfet. Der Papst hatte die Normannen wegen neuer Angriffe auf Güter der Kirche mit dem Fluche der Kirche beleget. Von diesem Fluche gequälet, hatten die Normannen eine Gesandtschaft an den Papst geschickt, und ihn eingeladen, zu ihnen zu kommen: sie würden ihm jegliche Genugthuung leisten. Nikolaus war, zur Förderung der Kirche und wegen der Erhaltung ihrer Güter, der Einladung gefolget. Zu Melfi, wo der Papst auch eine Versammlung vieler Geistlichen aus Apulien und Calabrien veranstaltet hatte, erschienen die Vornehmsten der Normannen vor ihm, Robert Guiscard ohne Zweifel neben dem Fürsten Richard von Capua. Sie, die Normannen, gaben die geraubten Güter der Kirche zurück; der Papst dagegen sprach sie vom Banne der Kirche frei. Und nun mögen, sogleich und in der Folge, weitere Verhandlungen Statt gefunden haben, und Manches mag für den Augenblick beschlossen, Manches für künftige Fälle vorbereitet sein. Nachdem aber jene verworrenen Verhältnisse eingetreten waren, welche das Decret über die Papstwahl erzeugte, wurden diese Verhandlungen zu einem merkwürdigen Schlusse gebracht, dessen Folgen sehr groß gewesen sind und fortgedauert haben durch spätere Jahrhunderte. Der Papst nämlich ertheilte dem Normannen Richard das Fürstenthum Capua, und dem Normannen Robert, Guiscard beigenannt, die Belehnung mit Apulien und Calabrien, und selbst, gegen einen jährlichen Zins, mit Sicilien, das noch nicht erobert war; und

„Robert von Gottes und des heiligen Petrus Gnaden, Herzog von Apulien, Calabrien, und mit Beider Hülfe bald auch von Sicilien“ [22], erkannte den Papst an als seinen Lehenherrn, und schwur ihm einen feierlichen Eid der Treue, mit dem Versprechen, daß er der römischen Kirche Schirmvogt und Beistand sein wollte zu allen Zeiten. Und als die Verhältnisse noch schwieriger wurden, und das Wahldecret in Gefahr zu kommen schien, da schwur der neue päpstliche Herzog einen neuen Eid, durch welchen er sich verbindlich machte, an der Aufrechthaltung dieses Decretes festzuhalten, wenn nur die erwählten Päpste ihm oder seinen Nachfolgern die Investitur mit den genannten Ländern nicht versagen würden [23]. Aber der Herzog Robert gab auch seinem Lehenherrn und der Welt alsobald einen schlagenden Beweis, daß sie sich nicht zu leeren Worten vereiniget hatten, sondern zu Wahrheit und That. Denn ein normannisches Heer zog sogleich wider die Grafen von Tusculum und die übrigen Hauptleute, deren roher Uebermuth bisher so häufig Unglück und Schmach über Rom gebracht hatte. Und die Burgen derselben wurden zerstört und ihre Macht gebrochen; und der Papst wurde von der nächsten Besorgniß befreiet, in welcher er vor diesem frechen Adel gelebet hatte.

Es ist völlig unnütz, zu fragen: ob der Papst ein Recht gehabt habe, dem Normannen die Länder des unteren Italiens zu ertheilen nach Lehensbrauch und ob der Herzog Robert ein Recht gehabt habe, die Belehnung vom Papst anzunehmen. Wer hat denn hier ein Recht vor dem Anderen? Niemand. Alles stand auf der That und auf der Wichtigkeit des Augenblickes. Die Kaiser in Konstantinopel hatten sich die Herren des Landes genannt; aber seit einer Reihe von Jahrhunderten waren sie nicht die Herren gewesen, sondern sie hatten die Einwohner bald durch ihre eigenen Beamteten auf das Grausamste mißhandeln lassen, bald den Mißhandlungen fremder Räuber Preis gegeben. Die Normannen waren theils im Besitze, theils

sicher, zum Besitze zu gelangen. Wer hatte ihnen beigestanden? wem waren sie Dank schuldig? um wen hatten sie sich zu bekümmern? Was sie waren, das waren sie durch sich selbst. Und warum hätten sie, ein kleines, abenteuerliches Häuflein, nicht mit dem Segen der Kirche die Frevel zudecken sollen, auf welchen der Fluch der Welt lag? warum hätten sie nicht den Besitz des eroberten Landes durch die Belehnung vom Papste sichern sollen, da der gewaltige König eines unermeßlichen Reiches, Karl der Große, kein Bedenken getragen hatte, aus der Hand des Papstes die Kaiserkrone zu empfangen, und mit derselben die Oberherrschaft über Rom, das bis dahin auch auf dem Namen des Kaisers im Morgenlande gestanden hatte? Der Papst aber, warum hätte er Bedenken tragen sollen, den Eid der Treue zu empfangen, den der Herzog Robert ihm zu leisten kein Bedenken trug? Allerdings hatten die Kaiser Kunrad der Zweite und Heinrich der Dritte Verbindungen mit den Normannen angeknüpfet; aber waren diese Verbindungen verpflichtend für den apostolischen Stuhl? Und hätte etwa der Papst in der Bedrängniß, in welcher er sich befand, die helfende Hand, die Robert Guiscard ihm entgegen streckte, zurückwerfen, und diesen Mann an den kaiserlichen Hof weisen sollen, von welchem ihm selbst die Bedrängniß gekommen war? Nein, es ist klar: von irgend einem Rechte kann nicht die Rede sein. Der Papst und die Normannen handelten nach den Umständen tadellos, und nur durch die Entwickelung der Dinge konnte der Werth oder Unwerth der Verbindung zwischen dem Papst und den Normannen entschieden werden.

Aber es konnte nicht anders sein: am kaiserlichen Hofe erschien die Lehenherrlichkeit des Papstes als eine freche Anmaßung, und vermehrte den bitteren Zorn, den man über das Wahldecret gefasset hatte. Denn es war nicht zu verkennen, daß der Papst, oder Hildebrand, der nunmehr von Nikolaus zum Cardinal-Archidiaconus der römischen Kirche erhoben wurde,

entschlossen war, nöthiges Falles das Decret über die Papstwahl mit Gewalt zu vertheidigen. Ja, die Beleihung des Herzoges Robert schien eine wahre Verhöhnung des landesherrlichen Ansehens, und wirkte um so tiefer, je weniger man im Stande war, die frechen Priester zu züchtigen. Und die Verlegenheit, in welcher sich, wie gezeiget worden ist, die Kaiserin Agnes in Teutschland selbst befand, wurde noch durch Mißwachs, Hungersnoth, und in deren Folge durch pestartige Krankheiten unter den Menschen und durch eine böse Viehseuche vergrößert, so daß eine Kirchen-Versammlung, welche die Kaiserin nach Worms ausgeschrieben hatte, gar nicht zu Stande gebracht werden konnte [24]. Es blieb daher Nichts übrig, als etwa durch Ränke, Aufhetzungen und andere Künste entgegen zu arbeiten; und in diesen Dingen standen Hildebrand und der Papst gewiß nicht zurück. Mit einem solchen Getreibe aber verlief die Zeit ohne bedeutende Vorgänge bis zum Tode des Papstes Nikolaus des Zweiten, der am zwei und zwanzigsten Juli's des Jahres ein Tausend ein und sechszig zu Florenz eintrat.

Dieser Tod war ein wichtiges Ereigniß. Er änderte nicht die Gesinnungen der Menschen, aber er änderte den Anblick der christlichen Welt. Er schied die beiden Parteien, die bisher im Verborgenen wider einander gearbeitet hatten, ohne ihre gegenseitige Feindschaft zu bekennen, offen auseinander, stellte sie schroff wider einander und nöthigte sie zu rascher That.

In Rom versammelten sich sogleich, ohne Zweifel auf Hildebrand's Betreiben die Cardinäle, um nach der Vorschrift des verstorbenen Papstes sich über einen neuen Papst zu vereinigen. Ihre Wahl fiel auf den Bischof Anselm von Lucca, einen würdigen Priester, der durch sein Leben, wie durch seine Kenntnisse das Urtheil der Welt für sich gewinnen zu müssen schien. Zugleich beschlossen sie, nach derselben Vorschrift, den Cardinal Stephan nach Teutschland zu senden, um sich mit der Kaiserin Agnes zu verständigen, und dieselbe zur Genehmi-

gung dieser Wahl zu bewegen. Sie hofften aber wohl auch, daß dieser Versuch gelingen würde, theils weil der Bischof Anselm sich früher eines großen Vertrauens am kaiserlichen Hofe erfreuet hatte, und zunächst wegen dieses Vertrauens erkohren sein mochte, theils weil der Cardinal Stephan ein gewandter Mann war und von feinen Sitten. So von der einen Seite.

Aber von der anderen Seite war man auch nicht unthätig. Der Canzler Wibert, dem sich ein Cardinal Hugo, aus Eifersucht, wie es scheinet, gegen Hildebrand zugesellet, veranlaßte die Bischöfe in Lombardien sich zu versammeln, weil der Augenblick günstig wäre, der Strenge zu entgehen, die von den letzten Päpsten geübet worden. Diese Bischöfe, entweder der Simonie schuldig oder der Unzucht, wurden leicht darüber einig, daß sie einen Papst aus dem Paradiese Italiens, aus Lombardien, erhalten müßten; einen Mann nämlich, der nicht hart und rauh wäre, sondern der menschlichen Schwäche Etwas nachzusehen wüßte. Ein solcher Mann schien ihnen der Bischof Cadolus oder Cadolaus von Parma [25], der reich war an Geld und Gut, der aber um so gewisser, wie sie meinten, Nachsicht haben würde, je öfter er selbst menschlicher Schwäche unterlegen wäre. Auch hofften sie ihren Wunsch leicht durch die Kaiserin Agnes zu erreichen. Sie hielten sich an den Satz, den ja selbst der Papst Nikolaus bestätiget hätte, daß kein Papst ohne Zustimmung des Kaisers erwählet werden sollte. Nun war zwar der junge König Heinrich noch nicht Kaiser; wenn aber der junge König als römischer Patricius anerkannt und begrüßet würde: so war von der Mutter desselben zu erwarten, daß sie in seinem Namen gern einen Mann zum Papst ernennen würde, für welchen sie in Italien Vertheidiger fände. Und die Anerkennung als römischer Patricius schien mit desto größerem Anscheine von Recht und Schicklichkeit geschehen zu können, da das Patriciat, seitdem Heinrich der

Dritte dasselbe angenommen hatte, leicht als eine erbliche, vom Königthum unzertrennliche Würde dargestellet werden konnte [26], und da sich auch mehrere Unzufriedene aus Rom, vom Adel und vom Volk, eingestellet hatten, welche im Namen der Römer zu handeln bereit waren. Man beschloß also, daß eine Gesandtschaft nach Teutschland gehen, und die Auszeichnungen der patricischen Würde überbringen sollte.

Die Gesandten beider Theile kamen nach Teutschland; jedoch langten, wie es scheinet [27], die Gesandten Wibert's früher an, als der Gesandte Hildebrand's, der Cardinal Stephan. Und was voraus zu sehen war, geschah. Die Ersten gewannen leicht die Kaiserin Agnes und ihre Räthe: denn sie brachten neue Ehren und schmeichelten der Leidenschaft durch eine scheinbar unbedingte Unterwerfung unter die kaiserliche Entscheidung. Eben damit aber war der Zweck der Anderen vereitelt. Der Cardinal Stephan konnte gar nicht dazu gelangen, nur das Angesicht der Kaiserin zu sehen [28]. Er bat fünf Tage hindurch um Zutritt; aber er fand kein Gehör. Inzwischen mögen die Räthe der Kaiserin mit ihm unterhandelt, und, um den Schein völliger Unparteilichkeit zu wahren, erkläret haben: es sollte zu Basel eine Versammlung der Reichsfürsten gehalten, und zu derselben alle Bischöfe Italiens eingeladen werden; er selbst, Stephan, möge auf dieser Synode vorbringen, was er vorzubringen habe: die Entscheidung derselben sollte für Alle verbindlich sein. Wenigstens ist gewiß, die Versammlung ward angesetzet. Stephan aber, der Gesandte der Cardinäle, der nunmehr über die Absicht der Kaiserin nicht mehr in Zweifel sein konnte und eben deßwegen seinen längeren Aufenthalt in Teutschland für unnütz hielt, eilte, tief gekränket, nach Italien zurück und nach Rom.

Der Bericht dieses Mannes über Das, was er in Teutschland selbst erfahren, gesehen oder von Anderen gehöret hatte,

muß den Cardinal Hildebrand, er muß alle Cardinäle, so wie alle Anhänger der Lehre von der Einheit und von der Unabhängigkeit der Kirche tief erschüttert haben. Es war für sie ein großer Augenblick, in welchem es um Sein oder Nicht-Sein galt. Sollten sie die Schmach, die ihnen in der Abweisung ihres Abgeordneten, des Cardinals Stephan, widerfahren war, unthätig auf sich nehmen, und den Erfolg der Versammlung zu Basel ruhig abwarten? Aber in diesem Falle war das Wahldecret des Papstes Nikolaus, auf welches sie so große Hoffnungen gebauet hatten, ein eiteles Werk; Alles, was zur Förderung der Religion durch Verbesserungen im Kirchen-Wesen in der neueren Zeit geschehen war, mußte aufgegeben, und die ganze Kirche räuberischen und unreinen Händen überlassen werden; für sie selbst aber, für Hildebrand und seine Freunde gab es keine Sicherheit mehr; sie mußten jegliche Mißhandlung von ihren Feinden erwarten, und zum Gespötte Derer werden, die ihnen vertrauet hatten. Oder sollten sie die Sache der Kirche noch fürder auf sich nehmen, und unbekümmert um die Kaiserin den Mann auf den Stuhl des Apostels setzen, für welchen ihre Stimmen entschieden hatten? Aber in diesem Falle waren sie genöthiget, weit über das Decret des Papstes Nikolaus hinaus zu gehen: denn sie mußten nothgedrungen, in Worten oder durch die That, den Satz behaupten, daß die Einwilligung des Kaisers in die Wahl des Papstes gar nicht nothwendig sei, sondern daß Derjenige, welchen die Cardinäle erwählet hätten, ohne Weiteres mit Recht den Stuhl des Apostels einnehmen könne, und von der christlichen Welt als wahrer Papst verehret werden müsse [29]. Und mit diesem Satze ward auch der letzte Faden zerrissen, der noch die Verbindung zwischen dem Thron und dem päpstlichen Stuhl erhielt. Es mußte ein Kampf entstehen zwischen der Kirche und der weltlichen Gewalt, zwischen dem Thron und dem Altar, der einzig in seiner Art war, und in seinen Folgen gar nicht übersehen

werden konnte, gleichviel ob der Sieg sich auf diese Seite stellte, oder auf jene, oder unentschieden bliebe.

In der That: wenn Hildebrand und die Seinigen, bei allem Muthe, bei aller Entschlossenheit, selbst bei der festen Ueberzeugung von der Heiligkeit ihrer Sache, die in ihnen gewesen sein mag, vor dem Gedanken an einen solchen Kampf auf Leben und Tod zurück getreten wären: wer hätte unter ihren Zeitgenossen, wer in späteren Tagen sie zu tadeln gewaget? Sie aber gaben nicht verloren; sie beschlossen, das Aeußerste zu versuchen. Und wie schwach sie auch zu sein schienen, wenn die Waffen gezählet wurden, auf welche sie rechnen durften, und welche ihren Feinden zu Gebote standen: es fehlte ihnen nicht an Gründen zu einem starken Vertrauen, und die Gefahr war weniger groß, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist. Für sich selbst nämlich hatten sie nicht mehr zu fürchten, wenn sie den Kampf aufnahmen und verloren, als wenn sie denselben aufgaben, nachdem sie ihn hervor gerufen. Das Aufgeben mußte ihnen die Achtung der Welt entziehen; die Fortsetzung machte sie der Theilnahme vieler Menschen gewiß. Unter den Geistlichen konnten sie auf Alle rechnen, die sich durch Gelehrsamkeit und Wissenschaft auszeichneten: denn diese Männer erwarteten kein Heil für die Fortbildung der menschlichen Gesellschaft, für den Geist und für die Pflege des Geistes, von der rohen Gewalt des Feudal-Wesens, sondern lediglich von der Kirche; sie konnten rechnen auf alle edelen Seelen: denn diese hielten eine durchgreifende Reinigung der Kirche für nothwendig, und eine solche Reinigung schien nur vom apostolischen Stuhle ausgehen zu können; sie konnten endlich rechnen auf das ganze Heer der Mönche, welche um so eifriger zu sein pflegten, die größte Strenge unter die Welt-Geistlichen einzuführen, je heftiger sie beschuldiget wurden, daß in den Klöstern die Zucht, welcher sie sich unterworfen hätten, erschlaffet wäre. Nicht minder gab es im Adel viele und

bedeutende Männer, die zu ihnen hielten oder sich zu ihnen neigten, bald aus Ueberzeugung, aus Glauben und Wahn, bald aus einer edelen oder unedelen Leidenschaft, aus volksthümlichen Gefühlen, aus Haß gegen das königliche Haus, aus Neid und Eifersucht. Von diesen Männern war theils Vieles zu hoffen, theils Nichts zu fürchten. Und das gemeine Volk in Städten und Dörfern, wohin anders schien es sich wenden zu können, als auf die Seite der Kirche? Denn in der Kirche fand es am Leichtesten Schutz; von der Kirche erhielt es am Meisten Hülfe; Religion und Kirche wurden nicht selten verwechselt, und die Mönche hatten auf die große Menschen-Masse einen unermeßlichen Einfluß.

Ja, die Hoffnungen Hildebrand's und der Seinigen durften noch weiter gehen. Selbst wenn die große Frage zwischen ihnen und ihren Feinden mit dem Schwert entschieden werden mußte, waren sie nicht unbedingt der schwächere Theil. In Italien waren sie vielleicht überlegen. Die furchtbaren Normannen waren von ihnen gewonnen, und der Herzog Godefrid und dessen Gemahlin Beatrix, hatten, seitdem die Normannen gewonnen waren, entschieden ihre Partei genommen. Das Einzige also, was zu fürchten übrig blieb, war die Ankunft eines starken teutschen Heeres in Italien, das schwerlich zwischen den Alpen und Rom aufgehalten werden konnte. Aber eine solche Heerfahrt war unter der Verwaltung einer Frau, welche Vielen verhasset war, und auf welche die Meisten zürnten, kaum zu Stande zu bringen; und die Unzufriedenheit so vieler Fürsten in Teutschland konnte jeden Tag Ereignisse herbeiführen, welche Italien völlig sicher stellten vor den Waffen der Teutschen.

Unter solchen Umständen entschlossen sich die Cardinäle, auf ihrem Wege fortzugehen und sich offen der Kaiserin Agnes und dem königlichen Haus entgegen zu stellen. Am dreißigsten Septembers dieses Jahres, ein Tausend sechszig und eins,

erwählten sie feierlich den Bischof Anselm von Lucca, für welchen sie sich schon früher entschieden hatten, zum Papst. Am folgenden Tage hielt der neue Papst seinen Einzug in Rom. Der Zug wurde beschützet von dem Normannen Richard, dem Fürsten von Capua, welchen man aus Vorsicht herbei gezogen hatte. Das Volk in Rom begrüßte, in der Weise früherer Tage, den Gewählten. Er ward auf den apostolischen Stuhl erhoben, und legte sich den Namen Alexander's des Zweiten bei [30].

Um dieselbe Zeit fand die Versammlung der Fürsten des Reiches aus Teutschland und Italien zu Basel Statt. Sie scheinet nicht zahlreich gewesen zu sein, diese Versammlung; jedoch hatten sich aus Italien viele Bischöfe eingefunden, und auch einige vom römischen Adel, wie der Graf Gerard von Galera, der vom Papste Nikolaus mit dem Bann beleget war. Die anwesenden Fürsten mögen, wie die Kaiserin, in großer Leidenschaft gewesen sein; ihr Zorn aber wurde auf das Höchste getrieben durch die Nachricht von den Vorgängen in Rom, und von der Besitznahme des heiligen Stuhles durch Alexander den Zweiten. Der junge König Heinrich, ein eilfjähriger Knabe, ward angethan mit dem Schmuck eines römischen Patricius [31], weil dadurch seine Mutter das Recht zu erhalten glaubte, in seinem Namen den Papst zu ernennen. Hierauf wurde das Decret des Papstes Nikolaus über die Papstwahl für nichtig erklärt; Alexander der Zweite ward abgesetzet [32]; dagegen schlugen die Bischöfe von Piacenza und Vercelli den Bischof Cadolaus von Parma zum Papste vor [33]; die ganze Versammlung gab, am acht und zwanzigsten Octobers, ihre Zustimmung; der junge König und seine Mutter, die Kaiserin Agnes, bestätigten den Erwählten, und überreichten ihm einige Zeichen der päpstlichen Würde. Hierauf ward er als Papst begrüßet. Man nannte ihn Honorius den Zweiten.

Aber es war leichter, in Basel einen Papst zu ernennen,

als den Ernannten nach Rom zu bringen und auf den Stuhl des Apostels zu setzen. Von der Absendung eines teutschen Heeres nach Italien scheinet nicht einmal die Rede gewesen zu sein. Man überließ den Italiänern, welche des Honorius Wahl betrieben hatten, nunmehr dafür zu sorgen, daß vollendet würde, was von ihnen eingeleitet war. Zwar erhielt der Bischof Bucco von Halberstadt den Auftrag, den neuen Papst als königlicher Bevollmächtigter nach Rom zu begleiten [34]; zwar erhielten auch viele Vasallen in Italien den Befehl, den neuen Papst nach Rom zu führen und auf den heiligen Stuhl zu setzen. Aber mit dem Einen, wie mit dem Anderen, war wenig gewonnen. Der nahe Winter und Godefrid's Macht schreckten. Erst gegen den Frühling des folgenden Jahres, ein Tausend und zwei und sechszig, gelang es dem Papste Honorius, auf eine kaum begreifliche Weise, im Geheimen nach Parma, nach Bologna zu kommen. Daselbst wußte er alsdann seine Freunde in einer solchen Anzahl um sich zu versammeln, daß es ihm, dem Bannfluche seines Gegners zum Trotze, möglich ward, mit bewaffneter Macht gegen Rom vorzudringen [35], und den Papst der Cardinäle, Alexander den Zweiten, zu nöthigen, ihm mit bewaffneter Macht entgegen zu treten. Auf solche Weise entstand ein unseliger Krieg.

Drittes Capitel.

Krieg zwischen den Päpsten Alexander II. und Honorius II.
Raub des Königes Heinrich IV. und Unglück desselben.
Verwirrungen in den Begebenheiten und in der Geschichte.

J. 1062.

Das Jahr ein Tausend sechszig und zwei trat unter höchst unerfreulichen Umständen ein. Teutschland war in banger Erwartung; Italien in arger Verwirrung; alle christlichen Völker, welchen der Streit über den heiligen Stuhl bekannt ward, in großer Spannung. Und ungewöhnliche Erscheinungen in der Natur wirkten, bei diesen Verhältnissen, um so stärker auf die Seelen der Menschen, je empfänglicher dieselben durch Mangel und Krankheiten geworden waren: denn am achten Februars fand ein Erdbeben Statt, und der Schrecken dieses Erdbebens ward noch vermehrt durch furchtbare Blitze und Donnerschläge [1]. In solchen Erscheinungen glaubte man die Vorboten unglücklicher Ereignisse im Menschen-Leben zu erkennen. Und dieses Mal ging der Glaube in Erfüllung.

Im Monate März zog der Gegen-Papst Honorius der Zweite gegen Rom. Freunde seiner Sache, die sich zugleich

Freunde des Königes nannten, waren ihm in mancherlei Weisen und Gestalten voraus geeilet, um in Italien und in Rom durch Geld, List und jegliche Kunst zu wirren und zu werben; und er selbst, Honorius, zog einher mit Geld und Kostbarkeiten wohl versehen, und Alles freigebig denen spendend, die ihm ihren Arm oder ihr Wort zu leihen bereit waren. Und auch an großen Versprechungen, im eigenen Namen, und im Namen des Königes gegeben, ließ er es nicht fehlen. Also fand er überall, außerhalb der Mauern von Rom und innerhalb, Menschen in Menge, die sich auf seine Seite stellten. Im Besonderen aber kamen die Hauptleute und der größte Theil des römischen Adels in Bewegung [2]. Dieselben bemächtigten sich, wie es scheinet, durch List oder Gewalt, einiger Burgen und festen Stellungen, und suchten hier zu hemmen und dort zu fördern, soviel sie vermochten. Honorius selbst zog über Sutri gegen Rom, und lagerte sich in der Nähe der Stadt, auf Nero's Wiesen [3]. Von der anderen Seite zog auch Alexander der Zweite heran mit der Macht, die ihm zu Gebote stand. Diese Macht scheinet jedoch nicht groß gewesen zu sein: denn die Römer waren zum Theil entfremdet, der Herzog Godefrid war nicht anwesend, und von den Normannen war nur etwa der Fürst Richard von Capua mit der Mannschaft gegenwärtig, die in seinem Dienste war [4]. Daher ist nicht zu verwundern, daß die Macht des Papstes Alexander, als es am vierzehenten Aprils zur Schlacht kam, von der Macht seines Gegners geschlagen wurde, und daß Cadolaus sich in Verfolgung dieses Sieges vielleicht der Stadt Rom selbst bemächtigte. Aber der Sieger erfreuete sich dieses Besitzes nicht lange. Denn endlich kam auch der Herzog Godefrid mit seinen Scharen herbei. Es ist ungewiß, warum er so lange gezögert habe, ob er wirklich durch unbekannte Hindernisse zurückgehalten worden, oder ob er, besondere Zwecke im Auge, ausgeblieben sei. Jedes Falles verfolgte er weltliche Dinge; er

war von Haß durchdrungen gegen das königliche Haus, und suchte Ansehen, Macht und Größe, weniger bekümmert um den heiligen Stuhl und um die Angelegenheiten der Kirche. Darum ist wahrscheinlich, daß er seine Kräfte gesparet habe, bis die Parteien die ihrigen gemessen hatten, um die Entscheidung in seiner Hand zu behalten, um Allen die Wichtigkeit seiner Hülfe fühlbar zu machen, und um den Vortheil für sich selbst zu ziehen, zu dessen Gewinnung die Verhältnisse mehrfache Gelegenheit zu bieten schienen. Und nun veränderte seine Erscheinung vor Rom die Lage der Dinge. Bei dem Anblicke seiner Waffen sank den Anhängern des Honorius das Herz; und die Römer, welche früher durch die Künste der Freunde dieses Mannes gelähmet, oder durch die Anzahl derer, die auf seiner Seite standen, eingeschüchtert waren, erhoben ihr Haupt. Deßwegen eröffnete er, Honorius, eine Unterhandlung mit dem Herzoge Godefrid. Aber, wie überhaupt der ganze Gang der Ereignisse, theils wegen der wunderlichen Verschlungenheit derselben, theils wegen der unsicheren, lückenhaften, widersprechenden und unwahren Ueberlieferungen von denselben, höchst ungewiß und dunkel bleibt, so ist auch diese Unterhandlung völlig unbekannt. Gewiß ist nur, daß Honorius ungehindert abzog, und sich nach Parma begab, seinem früheren bischöflichen Sitze; daß der Herzog Godefrid von Alexander's Anhängern beschuldiget worden ist, er habe, in treuloser Gesinnung auf beiden Achseln tragend, Geld und Geschenke von Honorius empfangen, und ihm den Weg frei gemacht; daß endlich der Papst Alexander der Zweite, und wie es scheinet auf Godefrid's Betreiben, unter dem Vorwande, in Rom sei keine Sicherheit, bald die ewige Stadt verließ, und nach seinem früheren Bisthume Lucca zurückging. Es ist daher allerdings wahrscheinlich, daß durch eine Uebereinkunft zwischen Godefrid und Honorius ausgemacht worden sei: der Stuhl des Apostels solle von Keinem der beiden Päpste eingenommen werden, bis mit

dem kaiserlichen Hofe neue Verhandlungen gepflogen und im Namen des jungen Königes Heinrich ein Abkommen zur Herstellung der Einigkeit getroffen worden. Aber ungewiß ist, in welcher Absicht Godefrid auf diese Weise gehandelt, ob er die Verwirrung zu erhalten gewünscht, um als Schiedsherr dazustehen und Land und Leute zu erwerben [5], ob er nunmehr die Einheit der Kirche und die Ruhe Italiens herzustellen gestrebet, oder ob er, mit den teutschen Fürsten gegen die Kaiserin Agnes in Verbindung stehend, durch die Erhaltung der Verwirrung in Italien eine rasche Entscheidung in Teutschland herbei zu führen gestrebet habe.

Jedes Falles unternahmen die teutschen Fürsten, welche sich verschworen hatten, der Kaiserin Agnes die Verwaltung des Reiches zu entreissen, um diese Zeit die Ausführung ihres Entwurfes, und der Herzog Godefrid soll nicht ohne Einfluß gewesen sein auf dieses Unternehmen, sei es, daß er bloß Nachricht gab von der Lage der Dinge in Italien, sei es auf andere Weise [6]. Was sie aber verabredet hatten, das erhellet aus Dem, was geschah.

Der junge König befand sich mit seiner Mutter auf der Insel des heiligen Suibert bei Neuß, wo später Kaiserswerth entstanden ist. Bei ihnen waren mehrere Fürsten des Reiches, und unter ihnen Otto von Nordheim, welchem erst im vorigen Jahre das Herzogthum Baiern verliehen war, und jener Ekbert von Braunschweig, welcher vor fünf Jahren so tapfer gegen die feindseligen Sachsen gekämpfet hatte, um den König zu vertheidigen und seinen Bruder zu rächen. Dahin kamen auch andere Fürsten, ohne Zweifel unter dem Vorwande, der Kaiserin Agnes und ihrem Sohn ihre Ergebenheit und ihre Ehrerbietung zu beweisen und sie zu begleiten auf ihrer ferneren Fahrt. Unter denselben war der Erzbischof Hanno von Cöln [7]. Einst, nach einem festlichen Mahle, zeigte der junge König sich ungemein heiter und empfänglich für Freude

und Spiel. Da schlug ihm der Erzbischof Hanno vor: er möge doch ein Mal eines seiner Schiffe besehen, welches er, Hanno, gar schön ausgeschmücket habe, um ihn, den König, zu ergötzen. Der arglose Knabe nahm den Vorschlag an, und begab sich, von den Fürsten begleitet, die mit dem Erzbischof im Einverständniß waren, auf das Schiff. Alsobald warfen sich die Ruderer in's Werk, und trieben das Schiff vom Lande hinweg, mitten in den Fluß hinein. Das königliche Kind, durch die unerwartete Bewegung überraschet, vielleicht auch die lauernden Gesichter bemerkend, die ihre Freude über den gelungenen Streich nicht verbergen konnten, und deßwegen das Aergste fürchtend, sprang in besinnungsloser Verzweifelung über Bord in den Strom hinein. Der Graf Ekbert aber sprang ihm schnell nach und rettete nicht ohne eigene Lebensgefahr das Leben des Königes. Er brachte denselben in das Schiff zurück. Und nun ging die Fahrt unaufhaltsam fort nach Cöln, während man das unglückliche Kind durch Schmeicheleien jeglicher Art, durch Lüge und Täuschung zu beruhigen suchte. Die Menschen-Menge, die sich am Hofe der Kaiserin befunden hatte, oder etwa von der Neugierde angezogen sein mochte [8], verfolgte längs des Ufers das Schiff; sie hielt ihren Unwillen nicht zurück über den Frevel, mit welchem man den jungen König angelockt und sogar das Leben desselben in Gefahr gesetzet hatte, sondern ließ diesen Unwillen aus in Flüchen und Verwünschungen [9]. Aber Flüche und Verwünschungen waren ohne Kraft: das Schiff fuhr ungehindert weiter, und die verschworenen Fürsten brachten ihre Beute ungehindert nach Cöln.

Es ist schwer, über diesen sonderbaren Vorgang ein Urtheil zu gewinnen, das man selbst für richtig zu halten wagt. Die Ueberlieferungen der Geschichte sind zu unbedeutend; wir sind zu wenig bekannt mit den Verhältnissen dieser Zeit; wir sehen nur einige grobe Umrisse von dem Leben, das diese Tage füllte; nur was auf der offenen Bühne vorging, und nicht

was im Geheimen wirkte und waltete, nicht den glühenden Sturm der Leidenschaften und das Getreibe der Begierden; auch nicht das Kämpfen und Ringen edeler Seelen, die an Gott dachten, an das Vaterland und an die künftigen Geschlechter. Und eben so wenig können wir die Noth berechnen, in welcher man sich befand, und die Mittel, die denen zu Gebote standen, von welchen Hülfe gefordert oder erwartet ward, oder welche sich zur Hülfe verpflichtet und berufen glaubten. An und für sich war die That, die von dem Erzbischofe Hanno und seinen Genossen an dem jungen Könige Heinrich und dessen Mutter, der Kaiserin Agnes, verübet ward, unleugbar ein arger Frevel. Verschwörung, Heuchelei, Heimtücke, Lüge, Frechheit und Gewalt, das sind die Stoffe, aus welcher sie zusammengesetzet war, und Nichts tritt an ihr hervor, das die häßliche Gestalt zu mildern vermöchte, in welcher sie dasteht. Aber über die Gesinnung der Männer, welche sie vollbracht haben, diese That, ist mit diesem Allen Nichts entschieden. Man maß in jenen Tagen mit einem anderen Stabe, als in den unserigen; und vor dem Blick auf die Kirche und vor dem Gedanken an das, was man die Religion Jesu Christi nannte, nahm Vieles eine ganz andere Gestalt an, als in welcher es unserer ruhigen Erwägung entgegen tritt. Jene Männer gehörten zu den ersten Fürsten des Reiches in dieser Zeit, und wurden vor diesem Tage den Besten beigezählet. Im Besonderen hatte sich der Erzbischof Hanno als einen Priester von großen Eigenschaften und Tugenden gezeigt. Er stand in dem Rufe der strengsten Rechtschaffenheit, die er selbst in einer solchen Zeit sowohl bei kirchlichen, als bei weltlichen Angelegenheiten bewähret hatte. Allerdings war er heftig in seiner Weise, hastig in seinen Werken, rauh in seinen Sitten, jähzornig und hochfahrend; aber selbst diese Fehler standen, wie man glaubte, auf seinen Tugenden und gingen aus dem, freilich an Eitelkeit streifenden, Selbstbewußtsein von seinem Werthe, von seiner Ueber-

legenheit hervor [10]. Der Herzog von Baiern hingegen, Otto von Nordheim, stand sehr hoch in der Meinung seiner Zeitgenossen und hatte den Stolz, der gefeierten Männern eigen zu sein pfleget. Eine Gewaltthat freilich scheuete er nicht, wenn ein Hinderniß zu entfernen, oder ein Ziel zu erreichen war; daß er aber seine Hand erhoben haben würde, um Etwas zu vollbringen, das nach seinen Begriffen schlecht, niederträchtig, oder gegen fürstliche und ritterliche Ehre gewesen: das mochte Niemand glauben [11]. Endlich hatte der Graf Ekbert von Braunschweig seine Anhänglichkeit an das königliche Haus, mit welchem er verwandt war, wohl bewähret. Sein Bruder Bruno war für den jungen König gefallen, und von ihm selbst, Ekbert, war der Kampf hinaus gekämpfet worden, in welchem Bruno seinen Tod gefunden hatte. Auch wagte er ja bei dieser Gelegenheit sein Leben um das Leben des Königes. Es ist daher wohl möglich, daß die Vollbringer des Frevels eine gute und nützliche That zu vollbringen geglaubet haben. Und wirklich wurden sie von frommen Menschen in dieser Zeit gepriesen, als hätten sie den jungen König gerettet, das Reich befestiget und ihm die väterliche Herrschaft erhalten [12].

Wie man aber auch über den Vorgang urtheilen mag: das leidet keinen Zweifel, daß derselbe, wie er selbst die Folge unglückseliger Verhältnisse war, so die Ursache mannigfaltiges Unglückes geworden ist, zwar nicht im Allgemeinen, für Geist, Bildung und Freiheit, aber für viele einzelne Menschen, ja für das ganze Zeitalter, das demselben am Nächsten stand [13].

Der junge König Heinrich war ein Knabe, der große Hoffnungen erregte. Die Natur hatte ihn, wie im Fortgange seines Lebens klar geworden ist, in keiner Hinsicht vernachlässiget. Sie hatte ihm zu einem gesunden und wohlgebildeten Körper große Fähigkeiten gegeben, welche sich, nach menschlicher Einsicht, zu großen Kräften entwickeln konnten. Es war Vieles von seines Vaters Geist in ihm. Aber ihn verfolgte ein

schweres Geschick von seiner Kindheit an bis zu seinem Grabe. Unter ungünstigen Zeichen geboren, verlor er, ein Kind von sechs Jahren, seinen Vater in einem Augenblick, in welchem dieser gewaltige Kaiser selbst nicht ohne Bangigkeit in die Ungewitter hinein schauete, die sich von allen Seiten erhoben, und die zum Theil von ihm selbst erreget waren. Der Tod des Vaters zerstreuete die Ungewitter auf einen Augenblick; aber die Luft blieb geschwängert mit dem verderblichen Stoff, und bald erhoben sich neue Stürme. Diesen gegenüber stand das königliche Kind, und hatte Nichts einzusetzen, als die Krone, die auf seinem Haupte weder Glanz hatte, noch Ehrfurcht gebot. Die ungeschickte Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, fremden Händen anvertrauet, erzeugte neue Leidenschaften, und brachte die königliche Würde, wenn nicht in Vergessenheit, doch in Mißachtung. Er selbst, der junge König, wuchs inzwischen heran, unbefangen, in argloser Unschuld, unter der vorsorglichen Obhut mütterlicher Liebe. Er ahnete gewiß Nichts von dem Wirren und Wehen der Zeit; er vermochte noch nicht die Zeichen derselben zu erkennen. Ja, es ist wahrscheinlich, was behauptet worden ist, daß er in Erziehung und Unterricht versäumet, daß ihm in kindischen Launen und Unarten zu Vieles nachgesehen, daß er verwöhnt und verzärtelt worden: denn die Kaiserin mußte ihn wohl meistens fremder Aufsicht und Lehre überlassen, und wandte ihm, wenn sie sich seiner erfreuen konnte, ihren Schmerz über den Vater und ihre Liebe als Mutter zu; die Geschmeidigkeit der Hofleute aber suchte sich ohne Zweifel der Kaiserin, die jetzt gebot, und dem König, der einst zu gebieten hatte, gleich gefällig zu beweisen. Und nun riß auf ein Mal die Wolke, die sich über dem Haupte des königlichen Kindes aufgethürmet hatte, und Heinrich wurde von dem Schlage bis an die Pforten des Todes geworfen. Als er sich aus der Betäubung erholte, der zwölfjährige Knabe, da war der Himmel seiner Kindheit verschwunden, und er stand

in einer Welt, die ihm fremd war, und die ihm eben deßwegen als feindselig erschien. Und je weniger er den Zusammenhang zu erkennen, je weniger er die Ursache und den Endzweck der Grausamkeit, die an ihm verübet war, zu durchschauen vermochte, desto zerrissener mußte seine junge Seele werden. Die Unschuld seines Herzens war gemordet; das kindliche Vertrauen, aus welchem die Religion und die Liebe stammen, war aus seiner Brust gerissen, und die Stelle desselben nahm die scheue Aengstlichkeit ein, aus welcher Mißtrauen erwächset und Argwohn, Störrischheit und heimtückisches Wesen, Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Welt und Verachtung der Menschen. Die Keime der Sittlichkeit, die im Wesen des menschlichen Gemüthes liegen, waren gebogen und zerknicket, und konnten ohne Sorgfalt und Pflege nur verkrüppeltes Gesträuch treiben, in welches sich Laster mannigfaltiger Art zu hängen und zu verschlingen pflegen. Mit der Ausbildung seines Körpers mochten sich sein Geist und sein Verstand kräftig entwickeln: Liebe aber und Treue wären alsobald nothwendig gewesen, um ihm den sittlichen Halt zurück zu geben, welcher die Grundlage der Tugend und des festen Charakters ist. Und Heinrich fand diese Sorgfalt und Pflege nicht wieder, und nicht diese Liebe und Treue. Zuerst unter die spähende Strenge des Erzbischofes Hanno gestellt und vielleicht, weil an dem Knaben gut gemacht werden sollte, was früher durch Verzärtelung verdorben war, wenn nicht schonungslos, doch gewiß unzart behandelt, ward er, wie der Fortgang der Erzählung zeigen wird, für und für in neue Wirrnisse verstrickt, und weiter und weiter gestoßen auf der Bahn des sittlichen Verderbens. Auf solche Weise ist er ein Opfer seiner Zeit geworden. Sein größtes Unglück aber bestand nicht in den Leiden, die über ihn gekommen sind, sondern es bestand in seiner sittlichen Verworrenheit, ja Verdorbenheit, in welcher er vor Welt und Nachwelt alle jene Leiden zu verdienen schien, so daß über den Bejamme-

rungswerthen auch von guten Menschen die härtesten Urtheile ausgesprochen worden sind bis diesen Tag. Das waren die Folgen jener unseligen That.

Die Kaiserin Agnes war erschrocken, bestürzet, betäubt, in Verzweifelung. Kaum hatte sich jemals auffallender gezeiget, wie elend, wie gar Nichts das feudalistische Königthum war, das keine andere Grundlage hatte, als die beschworene Treue von Vassallen, und keinen anderen Halt, als die Persönlichkeit Dessen, der die Krone trug. So eben noch als Kaiserin, als Verwalterin eines großen Reiches begrüßt und verehret, stand die Gemahlin Heinrich's des Dritten nun auf einmal allein, hülflos und verlassen; und nicht ein Arm erhob sich für die erhabene Frau. Und ihr war die Gewalt nicht etwa in einem Aufruhr entrissen, in einer großen Empörung, in welcher wilde Kräfte sich zügellos drängen und bekämpfen; nein, sie war ihr entrissen durch einen gemeinen Frevel, von wenigen Menschen ausgeübet, am hellen Tage, ohne Scham, ohne Verheimlichung, ohne eine bereite Macht, um den Erfolg zu decken. Und so aufgelöset war die Gesellschaft, so gänzlich ohne Ordnung und wirksame Gesetze der Willkühr der Vassallen Preis gegeben, daß die Frevler es nicht einmal der Mühe werth achteten, sich um die Kaiserin zu bekümmern, sondern der unglücklichen Frau vollkommen frei liessen, zu gehen oder zu bleiben, zu thun oder zu dulden, wie es ihr beliebte. Sie aber wagte nicht, ihrem Sohne zu folgen, sei es, daß sie sich und ihm nur Gefahr zu bringen glaubte, sei es, daß es ihr in ihrem Schmerz unmöglich war, den Räubern ihres Kindes zu begegnen. Sie entsagte aber sogleich, ausdrücklich, oder stillschweigend, allen Ansprüchen auf die Führung öffentlicher Geschäfte, und zog sich in die Einsamkeit zurück. Bald stieg der Gedanke in ihr auf, die Welt zu verlassen und in einem Kloster ihr Leben zu beschließen; aber auch von diesem Gedanken kam sie zurück, ohne Zweifel, weil sie noch Gelegenheit zu finden hoffte,

wenn nicht als Kaiserin und Vormunderin, doch als Mutter und erfahrene Frau wohlthätig auf ihre Kinder und für ihre Kinder zu wirken [14]. Mehrere Jahre hindurch hielt sie fest an den Grundsätzen von königlicher Würde und königlichem Rechte, nach welchen sie verfahren war; nachdem aber der Papst, den sie erhoben, Honorius der Zweite, den apostolischen Stuhl verloren hatte, und der Gegner desselben, Alexander der Zweite, in Italien, in Teutschland, ja in der ganzen christlichen Welt des Abendlandes, als rechtmäßiger Papst anerkannt worden, da stand auch sie von ihrem Widerstreben ab. Sie begab sich zu den Schwellen der Apostel, um von dem Papst Alexander die Verzeihung ihrer Sünden und den apostolischen Segen zu empfangen [15], entweder, weil sie in dem Gange der Dinge ein Gottes-Urtheil erkannte und dadurch die Ueberzeugung gewann, daß sie gefehlet hatte, oder, den Ereignissen gegenüber, aus weiblicher Verzagtheit, oder weil Geistliche ihr die Ueberzeugung einzureden verstanden, daß die Erhebung des Cadolaus zum Papst eine schwere Vergehung gegen die Kirche gewesen sei. Niemals aber, weder jetzt, noch als ihr Sohn zur Mündigkeit gelanget war, ist sie ohne Theilnahme an den öffentlichen Geschäften geblieben. Aber auf den König, ihren Sohn, zu welchem das mütterliche Herz sie hinzog, hat sie wohl kaum einen bedeutenden Einfluß wieder erhalten. Sie hat noch dreizehn Jahre nach dem Vorgange, der erzählet worden ist, gelebet, so daß sie unermeßlichen Jammer erduldet haben muß. Der Mann hingegen, welcher ihr, während ihrer Verwaltung des Reiches am Nächsten gestanden hatte, der Bischof Heinrich von Augsburg, war glücklicher. Er hat zwei Jahre nach seinem Sturz Abschied vom Leben genommen [16].

Und auch sie selbst endlich, jene Fürsten, welche es über sich vermocht hatten, die Gewaltthat wider die Kaiserin Agnes an dem jungen Könige zu vollbringen, auch sie erfreueten sich nicht lange ihres Werkes, und wohl mag es ihnen oft schwer

auf die Brust gefallen sein, wenn sie in die Folgen hinein zu sehen, und die Rechnung ihres Lebens zu ziehen genöthiget waren. Was ihnen leicht geschienen hatte, so lange sie es erstrebten, die Verwaltung des Reiches nämlich, das erkannten sie als unendlich schwer, als unmöglich selbst, sobald sie es erreichet zu haben glaubten. Kein Fürst des Reiches, weder geistliches Standes noch weltliches, kein Vassall, weder ein mächtiger noch ein geringer, zeigte irgend eine Geneigtheit, nicht etwa einem Befehle zu gehorchen, einem Gesetz oder einer Regel, nein, nur irgend etwas Gemeinsames zu thun, für das Reich, für das Vaterland, für irgend ein gesellschaftliches Gut, sondern Alle überließen sich ihren Leidenschaften, wie sie ihnen das Beispiel gegeben. Diejenigen, die vielleicht im Geheimnisse gewesen waren, und dem Unternehmen, ehe es vollbracht wurde, ihre Zustimmung ertheilet hatten, glaubten nunmehr, nachdem es gelungen, den Lohn für ihre Einwilligung und Verschwiegenheit fordern zu dürfen. Sie griffen zu, brachten an sich, was sie zu erreichen vermochten, und thaten, was ihnen gelüstete, um alte Leidenschaften zu befriedigen, oder neuen Begierden zu genügen. Diejenigen aber, welchen der Plan unbekannt geblieben war, und welche eben deßwegen durch die Nachricht von dem Vorgang überraschet wurden, fühlten sich gekränkt und beleidiget; sie konnten unmöglich geneiget sein, Denen die Gewalt zuzugestehen, welche dieselbe gewaltsam an sich gerissen hatten. Aus Unwillen, Eifersucht und Neid, nahmen sie daher eine Stellung, welche, wenn nicht enschieden feindlich, doch entfremdet und zweideutig war; und in dieser Stellung suchten sie sich durch eigene Kraft und durch Verbindung mit Anderen so stark als möglich zu machen, um nöthiges Falles den Verhältnissen gewachsen zu sein. Also trennten sie sich vom Reiche, stellten sich abgesondert hin, und wandten Alles auf, List, Gewalt und jegliche Kunst, um ihre Kräfte zu vermehren. Und nun würde den Urhebern der Verschwörung

oder den Vormännern bei der Ausführung, kaum etwas Anderes übrig geblieben sein, als gleichfalls für sich selbst zu sorgen, um nicht den Ertrag ihrer That gänzlich zu verlieren, wenn man auch nicht annehmen mag, daß sie vom Anfang an selbstsüchtige Zwecke verfolget haben.

Unter solchen Umständen kann von einem teutschen Reiche kaum die Rede sein. Es war ein leerer Gedanke; es bestand als Erinnerung, als Hoffnung wohl auch, aber nicht als Leben, Kraft und That. Das teutsche Volk war vorhanden; aber wie zerschnitten und verstreuet. Wohl war der alte Geist nicht verschwunden, welcher allen Teutschen ihre Eigenthümlichkeit aufgepräget hat; wohl fehlte auch jene Kraft nicht in den Teutschen, durch welche sie der Schrecken und die Bewunderung der Welt geworden waren, und nicht jener fromme Sinn und jene Liebe zur Freiheit, durch welche sie sich Achtung und Ehre erworben und ihren Namen groß gemacht hatten unter den Völkern; wohl wirkte und drängte in den Teutschen jene unnennbare Sehnsucht nach Eintracht, nach Einheit, nach einem Vaterlande: aber der Geist fand keinen Heerd und kein Ziel für sein Streben, die Kraft wurde aufgelöset in vereinzelten Abmühungen, die Liebe zur Freiheit mußte, da sich etwas Gemeinsames nicht darbot, zur Selbstsucht werden und zum rohen Eigennutz, und für die Sehnsucht fand sich Nichts, worauf sie gerichtet werden mochte, als der königliche Name, welcher, an einem Knaben kaum fest hängend, wie ein flüchtiger Schatten über den Boden des Vaterlandes hinweg lief. Von der Eider und beiden Meeren bis zu den Alpen, von der Schelde und der Maaß bis zur Elbe und Oder, war das Land angefüllet mit Zank und Zorn, mit Hader und Haß, mit Fehden und Frevel. Mannigfaltige Leidenschaften drängten sich im krausen Gewirr, und verbreiteten Unglück und Verderben. Nur der Schwache begehrte Ordnung und Gesetz; wer aber eine Gelegenheit fand, für welche seine Kräfte auszureichen

schienen, der ließ sie nicht unbenutzt, um Ansehen und Gewalt, Reichthum und Macht zu gewinnen, wenig bekümmert um die Mittel und die Wege.

Nach der Natur der Dinge kann es von einer solcher Zeit keine Geschichte geben. Auch der größte Mann, mit allen Eigenschaften eines tüchtigen Geschichtschreibers ausgerüstet, rein und frei von Leidenschaft und Parteilichkeit, würde nicht im Stande gewesen sein, eine Höhe zu gewinnen, von welcher herab er die Vorgänge zu übersehen vermocht hätte; und wäre es ihm gelungen, sie zu übersehen: niemals würde er den Versuch gemacht haben, sie darzustellen. Denn die Geschichte findet nur da ihren Boden, wo sich Verstand im Leben der Menschen zeiget, wo die Handlungen auf ein bestimmtes Ziel gerichtet sind, und deßwegen nach Zweck und Mitteln beurtheilet werden können, wo es um irgend etwas Gutes oder Großes gilt, dessen Gedanke durch die Ereignisse hindurch läuft, und ihnen für Geist und Herz ein Interesse gewähret; wo aber Nichts hervortritt als ein Gewühl von kleinlichen Leidenschaften, wüsten Wünschen und brennenden Begierden, da tritt sie unwillig zurück, weil ihre Kunst vergeblich sein würde. Und die Männer, welchen es in dieser Zeit Bedürfniß gewesen ist, Einiges aufzuzeichnen, um spätere Geschlechter nicht in völliger Unwissenheit zu lassen, waren keineswegees ausgerüstet mit jenen Eigenschaften eines tüchtigen Geschichtschreibers. Arm an Kenntnissen jeglicher Art, ohne Grundsätze über das gesellschaftliche Leben der Völker und dessen Bedeutung, unklar in ihren Ansichten von dem Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft zur kirchlichen, befangen von dem Glauben, dem Aberglauben, dem Wahn und den Vorurtheilen ihrer Zeit, durch einen regen Geistes-Verkehr keineswegees aufgerüttelt und aufgekläret, wegen ihrer Stellung bald von den Begebenheiten entfernet, bald in dieselben hinein verwickelt und darum nicht ohne Parteilichkeit, endlich mit dem Wesen und dem Zwecke der Geschichte unbe-

kannt, ohne scharfe Auffassung, ohne die Gabe klarer Darstellung [17], standen sie mitten in dem Getreibe der Dinge, sahen nur, was in ihrer Nähe vorging, erfuhren von den entfernteren Ereignissen Einzelnes und Abgerissenes, wählten aus der Masse aus, was ihnen aus irgend einem Grunde der Erinnerung werth zu sein schien, und stellten das Ausgewählte, unbekümmert um das Frühere und Spätere, so wie um den Einfluß von Jenem auf Dieses, nach bloßer Vermuthung, unter irgend eine Jahrzahl in ihre Bücher, der Eine unter diese, der Andere unter eine andere [18]. Für den späten Forscher ist daher unmöglich, nicht bloß den Gang der Dinge darzustellen, und das Verwickelte zu entwirren, sondern sogar die Ereignisse, von welchen uns einige Nachricht aufbewahret worden ist, in solche Ordnung zu bringen, in der sie sich zugetragen haben. Nur Einzelnes kann er anführen, nur Wahrscheinlichkeiten bieten sich dar.

Viertes Capitel.

Die Erzbischöfe Adalbert und Hanno, Erzieher des Königes und Verwalter des Reiches.

Mißbrauch der Gewalt und furchtbare Zerrüttung.

J. 1062 — 1065.

Die Fürsten, welche es übernommen hatten, den kleinen König seiner Mutter zu entreissen, scheinen, ohne Zweifel nach einer Uebereinkunft mit ihren Genossen, entschlossen gewesen zu sein, selbst die Verwaltung des Reiches zu führen. Nach der That brachten sie diesen Entschluß zur Ausführung. Hanno von Cöln und Otto von Nordheim stellten sich dar als Regenten [1]. Der Erzbischof vertrat gleichsam den geistlichen Stand, der Herzog den weltlichen, so daß sie hoffen mochten, sowohl die Geistlichkeit als die Welt der Vassallen würden sich bei dieser Einrichtung beruhigen. Bald aber zeigte sich, wie schwer sie sich geirret hatten. Sie sahen Nichts als Ungeneigtheit und Feindseligkeit; Nichts als Widerspänstigkeit und Zorn. In ihrer Verlegenheit scheinen sie zwei Einrichtungen getroffen zu haben, welche aussöhnen oder täuschen sollten: zuerst wurde für den jungen König ein Hof wieder eingerichtet und dadurch der Schein verbreitet, als sei der König keinesweges unfrei, als

sei überhaupt nichts vorgegangen als eine Veränderung in den Personen, welche die öffentlichen Geschäfte zu führen hätten; zweitens ward als Grundsatz festgestellt und ausgesprochen, daß der Bischof, in dessen Sprengel der König sich befände, über die Erziehung desselben wachen, die öffentlichen Geschäfte besorgen und überhaupt dahin sehen sollte, daß das gemeine Wesen keinen Schaden erleide [2].

Diese beiden Anordnungen hatten unverkennbar nur Einen Zweck. Sie sollten an der Gewaltthat von Kaiserswerth das Gehässige austilgen, und derselben wenigstens den Schein von Uneigennützigkeit und vaterländischer Gesinnung geben; sie sollten den Neid entwaffnen und das Vertrauen zurück bringen in die erschütterten Seelen. Beide Anordnungen aber schlugen gegen die Berechnung Derer aus, von welchen sie getroffen waren.

Das Hoflager des jungen Königes nämlich wurde, nach herkömmlicher Weise, bald hierhin verleget, bald dorthin, und namentlich wurden die hohen Festtage der christlichen Kirche an verschiedenen, bedeutenden Orten gefeiert. Dadurch aber erhielten viele Menschen, geistliches wie weltliches Standes, Gelegenheit, sich dem Könige zu nahen, und selbst der Mutter desselben, der Kaiserin Agnes, konnte der Zutritt nicht versaget werden, wenn das, was man gut zu machen beabsichtigte, nicht ärger gemacht werden sollte. Nun mochte man allerdings den jungen König scharf beobachten, streng umspähen und alle Mittel, die man auffinden konnte, anwenden, um zu verhüten, daß ihm Etwas zu Ohren käme, was man vor ihm geheim zu halten wünschte; aber der Knabe war vorgestoßen über sein Alter hinaus; er war scharfsichtig geworden durch das Mißtrauen, das man in seine Brust geworfen, und durch die Angst vor neuer Gewaltthat, die ohne Zweifel in ihm blieb. Sehr schwer mußte es werden, den König vor allem Zuspruch, vor allen Einflüsterungen zu bewahren; und wäre dieses gelungen: Andeutungen jeglicher Art, Zeichen von Theilnahme und Mitleid,

von Trost und Verheißung, von Unwillen und Zorn, konnten seinem Auge nicht entzogen werden. Und wenn es auch möglich gewesen, ihn mitten im sinnlichen Verkehre mit der Welt abzusondern von allem geistigen Verkehre mit seiner Umgebung: so lag es doch in der Natur der Dinge, daß unter den Menschen von verschiedenen Ansichten und Bestrebungen, die sich an seinem Hofe zusammen fanden, Besprechungen Statt fanden und Vereinigungen; daß ein geheimes Wirken und Treiben entstand, dem der junge König allerdings fremd bleiben mochte, dessen Mittelpunkt jedoch immer der junge König war.

Aber es fielen zugleich in der Nähe, unter den Augen des Königes Dinge vor von so häßlicher Art, daß sie selbst ihm, einem Kinde, die Auflösung alles Rechtes klar gemacht und die Zerwürfnisse der Fürsten im hellsten Lichte gezeiget haben würden, wenn man auch nicht in Anschlag bringet, daß er durch das leidenschaftliche Geschrei von allen Seiten, durch Klagen und Gegen-Klagen, die vor seinen Ohren erhoben wurden, mit dem wahren Grunde des Verfalles bekannt geworden sein müsse.

Zum Weihnachtsfeste des Jahres ein Tausend sechszig und zwei [3] befand sich der Hof zu Goslar. Für die Vesper-Messe, welcher auch der König beiwohnen wollte, sollten in der Kirche die Sitze für die anwesenden Bischöfe und Aebte geordnet werden. Ueber die Anordnung aber erhob sich ein Streit zwischen den Kämmerern des Bischofes Hezelo von Hildesheim und den Kämmerern des Abtes Widerad von Fulda. Nach alter Weise nämlich pflegte der Abt von Fulda, in jeder Versammlung von Geistlichen, neben dem Erzbischofe von Mainz zu sitzen [4]. Die lange Gewohnheit hatte diese Weise, nach der Meinung des Abtes, zum Recht erhoben. Der Bischof von Hildesheim aber machte ihm dieses Recht streitig, zwar nicht überhaupt, jedoch für diesen Fall. Denn Goslar gehörte zu dem Sprengel des Bischofes; und in seinem Sprengel,

sagte Hezelo, dürfe Niemand über ihm sitzen, als der Erzbischof [5]. Daher der Streit zwischen den Leuten der beiden Priester über die Stellung der Stühle. Es kam zum Gezänk; es kam zur Faust; und es würde zum Schwerte gekommen sein, wenn nicht der Herzog von Baiern, Otto von Nordheim, als Verwalter des Reiches, dazwischen getreten und das Recht der Gewohnheit aufrecht erhalten hätte. Aber durch seinen Spruch wurde die Sache nur niedergedrückt, und nicht beigelegt und nicht vergessen. Der Bischof von Hildesheim sann auf Rache, und nicht lange fehlte ihm die Gelegenheit. Der König feierte auch das nächste Pfingstfest in Goslar. Bei demselben nahm er den Streit, wohl vorbereitet, wieder auf. Seine Kämmerer erhoben in der früheren Weise ihre Ansprüche; die Kämmerer des Abtes von Fulda traten mit ihrem Widerspruch entgegen. Darüber von Neuem Gezänk in der Kirche. Plötzlich stürzte der Graf Ekbert von Braunschweig mit Bewaffneten in dieses Gezänk hinein; aber nicht, um die Streitenden auseinander zu bringen, sondern um die Sache des Bischofes von Hildesheim zu vertheidigen. Ekbert war Einer der Theilnehmer an der That von Kaiserswerth. Ob er mit seinen Gehülfen, und im Besondern mit dem Herzog Otto von Baiern, der sich des Abtes von Fulda angenommen hatte, unzufrieden gewesen, ob er als Sachse für den sächsischen Bischof aufstehen zu müssen geglaubet hat, oder ob er durch andere Mittel gewonnen worden, ist ungewiß: er hatte sich aber mit seinen Bewaffneten hinter dem Altare verborgen gehalten [6], und brach aus diesem Hinterhalte hervor, um die Leute des Abtes von Fulda anzufallen mit Fäusten und Knitteln. Die Erschrockenen wurden leicht überwunden; ein Theil wurde zu Boden geschlagen, die Anderen wurden aus der Kirche hinausgetrieben. Die Entkommenen riefen zu Waffen und Rache. Alsobald drangen Männer aus dem Gefolge des Abtes, die Waffen zur Hand hatten, ein geschlossener Haufe, in die Kirche

ein, und begannen mitten im Chor der Psalmsingenden Brüder einen grausamen Kampf gegen Ekbert und die Seinigen. Die frommen Gesänge wurden zum Schweigen gebracht durch das Getobe der Streitenden, durch das Geklirr der Waffen, durch das Jammergeschrei der Verwundeten und Sterbenden. Selbst auf den Altären des Herrn floß das gottlos vergossene Blut [7]. Der wilde Bischof Hezelo stand außer dem Bereiche der Waffen, und ließ aus diesem Verstecke seine Stimme wie eine Posaune erschallen [8], um seine Freunde zum tapferen Streite zu ermahnen; die Heiligkeit des Ortes, rief er, möge sie nicht schrecken; er wolle ihnen die Sünde vergeben. Der König Heinrich, ein unglücklicher und wehrloser Zeuge solches Scheusales, erhob in seinem Schmerze seine jugendliche Stimme, und rief bei der Majestät des königlichen Thrones zu Ruhe und Ordnung zurück. Aber sein Wort wurde von den Wüthenden nicht nur nicht beachtet, sondern er scheinet sie zu noch größerer Wuth getrieben und gegen sich selbst gelenket zu haben: denn er konnte nur mit Mühe dem Getümmel entrissen werden. Endlich wurden Die von Fulda, die unvorbereitet zu dem Kampfe gekommen waren, von ihren Gegnern, die sich zu demselben gerüstet hatten, aus der Kirche hinaus getrieben, und die Thüren der Kirche wurden geschlossen. Aber erst die Nacht endigte den Angriff wie die Vertheidigung.

Am folgenden Tage ward eine Untersuchung des Greuels vorgenommen; und bei derselben zeigte sich von Neuem der völlig rechtlose Zustand dieser Zeit. Der Graf Ekbert hatte das blutige Werk begonnen; auf ihm, als dem Urheber, lag die schwerste Schuld. Der Erzbischof Hanno aber und der Herzog Otto, der Dienste eingedenk, die Ekbert ihnen geleistet hatte, vielleicht auch fürchtend, daß er, zum Aeußersten gebracht, Dinge enthüllen möchte, die sie verdeckt zu halten wünschten, glaubten vielleicht, eine schickliche Gelegenheit gefunden zu haben, ihn wieder zu gewinnen. Also wurde geltend gemacht,

daß er ein Verwandter des Königes wäre, daß er früher für den König gekämpfet und für die Erhaltung des Königes sein Leben gewaget hätte. Er wurde daher von aller Schuld frei gesprochen. Eben damit aber wurde diese Schuld auf den Abt von Fulda geworfen. Er ward als das Sühnopfer für so große Frevel ausersehen. Mit gleicher Heftigkeit fielen Alle über ihn her, als den Urheber der Unordnung; und den Beweis, daß er Streit und Kampf beabsichtiget habe, fand man in dem Umstande, daß er mit einem ungewöhnlich großen Gefolge nach Goslar gekommen sei. Es scheint allerdings, daß der Abt ein harter, habsüchtiger und geiziger Mann gewesen, und deßwegen viele Menschen gegen sich gehabt habe; aber diese Fehler oder Laster waren so gewöhnlich in dieser Zeit, daß sie die Feindseligkeit nicht erklären, die man allgegemein gegen ihn bewies. Darum ist wahrscheinlich, daß, außer dem Wunsche, dem Grafen Ekbert durchzuhelfen, zuerst der allgemeine Haß gewirket habe, den die großen Herren, geistliches wie weltliches Standes, gegen die Mönche hegten, theils wegen des großen Ansehens, in welchem die Kloster-Geistlichen bei dem gemeinen Volke standen, theils wegen der großen Güter, welche die Klöster an sich zu bringen gewußt [9], alsdann aber auch die Eifersucht, welche man im Besonderen gegen das Kloster zu Fulda gefasset, weniger wegen des großen Ruhmes, den sich die gelehrten Mönche desselben erworben hatten, als wegen des großen Reichthumes, welcher dem Kloster durch diesen Ruhm zu Theil geworden war. Der Bischof Hezelo von Hildesheim aber, als er die feindselige Stimmung wider den Abt erblickte, glaubte, ihm gebühre in der Verfolgung des Abtes voran zu gehen. Also forderte er Genugthuung für die Schändung seiner Kirche; und während er dieselbe erwartete, schwang er das Schwert des Geistes gegen Alle von Fulda, die durch das Schwert seiner Freunde gefallen waren, um auch ihre Seelen zu verder-

ben, und schloß sie mit seinem Fluche von der Gemeinschaft der Seligen aus, so wie Diejenigen, die überlebet hatten, von der Gemeinschaft der Kirche [10]. Und nun blieb dem, von allen Seiten angegriffenen und bedrängten Abte Nichts übrig, um der Vernichtung zu entgehen, als seine Feinde und Verfolger durch Spendung der Reichthümer des Klosters zu Fulda abzufinden, da Unschuld und Gesetz keinen Schutz gewährten [11]. Wie viel ihm abgepresset worden, und wie Viele den Raub unter sich getheilet haben, ist ungewiß; Fulda aber, bisher über alle Abteien in Teutschland und Frankreich an Besitzthum und Macht hinaus ragend, wurde nach den Begriffen dieser Zeit arm, und die Frechheit der Räuber ging so weit, daß sie sogar dem jungen König einen Theil der Beute zuwarfen, um ihn zum Mitschuldigen an dem Frevel zu machen. Und die Folgen dieser Auftritte waren nicht weniger widerwärtig und häßlich, als sie selbst. Von seiner vormaligen Höhe hinabgeworfen, fand der Abt bei seiner Zurückkunft nach Fulda Nichts als Ungehorsam, Haß, Widerspänstigkeit, ja offene Empörung. Nach vielen frevelhaften Vorgängen nahmen sich endlich Hanno von Cöln und Otto von Nordheim seiner an. Durch ihre Theilnahme erhielt er die Macht, seine Feinde zur Unterwerfung zu bringen. Und als er endlich Sieger geworden war, da verfuhr er, weder seiner eigenen Leiden, noch der Ehre seines Klosters eingedenk, gegen seine Mönche und Untergebenen mit derselben übermüthigen Härte und Grausamkeit, die er von Stärkeren erduldet hatte [12]. Solche Dinge aber waren nicht geeignet, das Herz des jungen Königes zu bilden, und ihm Achtung für die Menschen, Liebe zu Recht und Gerechtigkeit beizubringen, und ihn überhaupt wieder in die sittliche Bahn hinein zu führen, aus welcher man ihn gewaltsam hinausgerissen hatte; und eben so wenig waren sie geeignet, den Zweck zu fördern, welchen die Verwalter des Reiches

mit der Herstellung des königlichen Hofes ohne Zweifel zu erreichen gehoffet hatten.

Und auch von ihrer zweiten Anordnung schlugen die Folgen gegen ihre Erwartung aus. Jene Bestimmung, daß der Bischof, in dessen Sprengel sich der König befände, für die Erziehung desselben sorgen und die Leitung der öffentlichen Geschäfte übernehmen sollte, mag bei Einigen günstig gewirket haben, weil es für die Uneigennützigkeit des Erzbischofes Hanno und seiner Gehülfen zu zeugen schien, bei Anderen aber regte sie auch den Ehrgeiz an, und reizte zu dem Versuche, die Wahrheit des Wortes zu erprüfen. Von allen Bischöfen des Reiches aber fühlte Keiner den Reiz zu diesem Versuche stärker, als Adalbert, Erzbischof von Bremen, ein Mann, den Hanno nicht gering achten durfte, weil er ein eben so gefährlicher Feind war, als zweideutiger Freund.

Adalbert nämlich, von dessen Wesen und Weise früher gesprochen worden ist [13], hatte zur Zeit Heinrich's des Dritten große Entwürfe großartig in Ausführung zu bringen gestrebet; und wenn er auch in all seinem Thun und Treiben mehr die Gesinnung eines weltlichen Fürsten, als eines Hirten der Kirche bewiesen und bewähret haben mochte, so hatte er doch den Schein eines frommen, tugendhaften und eifrigen Priesters zu bewahren gewußt, und sich einen Namen gemacht, der in der Ferne, wie in der Nähe geachtet, gefeiert und wohl auch gefürchtet ward. Die Gunst des gewaltigen Kaisers und die Eintracht, die zwischen Heinrich dem Dritten und dem Papste Leo dem Neunten Statt fand, hatten ihn gefördert und ihn weit vorgeschoben auf der Bahn zu seinem Ziele. Aber er war unterbrochen worden in seinen Unternehmungen durch den Tod des Kaisers und des Papstes. Denn die Feindschaft der Billunger war ihm sogleich drohend entgegen getreten; und wenn auch Anfangs das Haupt dieses Hauses, der Herzog Bernhard der Zweite von Sachsen von öffentlichen Ge-

waltthaten zurück hielt, weil er in seinem hohen Alter endlich den Blick zuweilen in die Ewigkeit richten mochte, so geschah doch wahrscheinlich genug, um den Erzbischof zu hindern und zu lähmen. Auch scheint es, daß der Erzbischof, die kraftlose Verwaltung des Reiches und die große Verwirrung der Verhältnisse erwägend, sich dem alten Herzoge genähert und eine Aussöhnung mit demselben nicht nur gesuchet, sondern auch zu Stande gebracht habe. Denn er begleitete den Herzog auf einem Zuge gegen die Friesen, welcher Zug unternommen wurde, weil die Friesen die schweren Auflagen nicht zahlen wollten, die der geizige Fürst von ihnen gefordert hatte. Adalbert hoffte durch seine Einwirkung eine Ausgleichung zu Stande zu bringen [14]. Auch erboten sich die Friesen zu einer großen Summe. Da aber der Herzog, auf seine Scharen trozzend, weder die Bitten der Friesen [15], noch das versöhnende Wort des Erzbischofes beachtete, sondern auf seiner ausschweifenden Forderung bestand, so erhob sich der eingeborene Geist der Freiheit in den Friesen zu Zorn und Wuth. Sie ergriffen die Waffen, stürmten wild an gegen das vereinte Lager des Erzbischofes und des Herzoges, eroberten dasselbe, schlugen die Krieger der Fürsten in die Flucht und machten eine große Beute. Aber selbst der Verlust, den Adalbert bei diesem Vorgang erlitten hatte, machte ihm die Billunger nicht geneiget; vielmehr scheinet das Mißlingen der Unternehmung wider die Friesen neue Leidenschaften aufgereget zu haben, weil man vielleicht dieses Mißlingen dem Benehmen des Erzbischofes zur Last legte. Der alte Herzog Bernhard, die Gesinnung seiner Söhne erkennend, warnete zwar dieselben, und ermahnte sie, die Kirche von Bremen und ihren Hirten zu schonen; aber seine Warnungen und Ermahnungen waren umsonst [16]. Noch ehe er, im Jahr ein Tausend und neun und fünfzig, vom Leben schied [17], begannen seine Söhne, der Herzog Ordolf und der Graf Hermann, eine furchtbare Fehde zu Raub und Rache gegen den Erzbi-

schof, jener durch offenen Kampf und wilde Verwüstung, dieser durch heimliche Förderung; und diese Fehde wurde fortgesezzet nach dem Tode des Herzoges Bernhard. Der Erzbischof gebrauchte seine geistlichen Waffen, und belegte den Herzog Ordolf mit dem Kirchenbann; aber der Erfolg entsprach seinen Erwartungen nicht. Er brachte seine Klage an den königlichen Hof; aber auch von dieser Seite erhielt er keine Hülfe. Wahrscheinlich wollte die Kaiserin Agnes den neuen Herzog von Sachsen nicht kränken, weil sie wohl bekannt war mit der Abneigung des sächsischen Volkes; vielleicht hegte auch ihr Rath, der Bischof Heinrich von Augsburg, einige Eifersucht gegen die Pracht und den Hochmuth des Priesters von Bremen: jedes Falles wurde seine Beschwerde wenig beachtet, und es wird versichert, man habe ihn am Hofe ausgelacht [18]. Und nun blieb dem Erzbischofe kaum Etwas übrig, um sein Verderben abzuwenden, als eine Aussöhnung mit dem Hause der Billunger. Um diese Aussöhnung einzuleiten und herbei zu führen, suchte er den Grafen Hermann in seine Dienste zu bringen; er suchte ihn zu bewegen, sein Lehen-Mann zu werden. Und da er diesem Fürsten wahrscheinlich große Güter anbot, so ging Hermann ein. Dadurch war freilich der Herzog Ordolf weder gewonnen noch beruhiget; aber sein eigener Bruder stand doch nunmehr gegen ihn zum Schutze der bremischen Kirche [19], und Adalbert war in eine Stellung hinein gekommen, in welcher er des königlichen Hofes weit weniger bedurfte als zuvor.

Diese Veränderung ging um dieselbe Zeit vor, in welcher Hanno von Cöln und Otto von Nordheim, nach der Entführung des jungen Königes die Verwaltung des Reiches übernahmen. Diesen beiden Fürsten mußte der Erzbischof Adalbert in seiner neuen Stellung äußerst gefährlich erscheinen. Den Billungern, den Sachsen überhaupt, durften sie nicht trauen; denn diese waren nicht etwa bloß unwillig über die

Männer, die am Hofe lebten oder mit großen Verwaltungen betrauet waren, sondern sie hegten einen bitteren Haß gegen das königliche Haus selbst. Wenn nun aber eine völlige Aussöhnung zwischen dem Erzbischofe von Bremen und dem billungischen Hause zu Stande gebracht, und eben dadurch alle Sachsen vereiniget wurden, so war ein Aufstand zu befürchten, dessen Folgen Niemand zu berechnen vermochte. Eben deßwegen mußte man diese Aussöhnung zu verhüten suchen; und um sie zu verhüten, scheinet Hanno, alte Zwiste zwischen seiner Kirche und der Kirche von Bremen zurückstellend, sich an Adalbert gewendet zu haben, um ihn zum Theilnehmer an dem Werke zu machen, das er verwegen unternommen hatte, das ihm aber schwer genug auf den Schultern lasten mochte. Die Verhandlungen zwischen den beiden Priestern, an welchen Otto von Nordheim wohl auch Antheil hatte, sind unbekannt, und unbekannt ist der Gang der Dinge. Die Verhandlungen aber scheinen dadurch befördert zu sein, daß Hanno dem Herzog Ordolf die Feste Ratzeburg überließ [20], um bei dem Erzbischof Adalbert die Besorgniß zu erregen, daß, wenn er sich weigere, freundlich die Hand zu bieten, man sich mit dem billungischen Hause versöhnen und ihn, den Erzbischof, in die größte Gefahr bringen werde. Jedes Falles leidet das keinen Zweifel, daß Hanno und Adalbert wahrscheinlich mit des Herzoges Otto von Baiern Zustimmung, wie sehr sie sich hassen mochten, einig geworden ist, daß sie sich gegenseitig Zugeständnisse gemacht und sich gegenseitig Förderung in ihren liebsten Wünschen theils schon jetzt gewähret, theils für die Zukunft verheißen haben. Dafür zeuget ihr Verfahren gegen einander. Wegen der Geschäfte aber scheinen sie sich dergestalt getheilet zu haben, daß Hanno mit dem Herzoge von Baiern die Verwaltung des Reiches behalten, Adalbert hingegen die Sorge für die Erziehung des jungen Königes übernehmen sollte. So wenigstens erscheinen sie neben

einander im Fortgange der Ereignisse [21]; und wahrscheinlich hat der feine und gewandte Adalbert es so eingeleitet. Der rauhe und strenge Hanno hätte schwerlich die Zügel aus der Hand gegeben, nachdem er sie ein Mal gefasset hatte, und wohl mochte ihm im Gedränge des Lebens die Aufsicht über den König nicht wenig lästig sein; Adalbert hingegen überließ ihm wohl den Worten nach für den Augenblick um so lieber die beneidete Gewalt, je leichter zu berechnen war, daß sie nicht von Dauer sein würde. Denn wenn es auch nicht gelang, was bald geschah, ihm diese Gewalt zu entwinden, so mußte sie doch mit der Mündigkeit des Königes endigen; und Adalbert mochte wohl hoffen, daß es ihm gelingen möchte, auf die jugendliche Seele des Königes in solcher Weise einzuwirken, daß er ihm für und für unentbehrlich sein würde. Er gab Geringes für Großes hin, und faßte große Entwürfe. Zwar ist unmöglich zu sagen, wie hoch seine Gedanken geflogen sind; es ist auch wahrscheinlich, daß seine Einbildungskraft ihn immer weiter geführet habe, so wie ein Versuch gelungen war. Das aber möchte keinen Zweifel leiden, daß sein Streben in das Unermeßliche hinaus gegangen; daß die Herrschaft im Reich unter dem Namen des Königes, und der päpstliche Stuhl zugleich in seinen Wünschen gelegen haben. [22].

Zum ersten Mal erscheinet der König, unter der Obhut des Erzbischofes von Bremen, auf einer kriegerischen Fahrt nach Ungarn [23], welche im Jahr ein Tausend sechszig und drei unternommen ward. In Ungarn nämlich war, wie oben erzählet worden ist [24], Bela König geworden, nachdem sein Bruder Andreas vor ihm im Getümmel des Kampfes zu Grunde gegangen war, und Salomon, des Andreas Sohn, war nur durch die Flucht nach Teutschland dem Verderben entzogen. Bela aber fand in dem angegebenen Jahre seinen Tod unter den Trümmern eines einstürzenden Gebäudes, in welchem er sich befunden hatte. Ob nun dieser schnelle Tod von

den Ungarn als eine Strafe Gottes dafür angesehen worden, daß Bela in einem Bürger- und Bruder-Kriege und über die Leiche seines Bruders hinweg zum Throne gelanget war, oder ob sie, wenig bekannt mit dem Zustande Teutschland's, einen Krieg gefürchtet haben, der von den Teutschen für den jungen Fürsten Salomon unternommen werden würde, muß unausgemacht bleiben; gewiß aber ist, Geisa, Bela's Sohn, und seine Brüder schickten eine Gesandtschaft an den Hof des Königes der Teutschen mit der Erklärung: sie seien bereit, den jungen Fürsten Salomon als ihren König anzuerkennen und demselben mit Treue unterthan zu sein, wenn er ihnen die Ehre bewillige, auf welche sie nach ihrer Geburt und ihren Verdiensten Anspruch hätten. Gesandte der großen Herren in Ungarn sprachen in demselben Sinn. Am königlichen Hofe wurde dieses Anerbieten angenommen. Der junge König Salomon wurde daher mit Heinrich's des Vierten Schwester, die ihm längst zur Gemahlin bestimmet war, vermählet [25], und ein Heer, wahrscheinlich aus Baiern, unter dem Herzoge Otto, und Adalbert's Vassallen bestehend, ward aufgeboten, um den König der Ungarn in sein Reich zu begleiten und auf den Thron zu setzen. Ein gefährliches Unternehmen war diese Fahrt nicht; um so mehr ward es für angemessen gehalten, daß der König der Teutschen selbst den König der Ungarn, seinen Schwager, zurück führe. Es geschah. Der Erzbischof Adalbert begleitete den König, seinen Zögling; und Alles wurde vollendet ohne Unglück oder Gefahr. Adalbert aber zeigte sich dem jungen König auf dieser Fahrt, weniger des Ruhmes, als des Glanzes, in seiner ganzen Herrlichkeit. Er, der schöne Mann, erschien in fürstlicher Pracht, fein, zart, gewandt, geistreich, witzig, anmuthsvoll, liebenswürdig, für Vergnügungen empfänglich, in Genüssen erfinderisch; dabei sorgsam für den jungen König, zuvorkommend, nachsichtig, in Wort und Werk ergeben, und voll von der treuesten Ehrerbietung für die königliche

Würde. Es konnte nicht anders sein: eine solche Erscheinung mußte auf den jungen König einen tiefen und nachhaltigen Eindruck machen; sie mußte ihn um so stärker blenden, je mehr ihm des Erzbischofes Hanno unfreundliches Wesen und kalte Tugend zuwider gewesen. Sein ungewisser Schritt bedurfte einer festen Leitung; seine zerrissene Brust eines wohlwollenden Trostes. Adalbert schien zu gewähren, was ihm Noth that. Er warf sich also mit kindlicher Heftigkeit in die Arme eines solchen Mannes, und schmiegte sich ihm an, wie einer unerschütterlichen Säule.

Der Erzbischof Adalbert kam aus Ungarn mit der Ueberzeugung zurück [26], daß er den König gewonnen habe, und daß er ihn durch dieselben Mittel, nach dem fortschreitenden Alter desselben angewendet, gänzlich in seiner Hand behalten würde, durch welche er ihn gewonnen habe. Jetzo wurde der König durch seine Jugend verhindert, sich um das Reich und den Thron zu bekümmern. Die Jahre der Kindheit aber gingen vorüber. Also mußte dafür gesorget werden, daß der König auch alsdann, wenn diese Jahre dahin waren, sich nicht um das Reich bekümmern möge, sondern für und für in der Hand bleibe, die ihn nunmehr gefasset hatte. Sein Auge mußte geblendet bleiben, sein Kopf verworren, sein Herz allen sittlichen Gefühlen fremd. Und hierzu: was bedurfte es bei einem so jungen, und in seinen jugendlichen Empfindungen zerrütteten Menschen weiter, als Müssiggang, Befriedigung jeglicher Laune und jeglicher Grille, wildes Treiben, stets abwechselnde Vergnügungen und Uebertreibung in sinnlichen Genüssen? was weiter, als etwa noch ein Zusatz von Verhöhnung aller sittlichen Verhältnisse im Leben, von Verspottung des Ehrwürdigen und Heiligen, von Schmeichelei, Kriecherei und tönendem Gerede über die Erhabenheit der königlichen Würde und des königlichen Thrones?

Zur Ehre der menschlichen Natur wird man allerdings gern

anzunehmen geneiget sein, daß der Erzbischof Adalbert keinesweges das sittliche Verderben des Königes gewollt habe. Man wird sogar gern zugeben, daß sein Betragen gegen den jungen König Anfangs aus menschlichem Wohlwollen hervorgegangen sei, aus Mitleid mit dem unglücklichen Kinde, aus dankbarer Erinnerung an den Vater desselben, dem er Vieles zu verdanken hatte, und aus dem ehrenwerthen Verlangen, die Leiden der Mutter zu mildern, die ihm wohl bekannt war [27]. Aber was im Ursprunge gut und löblich gewesen sein mag, das ward bald in der Ausübung übel und verderblich; und nach Allem, was uns überliefert worden ist, thut man dem Erzbischofe schwerlich Unrecht, wenn man ihm die Absicht zuschreibet, den König dahin zu bringen, daß ihm die öffentlichen Geschäfte und die Verwaltung des Reiches zuwider würden, damit er immer eines Mannes bedürfte, dem er blindlings folgen müßte [28], und damit er, nach seiner Weise zu leben und zu genießen, diesen Mann nur in ihm selbst, dem Erzbischofe, zu finden vermöchte [29]. Auch leidet es nach den Ueberlieferungen aus dieser Zeit keinen Zweifel, daß Adalbert immer weiter gegangen, und sich beständig mehr von der Bahn des Rechtes, der Wahrheit und Redlichkeit, entfernet habe, bis er zuletzt selbst allen sittlichen Halt verloren [30] und den König verdorben hatte. Und wenn gleich nicht zu leugnen sein dürfte, daß auch hier ein großer Theil der Schuld auf die Umstände falle, und daß der Erzbischof zu Manchem, was er that oder duldete, nur aus Verlegenheit, aus Unmuth und Zorn gebracht worden, weil er überall auf Neid, Haß und Feindschaft stieß [31]: so ist doch abermals nicht zu leugnen, Adalbert war fortan nicht mehr, was er gewesen in früheren Tagen. Von allen ehrwürdigen Tugenden eines Priesters war kaum noch Eine übrig, die Erbarmung mit Unglücklichen; und selbst diese Tugend äußerte sich nicht in theilnehmender und tröstender Weise, sondern als fürstliche Verschwendung, mit welcher er

nur eine unbehagliche Empfindung von sich zu entfernen suchte; und von allen Eigenschaften, durch welche er einst das Wohlwollen Heinrich's des Dritten erworben hatte, war nur noch die Schale vorhanden, das Aeußere, die Gewandtheit und die feine Sitte. Sein hohes Streben aber, das ihn vormals geziert und geehret hatte, war übergegangen in eine arge Eitelkeit, so daß er sich nur in der Betrachtung seiner eigenen Größe zu gefallen schien. Wer über ihm stand, der wurde gehasset; wer sich ihm gleich stellte, verfolget. Alle, die vornehm waren oder zu werden strebten, traf sein bitterer Witz, und dieser Witz mochte nicht selten um so tiefer einbrennen, je mehr Wahrheit er in demselben aussprach [32]. Nur durch Eins konnte seine Sprödigkeit geschmeidiget, seine Härte gemildert, sein Stolz besänftiget werden, nämlich durch gänzliche Ergebenheit, durch Demuth, Kniebeugung, hündelnde Schmeichelei; und er selbst verschwendete wieder an den König, was er selbst so gern empfing von Jedermann, von Geringen und von Hohen, von Geistlichen und von Laien.

Unter den jungen Leuten, mit welchen er den König umgab, welche er wenigstens um den König duldete, stand ein Graf Wernher voran. Dieser war ein trotziger und verwegener Mensch [33], dem das Leben ein Scherz war, und wilder Genuß das höchste Gut. Er war ganz dazu gemacht, in dem König immer neue Bedürfnisse zu erregen und neue Begierden zu erwecken; und eben deßwegen ward Adalbert dem König immer nothwendiger, weil nur durch ihn die Genugthuung und Erfüllung erwartet werden konnte. Und Adalbert war gefällig genug, zu schaffen, was begehret wurde. In der ersten Zeit mochten die Vergnügungen, welchen sich der königliche Knabe hingab, und zu welchen er verleitet wurde, nicht eben von unsittlicher Art sein; darin aber lag das Verderbliche, daß er durch zuvorkommende Gewährung an Unstätigkeit, Ungezähmtheit, Zügellosigkeit, gewöhnet wurde, und dadurch die

Kraft verlor, der sinnlichen Begierden Meister zu werden. Auch hatte der große Aufwand, welchen jene Gewährung forderte, der Wechsel in den Ergötzlichkeiten, das glänzende Gefolge, mit welchem Adalbert am Hof erschien, die Pracht, mit welcher er sich umgab, die Bauten und großen Anlagen, welche er, als zur fürstlichen Herrlichkeit gehörend, gegen die Natur des Landes unternahm [34], schwere Folgen. Bald fehlte es dem Erzbischof an Geld, und es durfte nicht fehlen, wenn sein Zweck, den König an sich zu fesseln, nicht aufgegeben werden sollte. Er mußte Bedacht darauf nehmen, seine Einkünfte zu vermehren. Die Erpressungen, die er sich gegen seine Untergebenen erlauben mochte, reichten nicht aus. Mit Bisthümern und Abteien, mit allen geistlichen und weltlichen Würden ward ein schamloser Handel angefangen und für Geld wurden die Gesetze zum Schweigen gebracht [35]; aber auch diese Quelle, wenn gleich sie nicht versiegte, floß nicht reich genug. Es blieb ihm nur übrig, neue Besitzungen an sich zu bringen, und die Gewalt weiter auszudehnen. Dieses Mittel jedoch schien nur angewendet werden zu können, wenn die anderen Fürsten des Reiches, geistliche und weltliche, die am Meisten zu fürchten waren, gleichfalls eine Vergrößerung ihres Besitzes erhielten, und dadurch zur Einwilligung und zum Stillschweigen gebracht wurden, im Besonderen die Erzbischöfe von Cöln und Mainz, und die Herzoge Otto von Baiern und Rudolf von Schwaben: denn gegen die Billunger dauerte Adalbert's Feindschaft fort, und ihrer glaubte er entbehren zu können, wenn er Jener gewiß war. Auch fehlte es, wie es schien, nicht an Land und Leuten. Das Schicksal des Abtes Widerad von Fulda hatte ja bewiesen, daß die reichen Abteien keine Freunde hatten, und daß Geistliche und Weltliche gleich lüstern waren nach den Besitzungen derselben. Es wurde daher der Satz aufgestellet, daß die Güter der Abteien königliche Güter seien, deren Verwaltung den Aebten übertragen worden,

und daß eben deßwegen der König gegen die Aebte dieselben Rechte habe, die ihm gegen die Verwalter anderer königlichen Güter zuständen [36]. Ob die Richtigkeit dieses Satzes von den geistlichen und weltlichen Fürsten, mit welchen Adalbert sich abzufinden hatte, anerkannt worden, oder nicht, ist ungewiß; das aber ist außer Zweifel, daß die oben genannten Fürsten und andere neben ihnen sich mit Adalbert, so wie unter einander verständigten, und daß Alle, wie schon früher während der Verwaltung der Kaiserin Agnes, so jetzt mit gleicher Gierde zugriffen und an sich brachten, was zu erhalten war. Also bekam ein Jeder, was ihm am Liebsten war oder für ihn am Bequemsten lag, Abteien, Dorfschaften, Güter, Vorrechte, was immer [37]. Die beiden Herzoge von Baiern und Schwaben bekamen je eine Abtei; Otto, Altaich, Rudolf, Kempten. Die Bischöfe von Salzburg, Freisingen, Bamberg, Magdeburg, Halberstadt, Minden gingen nicht leer aus. Dem Erzbischofe von Mainz, Sigefrid genannt, einem Manne von unersättlicher Habsucht, wurde die Abtei Seligenstadt zugeworfen. Der Bischof von Speier erhielt zwei Abteien, der Bischof von Bamberg bekam Forchheim mit großen Besitzungen. Auch der Verderber des Königes, der Graf Wernher, wurde nicht vergessen: man gab ihm eine Villa, Kirchberg, der Abtei Hersfeld gehörig, und er nahm dieselbe an mit bitterem Hohne [38]. Die Häupter aber, die beiden Erzbischöfe Hanno und Adalbert, bedachten sich selbst am Meisten. Hanno wußte mit seiner strengen Frömmigkeit gar wohl das Streben zu vereinigen, seine Kirche reich und sein Haus groß zu machen. Er griff nach allen Seiten um so hastiger aus, je weniger voraus zu sehen war, wie lange diese Zeit rascher Erwerbungen dauern würde. Er erhielt den neunten Theil des königlichen Schatzes, ohne Zweifel als billigen Ersatz für den Aufwand, den der Raub des Königes verursachet hatte. Er durfte seine Verwandten und Freunde zu Bisthümern und Abteien, zu

geistlichen und weltlichen Aemtern befördern; und zugleich wurden ihm die Abteien Malmedy, Cornelius-Münster und Stablo überlassen. Adalbert rügte mit beißendem Witze die Gemeinheit Derer, welche, wie Hanno, die Umstände benutzten, um ihr eigenes Haus groß zu machen. Da er sich selbst eines vornehmen Geschlechtes rühmte, so hielt er sich frei von jenem Streben, und haßte Alle, die ein vornehmes Geschlecht zu gründen wünschten. Sein Wahlspruch war: Nichts für mich und Nichts fur die Meinigen, aber Alles für meine Kirche und für meinen König, wie er denn überhaupt für den König unverbrüchliche Treue selbst zu bewahren behauptete und Anderen zu empfehlen pflegte; denn er wußte wohl, daß Alles, was er für seine Kirche gewann, zunächst ihm selbst zu Gute kam, und daß die Treue, die man in seinem Sinne dem Könige bewies, ihn selbst in der Stellung befestigen mußte, in welcher er sich so wohl gefiel. Aber mäßiger war er nicht in seinen Ansprüchen, als die Anderen. Er ließ sich nach und nach die sehr reiche Abtei Lorsch, die Abteien Corvei und Goslar, so wie einzelne Kloster-Güter ertheilen. Zugleich ging sein Streben dahin, alle Grafschaften in seinem bischöflichen Sprengel an sich zu bringen. Und wenn er auch in diesem Streben große Hindernisse fand, so gelang ihm doch Vieles, sowohl in Friesland, als in dem Lande zwischen der Elbe und Weser. Er schonte nämlich die Schätze der bremischen Kirche keinesweges, um die Grafen von Stade, im Emsgau, Engern und Westfalen dahin zu bringen, daß sie seine Lehenleute wurden: denn, meinte er, goldene und silberne Gefäße ließen sich in der Folge durch schönere ersetzen, aber die Gelegenheit, Grafschaften zu erwerben, möchte nicht wiederkehren. Selbst das reiche Lesum, mit dem Lande Hadeln, welches der Kaiserin Agnes zum Leibgeding ausgesetzet war, wußte er dieser unglücklichen Fürstin abzufeilschen [39].

Die Frechheit, die sich in diesen Handlungen der Hab-

gierde, der Selbstsucht, des Ehrgeizes und der Gewaltthätigkeit zu Tage leget, wird aber noch durch den Umstand vergrößert, daß die Häupter des Reiches den unmündigen König, der in ihrer Hand war, nicht bloß zum Zeugen machten, sondern abermals zum Mitschuldigen zu machen suchten; denn sie ließen sich von demselben mit den geraubten Gütern belehnen [40]. Eben deßwegen mochte der Unwille aller guten Menschen um so größer und tiefer sein. Auch ward nicht Alles durchgesetzet. Die Mönche wehrten sich mit Gebet und Wehklagen und unterließen gewiß nicht, ihren Jammer in die Welt zu bringen, in die Palläste und in die Hütten. Der Abt von Lorsch entfloh heimlich nach Mainz, um nicht den Abgeordneten Adalbert's seinen Stab zu übergeben und sich zu unterwerfen, und die Dienstleute des Klosters legten eine Burg an, fest entschlossen, der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen. Der Abt Theoderich von Stablo scheuete nicht den finsteren Zorn des Erzbischofes Hanno von Cöln, sondern behauptete, auf gutes Recht gestützet, sein Kloster gegen die gierigen Forderungen desselben. Dem Erzbischof Adalbert, auf welchen der allgemeine Haß fiel, weil er nach und nach auch den verhaßten Hanno verdrängte und Niemand neben sich dulden konnte, trat selbst der Herzog Otto von Baiern entgegen, als er durch lügenhaftes Vorgeben Corvei in seinen Besitz zu bringen suchte. Und mit dem billungischen Hause gerieth er in eine neue Fehde hinein, die wenigstens mit seinem Verfahren zusammenhing, und ihm großen Schaden brachte.

Der Graf Hermann nämlich, welcher, wie früher erzählet worden ist, Adalbert's Lehenträger geworden war, hatte mit dem Erzbischofe die Fahrt nach Ungarn gemacht, um den König Salomon auf den Thron zu setzen. Als nun Hermann die Erlistung und Erraffung des Erzbischofes sah, so verlangte auch er von demselben ein anständiges Lehen für seine geleisteten Dienste; und wahrscheinlich verlangte er Lesum, das früher im

Besitze seines Hauses gewesen war. Adalbert wies dieses Verlangen zurück. Alsobald rückte Hermann, während sich der Erzbischof am königlichen Hof aufhielt, mit einer kriegsgerüsteten Mannschaft vor Bremen, nahm die Stadt ein, plünderte sie aus, nur die Kirche verschonend, durchzog alsdann das ganze Bisthum, brach die Burgen und Festen, welche Adalbert angeleget hatte, zerstörte dieselben von Grund aus, und verbreitete überall unter den Leuten des Erzbischofes Unglück und Jammer. Wegen des Schadens, den die Kirche zu Bremen durch diese Vorgänge erlitten hatte, wurde nun zwar Adalbert durch manches schöne Geschenk getröstet, welches der junge König ihm für diese Kirche gemacht haben soll; aber für das verwüstete Land, für die mißhandelten Menschen, war der Werth dieser Geschenke kein Ersatz. Auch hatte er die Freude, den Grafen Hermann durch ein Fürsten-Gericht, unter seinen Einfluß am königlichen Hofe gehalten, zur Landes-Verweisung verurtheilet zu sehen wegen des verübten Frevels; aber es scheinet nicht, daß das Urtheil zur Ausführung gekommen sei; wenigstens wurde dasselbe nach kurzer Zeit, als das billungische Haus der Kirche zu Bremen eine armselige Genugthuung angeboten hatte, zurück genommen und die Verhältnisse blieben so feindselig, als sie zuvor gewesen waren [**41**].

Mitten unter all diesem Getreibe trat ein Vorgang ein, dessen gedacht werden mag, theils weil er im Zusammenhange mit dem Getreibe stand und auch wohl auf die weitere Entwickelung eingewirket hat, theils weil er als Zeichen der Zeit und als Vorbote größerer Ereignisse nicht unmerkwürdig zu sein scheinet. Im Herbst des Jahres ein Tausend sechs und vier unternahmen vier geistliche Fürsten des Reiches eine gemeinschaftliche Wallfahrt nach dem heiligen Lande, zum Grabe des Heilandes. Es waren der Erzbischof Sigefrid von Mainz und die Bischöfe Otto von Regensburg, Wilhelm von Utrecht, und Günther von Bamburg, ein Mann von so außerordentli-

cher Schönheit, daß er bei rohen wie bei gebildeten Menschen die Bewunderung der Männer erregte und das Verlangen der Frauen. Diese Wallfahrt war eine neue Erscheinung. Von den frühesten Zeiten des Christenthumes an waren allerdings manche Gläubige in frommer Zerknirschung nach Jerusalem gewandert, um die Sehnsucht ihrer Seele nach dem ewigen Heile durch inbrünstiges Gebet an den heiligen Orten zu befriedigen, von welchen dieses Heil ausgegangen war, oder um eine Sünde zu büßen, mit welcher sie sich in den Verworrenheiten des Lebens belastet hatten. Im Fortgange der Zeit hatten diese Wanderungen zugenommen: denn die Liebe zum Müßiggange, der Wunsch nach Ansehen im Volke, selbst das Streben nach Erwerb und Gewinn war bei Vielen der Andacht zu Hülfe gekommen. Besonders häufig waren diese Wanderungen seit dem Anfange dieses Jahrhundertes geworden. Denn man erwartete, wie schon an einem anderen Orte bemerket worden ist, nachdem tausend Jahre seit der Geburt Jesu Christi verlaufen waren, die Wiederkunft des Herrn, und viele Menschen konnten dem Verlangen nicht widerstehen, ihn, den Herrn, in seiner Herrlichkeit zu schauen, und gleichsam vom heiligen Boden aus die Schwelle der Ewigkeit zu betreten. Und wiewohl man sich bald in seinen Erwartungen getäuschet sah, so war doch ein gewisser fromm abenteuerlicher Sinn geblieben, der für und für zum heiligen Grabe trieb, dergestalt, daß auch Fürsten und Herren, weltliches wie geistliches Standes, ja selbst edele Frauen, dem Drang ihrer Brust nicht zu widerstehen vermochten. Alle aber, welche bisher das Pilger-Hemd angethan und den Pilger-Stab ergriffen hatten, waren einzeln nach dem Land ihrer Sehnsucht gewallfahrtet, so wie der Geist sie durchdrungen und die Andacht fortgerissen hatte. Wie es nun aber gekommen, daß vier Bischöfe gleichzeitig und gemeinsam die heilige Fahrt angetreten haben, muß ungewiß bleiben; aber wahrscheinlich ist es nicht, daß sie Alle aus innerem

Drange des Herzens den Entschluß gefasset haben und nur zufällig zusammen getroffen seien. Auch zeigten sie sich nicht wallfahrenden Pilgern gleich, sondern sie hatten ein Gefolge von sieben tausend Menschen, und zogen einher mit Stolz, Pracht und jeglicher Herrlichkeit, wie zu eigener Ergötzung und Anderer Bewunderung. Es ist daher zu vermuthen, daß sie, durch den Zustand der Verhältnisse im Reich und in der Kirche, nach langen Verhandlungen, zu ihrem Unternehmen bewogen worden; daß sie gewünschet haben, dem Jammer der Mönche, dem Zorne der weltlichen Fürsten, dem Unwillen des Volkes auszuweichen, und dadurch der Welt zu zeigen, daß sie nicht die Hand in den Dingen hätten, die vorgingen, und nicht die Schuld von Dem trügen, was herein drohete [42].

Die große Menschen=Masse hat vielleicht in dem Zuge der vier Bischöfe Nichts gesehen, als ein auffallendes Werk der Frömmigkeit und des Glaubens; Adalbert aber und die übrigen Häupter des Reiches haben ohne Zweifel nach den Ursachen des Unternehmens gefraget. Und wenn sie sich bisher noch über die Lage der Dinge und über die Stimmung der Menschen zu täuschen vermocht hätten, so ist ihnen doch jetzt wohl ein helles Licht aufgegangen. Eben deßwegen mochte in dem Erzbischofe von Bremen, der schon allgemeinen Haß auf sich gezogen hatte, ja allgemeine Verachtung [43], wohl der Wunsch entstehen, sich von der Erziehung des Königes, als wäre sie vollendet, zurück zu ziehen, den König, als hätte die Welt die Jugend desselben vergessen können, kaum fünfzehen Jahre alt, für mündig zu erklären, und auf solche Weise die Rechenschaft von sich abzuwälzen, welche man früher oder später wegen dessen, was geschehen war und geschah, hätte fordern mögen. Zum Osterfeste des Jahres ein Tausend und fünf und sechszig, welches der Hof in Worms feierte, erlaubte er dem jungen Könige die Waffen anzulegen, und sich als

wehrhaft vor der Welt zu zeigen. Heinrich aber, sobald er die Waffen angethan, und dadurch die Erlaubniß erhalten hatte, nach eigenem Willen zu handeln, gab einen starken Beweis von der Stimmung seiner Seele. Er wollte den ersten Versuch mit seinem Schwert auf den Erzbischof Hanno von Cöln machen. Und er würde es gethan und Hanno würde den Streich jugendlicher Rache empfunden haben, wenn nicht die Kaiserin Agnes eingetreten wäre und den Zorn ihres Sohnes zurück gehalten hätte [44].

Fünftes Capitel.

Fortgang des Streites zwischen den Päpsten Alexander's II. und Honorius' II.

Sturz des Erzbischofes Adalbert von Bremen.

Endigung der Kirchen-Spaltung durch die Synode zu Mantua.

J. 1062 — 1067.

Der Frevel von Kaiserswerth hatte, wie aus der bisherigen Erzählung hervorgehet, für die öffentlichen Verhältnisse des teutschen Reiches unmittelbar nur unglückselige Folgen, obwohl kaum mit Zuversicht gesaget werden dürfte, daß diese Verhältnisse sich besser gestaltet haben würden, wenn jener Frevel nicht Statt gefunden hätte, und die Verwaltung des Reiches und die Erziehung des jungen Königes der Kaiserin Agnes fortan überlassen wären. Aber dieselbe That hatte auch höchst wichtige Folgen für die kirchlichen Verhältnisse, nicht bloß in Teutschland und Italien, sondern in der ganzen christlichen Welt des Abendlandes; und bei der Erwägung dieser Folgen wird ein besonnener Mann Anstand nehmen, zu behaupten, daß sie ein Fluch gewesen und kein Segen. Wenn nämlich das königliche Kind seiner Mutter nicht entrissen, und die

Verwaltung des Reiches dieser Frau nicht entwunden wäre, so würde, nach menschlicher Einsicht, das Dekret des Papstes Nikolaus des Zweiten über die Papstwahl nie zur Ausführung gekommen sein; Alexander der Zweite würde sich nicht auf dem apostolischen Stuhle behauptet, und Hildebrand würde denselben nicht erhalten haben. Die so viel besprochene und so heiß ersehnte Einheit der Kirche, welche allein dem Vassallenthum Achtung einflößen und allein die Macht gewähren konnte, der rohen Gewalt des Lehenwesens entgegen zu treten, hätte nimmer Statt gefunden; sondern die bischöflichen Stellen wären dem Wuchergeist anheim gefallen und mit kirchlichen Würden wäre arge Krämerei getrieben; um den apostolischen Stuhl hätten die Parteien sich gerauft, und der Mächtigste hätte ihn zur Beute gemacht; die ganze Kirche aber, ohne Einheit der Lehre und der Bräuche, angefüllet mit Sünden und Lastern, würde, unter dem Heuchel-Mantel der Heiligkeit, in sich selbst zusammen gesunken und durch die vereinzelten Anstrengungen frommer und edeler Männer nicht gerettet worden sein vom Verderben. Wer zu würdigen vermag, was die späteren Zeiten errungen haben bis diesen Tag, und wozu der Grund geleget ist für die Tage, die bevorstehen, und wer dabei nicht vergisset, daß dieses Alles bedinget gewesen ist durch die Einheit der Kirche, der muß erschrecken vor einem solchen Gedanken.

Oben ist erzählet worden, daß die beiden Päpste Alexander der Zweite und Honorius der Zweite, wahrscheinlich unter der Vermittelung des Herzoges Godefrid, in die Bisthümer zurückgegangen seien, welche sie, Jener vor seiner Wahl durch die Cardinäle, Dieser vor seiner Erhebung durch die Kaiserin Agnes, inne gehabt hatten [1]. Ihr unentschiedener Streit sollte beigeleget werden durch eine Verständigung mit dem königlichen Hofe. Honorius hatte in diese Uebereinkunft, wahrscheinlich, eingewilliget, weil er sich auf die Kaiserin Agnes verlassen zu können glaubte; Alexander, weil ihm, eben so wahrscheinlich,

nicht unbekannt war, was Hanno und seine Genossen vorhatten. Beide aber sahen sich bald in ihren Hoffnungen betrogen: durch die Kaiserin Agnes konnte Nichts für Honorius geschehen, weil ihr alle Gewalt im Reich entrissen ward; Hanno vermochte Nichts für Alexander zu thun, weil er in die Verwirrungen hinein gerieth, von welchen die Rede gewesen ist [2]. Die beiden Päpste unterließen nicht, Abgeordnete nach Teutschland zu senden, theils um sich von dem Zustande der Dinge zu unterrichten, und theils, um ihre Sache zu fördern. Des Honorius' Gesandte wandten sich natürlich an die Kaiserin Agnes, oder an Alle, welche sich als Freunde dieser kaiserlichen Frau betrachteten, weil sie Feinde der Fürsten zu sein schienen, die sich des jungen Königes bemächtiget hatten, und selbst Adalbert von Bremen ward als zu dieser Partei gehörig betrachtet, weil er den Erzbischof Hanno haßte, und sich seiner treuen Anhänglichkeit an das königliche Haus rühmte; die Abgeordneten Alexander's hingegen wurden an den Erzbischof Hanno von Cöln gesendet und erwarteten von ihm die Förderung ihrer Sache. In Teutschland zeigte sich auch keine Partei gleichgültig; aber die eine, wie die andere hatte nur Worte, Ermahnungen, Aufforderungen, Vertröstungen. Was an Honorius in dieser Weise von Teutschland aus gelangte, das ward als Befehl der Kaiserin Agnes, wenn nicht gegeben, doch empfangen, gleich viel, ob die Kaiserin Theil gehabt habe an diesen Aufträgen oder nicht; was hingegen zu Alexander kam, das ertheilte Hanno und seine Genossen, als Verwalter des Reiches, im Namen des Königes. Beide Päpste aber mögen die Weisung erhalten haben, fest zu stehen, auszuharren, und sich in den Besitz von Rom zu setzen; und die Fürsten Italiens, weltliche wie geistliche, sind ohne Zweifel auch ermahnet worden, oder haben den Auftrag erhalten, diesen Papst zu schützen und zu unterstützen, oder jenen, je nachdem ihre Gesinnung war oder zu sein schien [3]. Hanno jedoch begnügte sich nicht

bloß mit solchen Vorschriften, sondern er erklärte auch den Canzler Wibert, des Honorius Freund, für abgesetzt, und ernannte den Bischof Gregor von Vercelli zum königlichen Canzler in Italien [4]; allein, wenn auch gewiß ist, daß dieser Bischof Gregor sich als Canzler geltend zu machen gesucht hat, so bleibet doch ungewiß, wie weit ihm dieses gelungen. Denn Anordnungen waren leicht abzufassen, aber die Möglichkeit der Ausführung ist kaum aufzufinden. Jedes Falles blieb Italien sich selbst überlassen, und erhielt von Teutschland aus Nichts, als was etwa die Leidenschaften in Bewegung setzen konnte. Alle, Geistliche wie Laien, hatten nur so viele Sicherheit, als sie in ihrer eigenen Kraft fanden, in Waffen, Burgen, Befestigungen.

Die beiden Päpste lebten inzwischen, das Jahr ein Tausend sechszig und zwei hindurch, Alexander in Lucca, Honorius in Parma, mit gleicher Sehnsucht nach Teutschland schauend und nach Rom. Hier war ihr Ziel, von dort her erharrten sie die Mittel. Im Anfange des folgenden Jahres aber begab sich Alexander, vom Herzoge Godefrid mit der nöthigen Macht versehen, nach Rom, und setzte sich glücklich in den Besitz der Stadt. Die Anhänger des Honorius jedoch, die Hauptleute, der römische Adel, bemächtigten sich der Engelsburg und der Kirche des heiligen Petrus, und waren aus dieser Stellung nicht zu vertreiben; und bald kam auch Honorius in der Stille heran, und Alles, was auf dem rechten Ufer des Tibers lieget, fiel in die Hand der Seinigen. So standen nun die beiden Päpste wider einander, wie im feindlichen Lager; und, während sie selbst wider einander aufboten, was Verstand und List, Zorn und Haß, Ingrimm und Wuth in Worten vermögen, stießen ihre Anhänger nicht selten auf einander und lieferten sich blutige Kämpfe. Der Gräuel war um so widerwärtiger, da Jeder der beiden Päpste sich für den ächten Nachfolger des Apostels ausgab, als solcher angesehen

zu werden verlangte, und deßwegen alle heiligen Bräuche der christlichen Kirche, alle heiligen Handlungen der Religion mit gleichem Schein von Andacht und Frömmigkeit, und wie innigst durchdrungen von seiner hohen Bestimmung beobachtete und vollbrachte. Aber es mischten sich auch die Leidenschaften und Bestrebungen der weltlichen Fürsten ein. Wären Godefrid, der Herzog, und die Normannen einig unter sich selbst, und entschieden für den Papst Alexander den Zweiten gewesen, so hätte sich Honorius mit seinem Anhang unmöglich zu halten vermocht. Die Normannen jedoch, die übrigens ihre Kräfte vielfältig nöthig hatten, um zu behaupten, was in ihrem Besitze war, oder um zu erobern, was sie zu besitzen wünschten, waren mißtrauisch, weil sie wohl erkannten, daß sie nicht minder gehasset waren, als zuvor, und der Hof in Konstantinopel bot alle Künste auf, den Haß gegen sie zu nähren, damit der Gedanke lebendig bliebe, daß diese abenteuerlichen Dränger aus Italien vertrieben werden müßten. Auch standen die Sachen so wunderlich, daß die Normannen wohl zweifelhaft darüber werden mochten, ob es ihnen etwas helfen würde, Vassallen des apostolischen Stuhles zu sein, da die christliche Welt ja darüber in Zwiespalt war, ob Alexander den ächten Stuhl im Besitze hätte, oder Honorius. Der Herzog Godefrid hingegen war überhaupt nicht mehr derselbe. Die Schicksale seines Lebens hatten ihn mürbe gemacht. Er hatte soviel vergeblich gethan und erduldet, um seinen Willen durchzusetzen, daß er nicht mehr wagte, einen Entschluß zu fassen, oder den gefaßten fest zu halten: deßwegen zog er den Verdacht der Zweideutigkeit auf sich, und erregte Mißtrauen und empfand Mißtrauen. Ueberdieß war ihm Italien verleidet, und die Sehnsucht nach dem Vaterlande war in ihm erwacht: denn mit seiner Gemahlin Beatrix lebte er nicht in Eintracht, und die häusliche Uneinigkeit mag ihm auch manches Hinderniß in seinen öffentlichen Unternehmungen bereitet haben. Der Tod des

Herzoges Friedrich von Ober-Lotharingien endlich, der um diese Zeit Statt fand, rief die Hoffnung in ihm auf, daß es wohl gelingen könnte, von Neuem eine ehrenvolle Stellung im Vaterlande zu erhalten, und seine Laufbahn in demselben Lande zu beendigen, in welchem er sie begonnen hatte. Sollte aber diese Hoffnung in Erfüllung gehen, so mußte er nothwendig die Gunst Derer erwerben, in deren Hand die größte Gewalt war. Und die größte Gewalt hatte in Teutschland der Erzbischof Adalbert von Bremen; und Adalbert neigte sich auf die Seite des Papstes Honorius, sei es, weil er die strengen Grundsätze Alexander's oder Hildebrand's fürchtete, sei es, weil er die Ehre der Kaiserin Agnes aufrecht erhalten wollte, die sich im Namen ihres Sohnes, seines Zöglinges, für Honorius erkläret hatte. Im Anfange des Jahres ein Tausend und fünf und sechszig verließ Godefrid, ohne Zweifel weil ihm die Verhältnisse in Italien unerträglich wurden, und im Einverständnisse mit Adalbert, jenes Land. Zum Osterfest, an welchem Heinrich der Vierte von Adalbert für wehrhaft erkläret wurde, befand er sich am königlichen Hofe, und wurde, zum deutlichen Beweise seiner Verbindung mit Adalbert, bei dieser Gelegenheit zum Waffen-Träger des Königes ernannt, und mit dem Herzogthume Nieder-Lotharingien belehnet [5].

Godefrid's Entfernung aus Italien veränderte die Lage der Dinge: denn er hatte die Entwickelung zwei Jahre hindurch aufgehalten. Die Anhänger des Honorius haben vielleicht im Anfange die größte Freude gehabt, weil Godefrid ihnen mehr als ein Mal hindernd entgegen getreten war; sie sahen aber bald, daß sie eben so oft einen Gehülfen an ihm gehabt hatten, als einen Gegner. Das römische Volk erhielt Vertrauen; an der Gesinnung der Markgräfin Beatrix, Godefrid's Gemahlin, und ihrer Tochter Mathilde war nicht zu zweifeln; und auch Richard, der Fürst von Capua, der bisher Alexander's schwankende Stütze gewesen war, zeigte sich ent-

schiedener. Bald wurde Honorius in der Engelsburg belagert, und eben so bald verloren die Seinigen den Muth. Und da dieselben nur aus Eigennutz und Selbstsucht auf seine Seite getreten waren, so stellten sie sich ihm sogleich feindselig gegenüber, als sie die Hoffnung aufgegeben hatten, ihn zu erhalten und durch ihn zu gewinnen. Ihr einziges Streben konnte jetzt nur sein, ihn noch auszubeuten, und desjenigen zu berauben, was er noch hatte. Und Honorius, die Gefahr wohl erkennend, in welcher er sowohl vor Denen schwebte, die ihn belagerten, als vor Denen, die ihn vertheidigen sollten, hielt für das Beste, vor Allem sein Leben zu retten und seine Freiheit wieder zu gewinnen. Er mußte drei hundert Pfund Silbers daran wenden, um sie zu bewegen, daß sie ihm behülflich zur Flucht waren: vielleicht war Dieses Alles, was er hatte. Er entkam jedoch glücklich [6]. Alexander der Zweite aber wurde nun einiger Herr in Rom.

Diese Vorgänge scheinen auf die Verhältnisse in Teutschland insofern eingewirket zu haben, als sie eine Veränderung beschleunigten, die längst erstrebet ward. Der Erzbischof von Bremen, schon früher den meisten Fürsten des Reiches wegen des Hochmuthes verhasset, mit welchem er die Gewalt mißbrauchte, und im Besonderen den Vollbringern der That von Kaiserswerth, weil er die Erndte ihrer Saat geraubet hatte, war um diese Zeit noch mehr als zuvor verhasset geworden. Nachdem er den jungen König für mündig erkläret, hatte er sich desselben gänzlich bemächtiget und ihn, damit ihn keine anderen Ansichten eröffnet werden möchten, von allem Verkehre mit den Fürsten des Reiches abzuschneiden gesucht. Und um dieses Ziel desto vollkommener zu erreichen, hatte er sich mit dem König im Herbste des Jahres ein Tausend und fünf und sechszig nach Goslar begeben. Daselbst hielt er ihn, wie in einem Standlager gegen die Sachsen, auf eine solche Weise abgesondert, daß nicht ein Mal das Weihnachtsfest mit der

Pracht am königlichen Hofe gefeiert ward, an welche sich die Teutschen seit langer Zeit gewöhnet hatten [7]. Da aber bekannt genug war, daß Adalbert fürstlichen Glanz und fürstliche Herrlichkeit liebte, und daß er eben dadurch den jungen König zuerst und am Meisten gewonnen hatte: so fiel diese Eingezogenheit und Sparsamkeit, mit welcher er in Goslar lebte, desto stärker auf. Man vermuthete feindselige Absichten. Wie weit diese Absichten gehen mochten, wußte Niemand; je weniger man aber wußte, desto größer war die Besorgniß. Daß Adalbert, die Anhänglichkeit des Königes mißbrauchend, das jugendliche Gemüth desselben verdrehend und verderbend, eine willkührliche Gewalt im Reich erstrebte, schien keinem Zweifel unterworfen; in welcher Weise aber der ruchlose Plan zur Ausführung gebracht werden sollte, war ein Geheimniß. Und dieses Geheimniß ängstigte und erbitterte die Fürsten. Eben deßwegen wurde die Meinung bald allgemein, daß der König, wie man ihn früher der Gewalt seiner Mutter entrissen hätte, so jetzt nothwendig aus der Gewalt des Erzbischofes Adalbert befreiet werden müsse; und die Niederlage des Papstes Honorius, für welchen Adalbert sich erkläret hatte, scheinet zu Entschluß und That geführet zu haben. Hanno, der Erzbischof von Cöln, stellte sich auch dieses Mal vorauf, und wurde, gewiß nicht ohne Einverständniß mit dem Papst Alexander und dem Cardinal Hildebrand, die Seele einer Verschwörung zu solchem Zwecke. Ihm stand zur Seite der Erzbischof Sigefrid von Mainz, welcher mit seinen Gefährten (jedoch ohne den schönen Gunther von Bamberg, der auf der Heimkehr in Ungarn gestorben) nach abenteuerlichen Thaten und Leiden vom Grabe des Herrn zurück gekommen war, und nunmehr den Einfluß seiner hohen Würde noch durch den heiligen Schein verstärkte, den er durch seine fromme Wallfahrt erworben hatte. Als diese Männer sich mit Anderen, welche sich wenigstens das Ansehen zu geben wußten, als läge

ihnen das gemeine Wesen am Herzen, verständiget hatten, forderten sie Alle Fürsten des Reiches auf, sich in Tribur zu versammeln. Die Absicht wäre, mit gemeinsamer Anstrengung, den gemeinsamen Feind, den Erzbischof von Bremen, anzugreifen, und dem König anzukündigen, daß er entweder diesen Erzbischof entlassen oder dem Reich entsagen müsse.

Als Alles gehörig vorbereitet, und die verschworenen Fürsten ihres Sieges gewiß waren, machten sie dem Könige die gebieterische Anzeige: die Fürsten des Reiches würden sich zu Tribur versammeln; er möchte sich daselbst bis zu einem bestimmten Tag einfinden. Diese furchtbare oder unverschämte Anzeige erschreckte den König nicht minder, als seinen Rath, den Erzbischof Adalbert. Es war gefährlich, in Goslar zu bleiben; es war schmählich, nach Tribur zu gehen. In Goslar selbst war der Aufenthalt unerfreulich geworden: denn die königliche Pfalz war in Feuer aufgegangen. Ringsher unter den Sachsen zeigte sich nur Widerspänstigkeit und eine feindliche Gesinnung, so daß selbst die gewöhnlichen Dienste, vielleicht wegen der Verschwörung, nicht gehörig geleistet wurden. Es war daher zu besorgen, daß der König in die äußerste Noth gerathen würde, wenn er nicht nach Tribur ginge, und durch sein Ausbleiben die erbitterten Fürsten zu einem schweren Entschluß, zu offener Empörung reizte. Wenn er sich hingegen nach Tribur begab: so gerieth er allerdings in eine unglückselige Stellung zu den Fürsten hinein, und setzte sich nicht etwa bloß bitteren Kränkungen, sondern sogar offenen Mißhandlungen aus; aber die Hoffnung blieb wenigstens übrig, daß sie, bei dem Anblicke des Königes, seiner Jugend, seines Unglückes, seines Vaters und Großvaters eingedenk sein, und geleitet von den edelsten Gefühlen in der menschlichen Brust sich freundlich und wohlwollend gegen ihn beweisen würden. Also wurde die Reise des Königes beschlossen und im Anfange des Jahres ein Tausend sechs und sechszig unternommen. Aber

schon das war ein Uebel, daß der junge Fürst dieselbe nicht bloß in Adalbert's Gesellschaft unternehmen mußte, sondern daß er auch ein leichtsinniges und verwegenes Gefolge mit sich führte, vor welchem ein böser Ruf einher ging, und in welchem der Graf Wernher hervor ragte, dessen schon früher gedacht worden ist. Und Dinge, die unterweges vorgingen, waren nicht geeignet, die Leidenschaften zu beruhigen, obgleich der König durch dieselben von einem sehr verhaßten Freunde befreiet wurde. Heinrich nämlich begab sich an den Rhein, ging hinüber und blieb über Nacht in Ingelheim. Daselbst fingen seine Leute an, die Einwohner zu plündern. Diese, aufgebracht über den Frevel — und auch das ist vielleicht ein Zeichen des erwachten Geistes im Volke — riefen zu den Waffen, setzten sich zur Wehr, und bestanden einen blutigen Kampf. In diesem Kampf erhielt der Graf Wernher entweder von einem gemeinen Knecht oder von einer Gauklerin [8] einen solchen Schlag mit einer Keule auf den Kopf, daß er bewußtlos zu Boden sank. Er wurde halb todt zum Könige gebracht, und lebte nur lange genug, um den Geistlichen Gelegenheit zu geben, ihn zu der Zurückgabe des Dorfes Kirchberg zu ängstigen, das zu seinem Vortheile dem Kloster Hersfeld entrissen worden war [9].

Dem Gerüchte von diesen blutigen Vorgängen folgte der König nach Tribur. Er fand nur unfreundliche Gesichter. Und an dem bestimmten Tage gaben ihm die Fürsten die trockene Erklärung, über welche sie zuvor einig geworden waren: daß er entweder dem Reich entsagen, oder den Erzbischof von Bremen aus seinem Rath und von aller Theilnahme an den öffentlichen Geschäften entfernen müsse. Ueber diese Forderung von Erstaunen und Schrecken ergriffen stand nun der junge König, noch mehr ein Knabe, als ein Jüngling, hülflos da. Das Erste mußte er verwerfen; das Andere mochte er nicht erwählen: denn er sollte den Mann aufgeben, welcher ihn,

zwar gewiß, was er jedoch nicht wußte, schlecht geleitet, welcher ihn aber auch, was ihm gar wohl bekannt war, allein unter allen Fürsten des Reiches mit Güte und Gefälligkeit behandelt hatte. In seiner Verlegenheit und Angst erhielt er von Adalbert den Rath, daß er sich in der nächsten Nacht durch die Flucht retten, und sich entweder von Neuem nach Goslar, oder nach einem anderen festen Orte begeben möchte, wo er vielleicht so lange in Sicherheit sein würde, bis dieser Sturm ausgetobet hätte. Dieser Rath war unleugbar nur die Weisheit der Hülflosigkeit. Dennoch entschloß sich der arme Jüngling in seiner Verzweifelung, denselben anzunehmen. Aber er war schon von Verrath umgeben. In dem Augenblicke der Ausführung [10] wurde die Pfalz von Bewaffneten umringt und jeder Ausgang wurde versperret. Die Nacht verlief unter Angst und Sorgen. Am anderen Morgen abe stürmten die Fürsten von allen Seiten mit solchem Ungestüm auf den Erzbischof Adalbert ein, den Urheber, wie sie behaupteten, alles Unheiles, daß der junge König kaum im Stande war, ihn vor persönlichen Mißhandlungen zu bewahren. Aber zu halten vermochte er ihn nicht, wie groß auch sein Schmerz gewesen sein mag, wie stark sein ängstliches Flehen. Adalbert's Traum von Macht und Größe ward auf die schrecklichste Weise zerstöret; er wurde von der glanzvollen Höhe seines Stolzes und Trotzes geworfen; er wurde wie ein Verworfener ausgestoßen; alle Förderer seines Werkes wurden gezwungen, mit ihm den Hof des Königes zu verlassen [11]; und so groß war der Zorn gegen ihn und seine Genossen, daß man für nöthig hielt, ihm ein königliches Geleit zu geben, damit er auf dem Wege nach seinem Bisthume vor Mißhandlungen geschützet wäre.

Auf solche Weise gerieth der junge König von Neuem in die Hand derselben Männer, welche ihn vor vier Jahren gewaltthätig aus der Unschuld der Kindheit heraus gerissen und selbst in Todesgefahr gestürzet hatten. Jetzt hatten sie ihm

abermals die Welt zerstöret, die von Adalbert mit geschäftiger Gefälligkeit für ihn erbauet war. Allerdings war dieselbe eine Welt des Verderbens, des Leichtsinnes, des Genusses, der Untugend und des Lasters; er aber, nicht Schöpfer, sondern Werkzeug, und in seinem jugendlichen Alter eben so wenig mit des Menschen Bestimmung bekannt, als mit den Pflichten des Fürsten, des Königes der Teutschen, hatte nur die heitere Seite des Lebens gesehen, das Adalbert ihm bereitete, und wohl kaum geahnet, daß der Weg, auf welchem er wandelte, über einen Abgrund hinweg lief, und das Ziel nur Unglück wäre. Um so verworrener mußte seine Seele werden, um so bitterer die Gefühle in seiner jungen Brust. Zwar war er für mündig erklärt, und durfte, den Worten nach, eigene Entschlüsse fassen. Aber die Geschichte früherer Tage hat ja wohl bewiesen, daß selbst ein starker Mann auf dem Throne der Teutschen nur Dasjenige auszuführen vermochte, wofür er die Fürsten des Reiches zu gewinnen verstand. Wie hätte also der werdende Jüngling, der nicht ein Mal wußte, was er wollen sollte, irgend Etwas gegen den Wunsch und den Willen der Fürsten, die ihn umgaben, durchzusetzen vermocht? Er war nichts Anderes und konnte nichts Anderes sein, als ein Spielball in fremder Hand; und so weit war er doch entwickelt, daß er einsah oder fühlte, er wäre nicht, was er sein sollte. Je mehr er aber seine Abhängigkeit erkannte, desto tiefer war der Groll seiner Seele. Er zeigte sich im Aeußern folgsam, aber mit desto stärkerem Widerstreben im Inneren. Die Fürsten mochten ihn daher immerhin gut berathen: er hatte den Glauben verloren, und sah nur Arglist. Sie mochten ihn immerhin in guter Absicht zur Rechten lenken: er strebte schon deßwegen zur Linken, weil sie ihn gelenket hatten. So ist allerdings möglich, daß sie für das Heil des jungen Fürsten dadurch ehrlich zu sorgen geglaubet haben, daß sie ihn beredeten, oder nöthigten, sich mit der Fürstin Bertha zu vermählen,

der Tochter des Markgrafen Otto von Susa. Sein Vater hatte schon, wie erzählet worden ist, diese Vermählung vor eilf Jahren mit dem Markgrafen verabredet, und der Vortheil, den Heinrich der Dritte im Auge gehabt hatte, war auch jetzt noch zu gewinnen; der junge König endlich, das mochte man wohl hoffen, konnte selbst durch eine junge Gemahlin vielleicht von den Ausschweifungen, zu welchen er geneiget, zu welchen er verleitet war, abgehalten, und wieder zu dem Wege der Ordnung und der Tugend zurück gebracht werden. Aber sie warfen nur Samen neues Unglückes aus. Heinrich gab ihnen, wie überall, so auch in dieser Sache nach. Er vermählte sich, nachdem er das Osterfest zu Utrecht gefeiert [12], und alsdann zu Fritzlar eine schwere Krankheit [13], vor Unmuth und Zorn, kaum überwunden hatte, bald nach dem Pfingstfeste dieses Jahres in Tribur mit Bertha, und die Vermählung wurde mit großen Festlichkeiten gefeiert; aber ohne Zuneigung und Liebe, ja mit Widerwillen, und vielleicht mit kaltem Hohne [14]. Der junge König achtete nicht die Jugend, die Unschuld, die Schönheit seiner Gemahlin; er hatte für sie kein Herz und kein Gefühl, ausgenommen ein widerstrebendes; er sah in ihr nur ein Weib, das ihm von seinen Feinden aufgedrungen war; und jemehr er erkannte, daß man sie mit ihm verbunden hatte, damit sie ihn zügeln sollte, desto stärker war der Reiz, zügellos zu leben. Wie hätte er Treue üben könnnen, da er an keine Treue glaubte, und nur von Treulosigkeit und Verrath umgeben zu sein meinte? Die Königin Bertha schien ein Opfer der unseligen Verhältnisse dieser Zeit werden zu müssen; sie aber hat dem grausamen Schicksale, dem sie bloß gestellet war, das Einzige entgegen gesetzet, das eine Frau entgegen setzen kann, Geduld, Tugend und fromme Ergebung; sie hat durch Bescheidenheit, Sittsamkeit, Verstand und ausdauernde Aufopferung selbst den störrischen Sinn ihres Gemahles gebrochen, und in seine Brust edelere

Gefühle gebracht. Sie hat ihm Kinder geboren und hat die Freuden der Mutterliebe gehabt; sie hat ihm in den größten Leiden den schönsten Trost gebracht, und sich, wenn nicht seine Liebe, doch seine Achtung erworben.

Durch die Vermählung des Königes aber wurde der Anhang des Erzbischofes Hanno und seiner Genossen in Italien sehr verstärket; denn das Haus des Markgrafen Otto war groß und hatte einen mächtigen Einfluß. Eben deßwegen glaubte man, daß dieser Augenblick benutzet werden müßte, um der heillosen Spaltung in der Kirche ein Ende zu machen. Zwar hatte sich Cadolaus genöthiget gesehen, Rom, ein Flüchtling, zu verlassen, und Alexander der Zweite hatte die Zeit nicht versäumet, sondern Alles aufgeboten, sich als den wahren Papst gelten zu machen und den Kampf gegen die Simonie und für die Ordnung in der Kirche mit allen Mitteln fortzusetzen, deren er Meister war. Aber Cadolaus hörte nicht auf, sich den Papst Honorius den Zweiten zu nennen, und zu verlangen, daß ihn die christliche Welt als solchen anerkennen sollte; und überall in Teutschland wie in Italien, gab es Menschen, Geistliche und Laien, die sein Recht wirklich anerkannten, sei es aus Ueberzeugung, sei es aus Eigennutz, oder wegen eines bösen Gewissens. Jedes Falles erhielt er die Uneinigkeit in der christlichen Kirche, und gab Veranlassung zu Unordnung, Feindseligkeit, Jammer und Noth. Jegliche Leidenschaft fand in der Trennung der Kirche einen Spalt, in welchen sie eindringen und sich festzusetzen vermochte. Auch das Gemeinste nahm den Schein einer kirchlichen Sache an, und war alsdann einiger Theilnahme gewiß. Die Parteien reizten sich gegenseitig nicht selten bis zu Schwärmerei und Ausschweifung. Hin und wieder kam es, wie in Mailand, zu wilden Auftritten, zu blutigen und gräßlichen Vorgängen; und fast nirgends fand die Eintracht Statt, welche dem religiösen Gefühl Bedürfniß war. Solche Verhältnisse mußten, wenn

irgend möglich, geendiget werden. Aber noch ein besonderer Umstand kam hinzu, welcher, obgleich er in der Geschichte nur im Hintergrund erscheinet, sowohl dem Papst Alexander dem Zweiten und dessen Freunde, dem Cardinal Hildebrand, als auch den Männern, die in Teutschland die öffentlichen Geschäfte führten, oder zu führen behaupteten, eine besondere Besorgniß erreget zu haben scheinet. Der normannische Fürst Richard von Capua nämlich, die Verlegenheit erblickend, in welcher sich der Papst Alexander, seinem Feinde Cadolaus gegenüber und bei dem Kampfe der Parteien in Teutschland, unverkennbar befand, hielt für möglich, während der Herzog Robert Guiscard die Eroberung der Länder zu vollenden suchte, mit welchen er belehnet worden war, für sich selbst einen anderen und größeren Vortheil zu gewinnen. Er, der Vassall der römischen Kirche, kam auf den Gedanken, das römische Patriciat zu erwerben. Welche weitere Entwürfe Richard an diesen Gedanken geknüpfet habe, ist allerdings ungewiß; wenn man aber erwäget, wie sonderbar seit Karl's des Großen Zeiten das Verhältniß des Kaisers und des Papstes zu einander gewesen und in welcher wechselseitigen Abhängigkeit von einander Beide gestanden hatten, wenn man ferner erwäget, daß der Patricius bei der Papstwahl in früheren Tagen den Kaiser vertreten hatte, und daß in den letzten Zeiten die Behauptung aufgestellet worden, der Patricius habe das Recht, wenn kein Kaiser vorhanden wäre, den Papst zu bestätigen, und wenn man dabei nicht vergisset, daß der Herzog Godefrid, der Einzige, der in Italien im Stande gewesen war, den Normannen entgegen zu treten, dieses Land verlassen hatte, und nach Teutschland zurück gekehret war: so wird es allerdings sehr wahrscheinlich, daß Richard die Absicht gehabt habe, sich zum Herrn der Stadt Rom zu machen, und vielleicht hat selbst die Kaiserkrone sich seinem Blick in der Ferne gezeiget. Da in dieser Zeit unendlicher Wirrnisse so viel Kühnes gelungen war: wie

hätte Richard zum Voraus an dem Gelingen eines großen Entwurfes zweifeln sollen, sobald er nur erst durch das Patriciat einen festen Fuß in Rom gewonnen hatte? Und von Seiten des Papstes, seines hülfsbedürftigen Lehenherrn, und von Seiten der uneinigen Römer mochte er vielleicht auch keinen nachhaltigen Widerspruch befürchten. Da sie indeß sich weigerten, ihn als Patricius aufzunehmen: so trug er kein Bedenken, mit Heeresmacht auszuziehen und die Güter des heiligen Petrus bis vor die Thore der ewigen Stadt in Besitz zu nehmen, und jeglichen Widerstand zu bekämpfen und zu rächen [15]. Und wäre ihm gelungen, in Rom einzudringen: es ist nicht zu leugnen, ein neuer Quell von Streit und Zerrüttung wäre geöffnet worden. Um so mehr war man am päpstlichen Stuhl in Verlegenheit; um so mehr hielt man am königlichen Hof in Teutschland für nothwendig, ein Mal wieder teutsche Waffen in Italien zu zeigen, um die Verhältnisse fester zu stellen und den Zwist in der Kirche auszugleichen und zu entscheiden.

Im Frühlinge des Jahres ein Tausend sechszig und sieben begab sich der Erzbischof Hanno von Cöln selbst nach Italien. Mit ihm waren der Herzog Otto von Baiern und der Herzog Godefrid, der Gemahl der Markgräfin Beatrix, begleitet von einer geringen Anzahl reisiger Männer. Bei der Erscheinung dieser Fürsten und dieser Macht in Italien änderte sich alsobald die Lage der Dinge. Die Anhänger des Papstes Alexander gewannen Vertrauen; die Anhänger des Cadolaus verloren den Muth; in allen Italiänern erhob sich die Erinnerung an frühere Tage, und an die Gewalt der teutschen Waffen; Niemand kam auf den Gedanken, sich zu widersetzen, um so weniger, da der Herzog Godefrid, dieses Mal ohne Zweifel mit seiner Gemahlin im Einverständnisse, an Hanno's Seite in Italien auftrat. Hanno aber, nachdem er sich zu Piacenza mit einigen Bischöfen aus Langobardien besprochen hatte, be-

gab sich mit Godefrid nach Rom, und dem Letzteren folgte ein Theil der toscanischen Vassallen. Vor Godefrid's Macht und Wort gab der Fürst Richard alsobald seinen Anspruch auf das Patriciat auf und zog sich aus Rom's Nähe zurück; gezüchtiget aber ward er nicht für seinen Frevel, und der Herzog Godefrid gerieth, bei der Leidenschaft, die in den Gemüthern war, in den Verdacht, daß er Geld von Richard empfangen habe; wiewohl es wahrscheinlich ist, daß der Herzog für besser gehalten habe, auf dem Wege der Güte die Ordnung herzustellen, als sich in einen neuen Kampf einzulassen, dessen Ende nicht voraus zu sehen war. Hanno dagegen trat mit dem Papst Alexander in Unterhandlung [16]. Da er im Namen des Königes auftrat: so gab er sich das Ansehen, als gedenke er die Sache des Königes zu führen. Er griff die Würde des Papstes Alexander an, weil er dieselbe ohne Befehl, ohne Genehmigung des Königes übernommen hätte. Ihm aber trat der Cardinal Hildebrand entgegen und vertheidigte den Papst. Königen, sagte Hildebrand, sei durch die Beschlüsse der heiligen Väter niemals eine Einwirkung auf die Wahl römischer Bischöfe zugestanden. Hanno behauptete: der König habe die Würde des Patricius, und zu dieser Würde gehöre das Recht desselben, die Wahl zu genehmigen. Hildebrand erwiderte: auch dem Patricius gewährten jene Beschlüsse ein solches Recht nicht. Nun berief sich Hanno auf das Decret, welches Nikolaus der Zweite über die Papstwahl erlassen hätte, welches von Hundert und dreizehen Bischöfen, zu einer Synode versammelt, unterschrieben wäre, und welches die Theilnahme des Königes Heinrich an der Erhebung des Papstes bestimmet habe. Mit dieser Berufung aber gab Hanno die Geschichte der früheren Zeit gänzlich auf; und stützte sich nur auf die neueste Bestimmung; ja er gab auch alle kaiserliche Verordnungen in Beziehung auf den heiligen Stuhl auf, und selbst die Verträge, die vormals zwischen den Kaisern und den Päpsten abgeschlos-

sen waren; dagegen räumte er ein, daß der Papst mit Zustimmung einer Synode, ohne die Einwilligung des Kaisers auszuwirken, über das Verhältniß des heiligen Stuhles zu dem Kaiser zu entscheiden berechtiget gewesen sei. Dadurch war offenbar die Sache des Königes verloren, und dem Papste wurde nach einem Scheinkampf ein großer Sieg zugestanden: denn der letzte Versuch Hanno's, den Cardinal Hildebrand mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, nämlich mit dem Wahl-Decrete des Papstes Nikolaus des Zweiten, Hildebrand's Werke, war unverkennbar eine bloße Spiegelfechterei. Hildebrand beantwortete auch den Einwand des Erzbischofes auf die geschickteste Weise, indem er jeder Beantwortung auswich. Er bat den Papst, eine neue Synode zu versammeln, damit die ehrwürdigen Väter der Kirche entschieden, ob er, der Papst, auf unrechtmäßige Weise zum heiligen Stuhle gelanget sei, oder ob er mit Recht als das Oberhaupt der Einen und allgemeinen Kirche zu betrachten und zu ehren sei. Alexander glaubte zwar, oder gab doch vor zu glauben, daß es seiner Würde Eintrag thun möchte, wenn er durch die Berufung einer Synode die Rechtmäßigkeit seiner Wahl in Zweifel zu stellen schiene; er erklärte aber, daß er, im Bewußtsein einer gerechten Sache, dem Drange der Umstände nachzugeben bereit wäre. Also wurde die Kirchen-Versammlung nach Mantua ausgeschrieben, und alle Bischöfe Italien's, Cadolaus nicht ausgenommen, wurden zu derselben eingeladen.

Die Synode fand Statt. Alle Bischöfe Langobardiens erschienen; nur Cadolaus, die Demüthigung voraussehend, welcher er ausgesetzet sein würde, blieb aus. Die Herzoge Otto von Baiern und Godefrid der Bärtige waren anwesend; und auch die Markgräfin Beatrix fehlte nicht, und nicht Mathilde, die Tochter derselben. Unglücklicher Weise aber sind die Verhandlungen dieser Synode nicht bis auf unsere Zeit gekommen. Die Reden Alexander's, Hildebrand's, Hanno's, und wer sonst

noch gesprochen haben mag, würden ohne Zweifel sehr lehrreich sein über die Stellung der Parteien und die Stimmung dieser Zeit. Ob aber lediglich diese Reden und der Eid, mit welchem Alexander der Zweite die Redlichkeit seines Verfahrens und die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung betheuerte, die Versammlung überzeugt, oder ob auch die Anwesenheit der weltlichen Fürsten mit ihren kampfgerüsteten Ritter-Scharen auf die Gemüther der ehrwürdigen Väter eingewirket habe, muß unentschieden bleiben. Gewiß aber ist: alle Bischöfe begrüßten Alexander den Zweiten als den wahren Papst und als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche. Sie warfen sich vor ihm nieder, bekannten ihre Sünden, gelobten Besserung, und fleheten ihn um Vergebung an. Und Alexander gewährte den Demüthigen, was sie von ihm begehret hatten [17]. Auf solche Weise wurde die Einigkeit zwischen der Kirche und dem Reiche hergestellt, und Alexander kehrte als endlicher Sieger nach hartem Kampfe zu dem Stuhle des Apostels zurück [18].

Cadolaus gab zwar seinen Anspruch nicht auf. Er nannte sich für und für Papst Honorius den Zweiten; er erklärte Alexandern für einen Schänder der Kirche, für einen falschen Papst; er ließ, so lange er lebte, nicht ab, alle Handlungen der päpstlichen Würde zu vollziehen, und Briefe und Decrete in die christliche Welt hinein zu werfen, soweit er vermochte [19]. Aber alle seine Bemühungen scheiterten an der Macht und den Künsten seiner Gegner, und zwei Jahre später schied er fast unbemerket vom Leben.

Sechstes Capitel.

Adalbert's Noth; Aufstand der Abodriten. Zehentstreit in Thüringen. Ehescheidungs-Sache Heinrich's IV.

J. 1066 — 1069.

Während in der erzählten Weise die unheilvolle Spaltung in der Kirche geendiget, und dadurch die Aussicht auf eine bessere Zukunft geöffnet wurde, bietet Teutschland kaum etwas Erfreuliches dar oder Tröstliches. Der Sturz des Erzbischofes Adalbert von Bremen hatte keine Folge, die günstig gewesen wäre für Ruhe und Ordnung. Seine Nachfolger in der Verwaltung des Reiches mißbrauchten ihre Stellung zu ihrem und der Ihrigen Vortheile, wie Adalbert diese Verwaltung zu seinem Vortheil und zur Förderung seiner Anhänger und Schmeichler mißbrauchet hatte. Der junge König blieb, was er gewesen, ein Werkzeug in fremder Hand. Er hatte gethan, was Adalbert verlanget hatte, er that jetzt, was die neuen Herren verlangten; der Unterschied war nur, daß er dem Erzbischofe von Bremen mit freundlicher Ergebenheit gefolget war, und daß er seinen gegenwärtigen Meistern nur aus Furcht und Angst,

mit Unmuth und Zorn Folge leistete [1]. Adalbert hatte für seine Vergnügungen mit Zuvorkommenheit und Gefälligkeit gesorget, und darum war ohne Zweifel der äußere Anstand beobachtet worden; unter der neuen Verwaltung scheinet sich Niemand um den unglücklichen Jüngling bekümmert zu haben: sich selbst überlassen, sorgte er selbst für seine Unterhaltung, und verfiel um so leichter auf grobe und flüchtige Genüsse, je weniger er sich feinere und edlere Genüsse zu bereiten im Stande war. Und da man ihn durch seine Vermählung für reif erkläret hatte zum Verkehre mit dem weiblichen Geschlechte, und da er in seinem Grolle vielleicht beabsichtiget hat, der aufgedrungenen Gemahlin zu trotzen: so ist wohl zu glauben, was versichert wird, daß er sich argen Ausschweifungen hingegeben, während seine tugendreiche junge Gemahlin da saß in einsamer Trauer [2]. Vom Reich ist inzwischen allerdings die Rede; aber nur die Geistlichen scheinen den Gedanken an dasselbe fest gehalten zu haben: denn sie, der Ungewißheit künftiger Zeiten eingedenk, hielten für gut, was sie auf irgend eine Weise erworben, sich urkundlich vom Könige bestätigen zu lassen, damit sie im Falle der Noth ihren Besitz mit ihrem Rechte zu vertheidigen vermöchten; die weltlichen Fürsten hingegen, die sich auf ihr Schwert verlassen zu können glaubten, bekümmerten sich nicht um König und Thron, sondern nahmen an sich, was sie zu behaupten sich getraueten. In der That: wollte man diese Zeit lediglich nach den einzelnen Vorgängen beurtheilen, die uns in der Geschichte überliefert worden sind, so würde man weder begreifen, wie überhaupt das Bestehen menschlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse möglich gewesen, noch würde man irgend eine Hoffnung für die Zukunft zu gewinnen vermögen. Aber es sind eben nur einzelne Vorgänge, von welchen uns einige Nachrichten aufbehalten worden; es sind die Abweichungen vom Rechten und Wahren, welche eben deßwegen die größte Aufmerksamkeit erreget haben. Hinter diesem ver-

worrenen Treiben wohnten ohne Zweifel in der Stille des Hauses Liebe und Treue, Tugend und gute Sitte, und das Herz des edelen Menschen fand auch in diesen Tagen Befriedigung für seine heiligsten Bedürfnisse. Und wenn in den öffentlichen Verhältnissen des Reiches Nichts aufgefunden wird, das erheiterte oder erfreuete, so wurde in der Kirche für und für desto mehr vorbereitet; so geschah in Gauen und Gemeinden, in Grafschaften und Bisthümern zuverlässig Vieles, das förderlich war für das Leben und seine Zwecke, und in den Städten wuchs der Geist bürgerlicher Freiheit heran, der alle menschlichen Bestrebungen pfleget. Die späteren Zeiten zeugen für die gegenwärtigen.

Die nächsten Folgen von Adalbert's Sturze kamen auf eine traurige Weise über das Erzbisthum Bremen. Er nämlich, der Erzbischof, begab sich aus Tribur nach Bremen zurück. Kaum aber war die Nachricht von seiner Verwerfung in Sachsen bekannt geworden, so begannen die Fürsten des billungischen Hauses einen Kampf gegen den Hirten und die Heerde, der desto schonungsloser geführet wurde, je bitterer der alte Groll in den letzten Zeiten, während Adalbert's Verwaltung, geworden war, und desto höhnender, je wehrloser der Feind nunmehr zu sein schien. Im Besonderen zeichnete sich Magnus aus, des Herzogs Ordulf's Sohn, durch seinen wilden Haß gegen den Erzbischof. Er verkündigte es laut, daß er nicht ruhen würde, bis er den alten Zwist durch Verstümmelung oder Vernichtung des verhaßten Priesters geendiget hätte [3]. Adalbert wurde in Bremen selbst gleichsam belagert; und da die Lehenleute des Erzbisthums entweder keine Hülfe zu leisten vermochten, oder sich dem Dienst entzogen, so sah er sich bald von einer so großen Gefahr bedrohet, daß er für nöthig hielt, sich durch die Flucht zu retten. Er begab sich nach Goslar und lebte eine Zeit lang in der Nähe dieser Stadt im Verborgenen auf einem Gute [4]. Aber er erkannte

bald, daß er durch seine Flucht seine Kirche und deren Güter nicht gerettet habe. Deßwegen hielt er für nöthig, sich mit dem furchtbaren Magnus abzufinden, um nur nicht Alles zu verlieren. Er ertheilte demselben mehr als Tausend Mansen zu Lehen. Magnus wurde sein Mann, und verpflichtete sich, gewisse Rechte und Güter der Kirche zu Bremen ehrlich und redlich zu vertheidigen. Aber Adalbert kam durch diesen Vertrag noch nicht zur Ruhe; vielmehr diente derselbe nur zur Einleitung einer Abfindung mit den übrigen Fürsten, mit Udo von Stade, dem Grafen der Nordmark, und mit Ordulf, dem Herzoge der Sachsen, welchen er zugestehen mußte, was sie verlangten oder wünschten, so daß er kaum ein Drittheil von den Besitzungen übrig behielt, die der Kirche zu Bremen gehöret hatten. Und für solche Opfer gewann er Nichts, als den leeren Namen eines Lehenherrn der Fürsten, welchen er die Güter seiner Kirche Preis gegeben hatte [5]; und sich selbst setzte er in die harte Nothwendigkeit, die Menschen, welche ihm noch unmittelbar auf dem Reste der Kirchengüter unterworfen blieben, auf das Schwerste zu bedrücken und auf das Aeußerste auszupressen, damit er nur einiger Maßen die Mittel erhielt, die zur Erhaltung der erzbischöflichen Würde in seinem Sinne nothwendig waren.

Aber diese Verhältnisse wirkten noch weiter in die nördlichen slavischen Länder hinein, und veranlaßten unermeßliches Unglück. Früher nämlich ist erzählet worden, wie Godeschalk, Fürst der Abodriten, plötzlich aus einem harten Verfolger des Christenthums und alles christlichen Wesens in einen eifrigen Vertheidiger der Lehre Jesu Christi, ja in einen wahren Apostel des Evangeliuums umgewandelt wurde, und durch welche Mittel und unter welchen Umständen es ihm gelang, das zerstörte Christenthum im Lande seines Volkes wieder herzustellen und das Kreuz überall wieder aufzurichten; und nicht minder ist erzählet worden, wie es gekommen, daß Godeschalk sein Werk

nicht in reiner Weise vollendete, sondern veranlaßte oder duldete, daß dasselbe einen verderblichen Zusatz erhielt [6]. Im Fortgange der Zeit hatte dieser Zusatz immer weiter um sich gegriffen. Die Einmischung der Dänen und Sachsen, welche durch die Feindseligkeiten der slavischen Völker gegen einander allerdings veranlasset worden sein mag, unterhielt fortwährend eine widerspänstige Gesinnung in den Menschen, welche genöthiget wurden, sich vor dem Kreuze zu beugen. Auch wirkte der Erzbischof Adalbert ungünstig ein. Zwar förderte er mit aller Kraft das gottselige Unternehmen des Fürsten Godeschalk; aber er that Dieses in seiner Weise, mehr die kirchliche Gewalt und die Pracht des Gottesdienstes im Auge, als die einfache Wahrheit der Religion und die Reinigung der Sitten nach den Lehren des Heilandes; und je weiter er seinen Blick hinaus warf in die nordischen Länder, nach Dänemark, nach Norwegen, nach Schweden, und je stärker ihn die Lust zu einem Patriarchat in allen diesen Ländern ergriffen hatte, desto eifriger war er bemühet, nicht den Neu-Getauften Erleichterung des Lebens zu verschaffen, und dadurch Trost, Hoffnung und Glauben in ihren Seelen zu befestigen, sondern das Land mit Bisthümern, Klöstern und Kirchen anzufüllen, damit seine eigene Größe gefeiert würde [7]. Alle diese Dinge bewirkten, daß der Same der Religion Jesu Christi, der von Neuem unter den Wenden ausgestreuet ward, abermals vergiftet oder verdorben wurde. Die christliche Religion war für diese Menschen, wie schon früher bemerket worden ist, kein Bedürfniß; sie hätten für dieselbe nur gewonnen werden können, wenn sie eine größere Freiheit gebracht hätte, und in derselben mehr Bildung, Erleichterung und Heiterkeit des Lebens. An Statt solcher Wohlthaten aber brachte sie nur neue Bedrückung und neue Knechtschaft, räuberische Horden, ein Heer frommer Müßiggänger, eitele Priester, Kopfhängerei und die Schrecken der Ewigkeit. Das alte Heidenthum erhob sich abermals mit frischer

Stärke in den Seelen der Menschen, und der Fürst Godeschalk ward ein Abscheu in seinem Volke.

Der gewaltsame Zustand indeß wurde durch ritterliche Waffen und priesterliche Künste aufrecht erhalten; die äußere Ruhe blieb ungestöret bei inneren Stürmen, und der stolze Bau der christlichen Kirche ward stets erweitert und immer höher geführet. Selbst der Tod Heinrich's des Dritten änderte Nichts in dem Zustande der Dinge, weil er zu plötzlich eintrat und unter den wendischen Völkern Nichts vorbereitet war, und die Wirrnisse im teutschen Reiche schienen um so weniger benutzet werden zu können, je höher der Erzbischof Adalbert in diesen Wirrnissen zu steigen schien. Nachdem aber dieser Mann von der Höhe herabgeworfen war, auf welcher er so drohend als glänzend gestanden hatte, und als nun die sächsischen Fürsten das Erzbisthum zu bekämpfen und zu plündern begannen: da glaubten die mißhandelten Wenden, der Augenblick sei gekommen, das Joch zu zerbrechen, sich ihrer Dränger zu entledigen, das verhaßte Kirchenwesen zu zerstören, und zum dritten Male zurück zu kehren zu den alten Göttern und zu der Freiheit der Väter. Sie standen auf und nahmen die Waffen. Plusso, mit Godeschalk's Schwester vermählet, stellte sich an ihre Spitze, und brachte Ordnung und Richtung in die losstürmenden Massen. Und mit der größten Wuth ward Alles angegriffen, was teutsch oder christlich. Keine Schonung, keine Menschlichkeit; nein nur Grausamkeit, Greuel und Frevel. Der fromme Eiferer Godeschalk ward ergriffen und mit vielen Anderen, Geistlichen und Laien zu Lenzen ermordet; ein Presbyter Ippo aber ward auf dem Altare geschlachtet: Ein Mönch, Ansver, sollte, nebst Anderen, in Ratzeburg zuerst zum Tode gesteiniget werden; er aber flehete die Heiden an, daß sie ihn sparen möchten bis zuletzt, weil er verhüten wollte, daß Keiner der Märtyrer, in der Angst des Todes, sich lossagte von dem Gekreuzigten; und sein Flehen ward erhöret: er empfing, der Letzte,

wie der heilige Stephanus, die Krone der Blutzeugen. Den Bischof Johannes schützte sein Alter nicht vor Mißhandlungen: er ward in der Stadt Michilinburg verschont, um dem Volke zum Schauspiele zu dienen. Man führte ihn, unter Mißhandlungen jeglicher Art, von Stadt zu Stadt; und da er nicht dahin gebracht werden konnte, Christum zu verleugnen, so wurden ihm zuletzt in Rethra die Hände abgehauen, die Füße, und endlich der Kopf: der Leichnam ward hingeworfen wie gemeines Aas, der Kopf aber auf eine Lanze gestecket zum Zeichen des Sieges, welchen der Gott Radigast über den Gekreuzigten gewonnen habe. Godeschalk's Gemahlin, eine Tochter Svein's, des Königes der Dänen, ward mit anderen Frauen zu Michilinburg gegeisselt und alsdann nackt in die Welt hinein gestoßen. Die ganze Gegend um Hamburg wurde mit Feuer und Schwert verwüstet; die Feste Hamburg gänzlich zerstöret; fast alle Stormarer getödtet oder in die Gefangenschaft geschleppet. Selbst bis Schleswig hin stürmten die Wüthenden, eroberten diese Stadt durch einen Ueberfall und zerstörten dieselbe von Grund aus. Endlich ward auch Prusso, die Seele so vieler Gräßlichkeiten, als er nach Hause zurück gekehret war, von seinem eigenen Volk erschlagen. Die Abodriten aber und die Wagrier waren der Herrschaft des teutschen Reiches und des Christenthumes ledig. Umsonst machte Ordulf, der Herzog von Sachsen, der übrigens seinem Vater Bernhard an Kriegskunde und Tüchtigkeit nicht gleich kam [8], wiederholte Versuche, sie von Neuem unter das Joch zu bringen [9]: die unglückliche Zerrüttung des teutschen Reiches gab ihnen Sicherheit auf lange Zeit.

Indem aber Sachsen durch diese Vorgänge mit Jammer und Trauer erfüllet wurde, boten auch die übrigen Länder des Reiches nicht eben viel Erfreuliches dar; obwohl der Zustand derselben weniger gewaltsam war, als der Zustand des Landes im Norden. In Baiern und Schwaben scheinen die Herzoge

Otto und Rudolf die Ruhe im Ganzen erhalten zu haben; jedoch fehlte es an Befehdungen und Räubereien keinesweges. Thüringen war in großer Aufregung, weil der Erzbischof aus dem Land einen Zehenten, wie alsobald erzählet werden soll, zu ziehen verlangte, welchen Zehenten die Thüringer nicht schuldig zu sein behaupteten. Einen deutlichen Beweis aber von der Verwilderung der Menschen in dieser Zeit giebt ein Vorgang, der sich zu Trier ereignete. Hier nämlich starb, im Jahr ein Tausend und sieben und sechszig, der Erzbischof Eberhard, mitten in der Verwaltung seines heiligen Amtes. Sogleich versuchte der Erzbischof Hanno von Cöln dieses Erzbisthum an Einen der Seinigen zu bringen. Er ertheilte dasselbe seinem Neffen, Cuno oder Kunrad, bisher Propst in Cöln, ohne sich um die Geistlichkeit und das Volk von Trier im Mindesten zu bekümmern. Ueber diese Geringschätzung aufgebracht, beschlossen sie, Geistlichkeit und Volk, den neuen Erzbischof nicht aufzunehmen, sondern an diesem Werkzeuge des Uebermuthes ein warnendes Beispiel aufzustellen. Schirmvogt der Kirche von Trier war ein Graf Dietrich, ein junger Mann, zu ungestümem Treiben geneiget. Der neue Erzbischof Kunrad indeß ahnete Nichts, wie es scheinet, von dem Entwurfe, den man gegen ihn gefasset hatte. Er nahete sich, von einem stattlichen Gefolg umgeben und von dem Bischofe von Speier begleitet, arglos der Stadt, übernachtete in der Nähe derselben und gedachte am folgenden Tage seinen feierlichen Einzug zu halten. In der Morgendämmerung dieses Tages aber überfiel der Graf Dietrich mit einer großen bewaffneten Mannschaft ihn in seinem Nachtlager. Die Wenigen, welche aus Kunrad's Gefolge sich zum Widerstand anschickten, wurden niedergehauen; die Uebrigen, überraschet, wehrlos, und ohne Besinnung, warfen sich in die Flucht. Dietrich bemächtigte sich aller Dinge, die sich vorfanden, als guter Beute, und nahm den verlassenen Erzbischof gefangen. Der Bischof von Speier rettete sich in

die Kirche und verbarg sich hinter dem Altare. Daselbst ward er bald gefunden, hervor gezogen, geschlagen, aus der Kirche hinausgestoßen, seines priesterlichen Schmuckes beraubt, endlich barfuß auf ein elendes Pferd gesetzet, und dahin gewiesen, woher er gekommen war. Kunrad hingegen, der ernannte Erzbischof, wurde, wie ein Verbrecher gefesselt, unter Hohn und Spott umher geführt, und nach langen Mißhandlungen endlich von dem Grafen Dietrich Vieren seiner Lehenleute übergeben, auf daß sie ihn vom Leben zum Tode bringen sollten. Diese vier edelen Ritter, fühllos und verwildert, wie ihr Herr, schleppten den Unglücklichen in einen Wald, und stürzten ihn zu dreien Malen von einem Felsen hinab, um ihn zu zerschmettern. Aber der Gräuel war umsonst: Kunrad blieb am Leben. Zuletzt endigten seine Henker, entweder in einem Gefühle von Menschlichkeit, oder ermüdet durch ihre Unthat, sein Leiden mit ihren Schwertern. Und ein solcher Frevel blieb eigentlich unbestrafet. Hanno, der sich um diese Zeit wahrscheinlich in Italien befand, mußte zugeben, daß die Geistlichkeit und das Volk von Trier sich selbst einen Erzbischof erwählten; und sie erwählten Uto, einen Grafen von Nellenburg. Dietrich begab sich als Pilgrim nach dem heiligen Lande, aber mehr dem Zorne guter Menschen ausweichend, als weil er die öffentliche Macht im Reiche fürchtete; und erst als er sich hinweg begeben hatte, ward er zum Scheine des Rechtes vom Könige des Landes verwiesen. Nach seinen Gesellen, nach jenen vier Rittern, welche den Mord vollbracht hatten, scheinet nicht ein Mal gefraget zu sein. Nur das Volk übte in seinem frommen Glauben Gerechtigkeit sowohl gegen den unglücklichen Märtyrer, als gegen die großen Herren im Reiche, welche durch Unverstand und Leidenschaft Ordnung und Gerechtigkeit unmöglich machten. Der Leichnam des Ermordeten wurde von guten Menschen im Kloster Tholei beigesetzet; das Volk verehrte denselben wie die Gebeine eines Heiligen aus den ersten Jahrhunderten des Chri-

stenthumes, und viele Wunder geschahen, eine lange Zeit hindurch, an seinem Grabe [10].

Inzwischen lebte der junge König sich selbst überlassen, und ergab sich vielleicht manchen Ausschweifungen. In der Geschichte ist von ihm kaum die Rede; nur in Urkunden, durch welche Schenkungen und Rechte bestätiget oder ertheilet werden, wird seiner gedacht. Häufig scheint er sich zu Goslar aufgehalten zu haben, wohl auch um seinem geliebten Adalbert so nahe zu sein, als möglich, und von demselben Rath und Trost zu empfangen. Ob aber in dieser Zeit an Burgen und Festen in den Vorgebirgen des Harzes, ob im Besonderen an der großen und prächtigen Harzburg [11], und an der Mauer gebauet worden ist, mit welcher Goslar umgeben ward, das ist billig zu bezweifeln. Man begreifet nicht, wie der siebenzehen- oder achtzehenjährige Jüngling, unter den Verhältnissen, in welchen er sich befand, zu den Gedanken so großer Anlagen und Gründungen gekommen sein könnte. Und wenn auch der Weg schon bezeichnet gewesen sein mag, und wenn selbst der vortrefflichste Meister in der Baukunst, Benno, dessen früher gedacht worden ist, der aber schon im Jahr ein Tausend und sieben und sechszig Bischof zu Osnabrück wurde, ihm mit Rath und Aufmunterung zur Seite gestanden hat: so begreifet man doch nicht, woher er die Mittel genommen, die zur Ausführung so fester und großer Werke erforderlich waren. Will man überdieß den Versicherungen von seiner leichtsinnigen, wüsten und wilden Lebensweise auch nur einigen Glauben schenken: so kann man unmöglich für wahr halten, daß von ihm Dinge unternommen oder vollendet seien, welche, wie große Geldsummen, so große Aufmerksamkeit und Ausdauer in Anspruch nahmen, zumal da ihm von allen Fürsten des Reiches Hindernisse entgegengestellet sein würden. Es ist daher mehr als nur wahrscheinlich, daß die Ueberlieferung von vielen Festen und Burgen auf den steilen Bergen des Unter-Harzes

und von den Werken der Harzburg und zu Goslar sehr übertrieben seien, weil die Schriftsteller den Zorn der Sachsen, der leicht genug zu erklären ist, zu erklären strebten, und daß die Bauten, die wirklich zu Stande gebracht worden sind, theils schon von Heinrich dem Dritten [12], theils aber von Adalbert unternommen und vollendet worden, als dieser die Verwaltung des Reiches in seinen Händen hatte [13]. Früher aber mögen diese Werke von den Sachsen weniger beachtet worden sein, weil sie der Versicherung Heinrich's des Dritten vertrauet hatten, daß sie lediglich zum Schutze des Reiches überhaupt und Sachsens im Besonderen errichtet würden, und erst von jetzt an mögen sie angefangen haben zu fürchten, daß diese Burgen und Festen wider sie selbst benutzet werden könnten. Adalbert's Flucht nach Goslar, ihre ungerechte Beraubung des Erzbisthumes Bremen, der Aufstand der Abodriten, die Bemerkung, daß der junge König nunmehr als ein starker Jüngling dastand, dem es nicht an Geist gebrach und der einen so gerechten als tiefen Grimm in sich trug, Alles dieses mag die Blicke der Sachsen nach Goslar und den Burgen am Harze gezogen, und sie mögen vor diesen Werken desto größere Besorgnisse zu hegen begonnen haben, je mehr sie sich sagen mußten, daß sie des jungen Königes Feindschaft wohl verdienet hatten. Auch scheint es, daß Heinrich, unter Adalbert's Mitwirkung, Scharen von freiwilligen Kriegern zu Goslar um sich versammelt habe, die sich wohl gern zu dem jungen Könige stellten, dessen Zukunft vielleicht um so glänzender werden könnte, je trüber seine Gegenwart war; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Verträge zwischen Adalbert und den sächsischen Fürsten durch diese Rüstung Heinrich's beschleuniget worden seien [14].

Er selbst aber, der König Heinrich, scheinet sich in dieser Zeit am Meisten mit einem Gedanken beschäftiget zu haben, der mit diesen Dingen in gar keiner oder nur in einer sehr

entfernten Verbindung stand. Das Verhältniß zu seiner Gemahlin ward ihm zu drückend, und er wünschte das Band abzustreifen, das sie mit ihm verknüpfte. Er sah ihre Leiden; er wußte, daß er im Unrechte war; er konnte ihr Nichts vorwerfen; er hatte selbst Nichts an ihr auszusetzen, weder an ihrer Person, noch an ihren Sitten oder ihrer Bildung; aber er vermochte nicht Meister des Unmuthes zu werden, der aus dem Gefühle hervor ging, daß sie ihm aufgedrungen worden von seinen Feinden. In diesem Unmuthe war sie ihm eine stete Erinnerung an sein Unglück und an seine erduldeten Kränkungen, und deßwegen konnte er nicht aufhören, die Schuldlose zu mißhandeln. Diese Stellung der jungen und schönen Königin ward ihm unerträglich; er wünschte von ihr geschieden zu werden [15]. Und es gelang ihm, den Erzbischof Sigefrid von Mainz, den ersten Geistlichen in Teutschland, für diesen Gedanken zu gewinnen.

Thüringen nämlich stand, in kirchlicher Hinsicht, gutes Theiles unmittelbar unter dem Erzbisthume Mainz. Dieser Theil des Landes hatte keinen Zehenten an die Kirche zu entrichten, während die Aebte von Fulda und Hersfeld von anderen Theilen des Landes stets den Zehenten bezogen hatten [16]. Woher diese Freiheit in Thüringen entsprungen war, ist ungewiß. Vielleicht waren die Kirchen schon zur Zeit des heiligen Bonifacius so reich mit Gütern ausgestattet, daß es später, zur Zeit Karl's des Großen, nicht für nöthig geachtet ward, auch noch den Zehenten von Früchten und Vieh hinzu zu fügen. Gewiß ist: in Thüringen erfreuete man sich des Genusses der Freiheit, aber Niemand wußte, auf welche Weise man zu derselben gekommen war. Im Jahr ein Tausend fünfzig und neun aber, während die Kaiserin Agnes im Namen ihres Sohnes das Reich verwaltete, als alle großen Herren, geistliche und weltliche, zugriffen und ein Jeder zur Treue erkaufet werden mußte, machte der Erzbischof Luitbald

von Mainz den Versuch, zuerst den Zehenten von den königlichen Gütern in Thüringen zu erhalten. Und der Versuch gelang. Er behauptete, daß schon Heinrich der Dritte die Rechtmäßigkeit seines Anspruches auf den Zehenten in Thüringen anerkannt habe; und der Mann war zu bedeutend, als daß man gewaget hätte, seine Versicherung in Zweifel zu ziehen oder seinen Anspruch abzuweisen. Indeß hielt man für gut, um die wirkliche Entrichtung des Zehenten von den königlichen Gütern zu vermeiden, sich mit dem Erzbischof auf ein Mal abzufinden. Also wurden dem Erzbisthume durch eine Urkunde, im Namen des Königes ausgestellet, ein hundert und zwanzig Mansen für den schuldigen Zehenten zugestanden und überlassen [17]. Nach einem so guten Anfange mag nun der Erzbischof weitere Versuche gemacht haben, um die Vasfallen in Thüringen zu bewegen, daß auch sie sich zu der Entrichtung des Zehenten verstehen sollten. Sie jedoch, die Vasfallen, waren weniger nachgiebig, als ihr oberster Lehenherr, der König, gewesen war. Nun aber starb im Jahr ein Tausend und zwei und sechszig der Markgraf Wilhelm von Meissen, welcher, wie erzählet worden ist, das Jahr zuvor mit dem Bischof Eppo von Zeiz ein teutsches Heer dem König Andreas von Ungarn zu Hülfe geführet hatte, und welcher, weil ihm der Heerbann über Thüringen zustand, auch Markgraf der Thüringer genannt wird. Nach dem Tode desselben erhielt sein Bruder, der Graf Otto von Orlamünde, die Mark; und unter anderen Gütern in Thüringen, zugleich einige, über welche der Erzbischof von Mainz die Lehen zu ertheilen hatte. Der Erzbischof Sigefrid, welcher inzwischen zum erzbischöflichen Stuhl in Mainz gelanget war, verweigerte daher dem neuen Markgrafen die Belehnung mit diesen Gütern, wenn er sich nicht verpflichten wollte, von allen seinen Besitzungen in Thüringen den Zehenten zu entrichten. Otto, ein friedliebender Mann, versprach, um zum ruhigen Besitze zu gelangen, die Forderung

zu erfüllen; ja er machte sich verbindlich, dahin zu wirken, daß auch die übrigen Thüringer sich zur Entrichtung des Zehenten verständen. Indem er nun diese Verbindlichkeit zu erfüllen suchte, erregte er einen großen Haß gegen sich und brachte die thüringischen Fürsten und Vassallen allzumal zu großer Unzufriedenheit. Deßwegen war bei seinem Tode, im Jahr ein Tausend und sieben und sechszig, die Freude allgemein, und um so größer, da eine Spaltung entstanden war: denn Einige hatten sich zur Entrichtung des Zehenten verstanden, während Andere denselben auf das Entschiedenste verweigerten [18]. Die Mark erhielt an seiner Statt jener Graf Ekbert von Braunschweig, des Königes Vetter, welcher, wie gezeiget worden ist, seine kühne Entschlossenheit unter den verschiedensten Umständen bewähret hatte. Sie sollte für ihn ohne Zweifel eine würdige Belohnung sein, wie für die Rettung des jungen Königes, so für seine Theilnahme an der That von Kaiserswerth. Da Ekbert mit Hanno von Cöln, Otto von Nordheim und Rudolf von Schwaben in Verbindung stand, und da diesem Fürsten die Freundschaft des Erzbischofes von Mainz nicht gleichgültig war, so ist zu vermuthen, daß auch er die Ansprüche dieses Erzbischofes auf den Zehenten in Thüringen gefördert haben würde, wenn er länger gelebet hätte. Aber er starb schon am Ende desselben Jahres, und die Mark erhielt, wie ihm zugesichert war, sein unmündiger Sohn, der gleichfalls Ekbert hieß, und ihm von Immula, einst die Gemahlin Otto's von Schweinfurt, Herzoges von Schwaben, einer Schwester von der Mutter der Königin Bertha, geboren war. Unter solchen Umständen konnte nicht viel, es konnte vielleicht Nichts für den Erzbischof von Mainz geschehen, und sein Anspruch auf den Zehenten in Thüringen wurde nicht zum Recht und kam nicht zur Ausführung.

Aber eben diese Umstände hielt der König für günstig für die Sache, die ihm am Herzen lag. Er wandte sich an den

Erzbischof Sigefrid von Mainz, und versprach demselben nicht nur Ergebenheit und Gehorsam im Allgemeinen, sondern er versprach auch, die Thüringer nöthiges Falles mit bewaffneter Hand zur Entrichtung des Zehentens zu zwingen, wenn er, der Erzbischof, ihm zur Trennung seiner unglücklichen Ehe behülflich sein wollte. Der habsüchtige Erzbischof ging sogleich in den Antrag ein: Heinrich sollte nur einen bestimmten Vorwand angeben. Hierauf berief der König, nach dem Pfingstfeste des Jahres ein Tausend sechszig und neun, die Fürsten des Reiches zu einer Berathung über die öffentlichen Angelegenheiten nach Worms [19]. Viele erschienen. In der Versammlung dieser Fürsten trug der König, nach weiterer Verständigung mit Sigefried, sein Anliegen vor. „Seine Verbindung mit seiner Gemahlin sei unglücklich. Auf derselben liege keine Schuld; eine Verstoßung habe sie nicht verdienet. Aber sie seien nicht für einander geeignet [20]. Möge es Schicksal sein oder ein Gottes=Urtheil: zwischen ihnen finde kein ehelicher Verkehr Statt. Er flehe daher vor Gott, man möge ihm die unseligen Fesseln abnehmen, und Beiden den Weg zu einer glücklicheren Vermählung öffnen. Uebrigens versichere er mit einem Eidschwure, daß er seine Gemahlin niemals berühret habe, und daß sie zurückkehren werde, wie sie zu ihm gekommen sei.“ Dieser Antrag war den versammelten Fürsten sehr verdrießlich. Es schien ihnen eine häßliche Sache, der königlichen Majestät unwürdig [21]. Einzelne mögen sie aus besonderen Gründen mit besonderer Bitterkeit aufgenommen haben: war doch der Herzog von Schwaben, Rudolf von Rheinfelden, nachdem seine erste Gemahlin, des Königes Schwester, gestorben, in zweiter Ehe mit Adelheid vermählet, einer Schwester der Königin Bertha. Nur der Erzbischof Sigefrid von Mainz nahm sich des Königes an. Dadurch erregte derselbe Erstaunen und Unwillen, aber er bewirkte doch auch, daß man den Beschluß faßte, die Entscheidung auszusetzen, und

einer Synode zu überlassen, welche im Herbst, in der ersten Woche nach dem Feste des heiligen Michael's zu Mainz gehalten werden sollte. Die Königin Bertha mußte sich in das Kloster Lorsch begeben, um in der Einsamkeit die Entscheidung der Synode abzuwarten; der König fand inzwischen eine Beschäftigung, bei welcher er zum ersten Male seinen kriegerischen Geist bewährte.

Der Markgraf Otto von Meißen nämlich, von welchem oben die Rede gewesen ist, hatte eine Wittwe hinterlassen, Adela genannt, eine eben so leidenschaftliche und ehrgeizige als schöne Frau. Mit dieser Frau, welche Otto's Nachfolger, der Markgraf Ekbert, nach Verstoßung seiner eigenen Gemahlin, heimgeführet haben würde, wenn ihn nicht der Tod gehindert hätte [22], hatte sich Dedi vermählet, der Markgraf in der Lausitz, ein schon alternder Mann, von ruhiger Gemüths-Art. Adela trieb ihren Gemahl an, alle die Lehen zu suchen, die ihr erster Gemahl in Thüringen, von verschiedenen Lehenherren, besessen hatte. Dedi bewarb sich, seiner Gemahlin zu gefallen, um diese Güter; aber er vermochte Keinen der Lehenherren dahin zu bringen, daß sie ihm die Beleihung ertheileten: denn sie mochten nicht begreifen, warum Adela's zweiter Gemahl eben alle Güter erhalten sollte, die ihr erster Gemahl besessen hatte. Sie aber, Adela, als sie die Weigerung der Lehenherren vernahm, kam auf den Gedanken, daß der König selbst hindernd eingetreten sei, weil sie sich die Uebereinstimmung jener Herren nicht anders zu erklären vermochte. Deßwegen reizte sie ihren Gemahl auf alle Weise, und am Meisten dadurch, daß sie ihn mit Otto, ihrem ersten Gemahle verglich. An Macht und Reichthum, sprach sie, stehst Du über Otto; wärest Du ihm aber gleich an Mannheit und Kraft, Du würdest eine solche Geringschätzung nicht dulden [23]. Dieses Wort aus dem Munde der jüngeren und schönen Frau, bewog den guten Markgrafen zu dem Entschlusse, sich der verlangten Güter in

Thüringen zu bemächtigen und dem König im offenen Kampf entgegen zu treten. Er rechnete dabei auf die Thüringer, welche, wie er glaubte, gegen den König aufgebracht sein müßten, weil er die Forderung des Erzbischofes von Mainz wegen des Zehenten begünstigte, und forderte sie auf, die Waffen zu ergreifen, um ihre alte Freiheit zu vertheidigen.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen versammelte der König ein starkes Heer: denn die Kampflust war groß überall. Die Freunde des Königes oder des königlichen Hauses stellten sich zu dem raschen Jünglinge; die Lehenherren der thüringischen Güter wollten ihr Recht wahren gegen die ungestüme Zudringlichkeit des Markgrafen Dedi; vor Allen jedoch zeigte sich der Erzbischof Sigefrid von Mainz thätig, weil er diesen Augenblick für entscheidend hielt, um das Zehentrecht in Thüringen zu gewinnen für ewige Zeiten: er bot alle seine Lehenleute auf, und wirkte, so weit er vermochte, um das königliche Heer groß und stark zu machen. Diesem Heere gegenüber eilten nun auch die Thüringer zu den Waffen, nicht um den Markgrafen von der Lausitz zu Besitzungen zu bringen, auf welche derselbe kein Recht hatte, sondern um nicht wehrlos von dem Erzbischofe Sigefrid überfallen und zur Zehentpflichtigkeit gezwungen zu werden. Eben deßwegen schickten sie Gesandte an den König: „sie hätten gegen ihn keineswegs irgend eine feindliche Absicht; auch habe der Markgraf Dedi weder auf ihren Rath, noch mit ihrer Förderung sich gegen das gemeine Wesen erhoben; vielmehr seien sie bereit, den öffentlichen Feind auch mit Gefahr ihres Lebens zu bekämpfen. Aber freilich würden sie Dieses mit größerer Freudigkeit und Ergebenheit thun, wenn ihre Freiheit vom Zehenten unverletzt bliebe. Wolle hingegen der Erzbischof kirchliche Angelegenheiten nicht mit heiligen, sondern mit gemeinen Waffen auskämpfen, wolle er ihnen nach dem Rechte des Krieges den Zehenten abpressen, den er weder nach kirchlichem, noch nach weltlichem Rechte zu

verlangen habe: so hätten sie sich eidlich unter einander verschworen, gegen Räuber und Plünderer zu Wehr und Rache zusammen zu stehen; und lieber wollten sie im Kriege zu Grunde gehen, denn, nach dem Verluste der Freiheiten ihrer Väter, als Meineidige fortleben.» Diese entschlossene Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Der König konnte unmöglich geneiget sein, sich mit solchen Männern in einen Kampf einzulassen, um dem Erzbischofe von Mainz den Zehenten zu verschaffen, ehe er noch sicher war, daß Derselbe ihm zu dem Ziele verhelfen würde, für dessen Erreichung er den Zehenten versprochen hatte. Jedes Falles war es gut, die Zehentsache des Erzbischofes so lange ungewiß zu lassen, als seine, des Königes, Ehesache noch ungewiß war. Heinrich gab daher den Thüringern die freundliche Zusicherung, daß sie auf ihn rechnen könnten, so lange sie in seiner Treue blieben [24], und diese Zusicherung bestimmte die Thüringer, sich nicht mit dem Markgrafen Dedi in eine Verbindung einzulassen, sondern sich fern zu halten von seinem Kampfe.

Unter solchen Umständen ward es dem Könige nicht schwer, den Sieg zu gewinnen über den empörten Markgrafen. Sobald er in Thüringen eingezogen war, fielen zwei Burgen, Beichlingen und Scheidungen [25], in seine Gewalt: die erste ward ihm überliefert, die andere ward erobert. Und nun bedurfte es keiner weiteren Thaten. Der Markgraf, in seinen Hoffnungen auf die Thüringer getäuschet, gab leicht ein Unternehmen auf, zu welchem ihn nicht das Gefühl von Recht und Pflicht getrieben hatte, sondern lediglich die Leidenschaft seiner Gemahlin. Er unterwarf sich selbst und Alles, was er hatte, dem Könige. Aber mit dieser Unterwerfung endigte das Unglück nicht, das er sich in seiner Schwäche bereitet hatte. Der König ließ ihn einige Zeit zur Haft bringen, um ihn zu strafen für seinen Frevel. Mit der Freiheit erhielt er zwar auch seine Würde zurück, aber einen nicht geringen Theil von seinen Be-

sitzungen und Einkünften mußte er aufgeben, und mit dem Bekenntniß aufgeben, daß es gern geschehe, um Leben und Frieden zu erkaufen. Und doch erhielt er nur das Leben, nicht den Frieden. Sein eigener Sohn, aus seiner ersten Ehe, gleichfalls Dedi genannt, ein Jüngling von ausgezeichneten Eigenschaften, faßte gegen den Vater eine bittere Feindschaft, entweder von Ehrgeiz und Herrschlust fortgerissen, oder von Zorn über des Vaters zweite Vermählung und über den Verlust, welchen die Stiefmutter durch ihre Leidenschaft über sein Haus gebracht hatte. Durch sein Verfahren gewann der jüngere Dedi das Wohlwollen Heinrich's des Königes, aber in seinem Grimme war er der Schrecken seines Vaters und seiner Stiefmutter. Jedoch nicht lange. Er fiel durch die Hand eines Meuchelmörders, und im Volke verbreitete sich der Argwohn, daß diese Hand der Stiefmutter des Jünglinges gedienet habe.

So endigte sich der Aufruhr des Markgrafen Dedi. Während des Krieges aber war es auch zwischen den Lehenleuten des Erzbischofes von Mainz und den Thüringern, zwar nicht zum Kampfe, jedoch zu feindseligen Auftritten gekommen. Jene, mit der Gesinnung ihres Herrn wohl bekannt, beraubten und plünderten die Thüringer, wo sie es vermochten; Diese dagegen sagten dem Erzbischof arge Schmähungen in's Angesicht, stellten sich gegen die Leute desselben zusammen, nahmen ihnen die gemachte Beute ab und trieben sie in schimpfliche Flucht; ja sie trugen kein Bedenken, einzelne Leute des Erzbischofes, Vornehme wie Geringe, die in ihre Hand geriethen, ohne Weiteres aufzuknüpfen [26]. Diesen Gräueln machte der König ein Ende, nachdem der Markgraf bezwungen war. Um sich das Ansehen zu geben, als sei er seinem Vertrage mit dem Erzbischofe Sigefrid noch getreu, und um diesen habsüchtigen Mann nicht auf das Aeußerste zu kränken, sprach er gegen die Thüringer die Erklärung aus, daß sie allerdings den

Zehenten an das Erzstift Mainz zu entrichten schuldig wären; aber er gab diese Erklärung so leicht hin und in einer so verächtlichen Weise [27], daß die Thüringer wohl erkannten, er, der König, habe keinesweges die Absicht, seine Waffen wider sie zu versuchen. Also nahmen sie die Erklärung wenig zu Herzen; und Heinrich führte, ohne Etwas gegen sie zu unternehmen, sein Heer aus Thüringen hinaus und verstattete Jedem die Rückkehr in seine Heimath.

Der König selbst machte sich auf den Weg nach Mainz, zu dem festgesetzten Tage. Auf diesem Weg erfuhr er: in Mainz sei ein Legat des apostolischen Stuhles eingetroffen, welcher seine, des Königes Ankunft erwarte, welcher den Auftrag habe, seine Ehescheidung zu verhindern, und den Erzbischof von Mainz mit einem Strafurtheile des apostolischen Stuhles zu bedrohen, weil derselbe eine so schmähliche Trennung zu bewirken versprochen habe. Heinrich erschrak. Er wollte in seinem Aerger und seinem Schmerze sogleich nach Goslar zurückkehren und nur mit großer Mühe brachten ihn seine Freunde von diesem Gedanken zurück, von dessen Ausführung unermeßliche und gefährliche Folgen zu fürchten waren: denn die Fürsten des Reiches, die er zu einer Versammlung nach Mainz entboten hatte, würden sein Ausbleiben schwerlich mit Gleichgültigkeit und ohne harte Beschlüsse zu fassen geduldet haben. Er begab sich nach Frankfurt, und ersuchte [28] die Fürsten, die sich in Mainz befanden, nach dieser Stadt zu kommen. Sie kamen, und mit ihnen kam der päpstliche Bevollmächtigte. Es war Petrus Damiani. Dieser setzte seine Aufträge auseinander. Zuvörderst ermahnte er den König, im Namen des Papstes, abzustehen von einer so schlechten Sache; wenn menschliche Gesetze, wenn die Satzungen der Kirche ihn nicht schreckten, so möge er doch seiner eigenen königlichen Ehre schonen; er möge nicht das Gift eines so schmutzigen Beispieles in die christliche Welt hinein werfen; er, der König, der

die Verbrechen der Menschen strafen solle, möge sich nicht zum Urheber und Fahnenträger des Lasters erniedrigen. Nach dieser Ermahnung setzte Petrus hinzu: „wenn er, Heinrich, gutem Rathe kein Gehör gebe, so werde die Gewalt der Kirche nothwendig eintreten müssen, um den Frevel zu verhüten; und niemals werde der Papst ihn zum Kaiser weihen, wenn er mit einem so giftigen Beispiele den christlichen Glauben verrathen hätte.“ Alsobald erhoben sich alle anwesenden Fürsten: der Papst habe Recht. Sie fleheten den König an, er möge doch seiner Hoheit nicht ein solches Verbrechen anhängen und die Majestät des königlichen Namens nicht mit einer so schändlichen Handlung beflecken; er möge doch auch den Anverwandten der Königin nicht gerechte Ursache geben zum Abfall und zur Empörung: denn je mächtiger diese Männer durch Reichthum und Waffen wären, desto furchtbarer würden sie ohne Zweifel die Schmach rächen, welche auf die Königin gebracht worden.

Durch diese Worte mehr gebrochen, als gebeuget [29], antwortete Heinrich: „ist Das euer unabänderliches Verlangen, so werde ich mich beherrschen, und, so gut ich kann, die Last tragen, die ich nicht abzuwerfen vermag.“ Und nun gab er zu, mehr in wildem Unmuth, als aus Liebe zur Eintracht, daß seine Gemahlin das Kloster verlassen und von Neuem vor der Welt als Königin erscheinen sollte. Um aber nicht die Beschämung zu haben, ihr im Angesichte der versammelten Fürsten zu begegnen, verließ er, so schnell als möglich, Frankfurt und kehrte, von kaum vierzig Kriegern begleitet, nach Goslar zurück. Die unglückliche Bertha folgte ihrem Gemahle langsam nach, nicht ohne königliche Pracht. Bei ihrer Ankunft ging Heinrich ihr entgegen, und empfing sie mit kalter Höflichkeit: denn er war entschlossen, den äußeren Anstand zu beobachten, und im Uebrigen zu leben, als hätte er keine Gemahlin [30]. Aber dieser Entschluß wilder Leidenschaft ist nicht lange bestanden. Alles Unglück, das über den jungen König gekommen war,

alle Irreleitungen, Mißhandlungen und Verräthereien, welchen er ausgesetzet gewesen, hatte den Adel der Menschheit in seiner Brust nicht gänzlich zu zerstören vermocht. Bertha's still duldende Tugend brach seinen starren Sinn. Im zweiten Jahre nach dem Vorgang in Frankfurt gebar die Königin ihrem Gemahl einen Sohn; und im Fortgange der Zeit noch drei andere Kinder. Und wenn es ihr auch nicht gelang, seine treue Liebe zu gewinnen, so nöthigte sie ihn doch, ihr Achtung und Verehrung zu beweisen.

Siebentes Capitel.

Adalbert's von Bremen abermalige Erhebung und Tod.
Sturz des Herzoges Otto und Erhebung des Herzoges Welf.
Unübersehbare Verwickelung der öffentlichen Verhältnisse im Reiche.

J. 1070 — 1073.

Die Fahrt nach Thüringen gegen den Grafen Dedi hatte den König erfreuet, und der schnelle Erfolg derselben, so wie das Ansehen, welches er an der Spitze oder in der Mitte eines Heeres gewonnen, hatte seine Seele gestärkt und erhoben. Um so tiefer hatte ihn die Beschämung, die Demüthigung gekränket, welcher er zu Frankfurt in der Verhandlung mit den Fürsten des Reiches ausgesetzet gewesen war. Nun hatte er sich in Frankfurt von Denen, in deren Hand er sich bisher wider seinen Willen befunden hatte, rasch losgerissen, und war, nur von einer kleinen Anzahl treu ergebener Freunde begleitet, nach Goslar zurück gekehret [1]. Hier angelanget, seine festen Burgen im Auge, mag er sich, ein zwanzigjähriger Jüngling, zum ersten Mal als freier Mann gefühlet haben; und in diesem neuen

Gefühle der Freiheit sind ihm ohne Zweifel mancherlei Entwürfe durch die Seele gegangen, die desto verworrener gewesen sein dürften, je weniger sich vor der Erinnerung an eine solche Vergangenheit die Zukunft klar gestalten konnte. Nur den Gedanken hielt er fest, der junge König, daß die Fürsten des Reiches, welche den Traum seiner Kindheit so grausam zerstöret, welche die Schwäche seiner Jugend so selbstsüchtig mißbrauchet, welche ihm für sein ganzes Leben hart drückende Fesseln anzulegen versucht und ihn zuletzt, zu seiner großen Beschämung, dem päpstlichen Stuhle wie einen argen Sünder gegenüber gestellet hatten, daß diese Männer den Lohn ihrer Werke empfangen und nöthiges Falles die Schärfe seines nunmehr erprüften Schwertes empfinden sollten. Und gewiß ist die Annahme nicht gegen die menschliche Natur, daß sich in diesem Gedanken der Widerwille gegen seine Gemahlin, wenn nicht verloren, doch gemildert habe, und daß er in demselben Maße seiner Gemahlin näher gekommen sei, in welchem er die Hoffnung gewann, es werde ihm gelingen, jene Männer von sich entfernet zu halten, von welchen ihm dieselbe aufgedrungen war.

Aber er bedurfte, um seine Entwürfe zur Reife und zur Ausführung zu bringen, eines Rathes, eines Beistandes, dem er vertrauen konnte und durfte. Und diesen Rath, diesen Beistand fand er an dem Mann, an welchem noch immer sein Herz hing, weil er sich als treuen Freund seines Hauses bewährt und den Neigungen und Begierden seiner jüngeren Jahre geschmeichelt hatte. Es muß unentschieden bleiben, ob Heinrich ihn eingeladen, oder ob er von selbst zu rechter Zeit sich eingestellet habe: gewiß jedoch ist, im Jahr ein Tausend und siebenzig befand sich der Erzbischof Adalbert von Bremen von Neuem am Hofe des Königes und hatte auf denselben abermals einen großen Einfluß [2]; jedoch trat er weniger hervor, als früher, theils weil der König älter gewor-

den und, wenn nicht selbständiger, doch entschiedener, theils weil Adalbert überhaupt nicht mehr Derselbe war.

Der Erzbischof nämlich hatte, nachdem er den sächsischen Fürsten den größten Theil der Güter seiner Kirche überlassen, um nur sich selbst und die Kirche zu retten, drei Jahre zu Bremen im Groll und im Grimme traurig verlebt. Die Erinnerung an seine vormalige Größe blieb in ihm; das Luftbild eines Patriarchates im Norden, an welchem er sich so lange ergötzet hatte, schwebte ihm beständig vor der Seele: um sich her aber erblickte er Nichts als die Trümmer zerstörter Herrlichkeit; und unter diesen Trümmern vermochte er nur mit Schmerz umher zu wandeln, da sie ihm unaufhörlich die Vorstellung von seiner früheren wahren oder erträumten Hoheit zurück riefen. In seiner Leidenschaft sann er auf Nichts, als auf Mittel und Wege, um wieder zu gewinnen, was verloren war, für seine Kirche und für sich selbst, und um Rache zu nehmen an seinen Feinden, sowohl an Denen, die ihn gestürzet, als an Denen, die ihn beraubet hatten. Zur Erreichung eines solchen Zweckes nun bedurfte er vor Allem des Geldes. An ein großartiges Leben, das vielen Aufwand erforderte, war er ohnehin gewöhnet. Die Quellen aber, aus welchen er zu schöpfen vermochte, flossen nicht stark. Nach der Beraubung des Erzbisthumes mußte er seine Einkünfte aus einem sehr beschränkten Kreise ziehen. Eben deßwegen sah er sich genöthiget, die Menschen, die in diesem Kreise lebten und als Unterthanen der Kirche von Bremen betrachtet wurden, auf das Aeußerste zu bedrücken. Gegen diese unerhörte Bedrückung erhoben sich mannigfaltige Klagen; es entstand das Jammer-Geschrei, der Hirte sei zum Wolfe geworden und erwürge die Heerde. Adalbert, von der Leidenschaft geblendet, von der Noth bedränget, achtete nicht auf diese Klagen und verschloß dem Jammer sein Ohr. Er ward immer härter, immer grausamer, und suchte nur Gründe auf, um sein Verfahren vor sich

selbst zu entschuldigen. Er rief alle Kränkungen wieder hervor, die ihm jemals angethan waren, und behauptete, diese halsstarrigen Sachsen schrien nur wider ihn, weil sie ihn, der er kein Sachse sei, haßten, und weil sie treulos zu den billungischen Fürsten hielten, welche Sachsen wären. Dafür müßten sie gezüchtiget werden. Seine Diener und Verwalter, die ihrem Herrn gefallen und sich zugleich selbst bereichern wollten, gingen wohl auch über seine Vorschriften hinaus, und stellten ihm den Zustand der Dinge in ein falsches Licht. Sie verübten wahre Gräßlichkeiten; sie preßten den Klöstern ab, was irgend möglich, sie erhöheten die Zölle und das Marktgeld; sie nahmen den Menschen ihre Güter und verhandelten dieselben; sie reizten zu Vergehungen, um eine Ursache zur Einziehung des Vermögens zu haben; sie scheueten sich nicht, Fesseln und Geisseln gegen Diejenigen anzuwenden, welche die Stimme erhoben gegen solche Abscheulichkeiten; sie trieben den Frevel so weit, daß Menschen in Wahnsinn fielen vor Kummer und Noth. Die Stadt Bremen verfiel; der Handel, der in schönem Aufblühen gewesen war, ward gestöret; aller Verkehr ward unterbrochen; das Land ward arm und Adalbert nicht reich: denn die Werkzeuge, die er zu seinen Erpressungen gebrauchte, verzehrten oder rissen an sich, was erpresset worden war [3]. Und Adalbert, der Erzbischof, würde wahrscheinlich in Bremen auf die traurigste Weise, beladen mit dem Fluche Derer, die ihn einst verehret hatten, hingestorben sein, wenn ihm nicht durch den König Heinrich, als derselbe sich nach den Auftritten in Frankfurt von den Fürsten des Reiches losgerissen hatte, eine neue Laufbahn eröffnet wäre, die ihm noch ein Mal eine große Hoffnung gab.

In diese Bahn aber trat Adalbert ein, gewiß nicht mit besseren Grundsätzen, jedoch mit größerer Vorsicht aus Muthlosigkeit und Gram, gewiß nicht mit geringeren Entwürfen, jedoch mit geringerem Vertrauen und geringerer Kraft. Zu der-

selbigen Zeit fanden unter den Fürsten, aus deren Hand Heinrich sich befreiet hatte, schon mancherlei Verhandlungen Statt. Dem Erzbischofe Sigebert von Mainz war es nicht entgangen, daß Heinrich sich gegen ihn in der Zehent-Sache zweideutig benommen, ja die Thüringer in der Verweigerung des Zehenten bestärket habe; und er verzieh es dem Könige nicht, daß er sich wegen der Ehe-Sache desselben mit dem apostolischen Stuhl in ein übeles Verhältniß hinein gebracht hatte, ohne den verheißenen Lohn empfangen zu haben. Deßwegen suchte er zwischen mehreren Bischöfen, die mit ihm verwandt oder befreundet waren, eine Verbindung zu Stande zu bringen, auf daß sie mit ihm dahin wirken möchten, daß er selbst, etwa neben dem Erzbischofe Hanno von Cöln, die Verwaltung des Reiches in die Hand bekäme. Und nicht minder rührten sich die weltlichen Fürsten. Der Herzog Otto von Baiern, der als Sachse in Sachsen einen großen Anhang hatte, suchte sich mit den billungischen Fürsten zu verständigen, damit sie gegen mögliche Ereignisse gemeinschaftlich zu gemeinschaftlicher That vorbereitet wären; und es gelang ihm, den Grafen Magnus, den Sohn des Herzoges Ordulf, welcher, wie erzählet worden ist, den Erzbischof Adalbert mit der größten Leidenschaft bekämpfet hatte, gänzlich auf seine Seite zu ziehen. Ob der Erzbischof Adalbert von diesem Getreibe wirklich unterrichtet gewesen, oder ob er, der vielerfahrene Mann, dasselbe nur, als in den Verhältnissen begründet, vorausgesetzet habe, ist unbekannt; aber seine Handlungsweise entsprach demselben, als hätte er Alles durchschauet. Gegen den Erzbischof Hanno benahm er sich mit zutraulicher Freundlichkeit, um diesen weithin wirkenden Mann entweder zu gewinnen, oder irre zu leiten und von den Fürsten hinweg zu ziehen, welche er, Adalbert, als seine Feinde betrachtete und als Feinde des Königes; und auf gleiche Weise suchte er sich andere, wenn auch minder bedeutende, Männer zu befreunden, um Uneinigkeit und

Mißtrauen zu erregen. Nur gegen die billungischen Fürsten zeigte er seine unversöhnliche Feindschaft. Deßwegen, während er wahrscheinlich dahin arbeitete, den König mit seiner Gemahlin zu vereinigen, und ihn den Gefühlen aller guten Menschen näher zu bringen, reizte er seinen Zögling in jeglicher Weise gegen jene Fürsten auf, und stellte ihm einen Krieg gegen dieselben als nothwendig dar. Aber eben deßwegen mußte ihm allerdings Vieles daran liegen, zu verhüten, daß diese Fürsten Hülfe aus dem südlichen Teutschland erhielten. Denn wenn sie allein standen, diese Fürsten, so schienen sie, von den Burgen und Festungen am Harz aus, die fortwährend verstärket wurden, mit zweifellosem Erfolge bekämpfet werden zu können [4].

Indem nun Adalbert auf diese Weise strebte und wirkte, und in dem Könige die Leidenschaft nährte, die in dem unglücklichen Jünglinge war, trug sich ein Vorfall zu, der allgemeines Aufsehen erregte, der nicht minder stark auf edele Seelen wirkte, als auf gemeine, und der nicht ohne große Folgen geblieben ist. Vor dem Könige nämlich erschien ein Mann von adelicher Geburt [5], Egeno genannt, und zeigte ihm an: der Herzog von Baiern, Otto von Nordheim, habe ihn durch Bitten und Versprechungen zu seiner, des Königes, Ermordung zu bewegen gesucht; zum Beweise legte er den Dolch vor [6], welcher ihm zur Ausführung dieses Verbrechens gegeben wäre; er erbot sich, in Haft zu bleiben, und, Falls Otto die Sache in Abrede stellte, die Wahrheit seiner Angabe durch das Gottes-Urtheil des Zweikampfes zu erhärten.

Von Egeno's früherem Leben ist Nichts bekannt; mit seiner Anklage gegen den Herzog Otto tritt er auf. Die Schriftsteller, die in dieser Zeit, oder derselben nahe, gelebt haben, sprechen von ihm, indem sie der Anklage gedenken, mit dem höchsten Unwillen und in den stärksten Ausdrücken, als von einem schlechten Menschen, der ehrlos gewesen, und mit Sün-

den und Schandthaten beladen. Und gewiß, er war ein Nichtswürdiger. Wenn seine Anzeige richtig war: wem anders, als einem Nichtswürdigen hätte ein Meuchelmord zugemuthet werden dürfen? War sie hingegen falsch, diese Angabe, so ist die Verruchtheit eben so wenig in Zweifel zu ziehen. Aber die Schandthaten selbst, deren Egeno sich früher schuldig gemacht haben soll, giebt Niemand an, und über die Wahrheit oder Falschheit der Anklage ist nicht leicht zu entscheiden. Die Schriftsteller zwar verwerfen dieselbe, wie eine arge und gottlose Verläumdung; aber, wie es scheinet, mehr, weil sie sich selbst durch einen so verruchten Gedanken empöret fühlten, als weil sie starke Gründe hatten. Sie halten den Herzog Otto eines solchen Gedankens nicht fähig. Vielmehr wird er von ihnen gepriesen als ein Held, im Krieg und im Rathe gleich ausgezeichnet, und wegen seiner hohen Tugenden vom größten Ansehen im Volke. Nun leidet es auch keinen Zweifel, daß der Herzog Otto viele Eigenschaften besessen habe, welche die Blicke auf ihn zogen, welche ihm ein furchtbares Ansehen gewährten, welche die Meinung erhielten, daß er, wenn nicht ein zuverlässiger Freund, doch ein gefährlicher Feind sei. Aber zu leugnen ist auch keinesweges: für die großen Lobeserhebungen, mit welchen Otto überhäufet wird, suchet man umsonst in der Geschichte nach den Gründen. In früheren Tagen war er allerdings wohl, im Geiste des Lehenthumes, tüchtig und gut gewesen, und hatte ruhmwürdige Thaten gethan, weil die Kaiserin Agnes mit so großer Aufopferung seinen Arm und seine Treue zu erkaufen gesuchet; seit der That von Kaiserswerth aber, bei welcher seine Theilnahme nur mit zweideutigem Erfolge vertheidiget werden mochte, hat er diesen Ruhm eben nicht vermehret, und die acht Jahre, welche inzwischen verlaufen, waren Jahre wilder Leidenschaften und wüster Begierden gewesen, welche auf Männer des öffentlichen Lebens mehr entsittlichend, als bessernd, eingewirket hatten. Ein jeder dieser Männer strebte

höher hinauf, und nicht bloß der Erzbischof Adalbert von Bremen hatte sein Ziel in eine weite Ferne gestellet. Der Herzog Otto hatte erreichet, was zu erreichen er unter Heinrich dem Dritten schwerlich gehoffet hatte; es wäre der Weise dieser Zeit nicht entgegen, wenn ihm auch das Höchste nicht zu hoch vorgekommen. Das Herzogthum Baiern scheinet jedes Falles ihm nicht genüget zu haben; denn er hat für dasselbe Nichts gethan und sich nicht im Mindesten bemühet, nur heimisch in dem Lande zu werden, oder die Anhänglichkeit der Baiern zu gewinnen und zu verdienen. Dagegen hat er bei dem unruhigen Treiben in dieser Zeit nirgends gefehlt, und in allen Verbindungen oder Verschwörungen gegen den König oder das königliche Haus hat er seine Hände gehabt. Deßwegen war er von allen Fürsten am Meisten im Munde Derer, die unzufrieden waren oder sich unzufrieden stellten; er galt für den ersten weltlichen Fürsten im Reich überall, und der finstere Hanno von Cöln, und der gierige Sigefrid von Mainz und die ganze Schar ihrer Verwandten, Anhänger und Geschöpfe im geistlichen Stande blickten auf ihn, als auf ihre Stütze. Endlich hatte Otto auch noch nicht den Vortheil von den Verwirrungen im Reiche gezogen, auf welchen er für seine Theilnahme an der That von Kaiserswerth Anspruch zu haben schien; und eben deßwegen ist es allerdings höchst wahrscheinlich, daß, wenn in diesem Augenblicke der Thron der Teutschen erlediget worden wäre, nur der Herzog Otto von Baiern auf denselben erhoben sein würde. Nun ist zwar gewiß, daß alle diese Bemerkungen nicht hinreichen, wie sie auch nicht den Zweck haben, den Herzog Otto von Baiern der Dingung eines Meuchelmörders zu beschuldigen; aber sie machen es begreiflich, und deswegen sind sie ausgesprochen, wie der König zu dem Verdachte gekommen, daß Otto über seine Leiche hinweg die Krone zu gewinnen suche [7], und wie in späteren Zeiten verständige Männer an die Wahrheit von Egeno's Anklage zu

glauben vermocht haben [8]. Im Uebrigen wissen die Schriftsteller, welche diesen Egeno als einen schandbaren Menschen und seine Anklage als eine gottlose Verläumdung bezeichnen, nichts Bestimmtes darüber anzuführen, wie Derselbe zu einem solchen Frevel gekommen. Sie sagen nur, einige Getreue des Königes hätten ihn beschützet; und im Besondern wird ein Graf Giso, Albert und seine vier Söhne als die eigentlichen Anstifter genannt [9], ohne daß man erfährt, warum denn eben diese Männer einen so großen Neid gegen Otto und eine so große Eifersucht auf den Ruhm desselben geheget haben, da doch dieser Neid und diese Eifersucht als der Quell der Verläumdung betrachtet werden. Auf den Erzbischof Adalbert hat Niemand einen Verdacht geworfen, wohl aber auf den König unmittelbar [10].

Jedoch, wie auch der Zusammenhang gewesen sein mag: der König, der jedes Falles gerechte Ursache hatte zum Hasse gegen Otto und zum Mißtrauen, und der überdieß von Otto's Feinden auf alle Weise zum Zorn aufgereizet wurde, berief alsobald den Herzog Otto mit anderen Fürsten des Reiches nach Mainz. Otto verwarf die Anklage, und leugnete, den Egeno zu kennen. Hierauf bestimmte der König ihm eine Frist von sechs Wochen, nach deren Ablauf er seine Unschuld in einem Kampfe mit seinem Widersacher beweisen sollte. So wollte es das Recht dieser Zeit. Dennoch murreten die vornehmen Herren, Otto's Freunde, über die Härte dieses Spruches. Selbst in das Gottes-Urtheil brachten sie, unverständiger Weise, die Vornehmthuerei hinein, die schon so stark um sich gegriffen hatte; und da sie Egeno's adelige Geburt nicht abzuleugnen vermochten, so hoben sie die sittliche Seite des Lebens der beiden Feinde hervor, und erklärten den Zweikampf gerade aus einem Grunde für unzulässig, aus welchem sie das größte Vertrauen zu dem Ausgange desselben hätten hegen sollen. Es sei weder billig noch gut, sagten sie, daß ein so hochadeliger Mann, vom be-

sten Leumund und vollkommen makellos, sich einem niederträchtigen Menschen gegenüber stellen sollte, welcher, was von adeliger Herkunft in ihm wäre, durch Diebstahl, Straßenraub und andere Missethaten längst geschändet habe [11]. Der König indeß kannte sein Recht und bestand auf seiner Entscheidung. Zu dem bestimmten Tage zog daher der Herzog heran mit einem großen Geleite bewaffneter Männer. Als er in die Nähe von Goslar gekommen war, schickte er an den König die Botschaft: er sei bereit, vor ihm zu erscheinen, wenn ihm Sicherheit gewähret, und wenn ihm verstattet sein sollte, sich von dem Verbrechen, dessen er beschuldiget worden, auf die Weise zu reinigen, welche die Fürsten des Reiches für billig erachtet haben würden. Der König, von dieser Botschaft überraschet, antwortete streng und scharf: er verspreche dem Herzoge keine Sicherheit; er erwarte vielmehr, daß sich der Herzog zum Kampfe stelle, und was derselbe von seiner Unschuld vorgebe, dem gerechtesten Richter, Gott, anheim gebe; thue er das nicht, so müsse er für überwiesen geachtet werden. Auf diese Antwort kehrte der Herzog zurück. Lieber, so erklärte er, wolle er sein Heil mit den Waffen vertheidigen, als durch einen schmähligen Untergang den Haß seiner Feinde sättigen. Entweder also ist sein Gewissen nicht rein, oder sein Glaube an ein Gottes-Urtheil im Zweikampfe nicht groß gewesen.

Am folgenden Tage nach dem Abzuge des Herzoges versammelte der König die Fürsten aus Sachsen, die sich wegen dieser Angelegenheit zu Goslar eingefunden hatten [12], damit sie über den Sachsen richten möchten nach sächsischem Rechte. Die Fürsten erklärten: der Herzog sei des angeschuldigten Verbrechens überwiesen, und solle, sobald er ergriffen werde, mit dem Tode bestrafet werden. Dieser Spruch war das Zeichen zu den verderblichsten Auftritten; er lösete alle Zügel der Leidenschaft. Die Freunde des Königes, die Feinde des Herzoges, Alle, welche nach Raub und Beute begierig waren oder

an abenteuerlichen und verwegenen Thaten Freude fanden, brachen los, um die Besitzungen des Herzoges in Sachsen und Thüringen auszuplündern und zu zerstören; und sie vollführten dieses Werk so grausam als rasch mit Feuer und Schwert, Nichts schonend und Nichts achtend, weder Menschen noch Dinge, Heiliges so wenig, als Gemeines. Endlich, als die Verwüstung Angst und Schrecken weithin verbreitet hatte, erschien auch der König selbst mit einem Heer, und nöthigte die Fürsten, welche mit Otto verwandt oder durch Freundschaft verbunden waren, sich entweder mit einem Eide von demselben los zu sagen, oder für ihre Treue Geisseln zu stellen. Hierauf zerstörte er des Herzoges verlassene Burg Hanenstein von Grund aus, und fand die Besatzung der Burg Desenberg, die für unüberwindlich gehalten ward, in einem solchen Schrecken, daß er dieselbe ohne Schwertschlag in seine Gewalt bekam. Zuletzt führte er seine Scharen auch gegen die Besitzungen der Gemahlin des Herzoges in Westfalen, und ließ sie auf denselben an Menschen und Dingen die ärgsten Frevel verüben, wie ein wilder, auswärtiger Feind.

Inzwischen hatte Otto gegen drei Tausend auserlesene, und in jeglicher Kriegsart wohl erfahrene Männer um sich versammelt. Mit denselben brach er in Thüringen ein, und übte auf den Gütern des königlichen Fiscus das Vergeltungsrecht an Menschen und Sachen im vollsten Maße: denn die Männer in seinem Geleite hatten sich größtes Theiles nur in der Hoffnung der Beute zu ihm gestellt, und konnten nur dadurch an seiner Seite erhalten werden, daß er ihnen freie Hand ließ, ihre wüste Begierde durch Raub und Brand, Plünderung und Mord zu befriedigen. Er drang in dieser zerstörenden Weise vor bis Eschwege. Daselbst strömte eine Menge von Menschen zusammen, welche auf seinen Gütern gelebet hatten, und welchen Nichts übrig geblieben war, als das nackte Leben. Dieselben fleheten um Hülfe und Rache. Otto überließ den Un-

glücklichen einen Theil des Raubes, den er gemacht hatte, ermahnte sie, die Schläge der göttlichen Züchtigung geduldig zu ertragen, und empfahl, da sie selbst die Waffen nicht führen könnten, seine Waffen ihrem Gebete. Bald aber hatte er, der bisher keinen Widerstand gefunden, bei Eschwege, unerwartet ein Treffen zu bestehen. Die thüringischen Vassallen nämlich, theils um den König in der Zehent-Sache auf ihrer Seite zu behalten, theils um ihre Besitzungen gegen Otto's räuberische Horden zu schützen, durch einen Grafen Rutger nachdrücklich an ihre Erklärung erinnert, daß sie keine Räuber und Plünderer in ihrem Lande dulden wollten, und an die Nothwendigkeit, diesem Worte Wahrheit und Nachdruck zu geben, hatten zu den Waffen gerufen, hatten sich versammelt, waren dem Herzoge Otto nachgeeilt, und erreichten ihn bei Eschwege. Alsobald der Angriff. Es war am zweiten Septembers. Und nicht lange dauerte der Kampf. Wie ein Sturmwind brausete Otto's verwegene Schar, zum Schutz ihrer Beute, in die Thüringer hinein. Diese, weniger kriegsgewohnt, überraschet durch den Anblick dieser Gesellen, stoben sogleich aus einander vor solchem Ungestüm, und entflohen hierhin und dorthin, zu Berg und Wald, um die geliebte Heimath wieder zu gewinnen, vor Allen hinweg mit verhängtem Zügel der Graf Rutger über Höhen und Tiefen. Von den Thüringern hatten ungefähr drei hundert Mann das Leben verloren; in Otto's Heer war nur ein Einziger getödtet und zwei waren verwundet. Und mit diesem schmähligen Vorgange hatte das elende Getümmel ein Ende. Otto blieb noch einige Zeit in Eschwege, wie in einem Lager stehen; da sich aber kein Feind mehr zeigte, so entließ er den größten Theil der Seinigen, damit sie die Beute zu sichern vermöchten. Mit dem Ueberreste ging er weiter nach Sachsen hinein, und nährte diese Schar, die er für alle Fälle in Bereitschaft hielt, theils durch den Ertrag räuberischer Fahrten, die er verstattete oder veranlaßte, theils auf den Besitzun-

gen des Grafen Magnus, seines treuen Freundes, der von seiner Unschuld fest überzeuget zu sein behauptete, und deßwegen seine Sache in jeglicher Art zu unterstützen suchte. Der König aber hatte sich, auf die Nachricht von Otto's Siege bei Eschwege, eiligst nach Goslar begeben, um nicht überfallen zu werden; und er wagte nicht, so gering war sein Vertrauen zu seinen Getreuen, diese Stadt zu verlassen: denn er fürchtete, daß Otto und Magnus vor derselben erscheinen und sie in seiner Abwesenheit in ihre Hand bringen und zerstören möchten [13].

Unter solchen Umständen lag dem Könige sehr am Herzen, gegen den Herzog Otto einen mächtigen Fürsten im Reiche zu gewinnen, welcher, wenn auch nicht aus treuer Ergebenheit für ihn selbst, doch aus Haß gegen Otto, einen redlichen Kampf wider denselben unternähme, weil er einen unversöhnlichen Feind an ihm hätte. Nun war dem Herzoge durch das Urtheil der sächsischen Fürsten das Herzogthum Baiern abgesprochen. Die Baiern allzumal hatten diesen Spruch mit der größten Gleichgültigkeit vernommen, und kein Schwert war für den Herzog des Landes erhoben worden. Zum Theile mochte diese Gleichgültigkeit allerdings aus dem Unwillen gegen den Mann selbst hervor gegangen sein, welcher, ein Fremdling im Lande, überall, nur nicht in Baiern, zu Hause zu sein schien; zum Theil aber mochte sie auch aus dem Umstand entspringen, daß die Baiern seit mehreren Menschen-Altern mit ihrem Herzoge selten an großen Tagen zusammen gestanden hatten. Ihnen war der Herzog willkührlich gesetzet worden; sie hatten Knaben und Frauen mit der herzoglichen Würde bekleidet gesehen, bis zuletzt Otto diese Würde bei ihnen in Mißachtung gebracht hatte. Es war daher zu hoffen, daß sich die Baiern einen Herzog willkührlich und ohne ihre Zustimmung setzen lassen würden; und geschah Dieses, so konnte der neue Herzog, wenn er der rechte Mann war, allerdings mit der Macht der

Baiern von entscheidendem Einflusse werden für den König, gegen den Herzog Otto. Und Heinrich's Wahl fiel unleugbar auf einen Mann, welcher, da er sich um die herzogliche Würde bewarb, großen Aufwand nicht scheuete, und überhaupt die Bedingungen einging, die ihm vorgeleget wurden [14], der rechte zu sein schien: es heisset, der Herzog Rudolf von Schwaben, des Königes Schwager, habe diese Angelegenheit vermittelt [15], und möglich wäre wohl, daß Rudolf jetzt aufrichtig des Königes Wohlfahrt gewünschet habe, da Heinrich sich gerade noch um diese Zeit mit seiner Gemahlin befreundet hatte. Der Fürst nämlich, welchem der König zum Weihnachtsfeste das Herzogthum Baiern ertheilte, war der Graf Welf, ein Italiäner, der Sohn des Markgrafen Azzo von Este. Seine Mutter war Kuniza oder Kunigunde, die Tochter des Grafen Welf von Ravensburg, die Schwester jenes Welf, den Heinrich der Dritte, wie erzählet worden ist, zum Herzoge von Kärnten erhoben hatte. Da dieser Herzog Welf von Kärnten kinderlos gestorben war, so waren die großen Güter, welche derselbe in Schwaben und Baiern theils ererbet, theils erworben hatte, auf seine Schwester Kunigunde gekommen, und gelangten durch dieselbe an ihren Sohn, der jetzt Herzog von Baiern wurde; und so wie dieser Welf durch seine Erhebung der Stifter eines Hauses geworden, welches im Fortgange der Zeit zum höchsten Glanz und zur höchsten Macht gelangt ist, so würde man auch sein Geschlecht von mütterlicher Seite weit in alte Tage, nicht nur bis in die Zeit Ludwig's des Frommen, sondern bis in die Zeit der Sciren hinein und noch weiter zu führen vermögen, wenn man anders den Glauben fassen könnte, daß Alle, welche jemals den Namen Welf geführet haben, Stammverwandte gewesen sind [16]. Er selbst, der neue Herzog von Baiern, war der Eidam des Herzoges Otto, desselben Mannes, gegen welchen er nunmehr als Feind auftreten sollte. Bisher, so lange Otto im Glücke gewesen, und sich eines gro=

ßen Ansehens unter den teutschen Fürsten erfreuet hatte, war Welf demselben, wie es schien, mit Verehrung und Ergebenheit zugethan gewesen, und hatte sich bemühet, die Sache desselben in jeglicher Weise zu fördern; jetzt aber, da sein Schwiegervater von dem Gerichte der sächsischen Fürsten verurtheilt und dadurch seines Herzogthumes Baiern verlustig erkläret war, trug er, um in den Besitz dieses Herzogthumes zu kommen, kein Bedenken, ohne Scham und Scheu das alte Verhältniß zu zerreissen, sich — was ohne Zweifel von ihm verlanget war — für Otto's Feind zu erklären, seine Gemahlin Ethelinde frech und fühllos zu verstoßen und die unglückliche Frau an ihren Vater, den Herzog Otto, zurück zu senden. Es ist wahr: ein solches Verfahren erregte bei allen guten Menschen Unwillen und Abscheu [17]; aber es ist auch eben so wahr, Welf ist nicht der einzige Fürst, der durch schlechte Handlungen einen Grund geleget hat, auf welchen bessere Nachkommen ein weites Gebäude von Größe und Macht aufgeführet haben; und wer die Geschichte dieser Zeit durchforschet, der möchte nur wenige Fürsten auffinden, von welchen er mit Zuversicht zu behaupten wagte, daß sie um gleichen Lohn ein gleiches Verfahren gescheuet haben würden. Um so billiger aber sollte auch das Urtheil werden über den König Heinrich den Vierten.

Dem Herzog Otto war ein neuer Dolch in die Brust gestoßen. Nunmehr hielt er eine Ausgleichung mit dem Könige für ganz unmöglich. Also beschloß er, das Aeußerste zu wagen und den König selbst anzugreifen im offenen Kampfe. Von seinem Freunde, dem Grafen Magnus, unterstützt und gefördert, nahm er, um im Falle eines Unglückes eine sichere Zuflucht zu haben, den unzugänglichen Berg Hasengun [18] in Besitz, befestigte denselben auf das Stärkste, sammelte so viele Krieger als möglich, ließ dieselben das Land ringsher plündern, und schaffte die Beute in diese Festung hinein. Der König hatte die Absicht gehabt, eine Fahrt nach Baiern zu

unternehmen, um den neuen Herzog Welf selbst, und mit der Gewalt der Waffen, einzuführen, wenn etwa die Baiern auf den Gedanken kämen, sich dem Ernannten zu widersetzen. Auf die Nachricht von Otto's Rüstungen aber wagte er nicht, sich zu entfernen, weil er fürchtete, Goslar möchte überfallen, erobert oder übergeben werden. Vielmehr beschloß er, den Herzog Otto so schnell als möglich anzugreifen, um denselben zu unterdrücken, ehe er seine Anstalten zu vollenden vermöchte. Deßwegen zog er aus Sachsen, Thüringen und Hessen ein Heer zusammen, und gab den entfernteren Fürsten auf, so schnell als möglich mit ihrer Mannschaft zu ihm zu stoßen. Aber mit fröhlicher Seele ging das Heer, das den König begleitete, nicht in's Feld. Otto's Festung war stark und mit allem Nöthigen wohl versehen; er selbst stand da wie in Verzweifelung; seine Anhänger, durch jegliches Mittel aufgereizet, trugen den bittersten Ingrimm in sich. Ein Sieg war daher nicht zu erlangen ohne die größte Anstrengung, ohne ungeheuere Opfer; eine Niederlage mußte unübersehbare Folgen haben. Dieses Verhältniß konnte Niemandem unbekannt sein; am klarsten aber stand es dem Grafen Eberhard von Nellenburg vor Augen, und Eberhard erfreuete sich des Vertrauens des Königes. Eben deßwegen verließ dieser verständige Mann das königliche Heer und begab sich zu Otto, dem Herzoge. Ohne Zweifel handelte er im Einverständnisse mit dem Könige; er gab sich aber das Ansehen, als komme er ohne Auftrag, aus eigenem Antriebe. Und in dieser Gestalt redete er eindringlich zu dem Herzoge. Er beschwor denselben, daß er sich und die Seinigen nicht einer solchen Gefahr aussetzen möchte; noch sei nicht alle Hoffnung für ihn verloren, wenn Otto die Festung räumen und sich dem König ergeben wollte; zugleich schwur er ihm feierlich, daß er sich bei dem König alle Mühe geben wolle, um ihm die Verzeihung der Verschuldung, deren er angeklaget war, und die Zurückgabe aller Erbbesitzungen seines

Hauses, die er im Kriege verloren hätte, zu erwirken [19]. Otto erkannte gar wohl, daß er, wenn er den Krieg wider den König weiter führen wollte, seine ganze Zukunft auf Einen Wurf setzen müßte. Dieses erwägend, nahm er Eberhard's Vorschlag an. Eberhard zurück zum König; und Heinrich bewilligte um so leichter die Bedingungen, da ihm nicht verborgen geblieben, daß die Fürsten, die ihm folgten, keinesweges für den Krieg gestimmet waren, sondern daß sie denselben entweder lässig führten, oder selbst auf Verrath sannen. Also ward ein Vertrag abgeschlossen und beschworen: Otto sollte seine Scharen entlassen; bis zum Osterfeste sollte der Friede bestehen, alsdann aber sollte der Herzog mit Magnus und den übrigen Fürsten, die zu ihm gehalten hatten [20], nach Cöln kommen und sich dem König unter den Bedingungen unterwerfen, welche die Fürsten des Reiches für billig erachten würden. Otto führte diesen Vertrag wirklich aus. Dadurch erhielt der König die nöthige Ruhe, um sich nach Baiern zu begeben, und den Herzog Welf von den Vassallen in diesem Land anerkennen zu lassen. Er fand weniger Schwierigkeiten, als er gefürchtet hatte. Indeß scheint er zu lange verweilet zu haben, als daß die Vorbereitungen für den Tag in Cöln zum Oster-Feste hätten getroffen werden können. Zwar eilte Heinrich an den Rhein, und befand sich zu Ostern in Cöln; aber er sah sich genöthiget oder hielt für gut, dem Herzog Otto und den Anhängern desselben eine neue Frist, bis zum Pfingstfeste, zu bewilligen. Am Pfingstfest aber erschienen Otto, Magnus und ihre Waffengefährten zu Halberstadt vor dem Könige. Heinrich nahm ihre Unterwerfung an, befahl jedoch, daß die Fürsten, Otto und Magnus, in Gewahrsam gehalten werden sollten.

Diese Vorgänge konnten eine tiefe Wirkung nicht verfehlen. Das unerwartete Glück des Königes regte große Leidenschaften auf überall; die Feinde wurden bestürzet, die

Freunde verwegen; Jene sannen auf neue Entwürfe zur Rache, Diese auf rasche Benutzung des Augenblickes. Heinrich selbst blickte, voll jugendlichen Dünkels, mit kühner Zuversicht in die Zukunft hinein, und sein Freund und Rath, der Erzbischof Adalbert, freuete sich, obwohl schwach und krank, daß endlich der Tag gekommen sei, auf welchen er so lange sehnsuchtsvoll gehoffet hatte. Den stärksten Eindruck aber machten die Vorgänge unter den teutschen Völkern auf die Sachsen. Etwa drei Monate nämlich vor der Entscheidung zu Halberstadt war der Herzog Ordolf gestorben. Nun hatten seit fast anderthalb hundert Jahren Fürsten aus dem billungischen Hause die herzogliche Würde unter diesem Volke getragen: der Sohn war, ohne Widerstand, ja ohne Zweifel, auf den Vater gefolget. Deßwegen hatten sich diese Fürsten gewöhnet, die herzogliche Würde als erblich anzusehen, und die Sachsen allzumal, dieselben als ihre angestammten Herzoge zu betrachten. Nach Ordolf's Tode sahen sie daher Magnus als ihren rechtmäßigen Herzog an, während Hermann, der Oheim desselben, andere Güter des Hauses als sein rechtmäßiges Erbe in Besitz nahm. Und nun ward Magnus gefangen gehalten, und als Gefangener nach der Harzburg gebracht, und kein Sachse erfuhr, wo sich der Herzog befand, und was aus ihm geworden. Das erregte in Sachsen von der einen Seite Unwillen, Jammer, Verwirrung, und von der anderen Seite stieg Magnus sehr hoch in der Meinung der Menschen: sie machten aus ihm einen Helden, und liehen ihm alle Tugenden und schönen Eigenschaften, welche nach ihren Begriffen einen vollkommenen Fürsten auszeichnen sollten. Heinrich aber, der König, und Adalbert, der Erzbischof, hielten dafür, daß jetzt die Zeit gekommen sei, die verhaßten Sachsen zum Gehorsam zu bringen, und das Haus der Billunger zu demüthigen und zu brechen. Und wohl hätte das Eine gelingen mögen, wie das Andere, wenn nur eine Macht von einiger Bedeutung in Bereitschaft gewesen wäre.

Aber diese Macht fehlte, und von den Fürsten des Reiches durften sie die Förderung solcher Zwecke keinesweges erwarten. Um daher die nöthige Hülfe zu gewinnen, ward eine geheimnißvolle Zusammenkunft des Königes Heinrich mit dem Könige Svein von Dänemark im Sommer dieses Jahres, ein Tausend siebenzig und eins, zu Bardewik veranstaltet. Bei derselben war Niemand zugegen, als der Erzbischof Adalbert und ein Rath des Königes der Dänen. Und Heinrich, der König der Teutschen und Adalbert, einer der ersten Fürsten des teutschen Reiches, trugen in ihrer Leidenschaft kein Bedenken, mit dem Könige der Dänen einen Vertrag abzuschließen, in welchem Svein mit einem Eide dem Könige der Teutschen Hülfe zu Land und zu Meer gegen alle seine Feinde versprach und im Besonderen gegen die Sachsen, in welchem dagegen Heinrich dem Könige der Dänen gleichfalls eidlich verhieß, daß er ihm alle Länder, die an das dänische Reich gränzten, zum Eigenthum übergeben wollte [21].

Und kaum war dieser schmachvolle Vertrag abgeschlossen, und der fremde König zurückgekehrt in sein Land, so begannen Heinrich und Adalbert offene Feindseligkeiten wider das billungische Haus, gleichsam als wäre dieses Geschlecht nunmehr schon überwunden, und die Sachsen nicht mehr zu fürchten. Der König hatte sich nur mit einem geringem Geleite von kriegerischen Männern nach Bardewik begeben, so daß eine bedeutende Waffenthat nicht möglich zu sein schien. Dennoch, als er erfuhr, daß die Feste Lüneburg, dieser alte Erbsitz der billungischen Fürsten, ohne Besatzung sei, sandte er von diesem Geleite siebenzig tapfere Männer ab, größtes Theiles schwäbische Ritter, welche, unter der Anführung seines getreuen Eberhard, Grafen von Nellenburg, diese Feste in Besitz nehmen sollten. Denn er behauptete, sie und alle Güter der Billunger seien ihm durch Magnus' Unterwerfung anheim gefallen; und da er die Absicht hatte, sich dieser Güter sämmtlich zu

bemächtigen, so sollte die Lüneburg zum Anhalte dienen, und die Eroberung erleichtern. Eberhard fand keinen Widerstand; er setzte sich fest in der Burg. Und nun griff auch Adalbert zu, und nahm, ohne Zweifel unter königlicher Bestätigung, alle jene Güter und Besitzungen zurück, welche er, wie erzählet worden ist, früher dem Herzoge Magnus zu überlassen genöthiget worden war [22].

Das Gelingen dieser Dinge beweiset auf das Klarste, daß die Umstände höchst günstig waren für den König und für den Erzbischof. Aber dem raschen Anfange des Werkes entsprach der Fortgang keinesweges. Wenn auch Svein, der König der Dänen, den festen Entschluß gefasset haben mag, das Wort zu lösen, das er zu Bardewik gegeben hatte, und wenn ihn stark nach den teutschen Gauen auf der Nordseite der Elbe gelüsten mochte, die ihm versprochen waren: so sollte er, nach dem Vertrage, dem Könige der Teutschen doch nur Hülfe leisten, und an diesem Könige war es, den Kampf gegen die Sachsen zu beginnen. Zu einem solchen Unternehmen aber kam es nicht. Heinrich hielt vielmehr für nöthig, Sachsen zu verlassen, um einer Synode beizuwohnen, welche in Mainz gehalten werden sollte, und von welcher er allerdings Nachtheil und Schimpf zu fürchten hatte. In Constanz nämlich war Rumold, der Bischof, gestorben. Alsobald hatten die Geistlichkeit und das Volk von Constanz einen Geistlichen dieser Kirche, den Kanonikus Sigefrid, zum Bischof erwählt und Ring und Stab an den König gesendet, damit der Erwählte gehörig belehnt oder investiret werden möchte. Ein gewisser Karl aber, Kanonikus in Magdeburg und Probst zu Goslar, wußte die Umgebung des Königes durch feine und grobe Künste, durch Geld, Geschenke anderer Art und besonders durch große Versprechungen, zu gewinnen; und Heinrich ließ sich durch die Gewonnenen bewegen, die Wahl Sigefrid's zu verwerfen, den Propst Karl mit dem Ring und dem Stabe zu schmücken, und ihn als

Bischof nach Constanz zu senden. So auffallend und verdrießlich dieses Verfahren auch war, so wurde doch Karl in Constanz nicht unfreundlich empfangen. Bald aber entdeckten die Geistlichen dieser Kirche, daß der neu ernannte Bischof, noch ehe er geweihet war, die Schätze der Kirche auf eine schamlose Weise entwende, um das Geld herbei zu schaffen, das er für die Erwerbung des Bisthumes gegeben oder versprochen hatte. Darüber erbittert, widersetzten sie sich der Weihung desselben; und um diese Weihung zu verhüten, klagten sie ihn bei dem Papst Alexander dem Zweiten der Simonie an. Alsobald verbot der Papst die Weihung und untersagte den Geistlichen zu Constanz alle Gemeinschaft mit dem ernannten Bischofe; dem Erzbischofe von Mainz aber trug er auf, eine Synode zu berufen und auf derselben die Sache streng zu untersuchen. Die Synode ward auf den Monat August angesetzet; und zu derselben eilte der König aus Sachsen nach Mainz. Hier sprachen die Bischöfe und die Geistlichen von Constanz stark und kräftig, aber ohne Bitterkeit und Härte; sie erinnerten ihn an die Ewigkeit, an Wahrheit und Gerechtigkeit, als durch welche nur Ordnung möglich sei, als auf welchen nur Reiche und Throne fest ständen. Heinrich, sei es, daß er wirklich ein gutes Gewissen hatte, sei es, daß er bei der alten Verwickelung seiner Verhältnisse neue und gewaltsame Auftritte zu vermeiden wünschte, sprach sich, wenn auch nicht ohne künstliche Wendungen, doch ohne Kränkungen aus. Auch er wolle nur das Beste und Gerechte; er habe sich keiner Käuflichkeit schuldig gemacht, sondern den Propst Karl zum Bischof ernannt, weil er ihn geachtet und für einen würdigen Mann gehalten; wenn derselbe sich schlechter Mittel bedienet habe, um ihn, den König, zu hintergehen, so möge wider ihn nach dem Rechte verfahren werden. Da nun Karl die schweren Beschuldigungen, die wider ihn erhoben wurden, nicht zu widerlegen vermochte, so ließ der König, zur großen Freude der versammelten Väter, sich die

Zeichen der bischöflichen Würde, den Ring und den Stab, zurückgeben, suchte jedoch den gedemüthigten Mann zu trösten und zu beruhigen. An seine Statt ernannte er, mit Zustimmung der Geistlichen, den Kanonikus Otto von Goslar zum Bischof von Constanz, und zwar mit dem Verlangen, dem sich Niemand widersetzte, daß derselbe, um neuen Wirrnissen zuvor zu kommen, sogleich die Weihe empfangen sollte [23].

Inzwischen waren seine Angelegenheiten in Sachsen nicht fortgeschritten, wenn auch an seinen Burgen und Festen weiter gebauet sein mochte. Kaum nämlich hatte er dieses Land verlassen, so erschien der Graf Hermann, des Herzoges Magnus Oheim, mit einer zahlreichen Mannschaft vor Lüneburg, und schloß die Feste ein. Die Burg war stark; eine Eroberung derselben schwer. Aber den Belagerten fehlte es durchaus an Lebensmitteln. Nach wenigen Tagen war der Hunger unerträglich, und an einen Versuch, sich mit den Waffen in der Faust durchzuschlagen, konnte die kleine Schar von siebenzig Mann nicht denken. Deßwegen bot der Graf Eberhard den Belagerern die freiwillige Uebergabe der Burg an. Dieses Erbieten genehmigte Hermann, jedoch nur unter der Bedingung, daß Eberhard und die Seinigen in der Gefangenschaft bleiben sollten, bis der König seinen Neffen, den Herzog Magnus, in Freiheit gesetzet hätte; und Eberhard konnte nicht umhin, diese Bedingung einzugehen [24]. Hermann hielt die Gefangenen sehr hart; dem König aber ließ er entbieten, wenn er die Seinigen lebendig und unverletzet wieder zu erhalten wünsche, so möge er den Herzog Magnus in Freiheit setzen; thue er dieses nicht, so werde er, Hermann, die Gefangenen wie Feinde, die in fremdes Gebiet eingedrungen wären, nach den Gesetzen seines Volkes mit dem Tode bestrafen [25]. Diese Botschaft brachte den König in große Verlegenheit. Er sah nunmehr ein, wie thöricht er gehandelt hatte, eine so kleine, und doch so bedeutende Schar von siebenzig Männern einer

solchen Gefahr auszusetzen, ohne die Gewißheit zu haben, ihnen Hülfe bringen zu können. Ihm kam der Gedanke hart vor, daß er den Herzog Magnus frei lassen und demselben verstatten sollte, sich mit seinem ganzen Groll an die Spitze der Aufgebrachten zu stellen; und nicht minder hart kam es ihm vor, daß er den getreuen Eberhard mit seinen Gefährten in der Gefangenschaft verlassen sollte: denn er bedauerte nicht nur den Verlust so vieler tüchtiger Männer, sondern er fürchtete auch, daß fortan Niemand mehr geneiget sein würde, mit ihm zu stehen, an ihm zu halten und für ihn zu kämpfen.

Aber die Besetzung der Feste Lüneburg scheinet noch in anderer Weise unglücklich gewirket zu haben. Die Zusammenkunft des Königes mit dem Könige von Dänemark wurde bekannt. Je geheimnißvoller die Unterhandlungen gepflogen waren, desto eifriger fragte man nach der Ursache und dem Zwecke. Heinrich suchte die Meinung zu verbreiten, jene Verhandlungen hätten sich auf einen Krieg gegen die Polen bezogen, den er zu unternehmen für nothwendig halte. Ein arger Streit zwischen dem Herzoge von Böhmen und dem Herzoge der Polen hätte dieser Versicherung allerdings einen Schein von Wahrheit zu geben vermocht; die Gewaltsamkeit aber, mit welcher er sich des Schlosses von Lüneburg, unnützer Weise, bemächtiget hatte, zerstörte diesen Schein, und brachte ganz Teutschland zu der Ueberzeugung, daß er keine andere Absicht habe, als das billungische Haus zu vernichten, und ganz Sachsen unmittelbar unter seine Gewalt zu bringen, oder, wie man leidenschaftlich und im Zorne sich auszudrücken pflegte, den Sachsen die Freiheit ihrer Väter zu rauben und sie sämmtlich zu königlichen Knechten zu machen. Bei dieser Sache aber glaubten alle teutschen Völker betheiliget zu sein. Denn wenn es dem König ein Mal gelungen wäre, die Sachsen unter das Joch zu bringen: würde er der übrigen Völker schonen? und wo würde er endigen? Daher ist wahrscheinlich, daß,

etwa vom Anfange des Jahres ein Tausend und zwei und siebenzig an, neue Verhandlungen zwischen den Fürsten und Herren der teutschen Völker Statt gefunden haben, welche von den Sachsen veranlasset worden sind, um im Falle der Noth nicht ohne Hülfe zu sein. Den Sachsen aber lag am Meisten am Herzen, die Schwaben für ihre Sache zu gewinnen. Wenn die Schwaben zum Könige hielten, so hatten sie von dem Herzoge Welf von Baiern gleichfalls Alles zu fürchten; wandten sich hingegen die Schwaben vom Könige ab, so war zu hoffen, daß auch Welf und die Baiern Nichts für den König thun würden. Nun hatte aber der Herzog von Schwaben bisher im Allgemeinen ein freundliches Verhältniß mit dem König unterhalten, und in der letzten Zeit, bei der Erhebung des Herzoges Welf, hatte er sich dem Könige, seinem Schwager, sehr ergeben gezeiget; der König hatte von seiner Seite das größte Vertrauen auf die Schwaben, weil die Vassallen und Herren in Schwaben, wegen jenes freundlichen Verhältnisses zwischen ihm und dem Herzoge Rudolf, ihm die größte Bereitwilligkeit und Ergebenheit bewiesen hatten. Aus Schwaben bestand daher auch größtes Theiles seine Umgebung; aus Schwaben das Kriegsvolk, das er in seine Burgen legte, und Schwaben bildeten das Geleite, unter dessen Schutz er seine Züge im Reiche machte. Also ist wahrscheinlich, daß um diese Zeit durch den Billunger Hermann Versuche gemacht worden sind, den Herzog Rudolf von Schwaben zu gewinnen, um einen Vertrag zwischen den Sachsen und den Schwaben zu Stande zu bringen, daß sie gegenseitig dem Könige keine Hülfe leisten wollten zur Unterdrückung des einen Volkes oder des anderen. Diese Unterhandlungen hatten noch keinen Erfolg; aber sie blieben dem Könige nicht verborgen, und erregten in ihm einen solchen Verdacht, daß er, wie er den Herzog Otto von Baiern gestürzet hatte, so den Herzog Rudolf zu stürzen beschloß.

Dieser Gang der Dinge indeß wurde durch ein Ereigniß

unterbrochen, von welchem schwer zu sagen ist, ob es ein Unglück oder ein Glück für den König gewesen, welches aber jedes Falles stark auf die Verhältnisse einwirken mußte. Der Erzbischof Adalbert von Bremen nämlich hatte den Eindruck nicht wieder zu überwinden vermocht, welchen sein Sturz auf seinen Geist, wie auf seinen Körper gemacht hatte. Schmerz und Kummer, Zorn und Grimm, wüste Wünsche und wilde Entwürfe hatten ihn zu einer unordentlichen Lebensweise getrieben und seine Gesundheit so gänzlich zerrüttet, daß auch die letzten glücklichen Ereignisse keinen wohlthätigen Einfluß auf ihn zu machen vermocht hatten. Immer, auch in früheren Tagen, mit Aerzten umgeben und voll starkes Glaubens an die Kunst derselben, suchte er seine schwindenden Kräfte durch ein Uebermaß von Arzeneien zu ersetzen, und beschleunigte vielleicht durch das, was er für Heilmittel hielt, seine Auflösung [26]. Er starb am sechszehenten März zu Goslar, arm, von Allen verlassen, Alle von sich weisend, nur geliebet von seinem König und treu in seiner Liebe zu dem Könige [27]. Sein letzter Gedanke war seine Kirche und die Güter seiner Kirche, welche er, ungeachtet aller Beraubungen, mit mehr als zwei Tausend Mansen aus seinem Eigenthum oder durch seine Bemühung vergrößert hatte [28].

Für Heinrich war Adalbert's Tod von Bedeutung. Da sein treuer Eberhard sich noch in der Gefangenschaft des Grafen Hermann, des Billungers, befand, so stand er ganz allein: denn er hatte keinen Mann zur Seite, der sich einiges Ansehens bei den Fürsten des Reiches zu erfreuen gehabt hätte; und er selbst, der Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, wußte sich nicht zu helfen und durfte auf keinen Fürsten des Reiches rechnen. Die alten Feinde des Erzbischofes Adalbert glaubten daher, diesen Augenblick benutzen zu müssen, um den Erzbischof Hanno, dessen finsteres Wesen und rauhe Tugend in den letzten Zeiten neue Verehrer gefunden hatten, wieder an

die Spitze der öffentlichen Geschäfte zu bringen. Nun befand sich der König, verlegen und verlassen, zu Ostern in Utrecht. Daselbst hatte sich eine große Menge von Fürsten und Vassallen versammelt [29], als wollten sie zum hohen Feste den Hof des Königes zieren. An Statt aber den jungen Fürsten zu trösten und zu beruhigen, zu erheitern und zu ermuntern, stürmten sie auf ihn ein mit bitteren Reden und ungestümem Drängen: „das ganze Reich sei angefüllet mit Fehden, Gewaltthat und Unglück; nirgends sei Sicherheit für den Schuldlosen; Wittwen und Waisen würden beraubet, Klöster und Kirchen verwüstet; die Bosheit wüthe zügellos umher, treibe zu jeglichem Frevel, und sei der Straflosigkeit gewiß.“ Der König, erschrocken vor diesem Drängen, erklärte sich zu Allem bereit. Die versammelten Fürsten und Herren bestanden darauf, daß der Erzbischof Hanno die öffentlichen Angelegenheiten leiten müsse: denn er sei der einzige Mann, der eine so große Aufgabe zu lösen vermöge. Und Heinrich sah sich zu der Demüthigung genöthiget, den Mann, gegen welchen er einen unüberwindlichen Widerwillen hegte, selbst um die abermalige Leitung der öffentlichen Angelegenheiten bitten zu müssen [30]; und er erlebte die neue Demüthigung, von dem finsteren Priester eine abschlägliche Antwort zu erhalten. „Seine Erfahrungen, sagte Hanno, schreckten ihn zurück; für seine Aufopferungen habe er nur Undank und Kränkungen empfangen; überdieß sei nunmehr seine Seele lediglich den göttlichen Dingen zugewendet.“ Und nicht den Bitten des Königes gab er nach, der harte Mann, sondern den Wünschen der Fürsten, mit welchen vielleicht dieser ganze Auftritt zum Voraus verabredet war.

Der König war von Neuem auf das Tiefste gekränket. In seiner Bestürzung scheint er Anfangs alle Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten aufgegeben und dem Erzbischofe Hanno völlig freie Hand gelassen zu haben, um in eigener Weise seine Leidenschaften zu pflegen, und Einzelnes, wie

Goslar und seine Burgen, zu retten. Hanno soll nun mit großer Strenge in die allgemeine Unordnung hinein gefahren sein, um das gemeine Wesen zur alten Würde zurück zu bringen. Indeß wird seine Wirksamkeit nur im Allgemeinen gepriesen, und besondere Angaben fehlen in den Ueberlieferungen. „Weder Gunst noch Haß, heißet es, vermochten ihn vom Rechte zum Unrechte fortzureissen. Er urtheilte über Alles ohne Ansehen der Person. Des Armen Demuth ward im Gerichte nicht beachtet, und des Mächtigen Hochmuth nicht geehret. Reiche, die sich Bedrückungen von Armen schuldig gemacht hatten, züchtigte er mit der schärfsten Ahndung; er ließ die Burgen derselben, welche Frevlern zu Schlupfwinkeln dieneten, von Grund aus zerstören, und gar Viele, die durch Herkunft und Reichthum hervor ragten, in's Gefängniß werfen [31].“ Es scheint aber, daß Hanno's Strenge sich auf die kleinen Frevler beschränket habe, welche etwa, bei dem Mangel der Ordnung und der öffentlichen Gewalt, sich auf Straßenräuberei gelegt und anderen Unfug begangen. Hätte er in der That großen und mächtigen Herren entgegen zu treten gewaget, so würde der Name derselben wohl aufgezeichnet worden sein, wenn nicht zu ihrer Schmach, doch zu Hanno's Ruhm. Auch liegt ein starkes Zeugniß über sein Verfahren in dem Umstande, daß von „den Vielen, die durch Herkunft und Reichthum hervor ragten,“ lediglich jener Egeno genannt wird, welcher als Ankläger gegen den Herzog Otto von Baiern aufgetreten war [32]. Diesen Mann vernichtete Hanno. Derselbe wurde von Mehreren vieler Beleidigungen und Räubereien beschuldiget. Man findet nicht, daß Egeno wegen dieser Beschuldigungen vor ein Gericht gestellet, und daß seine Vertheidigung angehöret worden sei; sondern Hanno ließ ihn greifen, ließ ihn in Ketten legen und zum warnenden Beispiele zur Schau herum führen. Gepriesen ist diese Handlung des gestrengen Priesters, ob sie aber mehr von Gerechtigkeit, als von Zorn an sich ge-

tragen habe, ist schwer zu entscheiden. Uebrigens mag mit dieser Bestrafung oder Züchtigung des Egeno die Befreiung des Herzoges Otto aus der Haft zusammen gehänget haben; sie erfolgte zum Pfingstfest, ein Jahr nach seiner Gefangennehmung, und, wie es heißt, nicht ohne die Abtretung eines Theiles seiner Besitzung. Der Herzog Magnus hingegen blieb noch in seiner Haft; vielleicht wußte Hanno nicht ein Mal, wo er sich befand.

Indem aber der Erzbischof auf diese Weise wirkte und waltete, erhob sich der König nach und nach über die neue Demüthigung, die über ihn gebracht war. Er faßte den Entschluß, dem Beispiele seines Vaters zu folgen, ein reines Leben zu führen und selbständig die öffentlichen Geschäfte zu leiten [33]. Aber der Entschluß war weit leichter zu fassen, als auszuführen. Heinrich's Leben war nicht rein, und die Leidenschaften in seiner Brust nicht auszutilgen. Wie hätte er zu vergessen vermocht, was er gelitten und gethan hatte? Im ersten Eifer mag einiges Gute von ihm geschehen sein, wie die Erhebung Liemar's, eines jungen Mannes von vielen Kenntnissen, guten Sitten und großer Frömmigkeit, auf den erzbischöflichen Stuhl zu Bremen. Bald aber kehrte das alte, und auch wohlbegründete Mißtrauen gegen die Fürsten des Reiches zurück, und der Wunsch stieg in ihm auf, sich frei zu machen von dem verhaßten Hanno, dem Zerstörer der Freuden seiner Kindheit. Im Besonderen dauerte sein Argwohn gegen den Herzog Rudolf von Schwaben fort, und er bestand darauf, daß derselbe am Hof erscheinen sollte, um sich wegen der Beschuldigungen zu rechtfertigen, die wider ihn erhoben wären. Zu verschiedenen Malen erhielt Rudolf die Aufforderung; er aber weigerte sich, Folge zu leisten. Als Grund gab er an, wenn nicht vor dem Könige, doch vor Anderen, daß ihn Otto's, des Herzoges von Baiern, Schicksal zurück schrecke. Heinrich erneuerte seinen Befehl, zum Beweise, daß er es gewaget hat,

dem Erzbischof Hanno entgegen zu treten. Rudolf wurde besorget. Zu derselben Zeit befand sich die Kaiserin Agnes, des Königes Mutter, in einem Kloster Italiens, in welchem sie seit mehreren Jahren den strengsten religiosen Widmungen gelebet hatte. An dieselbe schrieb Rudolf, auf die alte Zuneigung rechnend, die Agnes ihm früher, ihrem Eidam, bewiesen hatte, so wie auf die mütterliche Liebe, die sie für ihren Sohn, den König, hegte: „er flehe sie an, in das Vaterland zurück zu kehren und das drohende Unwetter eines bürgerlichen Krieges zu beschwören; denn er sei fest entschlossen, lieber mit den Waffen in der Faust sein Heil zu versuchen, als sich, mit Schimpf und Schande belastet, der königlichen Gewalt zu überliefern.“ Die Kaiserin, durch solchen Zwist und solche Drohung erschrecket, hielt dafür, daß kein Werk religioser sei, als Frieden zu stiften zwischen ihrem Sohn und dem Herzoge Rudolf. Sie verließ das Kloster und Italien, und erschien in Worms, begleitet durch eine große Zahl von Aebten und Mönchen. Der König eilte ihr entgegen; Rudolf, der Herzog, fand sich ein, da die Erzbischöfe von Cöln und Mainz sich für seine Sicherheit verbürget hatten. Und der König gab alsobald die Erklärung, daß er keinen Verdacht weiter gegen Rudolf hegte, gewiß nicht, weil er von der Unschuld desselben überzeuget war, sondern weil er den Wünschen und Bitten seiner Mutter nachgab. Diese, höchst erfreut über die Aussöhnung der beiden Fürsten, die sie bewirket zu haben glaubte, kehrte sogleich wieder zu ihrem klösterlichen Leben zurück; denn ihr Werk war ja vollendet. Auch der König und der Herzog Rudolf schieden friedlich und freundlich von einander, jedoch auf eine solche Weise, daß Rudolf die Ueberzeugung mit sich hinweg nahm, daß in dem König eine feindselige Gesinnung gegen ihn zurück geblieben sei [34].

Wegen dieser Ueberzeugung aber scheinet nun Rudolf, sobald er in seinem Herzogthum angekommen war, auch von seiner

Seite in feindseliger Gesinnung gehandelt zu haben. Wahrscheinlich hat er, während er mit den sächsischen Fürsten die Unterhandlung fortsetzte, die beiden Herzoge im südlichen Teutschlande, Welf von Baiern und Berthold von Kärnten, zu einer Verbindung zu bringen gestrebt, auf daß er, im Falle der Noth, entweder Hülfe bei ihnen fände, oder wenigstens nicht von ihnen angegriffen würde; und da er des Herzoges Welf, der nunmehr vom Könige Nichts weiter zu hoffen hatte, gewisser war, als des Herzoges Berthold, der es nicht vergessen konnte, daß ihm das Herzogthum Schwaben entzogen war [35]: so mag er sich um die Freundschaft von diesem Fürsten am Stärksten beworben haben. Ja, es scheinet, Rudolf sei mit seinen Unterhandlungen und Rüstungen so weit gekommen, daß er entschlossen gewesen, in offene Empörung gegen den König zu treten, und nur Zufälligkeiten oder die Bemühung anderer Fürsten, gleichviel, ob durch Eigennutz oder durch den Gedanken an das Vaterland geleitet, scheinen ihn zurück gehalten zu haben. Dem Könige blieb das Getreibe nicht verborgen; auch er wurde nur mit Mühe von gewaltsamem Vorschreiten zurück gehalten, ungeachtet seine Mutter sich so theilnehmend für den Herzog Rudolf verwandt hatte [36]. Um so größer aber wurde sein Wunsch, die Verbindung zu zerstören, welche Rudolf mit den benachbarten Herzogen entweder schon eingegangen war, oder zu Stande zu bringen strebte. Nun feierte er das Weihnachtsfest dieses Jahres, ein Tausend siebenzig und zwei, zu Bamberg, offenbar absichtlich, in der Nähe der verdächtigen Fürsten, um sie zu prüfen. Zu diesem Fest erschien aber weder Rudolf noch Berthold am Hofe des Königes. Diese auffallende Vernachlässigung alter und guter Sitte verdroß den König; er glaubte in derselben den Beweis der Widerspänstigkeit, der Untreue zu finden, und in seinem Zorne nahm er keinen Anstand, dem Herzoge Berthold das Herzogthum Kärnten abzusprechen, und das-

selbe einem seiner Verwandten, Markwart genannt, zu ertheilen. Er richtete diesen Zorn aber gegen Berthold, theils wohl, weil er seiner Mutter eingedenk war, theils wohl auch, weil er einen solchen Spruch gegen Rudolf nicht aufrecht erhalten zu können fürchtete; gegen Berthold jedoch hoffte er denselben auszuführen, weil Welf von Baiern noch mit Treue zu ihm zu halten schien. Ward er aber ausgeführet, dieser Spruch, so war gleichfalls zu erwarten, daß Rudolf durch die beiden Herzoge Welf und Markwart in seinen Entwürfen gelähmet werden würde, bis zuletzt auch an ihm die Züchtigung vollzogen werden könnte, die er verdienet hätte [37].

Zu leugnen ist nicht: Heinrich's Verfahren war willkührlich; er hatte aber seines Vaters Beispiel für sich. Daß er ungerecht gehandelt habe, ist gewiß, aber vielleicht zu entschuldigen, theils weil wir den Zusammenhang der Dinge zu wenig kennen und das geheime Treiben der Fürsten zu wenig durchschauen, theils weil überhaupt die Gerechtigkeit aus den öffentlichen Verhältnissen entschwunden war und ein Jeder nur that, was ihm Vortheil bringen zu können schien. Ja, es ist kaum zu entscheiden, ob es unklug gewesen, Berthold abzusetzen; denn es ist ungewiß, ob er, in der Stellung, in welcher er sich befand, mehr gewonnen haben würde, durch geduldige Fügsamkeit in Hanno's mürrisches Wesen und durch thatloses Abwarten der Dinge, welche die Fürsten des Reiches vorbereiteten oder erstrebten, als durch ein barsches Zufahren und ein schonungsloses Entscheiden. Jedes Falles brachte er durch seine Willkührlichkeit den Mann, den er als seinen Zuchtmeister betrachtete [38], in eine Stellung hinein, die demselben unerträglich war. Der Erzbischof Hanno mochte wohl erkennen, daß der König über ihn hinaus gewachsen und zu stark geworden war, als daß er noch länger einzuschüchtern sein würde. Vielleicht war ihm auch das Getreibe der Fürsten zuwider, welchen gegenüber der König nicht anders handeln

konnte, als er handelte; und doch mochte er sich auch dem Könige nicht anschließen, um sich mit demselben vereinet wider die Fürsten zu stellen: denn theils konnte er sich nicht auf den König verlassen, theils mochten auch seine Verbindungen mit den Fürsten des Reiches zu verwickelt sein, als daß er sich von ihnen loszureissen gewaget hätte. Also entschloß er sich, die Verwaltung aufzugeben, die bisher in seiner Hand gewesen war. Noch zu Bamberg, im Anfange des Jahres ein Tausend und drei und siebenzig, erschien er vor dem Könige: Er werde zu alt; seine Kräfte schwänden mit jedem Tage; er könne der schweren Geschäfte nicht mehr Meister werden; deßwegen halte er für nöthig, sich zurück zu ziehen. Und der König, über diese Erklärung erfreuet, ertheilte ihm gern die erbetene Entlassung.

Achtes Capitel.

Ausgang des Zehent-Streites in Thüringen. Heinrich's IV. wachsende Macht. Der Papst Gregor VII.

J. 1073.

Heinrich wird beschuldiget, daß er sich, sobald er seines strengen Zuchtmeisters ledig gewesen, ausschweifenden Begierden und kindischen Thorheiten überlassen habe. So menschlich begreiflich nun auch, ja so verzeihlich vielleicht es sein würde, wenn er der neuen Freiheit selbst in einigem Uebermaße genossen hätte, so möchte doch die Beschuldigung schon darum in gerechten Zweifel zu ziehen sein, daß es dem König an Zeit gebrach, eitelen Zerstreuungen nachzugehen. Sein Geist war stark genug mit ernsteren, wenn auch nicht mit löblichen Dingen beschäftiget; und die großen Erfahrungen, die er gemacht, und die harten Schicksale, die er bestanden hatte, lagen zu schwer auf ihm, als daß er sich in gemeinen Dingen zu verlieren vermocht hätte. Er war gewiß nicht im Stande, seine Lage zu verstehen und seine Verhältnisse zu durchschauen, aber eben so wenig war er im Stande, diese Lage zu verkennen und diese Verhältnisse zu vergessen.

Sein erster Gedanke war auf seine Burgen und Schlös=

ser am Harz, überhaupt in Sachsen und Thüringen, gerichtet. Bisher hatte Hanno ihm hemmend und lähmend entgegen gewirket, so daß diese Befestigungen vernachlässiget, daß neue Arbeiten verhindert und angefangene unterbrochen worden waren. Jetzt mag Heinrich mit jugendlicher Raschheit gestrebet haben, hier ein neues Werk zu gründen, dort ein altes zu vollenden; und im Besonderen mag sein Bemühen darauf gerichtet gewesen sein, die Bollwerke seines königlichen Ansehens vertheidigungsfähig zu machen und sie deßwegen mit tüchtigen Besatzungen und hinreichenden Lebensmitteln zu versehen. Je kostbarer aber für den König die Zeit war, wie der große Wechsel in seinem kurzen Leben auf das Klarste bewies, desto mehr mußte er geizen mit dem freien Augenblicke, desto mehr eilen, um auszuführen, was er auszuführen für gut oder nothwendig hielt. Aber die Beschleunigung ward ein neues Unglück für den König. Sie war ohne eine gewisse Gewaltsamkeit nicht möglich; und die Menschen, in deren Hände die Vollbringung der königlichen Befehle geleget werden mußte, mögen oft über das hinaus gegangen sein, was nothwendig war, so daß es an Mißhandlungen und selbst an Grausamkeiten nicht gefehlet hat. Die Menschen, welche das Unglück hatten, ringsher in der Nähe der Burgen zu wohnen, wurden gezwungen, Hand an's Werk zu legen, um die Befestigungen zu fördern; dieser Zwang traf ohne Zweifel die unteren Menschen-Classen, welche dadurch um so härter bedrücket wurden, da ihre Herren ihnen Nichts von der Arbeit erließen, die sie denselben schuldig waren. Die Vorräthe, die in den Festungen gesammelt werden sollten, wurden genommen, wo sie sich fanden, ohne Rücksicht und Schonung. Und da die Menschen überall ihr Eigenthum verheimlichten, verbargen, vertheidigten: so konnte es nicht an Gewaltthätigkeiten, Rohheiten und Freveln fehlen. Ohnehin mußte der König Denen, welche sich entschlossen, seiner Fahne zu folgen und ihr Schicksal an das

Seinige zu knüpfen, Manches nachsehen. Denn wohl nur Wenige waren begeistert für seine Sache, und wohl nur Wenige wurden gewonnen durch die Persönlichkeit des jungen, verworrenen und unzuverlässigen Fürsten; die Meisten gingen ohne Zweifel einem abenteuerlichen Leben nach und ließen sich fortreissen durch die Aussicht auf augenblickliche Befriedigung ihrer Leidenschaften und Begierden, oder durch die Hoffnung auf künftigen Lohn, die sie auf die Spitze ihres Schwertes stellten. Eben deßwegen ist den Ueberlieferungen wohl zu glauben, daß von solchen Gesellen rohe Thaten an Männern, an Frauen hingegen und Jungfrauen freche Frevel hier und dort verübet worden sind. Aber es ist dem menschlichen Gefühle Bedürfniß, nicht minder zu glauben, daß die Nachrichten von solchen Vorgängen auf Gerüchten beruhen, welche Alles übertrieben haben, und daß Heinrich's Feinde Alles aufgeboten, solche Gerüchte in Umlauf zu setzen, um die Menschen aller Classen wider ihn zu erbittern und in Bewegung zu bringen [1]. Und diese Bemühung mißlang keinesweges.

Heinrich mochte das erkennen. Er wußte aber auch, daß er, einige Bischöfe ausgenommen, die ihm von seiner Kindheit her zugethan waren, oder ihm Vieles verdankten, keinen großen Fürsten des Reiches für sich hatte, und mußte voraussetzen, daß Hanno, da er von der Verwaltung zurück getreten war, die Zahl seiner offenbaren Feinde verstärken würde. Ueberdieß war eine Vermehrung seiner Einkünfte desto nothwendiger, je schwieriger seine Stellung war. Also wünschte er, um die Willkührlichkeiten, die in seinem Namen verübet wurden, einigermaßen zu mindern und zu mildern, seine Scharen für den Vortheil der Kirche zu beschäftigen; er wünschte zugleich einen mächtigen Fürsten zu gewinnen, und nicht weniger seine Mittel zu vergrößern. Und er schlug einen Weg ein zu diesem dreifachen Ziele, welcher beweiset, daß er die Leidenschaften der Menschen dieser Zeit wohl durchschauet hatte.

Heinrich nämlich wandte sich an den Erzbischof Sigefrid von Mainz: er möge doch den Zehenten in Thüringen nicht aufgeben; wenn er ihm einen angemessenen Theil überlassen wolle, so sei er bereit, mit seinem königlichen Ansehen und mit seiner Kriegsmacht die Thüringer zur Entrichtung des Zehenten zu nöthigen. Der Erzbischof hatte vor einigen Jahren ein Mißtrauen gegen Heinrich in dieser Sache gefasset; er war seitdem mit dem apostolischen Stuhl in übele Verhältnisse gekommen, weil er den Verdacht der Simonie auf sich geladen; im vorigen Jahre hatte er vor der Welt eine große Demuth zu Tage geleget, und den Entschluß angekündiget, allen Würden, allen Herrlichkeiten und Besitzungen zu entsagen, um sein Leben in freiwilliger Armuth, lediglich mit dem Heile seiner Seele beschäftiget, zu beschließen und nur mit Mühe war er bewogen worden, seine erhabene Würde wieder anzunehmen [2]: dennoch griff er, als der König ihm einen solchen Köder vorhielt, gierig zu; und König und Priester waren alsobald einig. Der Erzbischof schrieb eine Kirchen-Versammlung aus, die am Zehenten des Monates März zu Erfurt eröffnet werden sollte; aber er versäumte auch nicht, Abgeordnete nach Rom zu senden, um die Billigung oder das Stillschweigen des Papstes zu gewinnen. Diese Abgeordneten mußten dem Cardinal Hildebrand ein Schreiben einhändigen, das voll war von Ergebenheit und Anerbietungen [3]; und es scheinet, daß dasselbe nicht ohne Wirkung geblieben sei, keinesweges weil Hildebrand die Sache des Erzbischofes billigte, auch nicht, weil er vor demselben eine besondere Achtung hatte, oder weil er von gleicher Habsucht beseelet war, und deßwegen auf die Anerbietungen gehöret hätte, sondern weil er, bei der übelen Gesundheit des Papstes Alexander des Zweiten, voraussah, daß es gut sein würde, wenn er der Häupter der Geistlichkeit in Teutschland gewiß bliebe. Der Papst schickte keinen Legaten;

aber er ließ dem Erzbischofe Sigefrid freie Hand und schwieg zu dem widerwärtigen Vorgange.

Zur bestimmten Zeit erschien der König in Erfurt, es erschien auch der Erzbischof, Beide mit einer Menge von Männern umgeben, welche eben so bereit als fähig waren, die Satzungen der Kirche in ihrem Sinne zu erklären und zu deuteln. Unter diesen Männern waren am Bedeutendsten die Bischöfe Hermann von Bamberg, Hezel von Hildesheim, Eppo von Zeiz und Benno von Osnabrück. Sie entschieden für den Erzbischof gegen die Thüringer, weniger, wie man glaubte, aus Ueberzeugung, als aus Rücksicht auf den Erzbischof und aus Furcht vor dem Könige: denn Heinrich hatte eine große bewaffnete Macht bei Erfurt, welche ihm schreckend zur Seite stand. Die Thüringer überließen die Führung ihrer Sache den Aebten von Hersfeld und von Fulda, welche den größten Nachtheil zu erleiden hatten, wenn der Anspruch des Erzbischofes durchgesetzet würde. In der That vertheidigten auch diese Aebte das Herkommen zwei Tage hindurch auf das Aeußerste. Sie beriefen sich auf Gerechtigkeit und Billigkeit; sie beriefen sich auf das Ansehen des römischen Stuhles, auf Karl's des Großen und anderer Kaiser Privilegien, auf das Verfahren aller Erzbischöfe von Mainz bis auf Liupold, den Vorgänger Sigefrid's. Umsonst. Der Erzbischof, auf die Erklärung der Versammlung gestützet, gab ihnen nur rauhe, barsche, höhnische Antworten, und erklärte mit dürren Worten, daß sie sich entweder von der christlichen Kirche lossagen, oder den Bestimmungen des Kirchen-Rechtes unterwerfen müßten. Die Thüringer, durch diese Vorgänge auf das Höchste gereizet, beschlossen, die Synode zu verwerfen, und die Sache an den apostolischen Stuhl zu bringen. Der König aber gab mit einem feierlichen Schwure die Versicherung, daß er Jeden, der sich an den Papst zu wenden wage, mit dem Tode bestrafen, Alles, was sein wäre, zerstören, und ein schauderhaftes Beispiel an

ihm aufstellen würde. Da endlich gab der Abt Hartwig von Hersfeld nach. Er verstand sich zu einer Unterhandlung mit dem Erzbischofe, und schloß mit demselben, unter Vermittelung des Königes, einen Vertrag, in welchem er demselben den größten Theil des Zehenten überließ und für sich rettete, was zu retten war. Hierauf erklärten die Thüringer allzumal, daß sie den Zehenten entrichten wollten. Am längsten stemmte sich Widerad, der Abt von Fulda, entgegen. Da ihm aber nicht einmal verstattet ward, Erfurt zu verlassen, während ihm hier der Zorn des Königes drohete, so bequemte er sich gleichfalls, früherer Erfahrung eingedenk [4], zu einem Vertrage. Er überließ der Kirche von Mainz die Hälfte des Zehenten, und seine eigenthümlichen Güter, so wie die eigenthümlichen Güter Sigefrid's wurden von allem Zehent frei erkläret. Wie viel der König von dem Erzbischof erhalten habe, ist unbekannt; er scheint aber durch den Priester zufrieden gestellet zu sein: denn er bedrohete die Aebte von Fulda und Hersfeld, bei Entlassung derselben, mit seiner Ungnade, wenn sie es wagen würden, die Synode von Erfurt auf irgend eine Weise bei dem Papste verdächtig zu machen [5]. Und vielleicht brachte ihm Sigefrid's Freundschaft auch sogleich einen augenblicklichen Gewinn anderer Art. Er trug nämlich kein Bedenken, sich von Erfurt nach dem südlichen Teutschlande zu begeben. Am Palmsonntage befand er sich in Augsburg. Daselbst erschien Rudolf, der Herzog von Schwaben, vor ihm, von anderen Fürsten begleitet, welche, wie er selbst, bei dem König in den Verdacht feindseliger Gesinnung gekommen waren. Zwischen dem König und Rudolf mit seinen Gefährten ward eine Aussöhnung zu Stande gebracht [6], welche zwar keinesweges nachhaltig, aber doch gewiß nicht ohne Bedeutung war, und welche, ohne Zweifel durch Sigefrid, den Erzbischof von Mainz, der sich wahrscheinlich im Gefolge des Königes befand, vermittelt worden ist. Hierauf begab sich Heinrich nach Baiern, um den

Herzog Welf in seiner Treue zu bestärken, und feierte das Osterfest in Regensburg; alsdann kehrte er nach Schwaben zurück, um das Pfingstfest in Augsburg zu begehen, und den Herzog Rudolf in seiner Treue zu befestigen.

Wenn nun der König, ein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, in diesen Tagen, die Verhältnisse, wie sie sich ihm darstellen mußten, übersah, und erwog, was ihm in der letzten Zeit gelungen war: so mag er sich wohl des endlichen Sieges über alle seine Feinde und einer Herrschaft gewiß gehalten haben, wie etwa von seinem Vater ausgeübet war. Er selbst stand selbständig da, von seinem Zuchtmeister befreiet. Mit seinen Kriegsleuten hatte er der Kirche einen Dienst geleistet, und ein Fürst der Kirche, der erste Geistliche in Teutschland, hatte sich seiner Hülfe erfreuet: es war zu hoffen, daß dieser Mann vor Manches, das geschehen war, den Schild der Religion halten, und dasselbe den Augen der Welt entziehen würde [7]. Eine Anzahl anderer Bischöfe hatte mit dem Erzbischofe von Mainz gestanden und konnte ihm, dem Könige, nicht entgegen sein. Die alte Hartnäckigkeit der Sachsen schien gebrochen. Ihre Furchtbarkeit hatte in ihrer Einigkeit gelegen, und ihre Einigkeit hatte auf dem Fürstenhause der Billunger geruhet. Jetzt war ihr Herzog Magnus gefangen, der Oheim desselben, Hermann, in Verzweifelung, Alles in Verwirrung, und in diese Verwirrung hinein droheten die starken Burgen auf Bergen und Hügeln, deren kampflustige Besatzungen Angst und Schrekken weithin verbreiteten. Die Thüringer hatten eine alte theure Freiheit aufgegeben, und nicht gewaget zur Vertheidigung einen Arm zu erheben. Sie hatten mit Worten gestritten, aber sich in Demuth unterworfen. Den Baiern war ihr Herzog entrissen, und sie hatten demselben ruhig nachgeblicket; ihnen war ein anderer Herzog gesetzet, und sie hatten denselben ruhig empfangen. Der Erste, Otto, war schwer gedemüthiget, hatte seine Freiheit nur des Königes Gnade zu dan-

ken, und lebte ohne Ansehen und Macht, selbst unter der Schmach einer Anklage wegen eines gemeinen Verbrechens; der Andere, ohne Verdienst und Ehre, durch verächtliche Mittel zu seiner Stellung gelanget, schien sich nur durch den König halten zu können, der ihn erhoben hatte. Berthold, der Herzog von Kärnten war abgesetzt, und Niemand hatte sich seiner angenommen. Rudolf, der Herzog von Schwaben, hatte nur Schutz vor dem Zorne des Königes in dem Wohlwollen der Mutter des Königes gefunden; er hatte zum zweiten Male, mehr aus Besorgniß als aus Uebermuth, auf feindselige Dinge gesonnen, und war jetzt vor dem König erschienen, um seine Treue zu bezeugen und sich um das königliche Wohlwollen zu bewerben. Endlich bot auch Lotharingien keine Besorgniß dar. Beide Herzoge dieses Landes waren vor drei Jahren gestorben. Dem Herzoge Gerard von Ober-Lotharingien war sein Sohn Thiederich gefolget; dem Herzoge Godefrid, dem Bärtigen, von welchem so oft die Rede gewesen ist, sein Sohn Godefrid, der Buckelige beigenannt [8]. Der Letzte hatte allerdings Vieles von dem Geiste seines Vaters in sich, aber das Schicksal seines Vaters stand auch warnend vor ihm. Allerdings war er in Verhältnisse hinein gerathen, jenen Verhältnissen ähnlich, in welchen sein Vater gestanden hatte: denn er war vermählet mit Mathilde von Toscana, der Tochter jener Markgräfin Beatrix, welche Godefrid's Gemahlin gewesen; aber er war zu klug, als daß er das Netz nicht gesehen hätte, das man über ihn zu werfen gesucht, und seine Seele war zu vaterländisch gesinnet, als daß er italischen Leidenschaften zu dienen fähig gewesen. Wenn er sich daher auch nicht aller Händel und Fehden mit benachbarten Fürsten enthielt [9], so war doch kaum zu fürchten, daß er von Neuem gegen den König Ansprüche zu erheben wagen würde, welche sein Vater nicht durchzusetzen vermocht hatte; es war um so weniger zu fürchten, da sich die Verhältnisse Lotharingiens zu Frankreich

wesentlich verändert, seitdem der Herzog Wilhelm von der Normandie England erobert hatte, seitdem Godefrid's alter Freund, Balduin von Flandern, gestorben und über diese Grafschaft mannigfaltiger Zwist entstanden war [10]. In der That: wenn Heinrich diese Verhältnisse überblickte, so mochte er, in jugendlicher Täuschung, allerdings wohl zu dem Glauben kommen, das Schwierigste sei überwunden, und nächstens werde die Höhe erreichet sein, von welcher herab er sein königliches Ansehen geltend zu machen vermögen würde überall [11].

Bei dieser Lage der Dinge aber trat ein Ereigniß ein, welches der König in seiner gegenwärtigen Stellung und Stimmung, unbekannt mit dem Geiste, der durch seine Zeit ging, unbekannt auch mit dem geheimen Wirken und Weben der Menschen, die in derselben lebten, für so bedeutend nicht gehalten haben mag, als es war, welches aber von unermeßlichen Folgen gewesen ist für ihn selbst, den König, für das teutsche Reich und das teutsche Volk, ja für die ganze christliche Welt das Abendlandes. Der Papst Alexander der Zweite starb, und Hildebrand folgte ihm, unter dem Namen Gregor's des Siebenten, auf dem apostolischen Stuhle.

Seit dem Tag in Mantua, an welchem Alexander der Zweite als rechtmäßiger Papst anerkannt war, hatte der Cardinal Hildebrand, nunmehr Canzler der römischen Kirche, demselben immer, wie vorher, zur Seite gestanden, und alle seine Handlungen veranlaßt oder geleitet. In dieser Zeit jedoch zeiget sich die apostolische Gewalt weit weniger rasch und entschieden, als man, nach den Vorgängen unter Leo dem Neunten und Nikolaus dem Zweiten zu erwarten sich berechtiget glaubet. Zwar wurde der Kampf gegen die Simonie und gegen die Hurerei der Geistlichen nicht aufgegeben; aber er wurde mit weit mehr Mäßigung geführt, als zuvor, und jene Kezzerei und dieses Laster wurden nicht mit dem alten Feuer-Eifer verfolget. Am Meisten machte sich die päpstliche Gewalt

in Italien geltend, welches Land, aller königlichen Macht entbehrend, und wie in früheren Tagen, so jetzt von jeglicher Zwietracht und jeglicher Unordnung voll, fortwährend auch wegen der kirchlichen Angelegenheit in großer Aufregung war. Den Vorgängen in Teutschland hingegen sah man in Rom zwar nicht mit Gleichgültigkeit zu, aber man schien doch nur wenigen Antheil zu nehmen, und überließ die Dinge im Allgemeinen ihrer eigenen Entwickelung. Wenn aber dieses Verfahren auffallend ist auf den ersten Blick: so würde man gewiß Unrecht haben, dasselbe einer gewissen Erschlaffung der Kraft zuzuschreiben, die früher so gewaltig gewirket hatte: Hildebrand's Auftreten in den letzten zwölf Jahren seines Lebens beweiset auf das Klarste, daß er immer Derselbe, und daß er stets von Einem Gedanken beseelet war; man würde gleichfalls Unrecht haben, wenn man annehmen wollte, Hildebrand habe, sich vor der Milde oder der Schwäche Alexander's fürchtend, diesen Papst von entscheidenden Schritten zurückgehalten, weil er ihm die Stärke nicht zutrauete, mit seiner Handlung die sämmtlichen Folgen derselben entschlossen zu übernehmen: auch die früheren Päpste, Leo, Victor, Nikolaus, waren eben keine Männer gewesen von Eisen oder Stahl, und dennoch war durch dieselben Großes und Starkes geschehen, und Hildebrand hatte vielleicht mit desto größerem Erfolge gewirket, ungeachtet sein Ansehen in der Welt geringer gewesen war; man würde endlich vielleicht noch größeres Unrecht mit der Voraussetzung haben, daß Hildebrand, von einem gewissen Neide getrieben, den Papst Alexander in Unthätigkeit erhalten, um nach ihm seinen eigenen Namen desto größer zu machen: denn das ganze Leben des außerordentlichen Mannes zeuget dafür, daß der Gedanke der Kirche seine ganze Seele füllte und für solche Eitelkeit keinen Raum ließ. Und in der That scheinet sich die Sache auch, bei näherer Erwägung, in anderer Weise zu erklären, so daß sich die Unterbrechung der apostolischen Thätigkeit

als weise Mäßigung, als bewunderungswerthe Klugheit darstellet.

Der päpstliche Stuhl hatte, wie früher bemerkt und erkläret worden ist [12], einen Glanz gewonnen, der Alles, was groß und erhaben war in der Welt, weit übertraf; er hatte eine Macht bewähret, die desto tiefer eindrang, je geheimnißvoller ihre Wirksamkeit und ihre Wirkung war. Durch das, was unter den Päpsten Leo, Victor, Nikolaus, und nach dem Tode des Letzteren geschehen, war eine allgemeine Bewegung der Geister entstanden, die ihre Richtung lediglich nach dem apostolischen Stuhle nahm, und nur durch gewaltsame Auftritte im Leben von dieser Richtung hinweg gedränget werden konnte. Nunmehr, nachdem Alexander dem Zweiten der apostolische Sitz gesichert war, durfte die christliche Welt sich überlassen bleiben. Die furchtbaren Stürme, welche die bürgerliche Gesellschaft zerrütteten, und alle weltliche Macht hemmten oder verwirrten, trieben nothwendig zu jener geheimnißvollen Macht hin, welche, weil Niemand sie zu begreifen vermochte, unzerstörbar zu sein schien. Je ärger die Zerrüttungen der Reiche wurden, je frecher und verwegener die Männer vom Schwerte, der Adel genannt, je verkehrter und selbstsüchtiger die Häupter einzelner Kirchen, die Bischöfe und Erzbischöfe, je größer eben deßwegen die Noth überall, je schwerer der Druck, der auf dem Leben lag, je wilder die Leidenschaften: desto stärker mußte nothwendig die Sehnsucht aller guten Menschen nach dem heiligen Stuhle werden, desto heißer der Wunsch, daß der Papst seine gottverliehene Macht gebrauchen, und mit dem Schrecken der Ewigkeit hinein fahren möchte in dieses hemmende, verneinende, vernichtende Unwesen. Denn, in der That, wo anders bot sich eine Aussicht dar zu irgend einer Auflösung dieses heillosen Gewirres? wo anders ein Weg der Rückkehr zu Ordnung und Gerechtigkeit, nach welchem ein unvertilgbares Verlangen in der menschlichen Brust lieget? wo fand sich ein

Fürst, sei es ein weltlicher oder ein geistlicher, zu welchem man verständiger Weise die Hoffnung hegen konnte, er sei gut genug gesinnt, um sich dem Getreibe dieser Zeit entgegen zu stemmen, und stark genug, um zu erreichen, was für Geist und Bildung nothwendig, für Hohe und Geringe Bedürfniß war? Von Seiten des heiligen Stuhles war daher ein beständiges Eingreifen nicht nöthig; es hätte vielleicht störend gewirket. Nur dafür mußte gesorget werden, daß die Welt keinen Zweifel zu fassen vermochte an der Macht des apostolischen Stuhles, und dafür, daß die angesehensten Männer der Zeit zum Einverständniß und zur Förderung der Wirksamkeit desselben gebracht würden. Und an dieser Sorge ließen es Hildebrand und der Papst nicht fehlen. Als das Aergerniß der Simonie in Constanz so arg wurde, daß es laut zur Sprache kam, sandte der Papst seine Befehle, und selbst der König Heinrich der Vierte beugte sein jugendliches Haupt vor diesen Befehlen und ließ den Mann fallen, den er erhoben hatte, und den er gern aufrecht erhalten hätte. Als eben dieser König, aus böser Lust, im störrischen Sinne, seine Gemahlin zu verstoßen beabsichtigte, und den ersten Geistlichen in Teutschland schon gewonnen hatte für seinen Wunsch: da trat ihm ein päpstlicher Legat entgegen, wies auf die Macht des heiligen Stuhles hin, und Heinrich bezwang seine Leidenschaft, und trat zurück, als er schon am Ziele zu sein glaubte. Die beiden Erzbischöfe von Mainz und Cöln, Beide hoch hervor ragend, der Eine durch seine Stellung, der Andere durch sein Ansehen unter den teutschen Fürsten, wurden der Simonie verdächtig, und der Bischof von Bamberg wurde dieser Ketzerei angeklaget. Der Papst beschied die drei Männer nach Rom, weniger um sie zu strafen, als um der Welt zu zeigen, daß auch solche Fürsten seinen Geboten unterworfen seien, und daß ihm auch gegen sie das Recht der Strafe zustehe. Und die Bischöfe gehorchten dem Befehl, erschienen vor den Stufen des heiligen Stuhles und erkannten den Papst an als ihren

Meister und Richter [13]. Und was in Teutschland geschah, das geschah auch in anderen Ländern. Selbst der Mann, der durch Weisheit und Gelehrsamkeit, so wie durch Frömmigkeit und Tugend am ausgezeichnetsten war, und mit Recht ein Licht dieser Zeit genannt wurde, der edele Lanfrank, erschien, als er zum Erzbischof von Canterbury erwählet war, vor den Stufen des apostolischen Stuhles, um aus der Hand des heiligen Vaters den Schmuck seiner Würde und in demselben gleichsam die Bestätigung seiner Wahl zu empfangen.

Solche und ähnliche Vorgänge blieben nicht ohne Wirkung. Sie zeugten für die Erhabenheit des apostolischen Stuhles; sie erhielten das Gedächtniß an die Gewalt desselben, und nährten die Sehnsucht in der menschlichen Brust. Die Verhandlungen über die Zehenten zu Erfurt aber liefern den Beweis von der einen Seite, daß die Gedanken Derer, welche Unrecht zu erleiden hatten, sich nach Rom zu wenden pflegten, und von der anderen Seite, daß sich die Könige der Furcht vor Rom nicht erwehren konnten. Den Schwankungen und Wirbelungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen dieser Zeit gegenüber, bedurfte es daher für den apostolischen Stuhl nur einer ruhigen Haltung, nur eines sicheren, folgerichtigen Verfahrens, um die Kräfte desselben stets zu vergrößern und ihn des Sieges immer gewisser zu machen, wenn endlich eine Erneuerung des Kampfes unvermeidlich werden sollte.

Inzwischen bildete Hildebrand seine Ansichten von den Verhältnissen des menschlichen Lebens, und von der Gestaltung, welche dasselbe erhalten sollte und erhalten müßte, immer weiter und immer schärfer aus; und je länger er sich mit diesen Gedanken unter den unglückseligen Ereignissen seiner Zeit beschäftigte, desto fester ward er überzeuget zuerst von der Richtigkeit derselben, und zweitens von der Nothwendigkeit der Ausführung, mit milden Mitteln, wo milde Mittel ausreichen, mit scharfen Mitteln, wo scharfe Mittel erforderlich sein würden.

30 *

Das, was nach Hildebrand's Vorstellung im Leben sein und erreichet werden sollte, lässet sich in drei Sätze zusammen fassen, welche einander bedingen und aus einander folgen: Reinheit und Einheit der Kirche durch den Papst und unter dem Papste, Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche und aller ihrer Angelegenheiten von jeglichem Einfluß irgend einer weltlichen Macht; Unterordnung aller weltlichen Macht und aller weltlichen Angelegenheiten unter die Kirche und deren Haupt, den Papst.

Seine Ueberzeugung von der Wahrheit und Richtigkeit dieser Vorstellung gründete sich auf den Glauben dieser Zeit, den er theilte, auf Stellen der heiligen Schrift, die er erklärte, auf Erscheinungen in der Natur, die er deutete, und als ein Vorbild für das menschliche Leben betrachtete.

Die Menschen sollen, wie er glaubte, nach dem Willen Gottes leben in Frieden und in Eintracht. Den Willen Gottes hat uns der Sohn Gottes, Jesus Christus, kund gethan; wir haben sein lauteres, wahres, heiliges Wort. Alle Gewalt unter den Menschen muß von diesem Worte Gottes ausgehen; das Wort Gottes muß ihre Bahn sein und ihr Ziel. Die Kirche aber ist die Bewahrerin und Pflegerin des Wortes Gottes; sie ist die Erscheinung der Religion Jesu Christi selbst. Sie ist an sich Etwas rein Geistiges; da jedoch Geistiges nur im Irdischen erscheinen, da die Seele nicht sein kann ohne den Leib, so hat auch die Kirche einen irdischen Zusatz, und bedarf zu ihrem Bestehen irdischer Mittel, und zu ihrer Erhaltung weltlicher Macht. Der Leib aber ist nur der Seele wegen, nicht die Seele wegen des Leibes; der Körper soll dem Geiste gehorchen, nicht der Geist dem Körper: eben so ist das Irdische der Kirche wegen, nicht die Kirche wegen des Irdischen; eben so soll die weltliche Macht der Kirche gehorchen, nicht die Kirche der weltlichen Macht. Soll das Wort Gottes erfüllet, und der Friede der Welt, der Quell alles Edelen

und Guten, gewonnen werden, so dürfen Kirche und weltliche Gewalt, es dürfen Priester und Könige nicht getrennet neben einander, nicht feindlich wider einander stehen, sondern sie sollen in Einem Sinne handeln, sie sollen Eins sein. Diese Einheit aber setzet voraus, daß der eine Theil dem anderen gehorche; allein nicht die Kirche darf der weltlichen Macht, nicht das Priesterthum dem Königthume gehorchen, sondern das Königthum soll dem Priesterthume gehorchen, die weltliche Macht, als das Irdische, der Kirche, als dem Geistigen. Alle christlichen Kirchen aber sind nur eine einige Kirche durch die römische Kirche und in der römischen Kirche, zu welcher sie, wie die Glieder zum Leibe gehören, wie die Töchter zur Mutter. Denn der Herr selbst hat den Apostel Petrus zu seinem Statthalter ernannt; auf diesen Felsen hat der Heiland seine Gemeinde gegründet; ihm hat er des Himmelreiches Schlüssel gegeben, so daß Alles, was er auf Erden binden würde, auch im Himmel gebunden, und Alles, was er auf Erden lösen würde, auch im Himmel gelöset sein sollte. Und die römische Kirche ist durch Petrus, und der Bischof der römischen Kirche ist der Nachfolger dieses Apostels, mithin der wahre Statthalter Christi. So wie nun alles Weltliche unter der Kirche stehet; wie die Kirche nur ist durch die römische Kirche; wie die römische Kirche unter dem Papst: so ist der Papst über alle kirchliche und über alle weltliche Dinge. Er hat seine Gewalt durch Petrus von Gott, alle andere Gewalt kann nur von ihm ausgehen. Und dieses Verhältniß ist der Natur gemäß. Zwei große Lichter regieren die Welt, die Sonne und der Mond. Die Sonne hat ihr Licht in sich selbst, das heißt unmittelbar von Gott; der Mond hat sein Licht von der Sonne. Der Papst ist die Sonne; der Kaiser, als der Inbegriff, als der Vertreter aller weltlichen Macht, ist der Mond. Der Schimmer des kaiserlichen Thrones ist nur ein Widerschein von dem Glanze des apostolischen Stuhles.

Auf solchen Gründen stand Hildebrand's Ueberzeugung von der Richtigkeit und Wahrheit seiner Ansicht. Seine Ueberzeugung hingegen von der Nothwendigkeit, die Verhältnisse des Lebens nach dieser Ansicht zu gestalten, stützte er auf die Geschichte und auf den Zustand der Dinge, der vor Augen lag, und den Niemand abzuleugnen vermochte. Woher, sagte er, ist denn die königliche, die fürstliche Macht entstanden? Sie ist von Menschen gegründet, welche, Gott nicht kennend, vom Fürsten dieser Welt, dem Teufel, getrieben, durch Stolz, Raub, Treulosigkeit, Mord und jeglichen Frevel sich in blinder Begierde die Herrschaft angemaßet haben über Gleiche, nämlich über Menschen [14]. Und was ist der Erfolg gewesen? Krieg und Elend, Jammer und Noth. Die Tugend verfolget, das Recht untertreten, der Geist gehemmet. Und die Gegenwart ist eine wahrhaftig eiserne Zeit. Selbst die Kirche ist gründlich verdorben. Ihre Diener, welche Priester Gottes sein sollen, sind mit Sünden und Lastern befleckt, und werden von Haß und Hader geleitet, von Geiz und Habsucht, von Neid, Stolz, Dünkel und jeglicher Leidenschaft. Woher aber dieser Gräuel? Daher, daß die Kirche nicht frei ist. Die Priester, von Menschen der Welt gesetzet, dienen zweien Herren, treiben Weltliches neben dem Heiligen, und suchen Denen zu gefallen, von welchen sie abhängig sind. Wahre Priester sind nur möglich in einer freien Kirche. Dauernde Hülfe ist von keiner Seite her zu erwarten, wenn nicht vom apostolischen Stuhle. Der Papst allein, das Haupt der Kirche, der Statthalter Christi, vermag durch die freie, reine und einige Kirche das Wort Gottes in Erfüllung zu bringen, indem er die Macht der Schlüssel gebraucht, indem er, selbst frei von aller menschlichen Gewalt, belehret und ermahnet, warnet und schrecket, richtet und entscheidet, züchtigt und straft, erhebt und stürzet [15].

So dachte Hildebrand; in diesen Gedanken war seine Seele. Und Niemand wird leugnen: in diesen Gedanken sind

große Irrthümer, in diesen Hoffnungen sind schwere Täuschungen, in dem ganzen Plan ist etwas Ungeheueres. Aber was in unseren Tagen, nach einer späteren Erfahrung von sieben hundert Jahren, leicht einzusehen ist, das konnte in Hildebrand's Zeitalter auch wohl dem schärfsten Auge verborgen bleiben. Ja, es ist begreiflich, daß in der Nacht dieser Zeit ein edeler Geist sich leicht durch den einzigen Lichtstrahl blenden ließ, der ihm die Finsterniß sichtbar machte, und daß er aus allen Kräften dem Orte zu strebte, von welchem derselbe ausging, um die Flamme zu pflegen und zu vergrößern. Jedes Falles scheinet Hildebrand's Plan aus den edelsten Gefühlen in der menschlichen Brust entsprungen zu sein. Mitleid mit dem Unglücke der Menschen, und der innige Wunsch, die Ursachen desselben zu entfernen, scheinen denselben erzeugt und ein kräftiger Verstand scheint ihn ausgebildet zu haben. Es war ein Versuch zur Verbesserung und Veredelung des Lebens, in dem religiosen Gewande des lebendigen christlichen Glaubens. Man thut ihm Unrecht, wenn man ihm die Liebe zu den Menschen abspricht, oder sogar an seiner Frömmigkeit zweifelt; viel wahrscheinlicher ist, daß sein ganzer Plan aus Liebe und Religion bestanden habe [16]. Welche Leidenschaft, welche irdische Bestrebung hätte ihn denn auch leiten sollen zu so großen Gedanken? Etwa die Lust zu sinnlichen Genüssen? Aber der alternde Mann war über die Zeit der Begierden hinaus, und das Werk, das ihm vor der Seele stand, das er auszuführen wünschte, versprach kein Vergnügen und keine Lust, sondern nur Arbeit ohne Maß, Sorge ohne Gränzen, Haß und Verfolgung. Oder Herrschsucht und eiteler Ruhm? Aber er konnte niemals gewiß sein, selbst den päpstlichen Stuhl einzunehmen; und hätte er gewiß zu sein vermocht: er stand einsam in der Welt, wie ein dürrer Stamm, er vermochte keinen Grund zu legen zu einem fürstlichen Hause; seine Tage waren gezählet, und er war schon hoch genug gekommen, und hatte schon

genug gethan, um eines Blattes in den Jahrbüchern der Menschheit gewiß zu sein. Zwar hatte er für sich jene Gewalt in Anspruch genommen, die ein starker Geist immer über schwache oder feige Menschen üben wird; aber von schonungsloser Willkühr hat er sich unter allen Umständen frei gehalten. Oder endlich etwa eine boshafte Freude darüber, daß ihm, dem Niedriggeborenen, möglich werden sollte, die Großen der Erde zu demüthigen, und die Erhabenen in den Staub zu werfen? Aber es möchte unwürdig sein, auf einen solchen Verdacht zu antworten, weil er unter sich gehalten haben dürfte, denselben abzuweisen. Er hat große Leidenschaften aufgereget, und grimmige Feinde sich gegenüber gesehen; eben deßwegen sind arge Beschuldigungen wider ihn ausgesprochen; vor der Geschichte jedoch verflieget das Gift, das von Feindschaft und Ingrimm gemischet worden ist.

Jedoch, wie man auch urtheilen mag: als gewiß darf angenommen werden, daß Hildebrand die ausgesprochene Ansicht scharf ausgebildet hatte und klar in der Seele trug, als der Papst Alexander der Zweite Abschied vom Leben nahm. Dieses geschah am Ein und zwanzigsten April's des Jahres ein Tausend und drei und siebenzig. Alsobald ordnete Hildebrand, als Canzler und Archidiaconus der römischen Kirche, ein Fasten und Beten von dreien Tagen an, und traf zugleich Anstalten zu einer würdigen Beisetzung des heiligen Vaters. Durch ganz Rom aber ging der Ruf: Hildebrand müsse Papst werden, dieser Mann, der schon Papst gewesen, der den heiligen Stuhl gerettet und der Stadt die Freiheit wieder gegeben habe, dessen Weisheit bewunderungswürdig, dessen Leben fleckenlos sei und reich an allen menschlichen Tugenden. Und schon am folgenden Tage versammelten sich große Massen aus dem Volk und von der Geistlichkeit, und führten den Mann ihrer Liebe und ihres Vertrauens, wider seinen Willen, auf seine Ermahnungen, auf seine Bitten nicht achtend, von der Leiche Alexander's

hinweg, in eine Kirche des heiligen Petrus [17], um ihn als den Nachfolger dieses Apostels zu begrüßen. Da aber ein solcher Sturm, wie erfreulich er an und für sich sein mochte, jene Ordnung gänzlich verwirrte, die Nikolaus der Zweite festgesetzet hatte, so eilten die Cardinäle herbei, von den übrigen Geistlichen der römischen Kirche begleitet, und erklärten und bezeugten, daß sie den Archidiaconus Hildebrand zum Bischofe der römischen Kirche erwählet hätten. Und nun glaubte Hildebrand dem Andringen nachgeben zu müssen. Er legte sich den Namen Gregor's des Siebenten bei, um, ein dankbarer Schüler, das Andenken Gregor's des Sechsten zu ehren, und diesem unglücklichen Manne, welcher dem Heile der Kirche ein großes Opfer dargebracht hatte, die wohlverdiente Stelle unter den rechtmäßigen Päpsten für alle Zukunft zu sichern. Hierauf begrüßte ihn die versammelte Menschen-Menge mit begeistertem Zuruf als Papst Gregor den Siebenten. Er selbst aber, der neue Papst, nahm die hohe Würde mit dem festen Entschluß an [18], Alles, was von Geist und Kraft in ihm war, aufzubieten, um das Werk, an welchem er bisher unablässig gearbeitet hatte, fest zu begründen, und so weit zu vollenden, als ihm möglich sein würde. Und an diesem Entschlusse hat er festgehalten sein Leben lang. Er hat keine Arbeit gescheuet, keine Mühseligkeiten, keine Drangsale. In ihm war die schwärmerische Beharrlichkeit, mit welcher tugendhafte Seelen einen großen Gedanken, der sie ergriffen hat, zu verfolgen pflegen, gleichviel ob derselbe ein Irrthum ist oder eine Wahrheit. Und selbst seine Feinde haben nicht umhin gekonnt, die Kraft und Kunst seines Geistes anzuerkennen, mit welcher er seinem Ziele zustrebte, und die Gewandtheit bald zu bewundern, bald zu schelten, mit welcher er von allen Mitteln Gebrauch zu machen wußte, die ihm zu Gebote standen. Er ist mit gleicher Besonnenheit von väterlicher Milde bis zur herrischen Strenge hinauf gestiegen; aber nur selten ist er heftig geworden und

nur selten hat er sich übereilet. Und selbst, wenn er heftig zu werden, und selbst wenn er sich zu übereilen schien, hatte er den Augenblick wohl berechnet, und nur in wenigen Fällen hat er, in seinem Sinne, Fehler gemacht [19].

Im ersten Augenblick indeß lastete der Gedanke, nunmehr Papst zu sein, schwer auf ihm. Er wurde krank [20]. Die Briefe, welche er in diesen Tagen an einflußreiche Männer geistliches und weltliches Standes geschrieben hat, und auch an Frauen, die ihm nützlich werden konnten, wie die Markgräfin Beatrix und deren Tochter Mathilde, um ihr Wohlwollen zu gewinnen, beweisen, daß er nicht ohne schwere Sorgen in die Zukunft geblickt, und die ganze Größe des Kampfes wohl erkannt habe, den er bisher im Schatten des heiligen Stuhles nur geleitet hatte, den er aber jetzt im Lichte des heiligen Stuhles selbst führen sollte. Am Schwersten jedoch lag ihm sein Verhältniß zu Heinrich, dem Könige der Teutschen, auf der Brust. Von der einen Seite wünschte er das Decret des Papstes Nikolaus des Zweiten über die Wahl des apostolischen Bischofes zu befolgen: denn es war sein eigenes Werk, und eine freiwillige Uebertretung desselben hätte seinen Feinden Veranlassung geben können, ihn zu verwerfen, weil er auf ungesetzliche Weise zum apostolischen Stuhle gelanget sei. Deßwegen widerstand er auch dem Verlangen der Römer, sich als Papst weihen zu lassen, und nannte sich nicht den römischen Bischof, nicht, wie die Päpste zu thun pflegten, den Knecht der Knechte Gottes, sondern er nannte sich Gregor, der zum römischen Bischof erwählet worden [21]. Von der anderen Seite aber war es gegen seine Grundsätze, dem Könige das Recht zuzugestehen, die Wahl zu billigen oder zu verwerfen, oder ihm überhaupt irgend einen Einfluß auf die Besetzung des apostolischen Stuhles einzuräumen. Auf die Person des Königes kam dabei Nichts an; es war der Namens-Träger der weltlichen Macht, den er im Auge hatte. Für Heinrich

den Vierten konnte er, bei seinem strengen Leben, allerdings keine besondere Achtung haben; aber er kannte auch das menschliche Herz und die menschlichen Verhältnisse zu gut, als daß er dem jungen Fürsten mehr zur Last geleget haben sollte, als was ihm wirklich zur Last fiel. In der That äußert er sich mit Wohlwollen über denselben; er erinnert sich mit Dankbarkeit, daß Heinrich's Vater, Heinrich der Dritte, ihn an seinem Hofe ausgezeichnet habe, und ist eingedenk, daß Heinrich als Kind von seinem Vater dem Papste Victor dem Zweiten empfohlen worden [22]. Auch hatte er keinesweges die Absicht, weder jetzt noch je, die königliche Macht über die weltlichen Fürsten und Herren des Reiches oder bei irgend einer weltlichen Angelegenheit zu mindern oder zu brechen, vielmehr wünschte er diese Macht, gleichviel ob sie an Heinrich's des Vierten Namen hing oder an einem anderen, groß und stark zu machen; worauf es aber, nach seinen Grundsätzen ankam, war, eine vollkommene Eintracht zwischen der Kirche und dem Reiche zu bewirken durch die Unterwerfung des Königes unter die Entscheidung des Papstes [23]. Und wohl mag er bei Erwägung des Lebens, das Heinrich bisher geführet hatte, Zweifel geheget haben, ob dieser König, wenn er die Bestätigung seiner Wahl vollzöge, und wenn er durch dieselbe die Ansicht gewänne, er habe diese Bestätigung auch verweigern dürfen, und mithin habe er die Besetzung des heiligen Stuhles in seiner Hand gehabt, ob dieser König ihm Gehorsam versprechen, und ob er, ungeachtet seines Versprechens, ihm die Treue bewahren würde. In diesem Zweifel behielt er ein gewisses Mißtrauen gegen Heinrich in seiner Seele, welches ein redliches Einverständniß allerdings auch von seiner Seite schwer machte [24].

Diese Bemerkungen machen es von der einen Seite begreiflich, daß Gregor für nöthig gehalten habe, dem Könige seine Wahl zur Bestätigung anzuzeigen, und von der anderen

Seite machen sie wahrscheinlich, daß er gewünschet habe, Heinrich möge diese Bestätigung nicht ertheilen. Denn in dem letzten Falle ward seine Stellung weit freier, als sie in dem ersten Falle sein konnte. In der That schickte er alsobald ein Schreiben an den König, in welchem er demselben Nachricht gab von dem Tode des Papstes Alexander's des Zweiten, und zugleich von seiner Wahl. Dieser Nachricht fügte er die Bitte hinzu: der König möge wohl erwägen, ob er zu dieser Wahl seine Zustimmung geben wolle oder nicht; denn er dürfe überzeugt sein, daß er durch seine Zustimmung für seine schweren und offenkundigen Vergehungen keinesweges Straflosigkeit gewinnen werde [25].

Eine solche Nachricht und eine solche Erklärung setzte den König in nicht geringe Verlegenheit. Hildebrand's Wesen und Weise war nicht unbekannt. Die Bischöfe wurden bedenklich allzumal, und Diejenigen, die kein gutes Gewissen hatten oder sich ihrer Schwäche bewußt waren, erschraken. Also drangen sie auf Heinrich ein: dieser Hildebrand sei gewählet worden ohne seinen Befehl, ja ohne sein Vorwissen; eine solche Geringschäzzung der königlichen Würde dürfe er nicht dulden; dulde er sie, so werde das Unglück auf Niemand schwerer fallen', als auf ihn selbst [26]. Heinrich jedoch war verständiger, als die ängstlichen und leidenschaftlichen Bischöfe, oder er gab verständigem Rathe Gehör. Die Vorgänge nach der Wahl Alexander's des Zweiten hatten eine große Lehre gegeben. Eine Verwerfung Gregor's mußte zur Thorheit werden und konnte höchstens neue und heillose Händel verursachen, wenn ihr nicht durch eine Heerfahrt nach Italien und nach Rom Nachdruck gegeben ward. Und eine solche Heerfahrt, war Heinrich im Stande sie zu unternehmen? Und wenn er im Stande gewesen wäre: sollte er Alles, was er endlich in Teutschland gewonnen zu haben glaubte, aufgeben, um jenseits der Alpen mit Aufopferung seiner besten Kräfte sich in Dinge einzulassen,

deren Gefährlichkeit gewiß, deren Ausgang ungewiß war? Wenn er hingegen die Wahl Gregor's genehmigte: so konnte in keinem Fall etwas Schlimmeres erfolgen. Vielleicht wurde der Papst durch eine widerspruchslose Anerkennung gewonnen; vielleicht ward er durch dieselbe sogar in Verlegenheit gebracht; zuverlässig aber ward ein Bruch mit dem Papst auf unbestimmte Zeit hinaus geschoben, der sogleich erfolgen mußte, wenn er, der König, die Wahl nicht genehmigte. Also beschloß Heinrich, wie verdrießlich ihm auch die Sache sein mochte, dieselbe zu bestätigen.

Aber das Aeußere sollte beobachtet, die Würde sollte gewahret werden. Zugleich mochte auch der König wünschen, über den Zustand der Dinge in Rom und über den Mann, der auf den Stuhl des Apostels erhoben war, besser unterrichtet zu werden. Dazu bedurfte er eines verständigen, gewandten und treuergebenen Mannes. Ein solcher Mann war der Graf Eberhard von Nellenburg. Dieser jedoch befand sich noch in der Gefangenschaft des Grafen Hermann des Billungers, und seine Befreiung war nur durch die Freilassung des Herzoges Magnus zu bewirken. Bisher war der König, wie sogleich erzählet werden soll [27], durch Nichts zu bewegen gewesen, diesem Herzoge die Freiheit zu gewähren; jetzt entschloß er sich, und wohl zu seinem Unglücke, denselben gegen den Grafen Eberhard und die siebenzig Gefährten desselben, auszuwechseln. Die Auswechselung fand Statt. Eberhard eilete nach Italien. Mit ihm begab sich, auf den Befehl des Königes, der Bischof Gregor von Vercelli, Heinrich's Canzler im Reich Italien, nach Rom [28].

Der Abgeordnete des Königes, Eberhard, wurde von dem Papste Gregor freundlich und wohlwollend empfangen. Auf seine Frage: wie man dazu gekommen, ohne Vorwissen des Königes, gegen die Gewohnheit der Väter, einen Papst zu weihen, antwortete Gregor: Gott sei Zeuge, daß er die päpst-

liche Würde nicht gesuchet habe; „er sei von den Römern erwählet, und mit Gewalt sei ihm die Last der Kirchen-Regierung aufgeleget; der Weihung jedoch habe er sich widersetzet, bis die Zustimmung des Königes und der Fürsten des teutschen Reiches eingetroffen sein würde; und er werde sich derselben widersetzen, bis der König seinen Willen bestimmt ausgesprochen hätte.“ Diese Erklärung hielt der Abgeordnete für genügend, und sprach die Bestätigung der Wahl im Namen des Königes aus. Hierauf fand in des Bischofes Gregorius von Vercelli Gegenwart, die Weihung Statt, am Neun und zwanzigsten des Monates Juni, am Feste der Apostel Petrus und Paulus [29]. Zu derselben hatte sich auch die Kaiserin Agnes, des Königes Mutter, eingefunden, die sich zu dieser Zeit im Kloster Monte Cassino aufhielt, so wie die Markgräfin Beatrix und deren Tochter Mathilde [30].

Neuntes Capitel.

Befreiung des Herzoges Magnus.
Aufstand der Sachsen.
Heinrich's IV. Flucht.

J. 1073.

In denselben Tagen, in welchen der König, Heinrich der Vierte, eine gefahrvolle Verwickelung seiner Verhältnisse mit dem apostolischen Stuhle durch verständiges Nachgeben zu vermeiden suchte, verwickelten sich seine Verhältnisse im Vaterlande durch leidenschaftliches Zufahren von allen Seiten auf eine gefahrvolle Weise. Der König gerieth in einen argen Strudel hinein, als er kaum dem Wirbel entgangen zu sein glaubte.

Unter den Sachsen nämlich wurde die Gährung immer größer. Gerüchte aller Art über Heinrich's Absichten und Entwürfe liefen durch das Volk, ängstigten die Seelen, und nährten die Leidenschaften. Einzelne Worte, einzelne Drohungen die Heinrich im Unmuthe gegen Unverschämte, die seine jungen Freunde im Uebermuthe gegen Widerspänstige, die seine Räthe, größtes Theiles Schwaben [1], im Zorn gegen Zudringliche ausgestoßen haben mochten, wurden, vom Unverstande entstellet,

von der Böswilligkeit vergiftet, von Gau zu Gau getragen, von Haus zu Haus [2]. Heinrich hatte auch in Sachsen Freunde; aber wer hätte zu widersprechen gewaget? Der Ungläubige, wie der Unentschiedene ward auf die drohenden Burgen verwiesen und auf die Frevel, welche von den Besatzungen derselben verübet waren und verübet wurden. Die allgemeine Unsicherheit machte ohnehin die Menschen empfänglich für Furcht, Mißtrauen und Argwohn. Und Heinrich's früheres Leben und neueres Verfahren in Thüringen, und gegen die Herzoge Otto, Berthold und Rudolf, so wie seine geheimnißvolle Zusammenkunft mit dem Könige der Dänen, galten als entscheidende Beweise. Daher Unterhandlungen, Zusammenkünfte, Verabredungen; daher überhaupt ein feindseliges Getreibe, das immer stärker aufregte und immer heftiger erbitterte [3].

Nur die Gefangenschaft des Herzoges Magnus scheinet von gewaltsamen Thaten zurück gehalten zu haben. Hermann, der Oheim des Herzoges, war besorget wegen des Schicksales desselben, und suchte eben deßwegen jeglichen Ausbruch zu verhüten. Alle Bemühungen aber, ihm die Freiheit zu verschaffen, waren umsonst. Der König bestand darauf, daß Magnus nicht nur dem Herzogthume Sachsen entsagen, sondern daß er ihm auch alle Güter und Besitzungen überlassen sollte, welche er nach erblichem Rechte von seinen Vorfahren empfangen hätte. Magnus aber erklärte: lieber wolle er sein Leben lang in Fesseln liegen, und seine Seele unter den ärgsten Qualen aushauchen. Endlich trat Otto von Nordheim, der vormalige Herzog von Baiern ein, durch welchen Magnus in das Unglück hinein gerathen war. Er stellte sich selbst dar; er wollte so lange in der Haft bleiben, als es dem Könige beliebte, und Alles, was er sein nenne, dem Könige zu freier Vertheilung überlassen. Heinrich aber verwarf den Antrag, und soll dem Herzoge schnöde geantwortet haben: Er, der Herzog, und

Alles, was er habe, sei ihm durch seine Unterwerfung verfallen; und noch sei er von dem Verbrechen, dessen er angeklaget worden, nicht dergestalt gereiniget, daß ihm, nach allgemein gültigem Rechte, über sich selbst und über seine Güter eine freie Verfügung zustehe. Dieses bittere Wort, es mochte gesprochen sein oder nicht [4], wurde verbreitet, und wie ein Zunder in jede Seele geworfen. Nunmehr glaubte man nicht länger zaudern zu dürfen, weil der Herzog Magnus doch nicht zu retten sei, der König aber immer stärker werde, zumal da ihm gelingen könnte, die süd-teutschen Völker mehr und mehr zu gewinnen. Also ward eine große Verbindung zu Stande gebracht für des Vaterlandes Freiheit und Recht, und jeder Theilnehmer an derselben verpflichtete sich durch einen Eidschwur, mit Hand und Herz bereit zu sein, und entweder im Kampfe zu Grunde zu gehen, oder die Freiheit seines Volkes zu retten und sicher zu stellen. Die Häupter dieser Verbindung aber waren: der Erzbischof Wezel von Magdeburg, und die Bischöfe Bucco von Halberstadt, Hezel von Hildesheim, Wernher von Merseburg, Eckberth von Minden, Immet von Paderborn, Fridrich von Münster, Benno von Meissen; ferner Otto von Nordheim, einst Herzog von Baiern, und die Markgrafen Udo, Dedi, dessen Gemahlin Adela ihre alten Leidenschaften in einen unversöhnlichen Haß gegen Heinrich, den König, vereiniget hatte, und Ekbert, der noch fast ein Knabe war; endlich der Pfalzgraf Fridrich und die Grafen Diederich, Adelbert, Otto, Kunrad und Heinrich. Diese Herren allzumal wandten ihren ganzen Einfluß an, um alle Menschen, jegliches Alters, jegliches Standes, jegliches Geschlechtes zu gewinnen, aufzureizen, zu begeistern und zu bethören; und ihr Bestreben gelang ihnen so vollkommen, daß man zuletzt glaubte, mehr als sechszig Tausend hätten das Versprechen gegeben, mit Gut und Leben für des Vaterlandes Freiheit und Recht zu streiten. Den Grafen Hermann aber, den Billunger, findet man unter der Zahl der

Verschworenen, deren Seele Otto von Nordheim war, nicht aufgeführet: wahrscheinlich hat er sich gescheuet beizutreten, weil er das Los seines Neffen Magnus zu verschlimmern fürchtete, und dem Könige wenigstens nicht selbst eine neue Ursache geben wollte, härter wider den Gefangenen zu verfahren. Der Erzbischof Liemar von Bremen hingegen, so wie die Bischöfe Eppo von Zeitz und Benno von Osnabrück, enthielten sich der Theilnahme gleichfalls, entweder ausdrücklich, oder weil man sie aus Mißtrauen in ihre Gesinnung nicht aufforderte.

Indem nun in Sachsen Jedermann, der sich zu der Verschwörung bekannte, in voller Thätigkeit war, um zu schaffen, zu bereiten, zu rüsten und zu ordnen, während der König im südlichen Teutschlande verweilte, trug sich zu, daß der Herzog Magnus, Allen unerwartet, die Freiheit erhielt gegen die Freiheit des Grafen Eberhard und desselben Gefährten [5]. Niemand giebt irgend eine Nachricht davon, ob der König dem Herzoge noch Bedingungen gemacht habe, die Magnus zu erfüllen versprochen, oder nicht. Wenn man aber bedenket, wie hoch der König früher seine Forderungen gespannet hatte, und wie bereitwillig eben deßwegen Magnus, der Haft müde, gewesen sein mag, billige Bedingungen einzugehen: so ist die Vermuthung gewiß nicht zu verwerfen, daß der Herzog dem Könige versprochen habe, sich in keine Verbindung wider ihn, den König, einzulassen, sondern ihm die Treue zu bewahren für und für, und ihm, wie einem treuen Vassallen gebührte, die Heerfolge zu leisten. Und für diese Vermuthung scheinet der Gang der folgenden Ereignisse zu sprechen.

Die Erscheinung des Herzoges Magnus unter den Sachsen erregte desto größere Freude, je überraschender sie war. Er kam den Sachsen vor wie vom Tod erstanden. Ein schwärmerischer Jubel ging durch das Land, als hätte man nun Alles erreichet. Denn in der Aufregung der Gemüther, und bei dem Antheile, den man an des Herzoges Schicksal genom-

men, hatte ein Jeder seine Leiden gleichsam mit dem Unglücke des Herzoges zusammen geworfen, und darum glaubte nun auch ein Jeder im ersten Augenblicke seiner Leiden los zu sein, da Magnus seiner Fesseln ledig geworden war, und so dankte er Gott mit der größten Inbrunst.

Aber die Erscheinung des Herzoges brachte auch eine Unterbrechung in das Werk der verschworenen Fürsten. Sie kannten die Gründe nicht, welche den König bewogen hatten, den Herzog frei zu lassen, und schrieben demselben eine veränderte Gesinnung durch die Gnade Gottes zu [6]. Dieser Gedanke verwirrte und machte uneinig. Auch mag der Herzog Magnus hemmend und theilend eingewirket haben. Seine lange Haft hatte ihn ohne Zweifel mürbe und bedenklich gemacht, und vielleicht fühlte er sich auch durch ein Versprechen, dem Könige geleistet, in diesem Zustande desto strenger verbunden. Aber in den alten Feinden des Königes, deren Seele Otto von Nordheim blieb, tobte die alte Leidenschaft fort, und mochte durch die eingetretene Hemmung ihres Treibens wohl noch bitterer werden, als sie früher gewesen war. Und ein neuer Vorgang brachte neues Leben in ihr unheilvolles Getreibe.

Der König nämlich schrieb einen Heerzug wider die Polen aus, an welchem alle Fürsten des Reiches Theil nehmen sollten, und setzte die Vereinigung des Heeres fest auf den siebenten Tag nach Mariä Himmelfahrt. Nach der Stellung, in welcher Heinrich sich um diese Zeit, im Monat Juni des Jahres ein Tausend und drei und siebenzig, zu befinden glaubte, kann man kaum zweifeln, daß es ihm mit dem Feldzuge wirklich Ernst gewesen sei. Mit dem Papste hatte er sich, wie er wohl hoffen durfte, wenigstens vor der Hand abgefunden; mit den Herzogen Welf und Rudolf hatte er sich verständiget; von den Lotharingiern war Nichts zu fürchten; dem Erzbischofe von Mainz hatte er einen wesentlichen Dienst geleistet; die Thüringer waren so nachgiebig gewesen, daß er auf keinen Wider-

stand rechnen durfte; den Herzog Magnus hatte er so eben in Freiheit gesetzet, und wahrscheinlich nicht ohne Bedingungen, deren Erfüllung er erwartete. Unter diesen Umständen mußte sich ihm der Gedanke aufdringen, daß er zu derselben Fülle von Ansehen und Macht, deren sich sein Vater erfreuet hatte, gelangen, daß es ihm gelingen würde, wahrhaftig König zu werden, wenn er sich nunmehr an die Spitze eines Reichsheeres stellen und dieses Heer führen könnte gegen einen auswärtigen Feind. Wohl mag er früher mit dem Könige der Dänen einen Angriff auf die Sachsen verabredet haben; aber seine Verhältnisse hatten sich, nach seiner eigenen Ansicht, inzwischen wesentlich verändert. Er war älter geworden und selbständig; seine Räthe wurden von ihm selbst gewählet; ein Theil seiner Feinde war von ihm auf die Seite geworfen; das verhaßte Haus der Billunger war gedemüthiget; die Sachsen hatten sich an Erduldung seiner Gewalt gewöhnt und blickten nicht ohne Angst auf seine Burgen; im ganzen Reiche war sein königliches Ansehen geachtet oder gefürchtet. Welche Freude hätte er nunmehr an einem Kriege wider die Sachsen zu finden vermocht? und auf welche Hülfe von den Dänen durfte er rechnen? oder welche Hülfe konnte er von den Dänen erwarten, die es werth gewesen wäre, mit der Abtretung teutscher Länder erkaufet zu werden?

Heinrich's Feinde in Sachsen benutzten jedoch diesen Aufruf zu einem Feldzuge wider die Polen, um ihren alten Ingrimm wider ihn zu befriedigen und Rache zu nehmen für das, was sie, mit Recht oder mit Unrecht, erduldet zu haben behaupteten. Sie stellten den Sachsen die Sache dar, als sei die Absicht des Königes bei dem allgemeinen Aufgebote, die Völker im südlichen Teutschland unter die Waffen zu bringen, um auf Sachsen das Joch der Knechtschaft zu legen; und in Sachsen wurde das Vorgeben geglaubt, und der Widerspruch, der in dem Umstande lag, daß auch sie selbst, die Sachsen, zu

den Waffen gerufen waren, wurde nicht beachtet [7]. Also beschlossen die verschworenen sächsischen Fürsten, ihre Beschwerden dem Könige, der inzwischen nach Goslar zurück gekehret war, durch Abgeordnete, geistliches und weltliches Standes, vorzutragen, und Abhülfe derselben zu verlangen. Mit des Königes Erlaubniß erschien diese Gesandtschaft am Feste der Apostel Petrus und Paulus, an demselben Tage, an welchem Gregor der Siebente die Weihung als Papst empfing, vor dem König in Goslar. Die Bitten und Beschwerden aber, welche dem Könige, nach Vollendung des kirchlichen Festes, ohne Zweifel schriftlich, überreichet worden sind, bestanden in Folgendem.

„Der König möge den Feldzug von ihnen wider die Polen nicht verlangen [8]; sie hätten ihre Kräfte gegen furchtbare Feinde, die Liutizen, nöthig, und dieselben reichten kaum aus, diese Feinde abzuwehren; es würde eine Thorheit sein, daß sie wider entfernte Völker einen Krieg anfangen sollten, da sie durch beständige Kriege zu Hause bedränget würden. Weiter möge der König Befehl zur Zerstörung der Burgen geben, welche er zur Unterdrückung Sachsens auf Bergen und Hügeln errichtet hätte. Er möge auch den sächsischen Fürsten, welchen er ohne gesetzliche Verhandlung ihre Güter entrissen hätte, nach dem Urtheil ihrer Fürsten Genugthuung gewähren [9]. Er möge Sachsen, in welchem Land er sich von Kindheit an aufgehalten und in Müßiggang und Unthätigkeit fast verzehret hätte, endlich ein Mal verlassen, und auch in anderen Theilen des Reiches verweilen. Er möge die niederträchtigen Menschen, die ihn selbst und das gemeine Wesen dem Abgrund entgegen trieben, aus der Pfalz entfernen, und die Verwaltung der Reichsgeschäfte den Fürsten übertragen, welchen dieselbe gebühre. Er möge das Heer seiner Kebsweiber fortschaffen, und die Königin, seine Gemahlin, ehelich halten und lieben, überhaupt den Lastern, mit welchen er in der Jugend die königliche Würde

geschändet habe, jetzt endlich, bei reiferem Alter, entsagen. Endlich bäten sie den König um Gottes Willen, er möge ihnen ihre gerechten Forderungen gutwillig zugestehen, und sie nicht in die Nothwendigkeit versetzen, eine große und unerhörte That zu übernehmen. Wenn er Dieses thue, so würden sie ihm mit derselben Bereitwilligkeit, wie bisher, dienen, auf die Weise nämlich, auf welche freigeborenen Männern in einem freien Reiche dem Könige zu dienen gebühre [10]; thue er es aber nicht: so seien sie Christen und wollten sich nicht durch die Gemeinschaft mit einem Menschen beflecken, welcher den christlichen Glauben durch Schandthaten verrathen habe. Hätte er beschlossen, sie mit den Waffen zu bezwingen: so fehlen auch ihnen weder Waffen, noch Kriegskunde. Zwar hätten sie ihm den Eid der Treue geschworen, aber nur unter der Bedingung, daß er zur Erbauung und nicht zur Zerstörung der Kirche Gottes König sein, und daß er die öffentlichen Angelegenheiten gerecht, gesetzlich und nach der Weise der Väter verwalten solle; da er aber diese Bedingung zuerst gebrochen hätte, so würden auch sie nicht mehr durch ihren Eid gebunden sein, sondern sie würden gegen ihn den Krieg führen, wie gegen einen barbarischen, den christlichen Namen verfolgenden Feind, und würden, so lange ein Lebens-Funke in ihnen wäre, wider ihn streiten für Gottes Kirche, für den christlichen Glauben, für die eigene Freiheit [11]."

Solche Forderungen in einer solchen Sprache des Trotzes, des Hohnes und der Unverschämtheit vorgetragen, waren offenbar nicht in der Absicht aufgestellet, die Gewährung derselben zu erhalten. Sie enthielten eine offene Kriegs-Erklärung und keinesweges einen Versuch zur Aussöhnung und Eintracht. Der König ward auf das furchtbarste erschüttert, und in Einem Augenblicke verschwand die Täuschung von seinem königlichen Ansehen, in welcher er seit einiger Zeit gelebet hatte. Er wußte keinen Entschluß zu fassen. Seine Räthe aber wa-

ren der Meinung, auf solche Forderungen sei jegliche Gewährung unmöglich; der König müsse standhaft bleiben: in der Furcht vor einem Kriege werde dieser Zorn-Geist bei den Sachsen bald verbrausen. Heinrich stimmte bei. Also ließ er den sächsischen Abgeordneten eine ausweichende Antwort ertheilen, die ihnen nicht ohne Schnödigkeit überbracht sein mag. Er selbst sah sie, diese Abgeordneten, nicht wieder, sondern er verließ in der Stille Goslar und begab sich nach der Harzburg. Die Abgeordneten hatten lange auf die Antwort gewartet; sie warteten noch länger, weil sie glaubten, in gewohnter Weise wenigstens vom Könige persönlich entlassen zu werden. Und nun mögen sie, nach der Entfernung des Königes, von Hofschranzen und Schüssel-Rittern [12] mit spitzen Worten und höhnischen Geberden geneckt und gekränket worden sein. Sie verließen daher die königliche Wohnung in der höchsten Aufregung, voll von Gift und Galle über diese Vorgänge, die ihnen eine unerträgliche Knechtschaft zu sein schienen. Ein solcher, im Bösen verhärtete Mensch, sagten sie, werde nur durch Gewalt mürbe werden; er werde nur Schmerz empfinden, wenn ihm das Schwert bis in das Mark des Lebens dringe [13].

Und in der That: nunmehr blieb den verschworenen Fürsten in Sachsen kaum etwas Anderes übrig, als mit dem Schwert in der Faust das Aeußerste zu wagen. Die Völker im südlichen und westlichen Teutschlande waren in Bewegung, um sich, auf den Ruf des Königes, zur Heerfahrt wider die Polen zu versammeln. Der König war mit Vielen der Fürsten, wie es schien, einverstanden. Es war also nicht zu erwarten, daß diese Fürsten und Völker die Art billigen würden, in welcher sie, die sächsischen Fürsten, gegen den König aufgetreten waren. Wenn daher der Tag, an welchem das Heer vereiniget sein sollte, heran käme, und der König sich an die Spitze der südteutschen Völker zu stellen vermöchte: so war ein

Bürgerkrieg kaum zu vermeiden und Sachsen kam in die größte Gefahr. Jener Tag aber war nicht fern; man durfte daher nicht säumen, um den König vorher zur Nachgiebigkeit zu zwingen, ihn gefangen zu nehmen, ihn zu vernichten. Denn nur auf diese Weise schien die Gefahr abgewendet werden zu können, die drohend über Sachsen hing. Deßwegen ward Alles aufgeboten, um die Sachsen unter die Waffen zu bringen. Die Fürsten versammelten sich in einer Kirche, und beriethen, was zu thun, und trieben ihre Leidenschaften wechselseitig durch Rede und Gegen-Rede immer höher. Durch das Land wurde das Gerücht verbreitet: der König habe auf die Klagen der Sachsen gar nicht geachtet; er habe die Fürsten aus Sachsen, obgleich er sie zu sich berufen hätte, gar nicht vor sich gelassen; während diese Fürsten, von der Noth ihres Volkes niedergedrückt, in Geduld und Demuth vor seinen Gemächern auf ein Gehör geharret hätten, um die Sache ihres Volkes zu vertreten, habe er innerhalb dieser Gemächer sich mit Würfelspiel und anderen Nichtswürdigkeiten ergötzet; endlich habe er Goslar verlassen, und sie, die abgeordneten Fürsten, seien zur Thüre hinaus gewiesen worden [14]. Neben diesem Gerüchte, das jede Seele mit Ingrimm und Wuth erfüllte, lief der Ruf: zu den Waffen, einher, und hallte wieder aus jeglicher Brust. Endlich ward eine bewaffnete Versammlung des ganzen Volkes angesagt, und die Anhänger Heinrich's des Vierten, deren früher gedacht worden ist, wurden aus dem Lande getrieben, und genöthiget, ihre Zuflucht zu dem Könige zu nehmen.

Die Versammlung fand Statt gegen das Ende des Monates Julius bei einem kleinen Orte, Haldensleben [15]. In derselben war auch Hermann gegenwärtig, der Billunger, der nunmehr keine Rücksicht weiter zu nehmen hatte; Magnus hingegen, sein Neffe, der Herzog von Sachsen, fehlte, ohne Zweifel, weil er durch Eid und Wort gebun-

den, und zugleich durch seine früheren Leiden eingeschüchtert war. Otto von Nordheim aber, der noch immer Herzog genannt wurde, und der bisher der wahre Schürer und Pfleger des Unheiles gewesen war, stellte sich auch jetzt als Haupt, Ordener und Sprecher dar. Dieser Mann bestieg einen Hügel, von welchem herab seine Stimme weithin gehöret werden konnte, und hielt eine Rede an die versammelte Menge, um die Glühenden noch mehr zu entflammen, um die Kälteren zu entzünden, um die Zaudernden zu spornen, um in den Bedenklichen auch den letzten Funken der Treue gegen den König zu ersticken, um mit einem Worte die ganze Masse mit dem Geiste des Aufruhres zu durchdringen. Er rechnete aber mehr auf die Furcht vor der Zukunft, die er zu erregen suchte, als auf die Erinnerung an erduldete Leiden. Denn er wußte gegen den König Nichts vorzubringen, als die Burgen, die er erbauet hatte, und die Ausschweifungen, welche von den Besatzungen dieser Burgen in der Nähe derselben begangen waren. „Aber, sagte er, wenn der König solche Festungswerke erst über unser ganzes Land verbreitet haben wird, „alsdann wird, was uns jetzt erträglich dünket, als unerträglich „erscheinen; alsdann wird er Euch Alles, was Ihr besitzet, auf „ein Mal entreissen; er wird Euere Güter an Fremdlinge verschwenden, und Euch, freie und adelig geborene Männer, in „die Knechtschaft unbekannter Menschen geben. Und wollt ihr „dulden, tapfere Männer, daß dieses Alles gegen Euch geschehe? wollt Ihr nicht lieber im raschen Kampfe den Tod „suchen, als ein elendes und ehrloses Leben fremdem Uebermuthe Preis geben und schmachvoll verlieren? Erkaufte Sclaven ertragen die ungerechten Befehle ihrer Herren nicht, und „Ihr, in Freiheit geboren, wolltet mit gleichgültiger Seele die „Knechtschaft erdulden? Oder fürchtet Ihr Euch, als Christen „etwa den Eid zu verletzen, den ihr dem Könige geschworen „habet? Freilich habt Ihr geschworen, aber nur dem Könige.

„So lange er mir König war, und das, was des Königes ist, „that, habe ich ihm die Treue unverletzet und unbeflecket be„wahret, die ich ihm geschworen habe; seitdem er aber aufge„höret hat, König zu sein, fehlte Der, dem ich Treue schuldig „war. Also nicht gegen den König, sondern gegen den unge„rechten Räuber meiner Freiheit, nicht gegen das Vaterland, „sondern für das Vaterland und für meine Freiheit ergreife „ich die Waffen, und fordere Euch auf, sie mit mir zu ergrei„fen. Auf also; erhaltet das Erbe, das ihr von freien Aeltern „empfangen habt, für freie Kinder, und gebet nicht zu, daß „ihr selbst, daß euere Kinder durch euere Sorglosigkeit und „Trägheit zu Knechten von Landstreichern werden [16].»

Solche Worte der Rachgierde und Ehrsucht verfehlten ihres Eindruckes nicht; und dieser Eindruck wurde noch dadurch verstärket, daß jetzt, auf Otto's Aufforderung, einzelne Fürsten und Herren, so geistliche wie weltliche, hervortraten, und klagend beschrieben, welche Ungerechtigkeiten sie von dem König erduldet hätten. Otto unterließ nicht, stets darauf hinzuweisen, daß Jedem bevorstehe, was Einzelnen begegnet wäre; und so wurde der Zweck erreichet. Alle, die versammelt waren, schwuren einzeln einen Eid, die Bischöfe, daß sie, so weit ihr Amt es verstatte, die Freiheit ihrer Kirchen und ganz Sachsens mit allen Kräften gegen Jedermann vertheidigen, die Laien aber, daß sie, so lange sie lebten, ihre Freiheit nicht aufgeben, und keinem Menschen verstatten wollten, ihr Land gewaltsam zu berauben.

Alsobald erfolgte der Aufbruch. Der Zug ging gerades Weges gegen die Harzburg, wo sich der König befand. In einiger Entfernung von derselben schlugen sie ein Lager auf. Zu derselbigen Zeit war Berthold bei dem Könige, welchen Heinrich des Herzogthumes Kärnten entsetzet hatte. Wahrscheinlich hatten die Herzoge Welf und Rudolf die Sache desselben vor dem Könige geführet, als dieser sich im südlichen

Teutschlande befand, und nun war er nach Goslar gekommen, um zu vollenden, was durch jene Fürsten begonnen war. Der Zustand der Dinge in Sachsen begünstigte seinen Versuch; Heinrich erklärte ihm, daß er wohl erkenne, wie er hintergangen sei, und versprach ihm, daß er das Herzogthum Kärnten behalten sollte. Dadurch waren beide Fürsten mit einander ausgesöhnet, obgleich Berthold wohl erkannte, daß Heinrich ihm das Herzogthum nicht aus Wohlwollen und Vertrauen zurück gab, sondern zumeist wegen des Dranges der Umstände [17]. Als nun der König von der Ankunft des sächsischen Heeres in die Nähe von Goslar Nachricht erhalten hatte: so schickte er den Herzog Berthold, der eindringlich zu reden verstand, mit zwei Begleitern [18] in das sächsische Lager mit folgender Botschaft: „der König sei erstaunet über die Vereinigung von so vielem Volk; er glaube nicht irgend Etwas wider sie gethan zu haben, weßwegen sie das Beginnen eines Bürgerkrieges zu entschuldigen vermöchten; also möchten sie die Waffen niederlegen; wenn sie irgend eine Beschwerde hätten, so wäre er bereit, dieselbe mit geneigter Gesinnung zu vernehmen, und wenn Etwas abgeändert werden sollte, so möchten die Fürsten des gesammten Reiches darüber entscheiden, und deren gemeinsamer Beschluß sollte seine Ausführung erhalten [19].“ Dieser königlichen Botschaft fügte der Herzog Berthold noch starke Ermahnungen hinzu in seinem eigenen Namen. Es wäre, sagte er, ein gar übeles Beispiel, das sie gäben; die übrigen Fürsten des Reiches würden ein Unternehmen nicht billigen, welches weder in dieser Zeit, noch in den Tagen der Väter jemals ein teutsches Volk gewaget habe; sie sollten mehr an ihre Ehre denken, als an ihren Zorn; sie sollten Achtung haben für die königliche Majestät, die auch bei barbarischen Völkern sicher und unverletzlich wäre; nicht unter dem Geräusche der Waffen, sondern in ruhigen Tagen, besänftigt und besonnen, sollten sie ihre Sache einem allgemeinen Reichstage vorlegen zur Entscheidung.

Auf jene Botschaft von dem Könige gab Otto von Nordheim die Antwort im Namen aller Sachsen. „Nicht in feindlicher Absicht, nicht um einen bürgerlichen Krieg zu beginnen, hätten sie sich versammelt, vielmehr würden sie dem Könige, wenn er König sein wollte, mit aller Treue dienen; sie bäten nur, daß er die Festungen, die er nicht zur Vertheidigung, sondern zur Zerstörung des Reiches erbauet hätte, zerstören sollte; wenn er Dieses nicht wollte, so wäre klar, weswegen er sie erbauet hätte: und in diesem Falle würden sie ihre Freiheit und ihre Güter unter dem Beistande Gottes gegen die ganze Welt zu vertheidigen wissen.“ Auf die Ermahnungen und Vorschläge des Herzoges Bertholb hingegen erwiderte Otto: „die übrigen Fürsten des Reiches würden nicht von derselben Nothwendigkeit, wie die sächsischen, zur Empörung getrieben: in den übrigen Ländern des Reiches habe der König sich selten aufgehalten, sondern er sei fast beständig in Sachsen geblieben, und habe dieses Land in aller Weise bedrücket, mißhandelt, bedrohet. Hätten die sächsischen Fürsten mit den übrigen Fürsten des Reiches dieselbe Sache: so würden sie sich gern der Entscheidung eines allgemeinen Reichstages unterwerfen; da aber die Sachsen ein besonderes Unglück zu tragen hätten, so könnten sie ein fremdes Urtheil nicht anerkennen: ihnen bleibe nur übrig, mit eigenen Kräften das Joch, das auf ihrem Nacken liege, zu zerbrechen, oder zu Grunde zu gehen für die Freiheit.“

Auf diese Weise scheiterte Heinrich's Versuch einer Verständigung mit den Sachsen. Alsobald rückte das sächsische Heer näher an die Harzburg hinan, um zu verhüten, daß der König nach den südlichen oder westlichen Ländern des Reiches entkomme und in denselben eine gefährliche Hülfe finde. Die Harzburg lag, eine Meile von Goslar entfernt, an der linken Seite der Rodau, auf einer Bergspitze, von welcher sich eine freie und schöne Aussicht, das Thal der Ocker hinab, bis Braunschweig und weit in das Land hinein eröffnet. Sie war

von einem dichten Gebirgswald umgeben, welcher sich in großer Breite bis an die thüringische Gränze erstreckte, und nur ein einziger Eingang führte zu ihren dicken Mauern und festen Thoren [20]. Die Sachsen besetzten die Zugänge. Der König gerieth in große Noth. Er machte neue Versuche zur Ausgleichung; je größer aber seine Verlegenheit wurde, desto härter zeigten sich die Sachsen in ihren Forderungen. In der Burg befand sich nur eine Besatzung von etwa drei Hundert Mann; diese kleine Zahl war wohl hinreichend, da die Burg mit Lebensmitteln versehen war, dieselbe zu vertheidigen, aber sie war nicht hinreichend zu einem Angriff auf die Sachsen. Und mit einer Vertheidigung der Burg war wenig gewonnen für die Sache des Königes. Während er die Burg, in welcher er einem Gefangenen gleich zu achten, rettete, konnte das Reich verloren gehen. Der Aufstand der Sachsen hatte das Vertrauen, das in Heinrich's Brust aufgestiegen war, wieder zerstöret. Im südlichen und westlichen Teutschlande hatte er in der letzten Zeit die Zusicherung von Treue und Ergebenheit von den Fürsten erhalten, aber sein Glaube an dieselben konnte jetzt unmöglich halten; er konnte nicht erwarten, daß diese Fürsten sich für ihn erheben und für ihn kämpfen würden, wenn er nicht unter ihnen erschien, sondern wie verschollen in einer belagerten Burg das Leben versäumte: und wirklich ist nicht nur der Herzog Rudolf von Schwaben, sondern es ist auch der Erzbischof Hanno von Cöln, ja sogar der Erzbischof Sigefrid von Mainz in den Verdacht gekommen, daß sie der Verschwörung der sächsischen Fürsten vom Anfang an nicht fremd gewesen, sondern daß sie sich in Bereitschaft gehalten haben, um bei günstiger Gelegenheit einzugreifen [21]. Der Ausgang der Vertheidigung der Harzburg aber, wie weit er hinaus gedränget werden mochte, konnte nicht zweifelhaft sein. Deßwegen beschloß der König, die Vertheidigung der Burg seinen Getreuen anzuvertrauen, und sich selbst in Freiheit

zu setzen auf die einzige Weise, die noch möglich war. Um diesen Entschluß auszuführen, setzte er die Unterhandlung mit den Sachsen mit solcher Aengstlichkeit fort, und zeigte sich so nachgiebig gegen alle ihre Forderungen, daß sie ihren Zweck schon erreichet zu haben glaubten, und deßwegen, in ihrer Freude über das gelungene Werk, die Bewachung der Feste mit größerer Sorglosigkeit betrieben als zuvor. Diese Sorglosigkeit bemerkend, ließ Heinrich die Reichskleinodien durch vertrauete Männer aus der Burg hinweg schaffen; alsdann befahl er der Besatzung, daß sie sich verhalten sollte, als wäre er noch gegenwärtig, damit die Feinde einen Tag hindurch getäuschet würden; hierauf verließ er in der Nacht des Neunten August's die Harzburg, begleitet von dem Herzoge Berthold von Kärnten und von den Bischöfen Eppo von Zeitz und Benno von Osnabrück, und entkam glücklich in den Wald. Von einem Jäger geführet nahmen die unglücklichen Fürsten, von der größten Angst getrieben, von Hunger und Durst gequälet, ihren Weg über Berg und Thal hinweg, wo selten oder nie ein menschlicher Fußtritt eingedrücket war. Unter großen Gefahren und Mühseligkeiten erreichten sie am vierten Tage, den Zwölften August's, Eschwege, und hier erst verstatteten sie sich einige Ruhe und einige Nahrung.

Von Eschwege begab sich der König nach Hersfeld. Um diese Zeit waren die Fürsten und Vasallen des Reiches schon überall in Bewegung: denn der Tag war nahe, an welchem das Heer zur Fahrt wider die Polen versammelt sein sollte. Deßwegen fand Heinrich auf dem Wege nach Hersfeld schon eine größere Begleitung. In Hersfeld stießen alsobald die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zu ihm, so wie andere Fürsten in bedeutender Zahl. Der Herzog Rudolf von Schwaben aber stand in einem Lager bei Mainz unbeweglich; er hatte die Bischöfe vom Rhein, aus Schwaben und Baiern an sich gezogen, damit sie, wie er vorgab, mit ihm die Botschaft vom

Könige, wohin sie sich wenden sollten, erwarten möchten. In der That aber wollte er, wie man argwohnte, dem Gange der Begebenheiten zusehen, und nach demselben seine Bahn erwählen. Nun sandte der König zu dem Herzoge: er selbst und alle Fürsten, die bei ihm wären, möchten sich in Eilmärschen zu Cappel bei Hersfeld mit ihm vereinigen. Sie kamen. Alsobald wurde Rath gehalten, was nunmehr zu thun sei. Der König, in Verzweifelung über sein Unglück, die Angst des Todes, dem er kaum entgangen war, in der Seele, von neuer Besorgniß erfüllet wegen des zweideutigen Zauderns, mit welchem der Herzog von Schwaben verfahren war, bat die versammelten Fürsten flehentlich um ihren Beistand. So groß war der Jammer des Jünglinges, daß er sich vor diesen Fürsten zur Erde warf, um, wenn sie die Treue vergessen hätten, wenigstens ihr Mitleid und dadurch ihre Theilnahme zu gewinnen. Er erinnerte sie bei der Furcht vor Gott, vor dessen Augen sie ihm geschworen hätten, an die Treue, und suchte sie mit Zorn zu erfüllen über die unglückseligen Vorgänge. Die Güter, sagte er, die man ihm entrisse, gehörten den sämmtlichen Vassallen des Reiches. Die Bosheit einiger Wenigen sei Schuld; und von diesen Wenigen, die ihres Eides uneingedenk, so wie der Wohlthaten uneingedenk wären, die er ihnen vielfältig erwiesen habe, würde ihm mit dem Reich auch das Leben entrissen worden sein, wenn er sich nicht durch die Flucht der Gefahr entzogen hätte. Eine Beleidigung der königlichen Majestät aber sei keinesweges bloß eine Beleidigung seiner Person: nein, es sei eine öffentliche Beleidigung, deren Schmach Alle treffe, die ihn als König anerkannt hätten und durch deren Hülfe er vor schlechten Menschen hätte gesichert sein sollen [22]. Darum möchten sie mannhafte Fürsorge treffen, daß die königliche Würde, welche sie mit Ehre und Glanz umgeben von den Vätern empfangen hätten, nicht besudelt und geschwärzet würde, und möchten

nicht ein so heilloses Beispiel aus ihrer Zeit ungerächt auf die Nachwelt bringen. Solche Worte, in der höchsten Aufregung gesprochen, ergriffen mit gleicher Gewalt die Ungetreuen, wie die Getreuen unter den Fürsten. Die ganze Versammlung vergoß Thränen über das Unglück des jungen Königes [23], vor dessen Vater sich Alle in Demuth gebeuget hatten. Aber der Eindruck war nicht von Dauer. Zwar machten einige Eifrige den Vorschlag, alsobald mit dem Heere, das wider die Polen bestimmet wäre, gegen die Sachsen zu ziehen, und für die frische Schmach frische Rache zu nehmen; aber die Zweideutigen widersprachen. Die Sache meinten sie, sei nicht übereilt anzufangen; die Sachsen, an sich ein starkes, tapferes, kriegsgewohntes Volk, seien jetzt, nachdem alle Bande des Rechtes und des Gesetzes zerrissen wären, in einem wilden Taumel; gegen sie bedürfe man einer stärkeren Rüstung, um des Erfolges gewiß zu sein. Dieser Meinung stimmten die Bedächtigen bei. Und auch die edelsten und weisesten Männer mußten ja wohl vor dem Gedanken eines so großen Bürger-Krieges erschrecken, als der Kampf mit den Sachsen zu werden drohete, welcher Krieg jedes Falles unermeßliches Unglück über das Vaterland bringen mußte, ohne daß ein Mensch im Stande gewesen wäre, das Ende vorauszusehen. Also wurde beschlossen: ein Jeder sollte heimkehren, um sich, der Schwierigkeit der Sache gemäß, zu rüsten; jedoch sollten die Erzbischöfe von Cöln und von Mainz, von welchen der Erste ohne allen Zweifel einen bitteren Haß gegen den König hegte, und der Andere immer zu Allem bereit war, wenn er nur selbst einen Vortheil erhielt, mit den Sachsen in Unterhandelung treten, um eine Beilegung des unglücklichen Zwistes zu versuchen [24]; wenn aber dieser Versuch mißlänge: so sollte das Heer am siebenten Tage nach dem Feste des heiligen Michael's zu einer Fahrt gegen die Sachsen bei Bredingen an der Werra wieder vereiniget sein [25]. Auf solche

Weise wurde der Bürger-Krieg zwar nicht vermieden, jedoch verschoben. Der König hingegen verlor gegen die Sachsen eine unwiederbringliche Zeit. Zwar zog er in den Rhein-Gegenden umher [26] und suchte die Fürsten zu gewinnen, oder zu bestärken, und war weder sparsam mit Verleihungen, noch mit Versprechungen; zwar schickte er auch nach allen Seiten Abgeordnete aus, welche unter den kleineren Vassallen und selbst in den Städten für ihn wirken, welche den Verläumdungen, die gegen ihn verbreitet waren, widersprechen und die Seelen der Menschen auf seine Seite bringen sollten. Aber ein König, der sich selbst und seine Verwaltung vertheidigen muß, sinket nur tiefer in der Meinung der Menschen, und sucht er durch Anbietungen die Zahl seiner Anhänger zu vermehren, so ruft er nur die Heuchelei hervor und entfernet von sich, welche er anzuziehen gewünschet hat: sie nehmen, was er giebt, und bleiben, was sie waren, scharf um sich her schauend, ob etwa anderswo Größeres zu erhalten sein möchte. Nur in den Städten, in welchen weder Uebermuth, noch Habsucht oder verwilderter Ehrgeiz herrschte, in welchen vielmehr ein gesunder Sinn war und das menschliche Verlangen nach Freiheit für Leben und Verkehr, in welchen auch die Welt der Vassallen und der Geist des Frevels, der Gewaltthat und der Treulosigkeit, der diese Welt beherrschte, schon großen Haß und Widerwillen erreget hat, nur in den Städten fand sein Wort Anklang und sein Schicksal theilnehmende Herzen.

Inzwischen versäumten auch die Sachsen Nichts. Das Entkommen des Königes war ihnen ein großer Verdruß. Was sie durch Ueberraschung und Furcht schnell zu erreichen gehoffet hatten, das mußten sie nunmehr durch Beharrlichkeit und Kunst zu erreichen trachten. Deßwegen blieb nur der kleinere Theil des Heeres in seiner Stellung, um die Belagerung der Harzburg fortzusetzen, der größere Theil aber zog ab, um andere Burgen, die weniger fest waren, anzugreifen, ehe der

der Schrecken verflog, und bessere Anstalten zur Vertheidigung getroffen werden konnten. Zu gleicher Zeit schickten sie Abgeordnete zunächst an die Thüringer, um dieses Volk, das durch den Streit über den Zehent noch in großer Erbitterung war, zum Aufstande zu bringen, alsdann aber auch in alle teutsche Länder, um gegen den König zu arbeiten, um ihre Leiden zu schildern und um ihre Empörung als gerecht, als ein Werk der Nothwendigkeit darzustellen, und auf diese Weise die Fürsten und Völker zu verwirren, und entweder für sich zu stimmen oder doch gegen den König. Und fast nirgends mißlangen ihre Bestrebungen.

Zehentes Capitel.

Große Verschwörung teutscher Fürsten gegen Heinrich IV. Des Königes unerhörte Noth. Erste Regung des freien Bürger-Geistes in den Städten.

J. 1073 — 1074.

Indem nun auf die angegebene Weise von beiden Seiten mit aller Anstrengung gewirket wurde, wie mit verschiedenen Mitteln, so mit verschiedenem Erfolge, sollte am Vier und zwanzigsten August's die verabredete Zusammenkunft der Erzbischöfe von Cöln und von Mainz mit sächsischen Fürsten im Kloster Corvei Statt finden. Die Abgeordneten der Sachsen trafen ein; auch der Erzbischof Sigefrid von Mainz erschien; der alte schlaue Hanno aber blieb aus. Er ließ sich unter irgend einem Vorwand entschuldigen, und sandte die vorsichtige Erklärung ein, daß er Allem, was sie zum Besten des gemeinen Wesens verständiger Weise beschließen würden, auf das Bereitwilligste beistimme, und nach seinen Kräften für das gemeine Wohl mitwirken würde. Was hierauf der Erzbischof von Mainz mit den Sachsen im Geheimen verhandelt hat, das kann nur aus dem Fortgange der Begebenheiten vermuthet werden. Es hieß: der Erzbischof hätte sich viele Mühe

gegeben, die Sachsen zu beruhigen und zwischen dem König und den Sachsen den Frieden herzustellen; die Sachsen dagegen hätten durch Thatsachen die Behauptung zu begründen gesucht, Heinrich könne ohne den größten Nachtheil für die christliche Religion nicht mehr König sein, ja er habe solche Frevel verübet, daß er, wenn dieselben nach den Satzungen der Kirche beurtheilet würden, nicht nur dem Reich entsagen, sondern auch seine Ehe aufgeben müsse, so wie das Wehrgehäng, ja selbst das freie Leben in der Welt. Gewiß ist nur, daß die Zusammenkunft zu Nichts führte, als zu folgendem Beschlusse: „Es sollte eine Zusammenkunft der sächsischen Fürsten mit anderen Fürsten des Reiches [1] Statt finden; in derselben sollten die Sachsen ihre Beschwerden und Klagen vortragen; der König möge, wenn er es für dienlich erachte, gegenwärtig sein und sich wegen der Verbrechen, deren sie ihn beschuldigten, vertheidigen; die übrigen Fürsten sollten alsdann über die Sache entscheiden und dieselbe durch ihre Entscheidung beendigen. Und damit diese Versammlung mit Sicherheit und ohne Gefährde gehalten werden könnte, sollten von beiden Theilen Geissel gestellet werden, zwölf vom König, und zwölf von den sächsischen Fürsten. Diese Geissel sollten gegenseitig gestellet werden am Dreizehenten Septembers zu Hohenburg in Thüringen, die Versammlung selbst aber sollte eröffnet werden zu Gerstungen, auf der Gränze von Thüringen und Hessen, am Zwanzigsten Octobers.“

Auf solche Weise wurde die Sache des Königes von seinem Abgeordneten, dem Erzbischofe von Mainz, wenn nicht verrathen, doch Preis gegeben. Denn mit jedem Tage wurde durch das Getreibe der Sachsen und durch den selbstsüchtigen Geist des Vassallenthumes, die Zahl seiner Gegner größer, und die Zahl seiner Freunde geringer. Nun waren ihnen von Neuem acht Wochen zugestanden zu freier Verfügung und zur Förderung ihres Unternehmens: denn der Erzbischof hatte ver-

gessen, auszumachen, daß in der Zwischenzeit die Waffen ruhen sollten. Und in dieser Zwischenzeit erreichten sie Vieles und Großes. Die Belagerung der Harzburg wurde fortgesetzet, jedoch nicht ohne großen Verlust: denn die Besatzung machte Ausfälle zu That und Raub, machte zuweilen eine reiche Beute, zerstörte dadurch den Handel von Goslar, und brachten Schmach über die Belagerer. Diese, um dem Uebel abzuhelfen, kamen auf den Gedanken, der Burg eine Burg entgegen zu setzen. Derselbe Berg, auf welchem die Harzburg gegründet war, hatte zwei Spitzen in geringer Entfernung von einander, und durch einen schmalen Rücken mit einander verbunden. Auf der niedrigen Spitze stand die Harzburg, auf der höheren wurden jetzt von den Sachsen Befestigungswerke angeleget, von welchen aus sie, so wie diese Werke stärker wurden, die Besatzung der Harzburg mehr und mehr zu lähmen und innerhalb ihrer Mauern zu halten hofften [2]. Zu gleicher Zeit wurden andere Burgen, die weniger fest waren, theils gebrochen, theils durch Bestechung und andere Künste geöffnet. Ferner wurden die Thüringer gewonnen. In einer Versammlung der Vassallen dieses Volkes zu Triteburg [3] wurden die Gesandten der Sachsen, die zur Empörung auffordern sollten, mit allgemeinem Beifallrufe begrüßet; und die Thüringer leisteten den Sachsen und einander einen Eid, daß sie niemals fehlen würden, daß sie vielmehr, von gleicher Noth wie die Sachsen zum Aufstande getrieben, mit denselben alle Gefahren bestehen, und entweder mit Gottes Hülfe den Sieg erringen oder bis zum letzten Hauche für das gemeinsame Wohl kämpfen wollten. Den Aebten von Fulda und Hersfeld aber, so wie allen Fürsten, die Güter in Thüringen besaßen, kündigten sie an: sie hätten an einem bestimmten Tage eidlich das Versprechen abzulegen, daß sie dem Volke zu Hülfe kommen wollten; weigerten sie sich, diesen Eid zu schwören, so würde man ihnen jene Güter sämmtlich entreissen.

Zu diesen Fürsten gehörte der Erzbischof von Mainz. Derselbe hatte sich, immer bedacht, sich nach allen Seiten hin zu decken und zu sichern, von Corvei nach Erfurt begeben. In dieser Stadt ließ er sich von den Thüringern bestürmen, daß auch er der Empörung beitreten sollte; der Erzbischof jedoch, der ohne Zweifeil sein Amt als Vermitteler zwischen dem König und den Sachsen geltend machte, lehnte zwar den Beitritt ab, aber er gab das Versprechen und stellte Geissel zur Sicherheit, daß er Nichts mit den Waffen gegen die Sachsen unternehmen wollte. Dagegen wurden Abgeordnete des Königes, welche unter großen Versprechungen die Thüringer von einer Verbindung mit den Sachsen abzuziehen und in der Treue gegen den König und das Reich zu erhalten versuchten, zur schmählichsten Flucht aus dem Lande genöthiget, und entgingen nur mit Mühe persönlichen Mißhandlungen. Endlich waren die Sendlinge der Sachsen überall, bei allen teutschen Fürsten und bei allen teutschen Völkern, hier im Geheimen, dort unverholen, fortwährend thätig, um den König verhaßt zu machen. Und da sie den König am Besten zu kennen schienen, so fand ihr einstimmiges Zeugniß selten Unglauben. Denn die Menschen sind größtes Theiles geneigt, eher für wahr zu halten, was sie berechtiget, Aergerniß zu zeigen, als was sie zur Beschämung nöthiget, und für die Vorzüge, deren sich die Großen der Erde erfreuen, rächen sie sich gern dadurch, daß sie denselben jegliche Schuld aufbürden, wenn sie sich nicht von aller Schuld frei gehalten haben.

Und Heinrich der Vierte blieb, wenn anders den Ueberlieferungen aus dieser Zeit zu glauben ist [4], auch jetzt nicht ohne Schuld; wenigstens ward ihm eine neue Schuld aufgebürdet. Als er die unglückliche Wendung sah, die seine Angelegenheiten in Teutschland nahmen, und die Arglist bemerkte, mit welcher es den Sachsen gelang, ihm das Herz der Fürsten und der Völker zu entziehen, soll er kein Bedenken getra-

gen haben, sich an Fremde zu wenden und Hülfe bei denselben zu suchen gegen sein eigenes Volk. Die Leidenschaften, welche unter so unseligen Verhältnissen in seiner Brust tobten, und vor Allem das vernichtende Gefühl, daß er, der König der Teutschen, im Vaterlande verlassen und verloren dastand, und keinen Menschen fand, der ihm mit vollem Herzen zugethan gewesen und ohne Hinterhalt für ihn gelebet hätte, machen allerdings auch das Aeußerste begreiflich, und vielleicht würde ein Versuch, Fremde in das Reich zu ziehen, auch in späteren Tagen Entschuldigung gefunden haben, wenn es ihm gelungen wäre, durch die Hülfe derselben den Sieg zu gewinnen über seine Feinde und die teutschen Völker, die jetzt ein zertrümmertes Leben lebten, wieder zu vereinigen um seinen Thron; aber die Noth, die ihn zu einem solchen Versuche zwang, war und blieb ein großes Unglück, und der Versuch selbst, wenn er ihn gemacht hat, mißlang gänzlich. Denn die sächsischen Fürsten warfen ihre Augen scharf nach allen Seiten, und wußten auch seine Bemühungen bei den Fremden zu Schanden zu machen.

Heinrich nämlich, so lautet die Ueberlieferung, sandte zu den alten Feinden der Sachsen, den Liutizen: der Tag des Sieges und der Rache sei angebrochen; die Sachsen, ihre grausamen Dränger, seien in einen einheimischen Krieg verwickelt; eines Einbruches würden sie sich nicht erwehren, der Vernichtung würden sie nicht entgehen können. Dabei ließ er ihnen große Geldsummen zur Förderung des Krieges anbieten. Die Sachsen schickten aber auch von ihrer Seite Abgeordnete zu den Liutizen: sie möchten sich nicht täuschen; niemals sei die Macht der Sachsen größer gewesen als jetzt; sie, die Liutizen würden daher Nichts erreichen und sich nur der gräßlichsten Rache aussetzen; wenn sie aber in dieser Zeit, da die Sachsen mit dem König in Streit wären, vom Krieg abstehen wollten, so wären sie, die Sachsen, erbötig, ihnen die Summen reichlich zu ersetzen, die ihnen vom Könige für den Krieg angeboten wären. Die Liutizen pflogen

Rath über den doppelten Antrag. Einige bestanden darauf, daß die Gunst des Augenblickes nicht versäumet werden dürfe, um sich an den Sachsen für alte Leiden zu rächen und vor künftigen Mißhandlungen sicher zu stellen; Andere aber hielten dafür, daß es vorzuziehen sei, das Anerbieten der Sachsen, Geld ohne Gefahr, anzunehmen. Diese Verschiedenheit der Meinungen wurde mit solcher Heftigkeit geltend gemacht, daß die Liutizen unter einander in einen blutigen Kampf geriethen, der vielen Tausend Menschen das Leben kostete, und sie abhielt, sich einzumischen in die Händel der Teutschen. Zu gleicher Zeit wandte der König sich auch an Svein, den König der Dänen, und erinnerte ihn an das abgeschlossene Bündniß. Svein erschien, wie versichert wird, auf diese Mahnung mit einer Flotte an der sächsischen Küste. Als er aber sein Heer an's Land setzen wollte, weigerten sich die Krieger, Feindseligkeiten wider die Sachsen zu verüben. Sie hätten wohl, sagten sie, an heißen Tagen mit den Sachsen zusammen gestanden, aber sie hätten keine Veranlassung zu einem Kriege wider dieselben gefunden. Und Svein wurde durch diese Meuterei in seinem Heere genöthiget, unverrichteter Dinge zurück zu kehren [5].

Es ist wahr, die erste dieser Nachrichten enthält Nichts, das geradezu verworfen werden dürfte; aber möglich wäre doch wohl, daß der Krieg, in welchen die Liutizen wider einander geriethen, die Veranlassung zu der Vermuthung gegeben hätte, welche uns als Wahrheit überliefert worden ist, zu der Vermuthung nämlich, daß Heinrich, der König, einen Theil derselben gewonnen habe, und die Sachsen den anderen Theil. Jedes Falles ist diese Zeit so voll von Lügen und Gerüchten, daß man kaum irgend Etwas zu glauben waget. Gegen die zweite Nachricht aber erheben sich schwere Bedenklichkeiten. Die Zeit scheinet nicht hinzureichen für das Unternehmen, zu welchem Heinrich den König der Dänen veranlasset haben

soll [6], und die Art, in welcher Svein dasselbe ausführte, dürfte der Lage der Länder widersprechen. Auch ist sie ganz im Allgemeinen gehalten, ohne Angabe der Zeit, eines Ortes und eines Flusses [7], und erweckt eben deßwegen kein Vertrauen.

Wie man jedoch auch urtheilen mag: gewiß ist, auf die Vorgänge in Teutschland wirkten weder Dänen noch Wenden ein, und die Teutschen konnten ihre Angelegenheiten ungehindert betreiben. Aber sie betrieben dieselbe auf die unglückseligste Weise.

Der Tag kam heran, welcher in Corvei zu einer Versammlung der Fürsten in Gerstungen festgesetzet war. Heinrich hatte den Vertrag, wie sehr auch seine Seele widerstreben mochte, genehmiget; aber er hatte es als unwürdig verworfen, daß er, der König der Teutschen, einem teutschen Volke, den empörten Sachsen, Geisseln stellen sollte. Um diese Schwierigkeit zu heben, hatten sich die Erzbischöfe von Cöln und von Mainz für die gegenseitige Sicherheit verbürgt, und auf diese Bürgschaft war ausgemacht worden, daß der Tag zu Gerstungen Statt finden sollte, ohne daß Geisseln gestellet würden, weder von dieser Seite, noch von jener. Zu dem Tag erschienen die Fürsten der Sachsen mit einem Geleite von vierzehen Tausend Bewaffneten; von Seiten des Königes erschienen die Erzbischöfe von Mainz und von Cöln, die Bischöfe von Metz und von Bamberg, die Herzoge Gozelo oder Godefrid von Lotharingien, Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnten. Der König selbst begab sich nach Würzburg, weil er, und gewiß nicht ohne Ursache, in Gerstungen nicht sicher zu sein fürchtete. In der Versammlung erschienen die sächsischen Fürsten und Herren, wie in Verzweifelung, wie Menschen, die das Gräßlichste erduldet hätten, und, kaum der Noth entgangen, das Gräßlichste fürchteten. Sie warfen sich vor den Fürsten zur Erde und fleheten dieselben an, unter Anrufung des Namens

Gottes, daß sie, als gerechte Richter, nicht ihr ungewöhnliches Unternehmen in's Auge fassen möchten, sondern vielmehr die Leiden, durch welche sie zu diesem Unternehmen gezwungen worden. Und als sie nun aufgefordert waren, frei zu reden, schilderten sie die schandbaren Unthaten, welche der König gegen Einzelne und gegen das Volk begangen, und die groben Verbrechen, mit welchen Heinrich die königliche Würde beflekket hätte, mit so grellen Farben, daß die Fürsten, welche der König gesendet hatte, zusammen schauderten, und sogleich, ohne einem Zweifel Raum zu geben, ohne die Anklagen zu prüfen, ohne an eine Vertheidigung des Königes zu denken, das Urtheil aussprachen: den Sachsen sei nicht zu verargen, daß sie für ihre Freiheit, für ihre Weiber und ihre Kinder endlich die Waffen ergriffen, aber zu verargen sei ihnen, daß sie solche Gräuel so lange mit weibischer Geduld ertragen hätten. Nach einem solchen Urtheil aber mußte die Frage entstehen, was nun weiter zu thun sei. Und als man drei Tage mit unnüzzer Heuchel-Sorge hin und her geredet hatte, ward einstimmig der Beschluß gefasset: dieser König müsse auf die Seite geworfen und ein anderer Mann, tüchtig zur Verwaltung des Reiches, müsse zum König erwählet werden [8].

Diesen unerhörten und frechen Beschluß wollten die verrätherischen Fürsten und Herren in der That alsobald in Ausführung bringen; sie wollten den Herzog Rudolf von Schwaben, der mit dem Könige zum zweiten Male verschwägert war, als König aufstellen. Rudolf aber erklärte mit einem Schwure, daß er sich niemals zur Uebernahme des Reiches verstehen würde, wenn nicht alle Fürsten, zu einem öffentlichen Tage vereiniget, ihn erwählet hätten. Aber er weigerte sich schwerlich aus innerer Scham wegen des meuchlerischen Thronraubes, sondern aus der Besorgniß, daß das Unternehmen mißlingen werde, oder, wie er selbst erklärte, aus Besorgniß vor dem Schandflecken des Meineides: denn er wußte wohl, daß er,

als Schwabe, den Sachsen, die nur durch Otto's von Nordheim Erhebung befriediget werden könnten, höchst verhasset sein würde, daß die Schwaben und Burgundier nicht die mindeste Ursache zur Unzufriedenheit mit dem Könige Heinrich hatten, und daß man außer Sachsen und Thüringen nirgends eine Schuld an dem jungen rechtmäßigen Könige der Teutschen finden könnte. Seine Weigerung setzte die versammelten Fürsten in neue Verlegenheit. Sie wagten nicht ihren Beschluß bekannt werden zu lassen, auch keinesweges aus innerer Scham wegen des Frevels, sondern aus Furcht, daß ihr Lügenwerk scheitern möge vor dem gesunden Sinne der Besseren im Volke. Denn das Gedächtniß des Menschengeschlechtes war doch nicht zu zerstören; und die Welt wußte es ja, daß dieselben Fürsten, welche den König jetzt von seinem Throne zu stoßen beschlossen, ihn einst als Kind mit Lug und Trug gewaltsam aus den Armen seiner Mutter gerissen, und in die unglückseligen Verhältnisse hinein geworfen hatten, in welchen er Halt und Richtung verloren; sie wußte es ja, daß Heinrich immer unter der Gewalt der Fürsten des Reiches gestanden hatte, durch welche seine Jugend zu eigenem Vortheil auf das Vielfältigste mißbrauchet worden war; sie wußte, daß man ihn bis in die letzten Zeiten herein zu Allem gezwungen hatte, was geschehen, daß er kaum seit einem Jahre Herr seiner Beschlüsse gewesen, und daß er, ein Jüngling, selbst in diesem Jahre verleitet und verlocket worden war. Es war also gewiß zu fürchten, die Welt würde nicht begreifen können, wie es möglich gewesen, daß Heinrich so gräßliche Unthaten an den Sachsen verübet habe, als dieselben erduldet zu haben behaupteten. Deßwegen verabredeten die Abgeordneten des Königes mit den sächsischen Fürsten, daß man, was beschlossen war, geheim halten und dagegen dem König und dem gemeinen Haufen der Vassallen [9] Folgendes bekannt machen wolle: „man sei übereingekommen, daß die Sachsen dem Kö-

nige für ihr verwegenes Unternehmen gegen ihn und das Reich eine angemessene Genugthuung zu leisten hätten, der König hingegen den Sachsen Straflosigkeit für ihre That gewähren und ihnen Sicherheit vor solchen Kränkungen, als durch welche sie zum Abfalle gezwungen worden, eidlich zusichern sollte. Das Eine wie das Andere sollte am Weihnachtsfeste geschehen, welches der König zu Cöln feiern würde. Inzwischen sollte ein Jeder der versammelten Fürsten sich bemühen, andere Fürsten des Reiches, so viele als möglich, vorzubereiten, und für den Zweck zu gewinnen, dessen Erreichung sie als nothwendig erkannt hätten.

Nach dieser Verabredung gingen die Sachsen zurück in ihr Land, um die Eroberung und Zerstörung der königlichen Burgen fortzusetzen; die übrigen Fürsten aber, welche als Abgeordnete des Königes in Gerstungen gewesen waren, begaben sich nach Würzburg, um, die Treue auf der Stirne, den Verrath im Herzen, ihrem König und Herrn die Lüge, an Statt der Wahrheit, zu überbringen. Der König, wie groß auch die Erfahrung sein mochte, die er in seinem kurzen Leben gemacht hatte, mochte doch keine Ahnung haben von einer so schamlosen Arglist, als hier obwaltete. Die Lüge für Wahrheit nehmend, erklärte er sogleich freudig und unumwunden: ihm liege nur der Friede im Reich am Herzen und deßwegen sei er bereit, jegliche Bedingung einzugehen. Diese Freudigkeit und Unbefangenheit des jungen Königes aber mag nicht ohne allen Eindruck geblieben sein auf das Gewissen der Verschworenen. Wenn sie nicht wankend geworden sind in ihrer Heuchel-Rolle, so ist doch vielleicht die Besorgniß in ihnen aufgestiegen, daß die erklärte Liebe des Königes für den Frieden und seine Bereitwilligkeit, Alles für die Herstellung desselben zu thun, verbunden mit seiner Jugend und dem Unglücke seiner Kindheit, auf jede edele Seele tief einwirken, und, was er in jugendlicher Unbesonnenheit gefehlet habe, leicht in Vergessenheit brin-

gen möchten. Diese Besorgniß wurde noch durch einen verdrießlichen Entschluß desselben vermehret. Die Verschwörer wünschten den König in die Länder des Rheines zu ziehen, theils weil es am Leichtesten war, ihn in diesen Gegenden durch den Einfluß der verschworenen Erzbischöfe von Mainz und von Cöln mit Gaukel-Künsten zu umgarnen und ihm die Entdekkung des Betruges unmöglich zu machen, theils weil sie freie Hand behalten wollten für die Förderung ihres Werkes, besonders bei den Baiern und dem Herzoge Welf, auf welche man sich nicht verlassen konnte. Der König aber beschloß, nicht an den Rhein zu gehen, sondern nach Regensburg, ohne Zweifel, um den Herzog Welf und die Baiern in seiner Treue zu befestigen. Solche und ähnliche Dinge droheten einen Riß zu machen in den verabredeten Entwurf. Eben deßwegen war für die Verschworenen irgend etwas Neues, irgend etwas Auffallendes nöthig, um sich selbst zu stärken in ihrem ruchlosen Treiben, und um den König verhasset zu machen bei allem Volk. Und das Nöthige ereignete sich zu so gelegener Zeit, daß auch der höchste Argwohn gegen diese Männer des Verrathes und der Lüge gar wohl entschuldiget werden mag [10].

In der Umgebung des Königes nämlich hatte früher ein Mann, Namens Regenger, gelebet, und sich des vertraulichen Umganges mit dem König erfreuet; in der letzten Zeit aber war derselbe aus unbekannten Gründen entfernet worden. Als nun Heinrich auf seiner Reise nach Regensburg einige Tage zu Nürnberg verweilte, da trat Regenger plötzlich hervor und redete zu den Herzogen Rudolf und Berthold in folgender Weise, ohne Scham über die Schande, die für ihn selbst in seinen eigenen Worten lag. „Ich und mehrere Andere, von welchen der König hoffte, daß sie geeignete Werkzeuge eines niederträchtigen Planes sein würden [11], sind von demselben mit Bitten und großen Versprechungen gedränget worden, daß wir uns über Euch und die anderen Fürsten, die in Würzburg

versammelt waren, bewaffnet hinstürzen möchten, um Euch und sie, die Urheber der Empörung, zu ermorden, und dadurch ihn selbst von der Gefahr, das gemeine Wesen aber von der Erschütterung zu befreien. Die Uebrigen haben diesen Auftrag übernommen; ich allein habe das schwarze Verbrechen zurück gewiesen, und es gewaget, den König von seinem Vorhaben abzumahnen. Darüber ist der König in so heftigen Zorn gegen mich entbrannt, daß er mich aus seinem Angesichte hinweg getrieben hatte; und ich würde ermordet worden sein, wenn ich mich nicht durch eine schnelle Entfernung der drohenden Gefahr entzogen hätte." Zugleich nannte er die Uebrigen, welchen der König denselben Antrag gemacht hätte, und erklärte, daß er bereit sei, die Wahrheit seiner Angabe durch das Gottes-Urtheil eines Zweikampfes, entweder mit dem Könige selbst, oder, wenn etwa die Gesetze entgegen ständen, mit jedem anderen Manne zu erhärten.

Auf diese willkommene Anklage geberdeten sich die beiden Herzoge, als seien sie zugleich heftig erschrocken und von der Wahrheit fest überzeuget. Denn Regenger, hieß es, sei ja ein in der königlichen Pfalz wohl bekannter und geachteter Mann; und nicht zum ersten Male sage das Gerücht von dem Könige [12], daß er Fürsten nach dem Leben getrachtet, ja, daß er Mehrere von seinen Vertraueten ermordet habe. Auf das Geheimniß ihrer Verrätherei bauend, trugen sie kein Bedenken, absobald an den König Abgeordnete zu senden: da er zuerst die Treue gebrochen, und Männern nach dem Leben gestellet hätte, die nur für sein Wohl arbeiteten, so seien auch sie des Eides ledig, durch welchem sie ihm Treue und Unterwerfung geschworen; wenn er sich von dem Vorwurfe nicht reinige, so hätte er von ihnen fortan in ruhigen Zeiten keine Treue, in stürmischen keine Hülfe zu hoffen.

Der König erstaunte; aber seinen Schmerz unterdrückend, wandte er sich sogleich zu seinen Leuten: „der Herzog Rudolf

ist ungeduldig: er will König sein; und da er mir kein wahres Verbrechen zur Last zu legen vermag, so setzt er Verläumdungen und Klatschereien künstlich zusammen, um mich zum Verbrecher zu machen. Aber, setzte er hinzu, hinweg mit dem Wortkampfe, hinweg mit dieser Weberei arglistiger Beweise! Mit meiner Faust will ich die Lüge zerstören. Ich will die Majestät des königlichen Namens nicht geltend machen, sondern im Zweikampfe mit dem Herzoge Rudolf die Schleichwege der Lüge öffnen, in welchem er seine Bosheit zu verbergen gehoffet hat. Soll ich dann das Reich verlieren, so soll wenigstens die Welt erkennen, daß ich es nicht durch meine Schuld verliere, sondern durch die Fallstricke und den Meineid dieses Mannes.»

Nach diesem Ausbruche des Zornes und des Schmerzes näherte sich Udalrich von Cosheim, Einer von Denen, welche nach Regenger's Angabe bestimmt waren, den Fürstenmord zu vollbringen, und diese Aufgabe übernommen hatten, dem Könige mit besänftigenden Worten: er möge in der ersten Aufwallung sich nicht zu Etwas verstehen, das unter der Erhabenheit der königlichen Würde wäre; ihm selbst gezieme es vielmehr, mit Regenger oder mit jedem Anderen für seine eigene und für des Königes Unschuld zu kämpfen. Und sogleich begab er sich zum Herzoge Rudolf, und erklärte demselben, daß er bereit, auf jede Art, die er, der Herzog, für entscheidend hielte, zu beweisen, daß Regenger's Angabe eine Lüge sei. Durch diese Erklärung überraschet, antwortete der Herzog, „er wolle die Meinung der übrigen Fürsten abwarten.»

Also blieb die Sache unentschieden, und ein böser Verdacht blieb an dem Könige haften. Heinrich indeß setzte seine Reise nach Regensburg fort, aber mit schwerem Herzen. Er selbst sah mit Mißtrauen auf jeden Menschen, und jedes Auge blickte mit Mißtrauen auf ihn. Zwar war ihm der Herzog Welf mit den Bischöfen von Regensburg und Salzburg, Otto

und Gebehard, entgegen gekommen, und in ihrer Begleitung verfolgte er seinen Weg. Diese Fürsten unterließen wohl nicht, zu ihm von ihrer Treue zu reden und von ihrer Ergebenheit. Aber konnten sie Treue und Ergebenheit für einen König fühlen, dessen Thron über einem Abgrunde stand, der keine Gewähr darzubieten vermochte, der in den Verdacht eines schändlichen Anschlages gekommen war? und er, der König, konnte er, nach so vielen und so schmerzlichen Erfahrungen, Glauben haben an die Treue und die Ergebenheit irgend eines Menschen, und im Besonderen eines Fürsten des Reiches? Nein, er, der König der Teutschen, stand allein in einer feindlichen Welt, und blickte jetzt verzagt und jetzt mit verachtendem Trotz in die Zukunft hinein. Und doch sollte er bald eine andere und erfreulichere Erfahrung machen, die wohl geeignet war, ihm einigen Trost zu gewähren, und die ihm und allen Königen nach ihm zu zeigen vermochte, wo sie die Treue, wo sie ihre Freunde zu suchen hatten.

Die Sachsen nämlich waren mit dem Gange der Dinge auch von ihrer Seite keinesweges zufrieden. Sie hatten ihren Aufstand nicht ohne Erfolg begonnen; aber sie verdankten diesen Erfolg mehr der Ueberraschung, als tapferen Thaten. Sobald die Besatzungen in den königlichen Burgen sich von dem ersten Schrecken erholet hatten, der ihnen durch die große Menschen-Masse und durch das allgemeine Getümmel eingeflößet war, vertheidigten sie die Festen mit der größten Hartnäkkigkeit, und wie sie den Angriffen mit den Waffen tapfer widerstanden, so widerstanden sie auch allen Lockungen und allen Bestechungen. Selbst vor der Harzburg erreichten die Sachsen nicht viel durch die Gegen-Feste, welche sie auf der anderen Bergspitze zu gründen angefangen hatten: denn dieses Werk war um so schwieriger zu Stande zu bringen, je kühner das Unternehmen an sich selbst erschien, und ehe die Sachsen von ihren Anlagen den Vortheil zu ziehen vermochten, den sie von

derselben erwarteten, hatten sie durch die so verwegene als gewandte Tapferkeit der königlichen Besatzung bald einen schweren Verlust, bald Gefahr und Schmach zu erleiden. Darüber ungeduldig, vielleicht auch fürchtend, daß bei langer Verzögerung irgend ein Ereigniß eine andere Wendung der Dinge herbei führen möchte, drängten sie durch häufige Botschaften die Fürsten am Rheine, daß sie der Sache ein Ende machen sollten: entweder möchten sie ihnen die Gewalt zugestehen, einen König zu setzen, oder sie selbst möchten zum Könige wählen, wen sie wollten; sie, die Sachsen, würden jeglicher Wahl beistimmen, wenn nur das gemeine Wesen gerettet würde. Auf diese Botschaft berief der Erzbischof Sigefrid von Mainz alle Fürsten des Reiches zu einer Versammlung nach Mainz, um den Herzog Rudolf zum König erwählen zu lassen. Der König Heinrich aber, als er von dieser Berufung Kunde erhielt, brach sogleich auf nach dem Rheine, begleitet von Allen, welche er durch Geschenke oder Versprechen für diese Fahrt zu gewinnen vermocht hätte. Zu Ladenburg, in der Nähe von Worms, ward er von einer schweren Krankheit ergriffen. Der Kummer, der an seinem Herzen nagte, warf ihn, nach langem Widerstande, so hart darnieder, daß seine Feinde schon die Hoffnung faßten, er werde sterben und ihnen vergönnen, über seinem Grabe die Früchte ihrer Ränke und ihres Verrathes zu genießen. Aber ihre Rechnung war falsch. Des Königes kräftige Natur überwand die Krankheit. Als er sich nun, kaum erstanden, nach Worms begeben wollte, da kamen ihm die Bürger dieser edelen Stadt, wohl bewaffnet und wohl geordnet, in einem schönen Zug entgegen. Sie hatten die Lehenleute ihres Bischofes, welche ihrem Könige den Weg zu verlegen unternommen, in die Flucht geschlagen, und würden den Bischof selbst ergriffen und in Fesseln dem König überliefert haben, wenn nicht auch er sich durch die Flucht gerettet hätte. Nun empfingen sie ihn, ihren König, mit Jauchzen und Froh-

locken. Sie entwickelten vor ihm die Tüchtigkeit ihrer Rüstung und die Menge ihrer gewandten Jugend, auf daß er erkennen möchte, welche Hoffnung er auf sie setzen dürfe in seiner Bedrängniß. Sie brachten ihm Geld dar zur Fortsezzung des Krieges, das sie männiglich zusammen geschossen hatten, ein Jeder nach seinem Vermögen, und schwuren ihm einen freudigen Eid, daß sie bis zum Tode mit treuer Ergebung für seine Ehre kämpfen würden.

Das war eine neue Erscheinung. Sie enthält ein schweres Zeugniß gegen die Fürsten des Reiches und deren Lehenleute; sie enthält ein großes Zeugniß über den Geist und das Leben der Städte; sie bietet eine starke Hoffnung für die Zukunft dar. Der König war überraschet: was er niemals gefunden hatte, weder bei den Häuptern der Kirche, noch bei den Männern vom Schwerte, das fand er bei dem verachteten Haufen der Bewohner einer Stadt, bei gewerbfleißigen Menschen, Wahrheit, Treue und uneigennützige Ergebenheit. Mit freudiger Seele zog er in Worms ein, und hatte vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben das Gefühl vollkommener Sicherheit. Von jetzt an betrachtete er die Stadt Worms als die Burg des Reiches [13], von welcher aus er den Kampf führen, nach welcher hin er im Fall eines Unglückes seine Zuflucht nehmen müßte. Auch hat er sich den Bürgern von Worms nicht unbezeuget gelassen. In einer feierlichen Urkunde hat er, bald nach diesem Vorgange [14], ihre Treue, welche sich unter allgemeinem Verrathe mit Verachtung und Tod wohl bewähret, öffentlich und lobpreisend anerkannt; er hat sie als die Würdigsten von Allen erklärt, und ihnen zum Beweise seiner Dankbarkeit in sechs königlichen Städten, in Frankfurt, Boppard, Hammerstein, Dortmund, Goslar und Angern, die Zollfreiheit ertheilet für ewige Zeiten.

Jedoch wie sehr Heinrich auch durch die Gesinnung der Bürger von Woms getröstet und erfreuet sein mochte: er faßte

die Erscheinung nur auf als etwas Einzelnes und ahnete den Tag nicht, als dessen Morgenröthe er dieselbe hätte begrüßen sollen. Hätte er es gewaget, sich von den Vassallen loszusagen, den frischen Geist des Bürgerthumes in den Städten aufzurufen und sich frei und entschlossen mit demselben zu verbinden, ja, in natürlicher Folge, hinab zu steigen bis zu der Hütte des beknechteten Bauern: vielleicht würde es schon jetzt gelungen sein, der Frechheit des Vassallenthumes einen schweren Schlag beizubringen und dem Leben eine edelere Gestaltung zu geben. Aber wie hätte er, der junge König, nach so unermeßlichem Unglücke, mit seinem Mißtrauen und seiner Angst, sich zu solcher Kühnheit zu erheben vermocht, da ja selbst in späteren Jahrhunderten auch gewaltige Männer auf dem Throne nicht im Stande gewesen sind, sich von alten, fleißig genährten Vorurtheilen loszumachen, und die Binde zu zerreissen, die man ihnen schon in der Kindheit sorgfältig um die Augen geleget hatte. Auch fehlten ihm in der That die Mittel und die Wege, wiewohl die Vorgänge in Worms nicht ohne unmittelbare Wirkung blieben. Denn durch diese Vorgänge wurde die Versammlung der Fürsten zu Mainz, welche der Erzbischof berufen hatte, gänzlich vereitelt. Manchen, die unterweges waren, sank der alte Trotz zusammen, als sie von dem Empfange des Königes in Worms hörten: sie kehrten schüchtern nach Hause zurück; Andere, die schon in Mainz angekommen waren, verloren die frühere Zuversicht und verließen in der Stille die Stadt; nur in Wenigen vermochte der Erzbischof den Muth einiges Ausharrens zu erhalten [15], obgleich sie erklärten, daß sie, ohne die Anwesenheit der übrigen Fürsten, über so große Angelegenheiten keinesweges entscheiden wollten. Hätte daher Heinrich nur ruhig in Worms Stand gehalten, und schweigend eine stärkere Rüstung betrieben, so würde die Verbündung der Fürsten gegen ihn in sich selbst zerfallen, und bald würden sie nach einander vor ihm erschienen

sein, um seine Gnade zu suchen und von Neuem, wenn auch treulos, Treue zu geloben. Ihm aber lagen seine früheren Schicksale wie eine schwere Last auf der Brust; er wünschte durch Aussöhnung mit seinen Feinden die Ruhe im Reiche herzustellen; auch mögen die Bischöfe, welche, aus Sachsen vertrieben, sich bei ihm befanden, Liemar, Eppo, Benno, sich nach ihren Sitzen und ihren Heerden zurückgesehnt und ihn beredet haben, keinen Versuch zu scheuen. Gewiß ist, er sandte an jene Fürsten zu Mainz und bat sie inständigst um eine vertrauliche Besprechung zu Oppenheim [16]. Nach vielen Bemühungen wurde dieser Vorschlag von den argwöhnischen oder verzagten Fürsten angenommen, jedoch erst, als der König sich dazu verstanden hatte, wegen ihrer Sicherheit Geissel zu stellen, und alsdann auch, der Schicklichkeit wegen, Geissel zu empfangen.

Als er nun aber zu Oppenheim in die Versammlung der Fürsten trat, und jene finsteren Männer erblickte, welche sein Schrecken gewesen waren von seiner Kindheit an, die Männer der Gewaltthat, der Verschwörung und des Verrathes: da kehrte das alte Grauen in seine Seele zurück und er verlor Halt und Fassung. In seiner Bestürzung, ja in seiner Verzweifelung, warf er sich zu Boden, und flehete zu diesen Fürsten mit zerknirschtem Herzen: „sie möchten doch Gottes eingedenk sein, des gerechten Richters; sie möchten eingedenk sein des Eides der Treue, den sie ihm vor Gott geschworen. Wenn er vormals etwa gefehlet hätte, so möchten sie es seinem jugendlichen Alter verzeihen; fortan, da er durch Unglück gebessert, an Jahren und Verstand zu größerer Reife gekommen sei, werde er Alles Knabenhafte ablegen, und Nichts denken und Nichts thun, als was tugendhaft, was ehrbar, was einem König und einem Manne gezieme.“ Aber selbst eine solche Sprache, in solcher Weise vorgetragen, rührte diese Fürsten nicht; sie gab ihnen nur den klarsten Beweis, daß von einem Könige Nichts

zu fürchten sei, der sogar nach Vorgängen, wie sie zu Worms Statt gefunden, seine Niedergeschlagenheit nicht zu überwinden vermocht habe. Sei es nun, daß sie durch Selbstsucht und Meineid verhärtet waren, sei es, daß Einer sich vor dem Anderen scheuete, und das Ansehen, als sei er der Verschwörung nicht ergeben, vermeiden wollte: sie wiesen die flehentliche Bitte des Königes kalt, rauh, barsch und frech zurück. „Umsonst fordere er Treue von ihnen, da er selbst weder Gott noch Menschen jemals die Treue bewahret habe. Im Frieden und im Kriege sei er gegen Freund und Feind gleich gehässig und verrätherisch. Noch vor Kurzem, als sie sich zu Würzburg nur mit seinem Wohle beschäftiget, habe er Henker und Tod gegen sie bereitet [17]. Wenn er glaube, daß er fälschlich dieser Verbrechen beschuldiget werde, so möge Udalrich von Cosheim mit Regenger den Zweikampf bestehen. Siege Udalrich, so würden sie zu seiner Treue zurückkehren, und nie einen Widerspruch erheben [18].“ Dieses letzte Wort, das wohl nur in Verworrenheit ausgestoßen war, ergriff der König: Das sei es ja eben, was Rudolf von Schwaben verhindert habe. Also bestimmte er sogleich den Vierzehenten Januar's des folgenden Jahres als den Tag, an welchem der Zweikampf auf einer Insel im Rhein bei Mainz Statt finden sollte [19]; und die Fürsten, durch ihr Wort gebunden, widersprachen nicht.

Aber der Zweikampf fand nicht Statt. Ehe der Tag heran kam, wurde Regenger von dem Geiste der Lüge, dem er gedienet hatte, auf eine so schreckliche Weise ergriffen, daß er sich im Wahnsinne schauderhaft zu Tode tobte. Dieser gräßliche Vorgang überzeugte die Welt von der Unschuld des Königes, aber er änderte die Gesinnung der Fürsten nicht. Sie sahen das unglückliche Werkzeug ihrer Ränke dahin fahren, und gingen, in ihres Herzens Härtigkeit, gemeinsam weiter auf der Bahn der Selbstsucht und des Ehrgeizes, auf welcher ein Jeder einzeln ohne Zweifel umgekehret sein würde,

wenn ihn nicht Furcht, Scham und Schuld an der Kette der Verschwörung und des Verrathes festgehalten und bestärket hätte in der Feindseligkeit gegen den König.

Zu derselbigen Zeit, da Regenger zu Grunde ging, war jener Egeno, welcher den Herzog Otto von Baiern eines Mordanschlages beschuldiget hatte, nachdem ihm von dem Erzbischofe Hanno seine Besitzungen entrissen waren, bei einer Straßenräuberei ergriffen und seiner Augen beraubet worden. Seitdem sah er sich genöthiget, als armer blinder Mann von Thür zu Thür sein Brod zu erbetteln [20]. Auf solche Weise erfüllte er, wie Regenger, sein Schicksal. Das aber war der Unterschied: Egeno wurde durch menschliche Leidenschaft und menschliche Gewalt stufenweis hinab gewürdiget bis zu der äußersten Gränze menschliches Elendes; Regenger hingegen fand einen so plötzlichen als schauderhaften Tod im Schrecken vor seiner eigenen That durch die Macht des Gewissens.

Eilftes Capitel.

Heinrich's IV. fortdauernd unerhörte Noth. Der Friede von Gerstungen. Die Zerstörung der Harzburg.

J. 1074.

Der Aufenthalt in Worms mochte dem König erfreulich sein; es mochte ihn auch beruhigen, daß Regenger's schreckliches Schicksal eine gräßliche Beschuldigung wider ihn zu Schanden gemacht hatte: aber seine Verhältnisse waren nicht gebessert und die schwersten Sorgen drangen auf ihn ein. Er befand sich in der größten Beschränktheit. Von den königlichen Gefällen ging Nichts ein; kein Bischof, kein Abt, Niemand lieferte, was ihm zu liefern oblag. Nur das Nothdürftigste wurde mit Mühe herbei geschaffet [1]. Am Weihnachtsfest erschienen zwar einige Fürsten, so geistliche wie weltliche, um ihn in gewohnter Weise zu begrüßen; aber ihre Erscheinung war sehr verschieden von der Gewohnheit früherer Tage. Alle kamen mit leerer Hand, Alle ohne ein kriegerisches Gefolge, Alle mit zweideutiger Gesinnung. Sie zeigten sich dem Könige, um bei ihm den Schein der Treulosigkeit zu vermeiden; sie kamen ohne Waffen und Gepränge, um den Feinden des

Königes zu beweisen, daß sie nicht die Absicht hätten, Etwas für ihn zu thun. Dennoch behielt Heinrich diese Fürsten in Worms; nicht, weil er ihnen trauete, oder etwas Heilsames von ihnen erwartete, sondern weil er hoffte, es könnte nicht ohne Wirkung sein, wenn bekannt würde, daß dieser oder jener vornehme Mann sich bei ihm, dem Könige, befände. Inzwischen liefen von allen Seiten wilde Gerüchte ein und beängstigende Nachrichten: jene betrafen die Fürsten, an deren Treue Heinrich noch nicht gänzlich verzweifelte, wie sie ungewiß wären und zauderten, oder schwankten und abfielen; diese galten den Zustand der Dinge in Sachsen und Thüringen. Es war ein ungewöhnlich harter Winter; eine feste Eisdecke lag auf allen Flüssen und Strömen; der Schnee, der sich über Felder und Fluren hinbreitete, war zu einer einzigen Eismasse zusammen gefroren. Dennoch ließen die Sachsen und Thüringer nicht ab von den Angriffen auf die königlichen Burgen. Die tapfere Besatzung der Asenburg schickte wiederholt die dringendste Bitte an den König, daß er sie auf irgend eine Art zu retten suchen möge: die Lebensmittel fehlten, der Hunger verzehre sie; bald würde ihr Nichts übrig bleiben, als zu sterben oder sich den Feinden zu ergeben. Der König, außer Stande zu helfen, mußte die treuen Männer ihrem Schicksal überlassen; und im Anfange des Jahres ein Tausend und vier und siebenzig wurde die Burg den Thüringern übergeben. Diese ließen die Besatzung frei abziehen, die Burg aber zerstörten sie von Grund aus [2]. In der Burg Volkerode befand sich des Königes schwangere Gemahlin; die Zeit ihrer Entbindung war nahe; und nun erhielt Heinrich die Nachricht, daß diese Burg, die bisher noch nicht angegriffen war, von seinen Feinden belagert werde. Solche und andere Dinge solcher Art beunruhigten ihn und füllten seine Brust mit Schmerz und Kummer.

Um vor Allem seine Gemahlin den Gefahren zu entziehen, von welchen sie bedrohet war, sandte er den Abt von

Hersfeld an die Thüringer, welche die Belagerung der Burg unternommen hatten. Die Thüringer verstatteten, daß die so unglückliche als erhabene Frau die Burg verlassen durfte. Sie begab sich mit dem Abte nach Hersfeld. Daselbst blieb sie im Kloster, weil der König, ihr Gemahl, ihr keinen sicheren Aufenthalt zu gewähren vermochte. In diesem Kloster gebar sie am Zwölften Februars einen Sohn. Da dieses Kind schwächlich zu sein schien, so ward es schon am dritten Tage nach seiner Geburt von dem Bischofe Ezzo von Aldenburg, der sich zufällig in Hersfeld befand, getaufet, und erhielt den Namen Kunrad. Kein Fürst war gegenwärtig; deßwegen wurde der Neugeborene von dem Abt und mehreren Mönchen in Hersfeld aus der Taufe gehoben.

So schmerzlich dieses Ereigniß, oder vielmehr, so schmerzlich die Umstände, unter welchen dasselbe Statt fand, dem Könige sein mochten, so machten ihm die öffentlichen Verhältnisse doch größere Sorgen, als die häuslichen. Er sah sich täglich mehr und mehr in große Wirrnisse verschlungen, und fühlte weder die Kraft in sich, das Netz zu zerreissen, noch fand er irgend ein Mittel, sich loszuwickeln. Seine einzige Hoffnung war auf eine Aussöhnung mit den Sachsen gestellet; aber auf welchem Wege vermochte er sich diesen wild aufgereizten Feinden zu nahen? In seiner unerhörten Noth wandte er sich von Neuem an die Erzbischöfe von Mainz und von Cöln, an Sigefrid und Hanno, mit der inständigsten Bitte, daß sie doch noch einen Versuch machen möchten, um die Sachsen zur Niederlegung der Waffen und zu einer friedlichen Unterhandlung zu bewegen. Zuverlässig war es ihm kein Geheimniß, daß diese Männer, wie fein und priesterlich sie sich drehen und wenden mochten, treulos und verrätherisch gegen ihn gehandelt hatten, und zuverlässig war sein Vertrauen zu denselben gering. Aber hatte er denn einen Mann, nicht etwa von wohlwollender, sondern von reiner, von vaterländischer Gesinnung, in des-

sen Hände er seine Sache hätte legen können? und hätte er einen solchen Mann gehabt, würden die Sachsen in ihrer Leidenschaft demselben Zutritt und Gehör verstattet haben? Einige Hoffnung jedoch durfte er auch wohl hegen, daß die beiden Fürsten der Kirche und des Reiches wenigstens für den Augenblick zur Herstellung der Ruhe wirken würden. Die Vorgänge in Worms nämlich, der Auftritt in Oppenheim, Regenger's furchtbarer Ausgang hatten ihres Eindruckes nicht verfehlet, und vielleicht Ungewißheit, Verwirrung und Uneinigkeit erzeuget. Heinrich's Feinde schienen der Ruhe nicht weniger zu bedürfen, als er selbst; sie, um jenen Eindruck zu vertilgen, Er, um Raum zu gewinnen zur Vereinigung seiner Freunde und Getreuen. Ueberdieß war es dem Erzbischofe von Mainz sehr verdrießlich, daß die Thüringer unter den Bewegungen des vorigen Jahres nicht daran gedacht hatten, den Zehenten zu entrichten, und gern schien er eine günstige Zeit zur Erhebung desselben herbei zu wünschen, theils um des Ertrages habhaft zu werden, theils um das kaum errungene Recht geltend zu machen. Jedes Falles übernahmen die beiden Erzbischöfe den Auftrag des Königes, obwohl mit scheinbarem Widerstreben, damit sie, was sie unternahmen, dem König als eine große Aufopferung darzustellen vermöchten.

Die beiden Erzbischöfe bewirkten leicht eine Zusammenkunft mit einigen sächsischen Fürsten. Dieselbe fand abermals Statt zu Corvei in der Woche nach Epiphanias. Die Sachsen aber weigerten sich, von der Belagerung der Burgen abzustehen; dagegen machten sie den beiden Priestern schwere Vorwürfe über ihr Zaudern. Durch diese Verhandlungen, durch diese Besprechungen gehe für sie eine kostbare Zeit verloren, die der König gewinne. Ihre Sache, sagten sie, sei so weit gekommen, daß sie nicht durch weibisches Geschwätz geendiget werden könne, sondern daß sie mit den Waffen entschieden werden müsse. Und nun trugen die beiden Abgeordneten des Königes,

sei es, daß sie durch die Vorwürfe der Sachsen eingeschüchtert waren, sei es, daß sie vom Anfang an in ihrer alten Weise gehandelt hatten, kein Bedenken, Folgendes mit den Sachsen auszumachen. „Im Anfange des Monates Februar sollte zu Fritzlar ein öffentlicher Tag gehalten, auf demselben sollte mit allen Fürsten des Reiches Rath gepflogen, und dem wankenden Reich ein Haupt gesetzet werden, das Allen gefiele." Dieser Beschluß wurde dem Könige mitgetheilet mit der Erklärung, daß auch er, wenn er es für angemessen hielte, an diesem Tag erscheinen könne; daß er aber sein Recht nicht durch Schriften, nicht durch Botschafter, sondern daß er es nur in eigener Person und mit seinen eigenen Worten sollte vertheidigen dürfen [3]. Nämlich, sie wußten wohl, daß ihre Sache faul war und, des Grundes und Bodens ermangelnd, vor des Königes Sache, wenn dieselbe gründlich vertheidiget würde, zusammen stürzen mußte, aber sie wußten auch, daß der mißhandelte Jüngling, wenn er allein, einem Verbrecher gleich, vor ihnen stand, Haltung und Fassung verlieren, und daß er von ihnen, wenn nicht überwunden, doch überschrieen, und leicht zum Schweigen gebracht, das Schweigen aber als ein Bekenntniß der Schuld gedeutet werden könnte. In dem Auftritte zu Oppenheim hatten sie eine schöne Erfahrung.

Der König, als er jene Erklärung erhalten und an derselben erkannt hatte, daß seine Nachgiebigkeit die Frechheit seiner Feinde nur vermehrte, faßte, vom Gefühle der Scham und der Noth durchdrungen, den Entschluß, das Aeußerste zu wagen, mit den Waffen in der Faust das Glück zu versuchen und lieber im ehrenwerthen Kampfe das Leben, als auf eine so schmähliche Weise das Reich zu verlieren; und dieser Entschluß setzte sich um so fester, da seine Krieger, die für ihn stritten und für ihn überwunden wurden, längst mit Unwillen über seine Unthätigkeit innerhalb der Mauern von Worms geklaget hatten. Also sandte er an alle Fürsten des Reiches die

dringendste Aufforderung, daß sie mit ihrer Mannschaft zu ihm stoßen und nicht fehlen möchten am Tage seiner Ehre und der Entscheidung. Auf diese Aufforderung stellten sich alsobald viele Bischöfe ein; aber Niemand kam, um für ihn zu streiten, sondern ein Jeder, um ihm gute Rathschläge zu geben, deren er nicht bedürftig war; Niemand, begleitet von seiner dienstpflichtigen Mannschaft, sondern ein Jeder mit einem geringen Gefolge, wegen seiner eigenen Würde: denn Alle wollten sich nach beiden Seiten hin sicher stellen; vor dem Könige wollten sie den Schein der Treue bewahren, und den Feinden des Königes die Gewißheit geben, daß sie Nichts von ihnen zu fürchten hätten. Die Verräther von Gerstungen jedoch, und einige Andere, welche inzwischen von denselben gewonnen waren, welche von einem besonderen Zorne getrieben wurden, oder den Ausgang des Krieges nach den Kräften auf beiden Seiten berechneten, hielten eine solche Vorsicht nunmehr für überflüssig. Mit glatter Unbefangenheit erklärten die Erzbischöfe von Mainz und Cöln, die Bischöfe von Strasburg und Worms, die Herzoge von Baiern, Schwaben, Ober-Lotharingien und Kärnten, so wie die Lehenleute der Aebte von Fulda und Hersfeld dem Könige: sie würden niemals die Waffen gegen die Sachsen führen; allerdings hätten die Sachsen wohl Manches gethan, das an und für sich Rache mit dem Schwerte verdiene, aber sie seien dazu gebracht, durch eine harte Noth, die Alles entschuldige.

Dennoch brach der König, mehr in Verzweifelung als mit der Hoffnung einiges Erfolges, bei der strengsten Kälte im Monat Januar, von Worms auf. Er nahm seinen Weg über Hersfeld, wo er gegen das Ende dieses Monates eintraf [4], nach der thüringischen Gränze, als welche die Werra angesehen wurde. Sein Heer war klein; es soll zwanzig, es soll nur sechs Tausend Mann stark gewesen sein. Der Geist desselben war ungewiß und Niemand folgte mit Lust oder Ver-

trauen. Noth und Unmuth trieben zu Plünderungen und Raub, und der König war außer Stande, der Unordnung Einhalt zu thun, weil er fürchten mußte, er werde von Allen verlassen werden. Von der anderen Seite hatten die Sachsen und Thüringer ein Heer in der Gegend von Berka an der Werra versammelt, um dem Könige den Eintritt in Thüringen zu versperren [5]. Dieses Heer war dem königlichen Heere sehr überlegen an Zahl: es soll vierzig Tausend, es soll sechszig Tausend Mann stark gewesen sein [6]; und der König hatte gewiß Gründe genug zu fürchten, daß es von einem anderen Geiste für die Sache der Sachsen beseelet war, als welcher für seine Sache in Denen lebte, an deren Spitze er stand.

Unter solchen Verhältnissen hielt Heinrich für gut, noch einen Versuch zu machen zu friedlicher Ausgleichung des unglückseligen Zwistes; und er machte diesen Versuch, vielleicht weniger in der Hoffnung des Erfolges, als in der Hoffnung, daß er wenigstens einige Zeit gewinnen würde, und daß sich in dieser Zeit noch eine größere Zahl kriegerischer Männer um ihn versammeln könnte. Er schickte daher den Abt von Hersfeld zu dem sächsischen Heere mit der Anfrage: ob sie eine Gesandtschaft von ihm annehmen und derselben freie Rückkehr zusichern wollten? Und der Abt brachte eine Antwort zurück, wie der König sie gewiß nicht erwartet hätte. „Nach dem Rechte der Völker, sagten die Sachsen, das auch Barbaren achteten, seien Gesandte unverletzlich. Sie seien nur aus Noth in's Feld gerücket, nicht zum Angriffe, sondern zur Vertheidigung. Würde jene Noth entfernet, so würden sie den Frieden dem Krieg auch jetzt noch vorziehen, und ihre Schwerter gern in die Scheide stecken.“

Die Sprache war verändert, wenn auch nicht die Gesinnung. Was die sächsischen Fürsten zu solcher Milde in den Worten bewogen haben mag, ist allerdings mit Sicherheit nicht zu sagen; es leidet aber keinen Zweifel, daß auch sie, diese

Fürsten nicht ohne Mißtrauen auf ihr Heer geblicket, und daß sie eben deßwegen auch von ihrer Seite Zeit zu gewinnen gewünschet haben. Der ganze Aufstand der Sachsen war unverkennbar das Werk einiger Fürsten, und besonders das Werk Otto's von Nordheim. Die große Masse war nur durch vielverschlungene Ränke und lügenhaftes Getreibe aufgestürmet; sie war durch die Angst vor Gefahren, welche ihr in der Zukunft gezeiget wurden, unter die Waffen getrieben, und durch die Lockung mit einem raschen Siege zur That bewogen. Keine Hoffnung aber war in Erfüllung gegangen, keine Versprechung war gelöset worden. Was man in wenigen Tagen, durch die Gefangennehmung des Königes, zu erreichen gedacht hatte, das stand nach sechs, nach sieben Monaten großer Aufopferung und mannigfaltiger Unkosten noch in einer weiten Ferne. Inzwischen war der Winter eingetreten, und hatte große Leiden in furchtbarer Fülle über Menschen und Thiere ausgeschüttet. Während das Hauswesen versäumet ward, während, da die immer bedroheten Gränzen gegen die wendischen Völker offen standen, alle Habe, ja das Leben und die Freiheit von theueren Angehörigen, von Frauen und Kindern, in steter Gefahr schwebte, lagen sie im eigenen Lande vor den Burgen ihres Königes, und waren nicht bloß täglichen Angriffen und Kämpfen ausgesetzet, sondern hatten auch Frost, Hunger, Krankheit und Wunden zu ertragen, ohne eigentlich zu wissen warum, ohne ein Ende dieser Leiden abzusehen. Alle diese Dinge waren ohne Zweifel wohl geeignet, Unzufriedenheit und Uneinigkeit im sächsischen Heere zu erzeugen. Nun aber war der König ganz unerwartet mit einem Heere mitten im Winter heran gezogen. Dieser Schritt, je kühner er war, desto mehr Gerüchte wurden über die Stärke des Heeres und über die Absichten des Königes in Umlauf gesetzt, und in desto größere Verlegenheit geriethen die sächsischen Fürsten. Um den König von dem Eindringen in Thüringen abzuhalten, suchten sie eine große bewaffnete Men-

schen=Masse an die Gränze zu bringen. Das gelang, aber es gelang nicht ohne Uebereilung und Verwirrung. Zu derselben Zeit, als Heinrich in die Nähe der Sachsen kam, sahen die Fürsten sich genöthiget, eilf Tausend gemeine Dienstmannen nach Hause zurück zu schicken, weil dieselben zwar auf den Lärm=Ruf zu den Waffen gegriffen, aber keine Lebensmittel mit sich gebracht hatten, und nun nicht ernähret werden konnten [7]. Und der Abzug einer so großen Menschen=Menge war nicht geeignet, die Verwirrung zu vermindern, die unter den Kriegern Statt fand. Daher die milde Antwort, welche die Fürsten dem Könige gaben.

Der König mochte recht gut wissen, aus welcher Quelle sie geflossen war, diese Antwort. Da er aber aus Mangel an Mitteln und Macht nicht im Stande war, die Verlegenheit der sächsischen Fürsten zu benutzen, so nahm er die Erklärung derselben auf als einen Beweis friedlicher Gesinnung und sandte vier Bischöfe an die Sachsen, um die Unterhandlung fortzusetzen. Sei es nun, daß die Fürsten sich inzwischen Etwas erholet hatten, von ihrer ersten Bestürzung, oder sei es, daß sie durch die Bischöfe, die Abgeordneten des Königes, von dem Zustande des königlichen Heeres unterrichtet wurden: jedes Falles erhoben sie abermals dieselben Forderungen, die sie früher und wiederholt gestellet hatten, und in derselben verwegenen Sprache. Nur war Einiges bestimmter gesagt, als zuvor. So verlangten sie ausdrücklich, daß dem Herzog Otto von Nordheim das Herzogthum Baiern zurück gegeben werden sollte, welches der König, eine künstlich gesponnene Verläumdung zum Verderben desselben schamlos mißbrauchend, ihm entrissen habe. So verlangten sie ferner, daß Alle, welche in dieser Zeit vom König abgefallen wären, mit jeglicher Untersuchung, mit jeglicher Bestrafung verschonet werden sollten, und im Besonderen verlangten sie diese Schonung für die Erzbischöfe von Mainz und von Cöln, und für den Herzog Rudolf von Schwaben. End=

lich verlangten sie, daß ihnen, wenn der König ihre Bedingungen des Friedens annähme, die Fürsten, welche jetzt als Vermittler aufgetreten wären, als Bürgen für die Erfüllung derselben dienen sollten. Wenn der König, setzten sie hinzu, ihre Forderungen nicht genehmige, so würden sie, ihrem Eide getreu, so lange noch ein Lebensfunke in ihnen wäre, den Kampf rastlos fortsetzen für die Freiheit, für die Gesetze, für das Vaterland.

Der König erstaunte. Seine Feinde, die sich dem Frieden geneigt erkläret hatten, standen nicht nur fest auf ihren alten Forderungen, die von ihm wiederholt verworfen waren, sondern sie hatten diese Forderungen noch vermehrt und geschärfet. Er verwarf dieselben abermals, und forderte die Fürsten, die um ihn waren, von Neuem dringend auf, nicht zu dulden, daß solche Schmach auf ihn und auf sie selbst gebracht würde. Die Fürsten stellten sich, als theileten sie die Gefühle ihres Königes. Hierauf beschloß Heinrich, am folgenden Tage eine Heerschau zu halten [8], die Schlachtordnung zu bilden, und den Feind, welchem er so nahe war, daß er das Lager desselben zu sehen vermochte, unverweilt anzugreifen. Also entbot er den Fürsten, daß sie ihre Mannschaft aus ihren Lagern führen und in Schlachtordnung aufstellen sollten. Die Fürsten ließen dem König antworten: sie würden auf das Genaueste gehorchen. Als aber Heinrich an dem bezeichneten Ort erschien, um das Heer in Augenschein zu nehmen, da sah er sich allein mit seiner geringen Begleitung und wartete vergeblich auf die Ankunft der Fürsten und ihrer Mannschaft. Er war außer sich vor Schmerz und Zorn; er rief Himmel und Erde zu Zeugen dieser Schmach; er wandte sich hierhin und dorthin, er spannte jegliche Saite an: aber er marterte sich umsonst; die Dinge blieben, wie sie waren, und er erhielt von Fürsten und Vasallen nur die trockene Antwort: sie würden schlecht handeln, wenn sie Menschen bekämpfen wollten, deren Sache sie für

gerecht hielten. Endlich redeten die wenigen Getreuen, deren Rath er vertraulich zu vernehmen pflegte, ihm zu: „er möge sich in die Nothwendigkeit fügen: etwas Anderes bleibe nicht übrig; vielleicht möge in der Folge wieder gewonnen werden, was jetzt verloren gehe; wenn er Menschen, die sich nicht ein Mal zur Heerschau gestellet hätten, zur Schlacht rufen wollte: was alsdann geschehen würde? sie würden sich entweder entfernen, oder zum Feind überlaufen; denn seine schlimmsten Feinde seien nicht Diejenigen, die ihm gegenüber ständen, sondern Diejenigen, die ihm zur Seite wären.“ Diesen Vorstellungen gab der König nach, obwohl nicht ohne langes und hartes Widerstreben. Er berief die Bischöfe und Herren zu einer Versammlung und trug ihnen auf, sich zu den Sachsen zu begeben, um mit denselben einen so günstigen Frieden abzuschließen, als sie zu erhalten vermöchten [9]. Die Fürsten aber weigerten sich, diesen Auftrag zu übernehmen. Wenn es ihm Ernst wäre, sagten sie zu dem Könige, so müsse er die Forderungen der Sachsen unbedingt bewilligen; denn unter gezogenen Schwertern könne nicht mehr die Rede von Unterhandlungen sein, sondern nur von Annahme oder Nicht-Annahme. Endlich sprach Heinrich das erpreßte Wort aus, daß er die Bedingungen der Sachsen unbedingt annähme, und beschwor diese erzwungene Erklärung mit einem Eid, aber gewiß mit verneinender Seele. Hierauf begaben sich alle Fürsten, die bei ihm waren, geistliche und weltliche, in das Lager der Sachsen [10].

Auf solche Weise ging ein großer Augenblick unwiederbringlich verloren, der nicht nur für den König Heinrich den Vierten, sondern auch für das Ansehen des königlichen Thrones und vielleicht für die Einheit und die Macht des teutschen Volkes und des teutschen Reiches von unermeßlicher Wichtigkeit war. Hätte der König, nach solchen Vorgängen, als hier erzählet worden sind, nach einer so allgemeinen Auflösung, als

in welcher sich das Reich befand, die Sachsen überwunden und zum Gehorsam zurück gebracht, so würde er, nach menschlicher Einsicht, dem Thron eine Gewalt verschaffet haben, vor welcher auch die wildesten Leidenschaften verschwunden wären; er würde die Ruhe im Reiche, die nach solchen Stürmen allgemeines Bedürfniß war, auf lange Zeit gesichert, und selbst eine Stellung gewonnen haben, vor welcher wohl auch der Papst Gregor der Siebente jetzt noch Achtung gehabt hätte. Und der Sieg des Königes, wie gering auch die Zahl der Krieger sein mochte, die an der Werra neben ihm stand, konnte, wenn diese Krieger treu, ergeben und entschieden in den Kampf gegangen wären, kaum zweifelhaft sein. Denn zu derselbigen Zeit, da das königliche Lager von Feigheit oder Verrath geschändet wurde, befand sich das Lager der Sachsen und Thüringer in der wildesten Verwirrung. Die ganze dienstpflichtige Mannschaft war im Aufstande gegen die Fürsten, und warf denselben vor, daß sie von denselben um Nichts in solche Krieges=Stürme hinein gerissen wären [11]. Es wird zwar erzählet [12], daß sie, das gemeine Volk, nur darüber aufgebracht gewesen, daß die Fürsten die Gelegenheit zum Siege, welche sie vom Anfang an eifrigst gesucht, jetzt, da sie sich auf das Günstigste darbiete, versäumend, mit flehenden Händen um Frieden bäten, und sich Demjenigen, der sie so oft getäuschet, mit weibischer schmutziger, kindischer Leichtfertigkeit abermals zu neuen Täuschungen überlieferten. Aber diese Erzählung scheint um so weniger Glauben zu verdienen, je schneidender der Widerspruch ist, in welchem sie mit den Ueberlieferungen von dem Gange der Dinge, der hier dargestellet worden, unleugbar stehet [13]; und als geschichtliche Wahrheit gehet nur aus derselben hervor, daß die gemeinen Dienstmannen sämmtlich unzufrieden mit ihren Fürsten waren, weil sie von denselben hintergangen worden, daß sie sich eben deßwegen gegen die Fürsten auflehneten und ihnen den Gehorsam ver=

sagten, und daß dadurch das sächsische Lager angefüllet war mit Zwietracht, Unordnung und Verwirrung. Und selbst der Umstand, dessen gedacht wird, daß die gemeinen Krieger den Herzog Otto von Nordheim mit der Bitte bestürmten, er möge ihr König werden, und sie zum Kampfe führen [14], scheinet zu beweisen, daß sie der vielköpfigen Herrschaft der Fürsten müde gewesen, und das Bedürfniß der Einheit gefühlet haben. Es möchte daher keinen Zweifel leiden, daß der König leicht den Sieg gewonnen haben würde, wenn er im Stande gewesen, auch nur mit geringer Macht einen kräftigen Angriff zu machen. Jedes Falles ist gewiß, Heinrich der Vierte hat das Reich nicht versäumet, sondern Fürsten und Vassallen haben dasselbe dem unglücklichen Jüngling entwunden, um es zu zerreissen und zu verzehren.

Jedoch, Andere mögen anders urtheilen. Die Bischöfe und Fürsten aber, die sich in das sächsische Lager begeben hatten, schlossen den Frieden im Namen des Königes ab, und gingen alle Forderungen unbedingt ein, die von den Sachsen gemacht waren. Aber die Sachsen, weniger wohl, weil sie den König fürchteten, als weil sie eine Handhabe zu behalten wünschten, um das alte Werkzeug, wenn es Noth that oder beliebte, sogleich wieder in Bewegung setzen zu können, bestanden darauf, daß noch eine Bestimmung in den Friedensschluß aufgenommen werden müßte, wenn sie denselben eingehen sollten. Sie lautete: wenn der König jemals, der bisherigen Kränkung eingedenk, seine Meinung änderte, oder Etwas, das er jetzt genehmiget hätte, unerfüllet ließe, so sollten sie Alle, durch denselben Eid, wie jetzt, verbunden, die Waffen ergreifen, dem Unrecht entgegen treten, und den König, als eines offenbaren Meineides schuldig, mit Zustimmung aller Fürsten des Reiches, vom Reiche vertreiben dürfen. Und auch diese Bestimmung wurde genehmiget. Hierauf zog das ganze Heer der Sachsen und Thüringer geordnet am Zweiten Februar's nach Gerstun-

gen, wo sich der König befand, die Bischöfe und Fürsten, die sich als Vermitteler des Friedens betrachteten, voran, alsdann die sächsischen und thüringischen Fürsten, zuletzt die gemeinen Dienstmannen. Sie wollten sämmtlich den König, mit welchem sie nunmehr öffentlich ausgesöhnet waren, begrüßen [15].

Dem Könige scheint in der Zwischenzeit ein Lichtstrahl in die Seele gefallen, es scheint in ihm der Gedanke aufgestiegen zu sein, daß dem Gange der Dinge eine solche Wendung gegeben werden könnte, welche die Ausführung des Friedens vielleicht abwenden, oder denselben doch weniger hart machen möchte, als er an sich selbst war. Die sächsischen Fürsten nämlich hatten den Frieden abgeschlossen ohne Einverständniß mit den Genossen ihrer Verschwörung im südlichen und westlichen Teutschlande. Zwar mochten sie wohl glauben, daß die Verlegenheit, in welcher sie sich befanden, eine hinreichende Entschuldigung sein würde, zumal da sie dafür gesorget hatten, daß die Empörung jeden Augenblick wieder erneuert werden könnte; aber sie hatten doch gewiß manche Entwürfe verhindert, und jedes Falles die Erfüllung einer großen Hoffnung des Herzoges Rudolf von Schwaben weit hinaus geschoben, und dadurch vielleicht ganz unmöglich gemacht. Zwar hatten sie auch dreier jener Genossen, der Erzbischöfe von Mainz und von Cöln und des Herzoges Rudolf, ausdrücklich gedacht; aber von allen Anderen war nicht die Rede gewesen, und jener drei Fürsten hatten sie sich in einer Weise angenommen, die Keinem derselben gefallen konnte: denn sie waren als Abgefallene vom Könige bezeichnet, und es war Straflosigkeit wegen dieses Abfalles für sie ausgemachet worden. Und Straflosigkeit für ein ungetreues Verfahren konnte dem Herzoge Rudolf schwerlich die erstrebte Königskrone ersetzen; und der ehrgeizige Erzbischof Hanno und der habgierige Erzbischof Sigefrid mochten eben nicht sehr erbauet sein von einer solchen Genugthuung. Der

König durfte eben deßwegen wohl die Hoffnung fassen, daß diese und andere Fürsten, aus Zorn, Neid und Eifersucht nicht zugeben würden, daß die Sachsen Alles erhielten, was sie jemals zu erhalten gewünschet hatten, während sie selbst mit leeren Händen die Zuschauer abgeben sollten. Aber um diese Spaltung unter die Verschworenen zu bringen und durch dieselbe die Verschwörung zu zerstören, war erforderlich, daß er sich das Ansehen gab, als meine er es redlich mit dem Frieden, und als solle derselbe, in seinem Vertrauen zu den Sachsen, ausgeführet werden in allen seinen Theilen. In diesem Sinne scheinen seine nächsten Handlungen gewesen zu sein.

Er empfing die Sachsen feierlich; er umarmte die Fürsten und bestätigte vor denselben mit lauter Stimme den geschlossenen Frieden. Hierauf beschenkte er Diejenigen, welche seine Sache mit Aufwand betrieben zu haben meinten, als hätten sie ein großes Geschäft ehrenwerth und vortheilhaft ausgeführet; er entließ alle Diejenigen, die auf seiner Seite gestanden hatten, schloß sich den Sachsen an, und zog in ihrer Begleitung nach Goslar. Unterweges gaben die sächsischen Fürsten den Mannschaften, welche die Burgen belagerten, die Weisung, die Belagerungen aufzuheben und sich zurück zu ziehen; Heinrich dagegen ertheilte, um eine Verzögerung herbei zu führen, den Besatzungen den Befehl, sie sollten die Vorräthe, die noch in den Burgen wären, zuvor aufzehren, und alsdann die Burgen den Sachsen oder Thüringern übergeben, damit dieselben von Grund aus zerstöret würden. Dieser Befehl, mehr schlau als klug, erregte alsobald den Argwohn der Sachsen, und veranlaßte sie, ohne Unmuth zu äußern, unter den Waffen zu bleiben und ihre Scharen zusammen zu halten.

In Goslar bezeugte der König der tapferen Besatzung der Harzburg seine Freude, seine Achtung und Dankbarkeit. Sie aber, diese Männer der Treue und Beharrlichkeit, bewiesen sich sehr unzufrieden mit dem Frieden, und tadelten den Kö-

nig, als wäre das Reich in der Harzburg zu retten gewesen, über seine Nachgiebigkeit. Sie zeigten ihm die Gräber der erschlagenen Feinde, und indem sie die Thaten erhoben, die von ihnen vollbracht waren, rühmten sie sich ihres festen Entschlusses noch größere zu vollbringen. Der Anblick solcher Denkmäler erschütterte den jungen König: der Eindruck einer solchen Sprache war stark auf seine Seele. Heinrich fühlte sich beschämet; und ihn gereuete der Friede. Die mißtrauischen Sachsen aber forderten, daß die Harzburg, die Zeugin so tapferer Thaten und so schönes Ruhmes, alsobald zerstöret werden sollte. Dem Könige war unmöglich, diese Forderung, im Angesichte seiner getreuen und zürnenden Krieger, zu erfüllen. Die Scham verbot es; vielleicht hätte er es auch nicht wagen dürfen. Also stellte er den Sachsen vor: sie möchten doch nicht so ungestüm in ihn dringen, sondern über eine so große Angelegenheit doch ein Mal die Meinung der übrigen Fürsten des Reiches vernehmen. Diesen Vorschlag nahmen die sächsischen Fürsten an, keinesweges weil sie geneiget waren, das Ausgemachte von Neuem in Frage zu stellen, sondern ohne Zweifel theils weil sie sich nicht das Ansehen geben wollten, als fürchteten sie das Urtheil der übrigen Fürsten, theils weil vorauszusehen war, daß ein allgemeiner Reichstag wegen der Lage der Dinge, wegen des Winters und wegen der Kürze der Zeit gar nicht zu Stande kommen werde: denn Heinrich setzte fest, zuverlässig auf Verlangen der Sachsen, daß die Eröffnung der Versammlung schon auf den Zehenten des Monates März zu Goslar Statt finden sollte. In der That erschien an diesem Tage nicht ein einziger von den übrigen Fürsten des Reiches; die sächsischen Fürsten aber erschienen nicht wie zu einem öffentlichen Tage, um öffentliche Geschäfte zu berathen und zu beendigen, sondern wie zu einem Werke des Zwanges und der Gewalt, dessen Ausführung keinen Aufschub leidet, mit einer unübersehbaren Menge von Bewaffneten aus

ganz Sachsen und Thüringen. Sie lagerten sich in der Nähe von Goslar. Mit den Waffen in der Faust forderten sie, bald bittend und bald drohend, die Erfüllung der Bedingungen des Friedens. Einige Sachsen, die sich das Ansehen gaben, als meinten sie es redlich mit dem Könige, gaben ihm den Rath, er möchte die Harzburg einem sächsischen Fürsten zu Lehen ertheilen, dieselbe dadurch sicher stellen, und sie, wenn die Gemüther beruhiget wären, wieder an sich nehmen [16]. Heinrich aber trauete nicht. Er sah in diesem Rathe nur einen Fallstrick, der ihm geleget werde, um ihm sein schönstes Werk zu entreissen, und ihn desto leichter zu Grunde zu richten. Dagegen stellte er den Ungestümen vor: „Alle Bedingungen sollten auf das Genaueste erfüllet werden; nur wegen der Burgen möchten sie, weil diese Sache eine Angelegenheit des Reiches wäre, eine Verhandlung mit den übrigen Fürsten des Reiches abwarten: denn diese Burgen seien mit ungeheueren Kosten erbauet worden; sie könnten und sollten Schutzwehren des Reiches sein; es wäre sündhaft, sie zu vernichten; auch schlössen sie zum Theile große Heiligthümer ein, welche zu verletzen frevelhaft sein würde.“ Die Sachsen aber hörten nicht auf diese Vorstellung: denn, sagten sie, ohne die Erfahrung zu beachten, welche sie so eben gemacht hatten, nicht zum Schutze des Reiches seien die Burgen erbauet, sondern zu ihrer Beknechtung; von den Burgen aus könne leicht Rache genommen und Unglück und Verderben verbreitet werden; so lange die Burgen droheten, gäbe es weder Freiheit noch Sicherheit. Drei Tage lang stand Heinrich fest; er stand auch noch fest am vierten Tage, als ihm die Nachricht gebracht wurde, die Sachsen seien, bewaffnet und geordnet, in Goslar eingedrungen und im Anzuge gegen die königliche Pfalz, nicht in der Absicht, die Ausführung des Friedens zu verlangen, sondern in der Absicht, einen anderen König zu setzen. Bei dieser Nachricht drangen der Erzbischof von Bremen und die Bischöfe von Zeitz und

Osnabrück in den König, daß er der Nothwendigkeit weichen möchte. Sie erinnerten ihn an seine und ihre Leiden, und erklärten, daß sie, wenn er nicht nachgäbe, sich ihrem Volk anschließen würden, um nicht von Neuem aus dem Lande vertrieben zu werden. Heinrich erkannte die Macht der Dinge wohl; auch war an ein abermaliges Entkommen nicht zu denken. Er fügte sich daher in die Verhältnisse, wenn gleich mit zerrissener Seele. Er versprach, daß dem Herzog Otto von Nordheim, der das Herzogthum Baiern zurück forderte, innerhalb eines Jahres, nach der Entscheidung der Fürsten, Genugthuung werden sollte; er versprach von Neuem die Erfüllung aller Bedingungen des Friedens, und gab sogleich die nöthigen Befehle zur Zerstörung der Burgen. Jedoch machte er zwei Bedingungen; zuerst: auch die Sachsen und Thüringer sollten die Burgen zerstören, welche sie, während seiner Regierung, aufgeführet hätten; zweitens: von der Harzburg sollten nur die eigentlichen Befestigungswerke abgeworfen werden, die Gebäude aber im Innern derselben, die Kirche und das Kloster, sollten unverletzet bleiben [17]. Und die Sachsen gingen nicht nur die erste, sondern auch die andere Bedingung ein, aus wahrer oder erheuchelter Ehrfurcht für das Heilige. In der That begann die Abtragung der Mauern sogleich, und in solcher Weise, daß die Bergspitze, auf welcher sich die Burg erhoben hatte, ihr drohendes Ansehen verlor, und daß die heiligen Gebäude zugänglich dastanden für Jedermann. Durch dieses Verfahren schienen die Sachsen beruhiget. Also verließ der König die Harzburg, den Ort jugendlicher Träume und schwerer Erinnerungen, um sich nach Worms zu begeben, der Stadt der Treue und des Vertrauens.

Am dritten Tage aber nach der Abreise des Königes, als das Heer der Sachsen und Thüringer noch ohne Zweifel in der Nähe von Goslar war, stürmte ein großer Haufen rohes Gesindels, wie es heißet, aus den benachbarten Ortschaften gegen die

Harzburg heran, brach die letzten Grundmauern aus, die noch vorhanden waren, warf andere Gebäude nieder, raubte die Kostbarkeiten des Königes und der Kirche, zerstörte die Altäre, steckte die Kirche selbst, die schön aus Holz erbauet war, in Brand, zerbrach die Glocken, schonte sogar den Schlaf der Todten nicht, sondern riß die Gebeine von dem Sohn und dem Bruder des Königes aus ihren Gräbern, und zerstreuete sie weithin wie gemeinen Unrath; endlich geschah Alles, was möglich war, um nicht nur die Bergspitze für alle Zeiten untauglich zu machen für die Herstellung einer Burg, sondern um auch die letzte Spur zu vertilgen von dem Werke, das auf dieser Bergspitze gestanden hatte. Wer zu hindern suchte, wer widersprach, wurde mit dem Tode bedrohet, und keine Ruhe, bis erreichet war, was erreichet werden sollte [18].

Zwölftes Capitel.

Gregor's VII. Stellung zu Heinrich IV. und zu den teutschen Fürsten.

Aufstand in Cöln.

Freundlichere Aussichten für den König.

J. 1074.

Die frevelhafte Zerstörung der Harzburg und der heiligen Gebäude in derselben machte einen tiefen und gewaltigen Eindruck. Im Munde des Gerüchtes erhielt die Kunde von dem Gräuel noch Zusätze von gräßlichen Grausamkeiten [1], und erschütterte um so stärker die Seelen der Menschen. Selbst die sächsischen Fürsten erschraken vor einer solchen Erfüllung ihres alten Verlangens; es ist jedoch ungewiß, ob sie mehr Abscheu vor dem Frevel, als Besorgniß vor dem Einflusse gehabt haben, den dieser Frevel auf den Gang der Dinge im teutschen Reiche gewinnen mochte. Zwar wird versichert, daß das gemeine Volk jenes Werk, ohne Vorwissen und Genehmigung der Fürsten, lediglich aus Rachelust für erduldete Mißhandlungen und aus Furcht vor künftigen Leiden unternommen habe [2]; aber es ist schwer zu glauben, daß die arme beknechtete Menge ohne Aufreizung gewaget hätte, ein solches Werk

zu unternehmen, und daß sie ohne Förderung vermocht hätte, sich zu vereinigen und dasselbe auszuführen [3]; und eben deßwegen ist schwer zu glauben, daß die Fürsten und Herren in Sachsen so mittelbar wie unmittelbar ohne Theilnahme an dem Vorgange gewesen seien [4], wenn es auch wahrscheinlich ist, daß die Hände, die sie in Bewegung gesetzet hatten, über den Kreis hinaus gegriffen haben, der ihnen vorgezeichnet war. Jedes Falles ist die Schuldlosigkeit dieser Fürsten und Herren weniger gewiß, als ihr Eifer, alle Schuld von sich abzuwälzen. Denn sie verhängten über die unglücklichen Werkzeuge der That harte und grausame Strafen, und hofften, daß diese Opfer nicht nur als Sühne angesehen, sondern auch zu Beweisen von der Reinheit ihrer Gesinnung dienen würden. Nach der Ausübung solcher Gerechtigkeit schickten sie eine Gesandtschaft an den König, um dieselbe geltend zu machen, und zu bitten, daß er, der König, ihnen doch ja den Frevel nicht zurechnen möchte; sie hätten denselben weder veranlasset, noch seien sie Mitwissende gewesen; sie verabscheueten das Geschehene nicht minder, als er; auch seien sie bereit, auf jegliche Weise darzuthun, daß diese Versicherung wahr sei, und jeden Verdacht einer Verletzung des beschworenen Friedens von sich zu entfernen.

Heinrich hielt begreiflicher Weise die Fürsten für die Urheber des Frevels. Und da er nun glaubte, eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, seine Sache als gerecht und gut gegen die Sachsen darzustellen, und das Urtheil und die Theilnahme der Welt zu gewinnen, so antwortete er den Abgeordneten kurz und kalt: „Gegen die Gewaltthätigkeiten der Sachsen schützen keine weltlichen Gesetze; auch bin ich, von meinem Heere verlassen, außer Stande, die erduldeten Verletzungen mit den Waffen zu rächen. Deßwegen werde ich mich, nothgedrungen, an die kirchlichen Gesetze halten, und Gottes Hülfe anrufen, da menschliche Hülfe versaget." Und alsobald schickte

er Gesandte nach Rom, um die Macht des Papstes gegen Menschen zu gewinnen, welche eine Kirche angezündet, Altäre zerbrochen, Gräber verletzet, und aus Haß gegen die Lebenden die Asche der Todten mit barbarischer Grausamkeit verstreuet hätten.

Der Papst, Gregor der Siebente, an welchen Heinrich seine Botschaft richtete, hatte in dem einen Jahre, seit welchem er auf dem Stuhle des Apostels saß, nicht nur mit rastlosem Eifer für seinen großen Zweck gearbeitet, sondern er hatte auch Großes erreicht und noch Größeres vorbereitet. Er hatte seine Wirksamkeit mit Kraft und Geschicklichkeit über die ganze christliche Welt ausgedehnet, nicht nur im Abendlande, sondern auch im Morgenlande, nicht nur in Europa, sondern auch in Asien und in Afrika, und bald durch Zuschriften und bald durch Gesandtschaften überall die tüchtigsten Männer und die ausgezeichnetsten Frauen zu gewinnen gewußt. Seine Ansprüche waren nicht überall dieselben; die Verhältnisse der Völker, die Stellung der Könige, die Stärke der Reiche und der Zustand des Kirchen-Wesens bestimmten seine Forderungen, wie seine Handlungsweise; und wenn er kein Bedenken trug, hier und dort über große und kleine Länder die Oberherrschaft des heiligen Stuhles dergestalt zu behaupten, daß die weltlichen Fürsten in denselben nur als Lehenträger des apostolischen Sitzes zu betrachten wären, so zeigte er sich in anderen Ländern mit einem geringen Zins zufrieden, oder er trat dem frechen Handel mit kirchlichen Würden bei den Verkäufern nicht weniger, als den Käufern entgegen, so wie der Hurerei der Geistlichen, oder er begnügte sich mit der Rüge einzelner Unordnungen und Sünden, ja, er schwieg wohl gar, wenn er voraus sah, daß seine Rede, unter den gegebenen Umständen, keinen Eingang finden würde. Alles aber, was er that oder forderte, stellte er hin, nicht als etwas Neues, sondern als altes Recht, als von der Geschichte überliefert, als festhängend an ausdrücklichen Zuge-

ständnissen und Beschlüssen, oder als begründet durch die Natur der Dinge und eben deßwegen keinem Zweifel unterworfen [5]. Am Meisten jedoch war seine Aufmerksamkeit auf Italien und auf Teutschland gerichtet. Denn wenn er die Eintracht des Priesterthumes und des Königthumes bewirken, und dieses Ziel durch die Unterordnung aller weltlichen Gewalt unter die Gewalt der Kirche erreichen wollte: so mußte er nothwendig in Italien und Teutschland zuerst diese Eintracht zu gewinnen streben, theils weil der König von Teutschland und Italien, als Kaiser, sein Landesherr war, theils weil der Kaiser als der erste Fürst der Welt, ja als das Haupt aller Fürsten, betrachtet wurde. Was er daher gegen den Kaiser und über den Kaiser gewann, das war gegen alle weltlichen Fürsten und über alle weltliche Fürsten gewonnen. Und in Italien war schon Vieles geschehen. In die unselige Zerrüttung der Kirche zu Mailand, in welcher der Macht des apostolischen Stuhles am Kühnsten Trotz geboten war, hatte er, unter des Königes Mitwirkung, so tief hinein gegriffen, daß eine Gefahr, wie es schien, nicht mehr zu fürchten war; und wenn erst die Unterwerfung dieser Kirche gelungen, so durfte er wohl alle Kirchen Italiens als unterworfen ansehen. Die Verbindung der Normannen mit dem apostolischen Stuhle war theils erneuert, theils verstärket. Des Herzoges Robert Guiscard konnte Gregor zwar keinesweges gewiß sein, aber den Fürsten Richard von Capua hatte er ganz auf seine Seite gebracht. Das Wichtigste jedoch war, daß er die Markgräfin Mathilde von Toscana, welche, mit ihrer Mutter Beatrix in Liebe vereinet, ihres Gemahles, des Herzoges Gozelo von Lotharingien, weder froh noch bedürftig, die größte Macht in Italien besaß, und die schönsten Länder selbst regierte, mit seinem Geiste zu durchdringen vermochte und mit seiner Gesinnung zu erfüllen verstand, so daß sie sein Werk als das schönste, edelste und Gott wohlgefälligste, mit allen Mitteln zu fördern entschlossen war, die ihr zu Gebote standen. Denn

Mathilde war eine Frau, welcher nur Wenige ihres Geschlechtes im ganzen Ablaufe der Geschichte gleich gestellet werden dürfen. Mit schönen weiblichen Tugenden verband sie große Eigenschaften, welche nur bei ausgezeichneten Männern zu sein pflegen; mit wahrer Frömmigkeit und inniger Demuth vor Gott verband sie einen scharfen Verstand, ein überlegtes Wohlwollen und einen entschiedenen kräftigen Willen. Reich an mannigfaltigen Kenntnissen, wie an Gütern dieser Welt, bewies sie die höchste Ehrerbietung für den Geist, pflegte jegliche menschliche Bestrebung, und erhob über Alles die Wissenschaft. Mit dem Kriegswesen ihrer Zeit nicht unbekannt, scheuete sie auch das Geräusch der Waffen nicht, und selbst nicht das Getümmel des Kampfes; die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft wohl erkennend, suchte sie Gerechtigkeit zu üben und ein besseres Recht in das Leben einzuführen; alle Verhältnisse ihres Volkes klar durchschauend, gab sie sich den Geschäften der Verwaltung hin und führte dieselben mit Gewandtheit und Glück. Und keine Bahn, welche sie als die richtige erkannt und darum betreten hatte, wurde von ihr verlassen; sie mochte gehemmt werden oder zur Seite gedränget, aber sie gab nicht verloren, und ihre Standhaftigkeit wurde nicht gebrochen. Gregor der Siebente, hätte er in seinem großen Gedanken zu wanken vermocht: durch die lebendige Theilnahme einer solchen Frau würde er zur Festigkeit zurück geführet sein; und hätte die Welt ihn verlassen: gegen diese Fürstin durfte sich in ihm kein Zweifel erheben [6].

In die Verhältnisse Teutschlands hingegen hatte sich der Papst bisher noch nicht öffentlich eingemischet. Je wichtiger sie für ihn waren, für desto nothwendiger mußte er es achten, seine Zeit zu erwarten. Bei seinem Streben nach einer wahren Eintracht mußte ihm die Zerrüttung in Teutschland allerdings ein Gräuel sein. Von der einen Seite konnte das wilde und verrätherische Treiben der teutschen Fürsten gegen

ihren König nur Unwillen und Abscheu in ihm erregen, und er mußte durch dasselbe wohl bestärket werden in seiner Ansicht von der Verderblichkeit aller weltlichen Gewalt ohne die Leitung der Kirche. Wenn er aber dennoch, von der anderen Seite, dem Gewirre nicht entgegen trat, sondern vielmehr mit scheinbarer Ruhe in dasselbe hinein schauete, so hatte er gewiß gute Gründe zu diesem Verfahren. Zu dem jungen verwilderten und leidenschaftlichen Könige konnte er kein Vertrauen fassen. Heinrich hatte noch nicht bewiesen, daß er eines großen Entschlusses fähig wäre und einen festen Willen zu bewähren vermöchte, und eben so wenig zeugten seine Handlungen dafür, daß er geneiget sein würde, sich in den Willen des Papstes zu ergeben. Deßwegen mußte Gregor wohl für nöthig halten, ihn in eine Stellung hinein gerathen zu lassen, in welcher ihm kein Rath bliebe und keine Hülfe, ausgenommen am Sitze des Apostels, und in welcher er sich eben deßwegen ihm, dem Papste, freiwillig und gern in die Arme würfe. Indeß hatte er nicht unbezeuget gelassen, daß seine Seele zu dem Könige hinneigte. Seit dem Aufstande der Sachsen war er gewiß von allen Seiten angegangen, daß er die Partei der Feinde des Königes nehmen möchte; aber er hat wahrscheinlich Allen eben so ausweichend geantwortet, wie dem Herzoge Rudolf von Schwaben, welcher, wenn er auch keinen bestimmten Antrag gemacht, doch die Gesinnung des Papstes zu erforschen gesucht hatte: Gregor hielt den eitelen Fürsten mit leeren Worten hin, verhehlte ihm jedoch seine wohlwollende Gesinnung für den König keineswegs [7]. Ganz anders gegen Heinrich, den König. Auch dieser hatte sich in seiner Bedrängniß an ihn gewendet. In seinem Briefe, bei dem Abfalle der Sachsen, bei der Verbindung der Thüringer mit den Sachsen, bei der Ungewißheit aller Dinge und unter der offenbaren oder gefürchteten Verrätherei aller Fürsten des Reiches geschrieben, hatte der König allerdings eine große Demuth und Ergebenheit bezeuget; er hatte seine Sün-

den gegen die Kirche zwar mit seiner Jugend und mit der Verführung, welcher er ausgesetzet gewesen, zu entschuldigen gesucht, er hatte jedoch auch diese Sünden bekannt, er hatte Besserung gelobt, er hatte dem Päpste Zugeständnisse gemacht und ihn um sein Wohlwollen kindlich gebeten [8]. Aber der Papst hatte auch über diese Annäherung eine große Freude empfunden; und wie er diese Freude vor Anderen nicht verhehlet hat, so hat er auch gewiß dem Könige sein Wohlgefallen kund gethan. Wenn er es daher auch noch immer bedenklich gefunden hatte, sich schon nach einem solchen Anfange für die Sache des Königes zu erklären [9]: so durfte doch Heinrich wohl die Hoffnung hegen, daß eine Klage wider die Sachsen vor dem apostolischen Stuhle nicht ohne Erfolg sein würde; und deßwegen säumte er nicht, wie erzählet worden ist, sogleich nach der Zerstörung der Harzburg eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken.

Indem er nun abwartete, was in Rom erreichet werden, und was von Rom aus geschehen würde, und indem er zugleich im Stillen in Teutschland wirkte, um zu gewinnen und zu gestalten, trug sich ein Vorgang zu, welchen er vielleicht auch unter allen anderen Umständen unbenutzet gelassen hätte, welchen er aber jetzt, wegen der Gesandtschaft nach Rom und wegen seiner Unterhandlung mit einzelnen teutschen Fürsten, gar nicht benutzen durfte, welcher eben deßwegen seine Wichtigkeit für den Gang der Dinge in dieser Zeit verlieret, welcher aber doch als Zeichen dieser Zeit und als neuer Vorbote künftiger Ereignisse nicht ohne große Bedeutung ist [10].

Der Bischof Friedrich von Münster hatte das Osterfest dieses Jahres, ein Tausend und vier und siebenzig, in Cöln bei dem Erzbischofe Hanno gefeiert, und wollte nach der Beendigung dieser Feier heim kehren. Hanno gab daher seinen Leuten den Befehl, ein geeignetes Schiff herbei zu schaffen, auf welchem sein Gast den Rhein hinab fahren könnte. Alsobald nahmen

die Leute des Erzbischofes alle Schiffe in Augenschein, wählten das Schiff eines reichen Kaufmannes, und befahlen ohne Weiteres, die Waaren hinaus zu werfen, und dasselbe für den Dienst des Erzbischofes in Bereitschaft zu setzen. Auf die Nachricht von diesem Vorgang eilte der Sohn des Eigenthümers herbei, ein kühner, kraftvoller und bei den vornehmsten Einwohnern der Stadt, wegen seiner Tüchtigkeit nicht weniger, als wegen seiner Verwandtschaft, geachteter und beliebter Jüngling. Umgeben von seinen Dienern und von einigen Söhnen der Stadt, die er schnell aufgerufen hatte, begab er sich in das Schiff, forderte die Leute des Erzbischofes auf, dasselbe zu verlassen, und warf sie, auf ihre Weigerung, hinaus. Nun kam der Stadtvogt [11] heran, nicht ohne Begleitung; aber auch zu dem jungen Kaufmanne hatten sich mehrere junge Kaufleute gestellet, und der Stadtvogt wurde mit seinen Leuten in die Flucht getrieben. Der Erzbischof stillte den Lärm. Indem aber Hanno das Schiff des Kaufmannes unangetastet zu lassen befahl, ließ der stolze Priester seiner Zunge, deren er überhaupt im Zorne nicht Meister war, freien Lauf. Er sprach harte, kränkende, beleidigende Worte gegen die Bürger der Stadt, und drohete, daß diese meuterischen Burschen [12] bei der nächsten Gerichtssitzung gewiß die gebührende Züchtigung erhalten sollten. Diese Schmähworte, diese Drohungen des Priesters reizten die ergrimmte Jugend von Cöln furchtbar auf. Die Handlungen und die Weise des Erzbischofes wurden einer scharfen Prüfung bloß gestellet: seine harten Befehle, die Ungerechtigkeit, mit welcher er oftmals Unschuldigen das Ihrige geraubet, sein rauhes stolzes Wesen, seine Schimpfreden gegen die angesehensten Bürger, wurden einem bitteren Tadel unterworfen. Zugleich lief der Name Worms von Mund zu Mund, und die schöne That dieser Stadt wurde gepriesen und gefeiert. Jeder Mann, hieß es, muß sich bewaffnen; es gezieme der volkreichen und wohlhabenden Stadt Cöln nicht, hinter dem

kleineren und ärmeren Worms zurück zu bleiben, und die Tyrannei eines Priesters zu ertragen, welche diese Stadt gebrochen hätte; nein es gezieme ihr vielmehr, einen Schritt weiter zu gehen: wenn Worms zufrieden gewesen, ihren Dränger in die Flucht zu treiben, so werde die Stadt Cöln ihren Dränger vernichten müssen. Und auf solche Weise kam, wohl nicht in Worten, aber in der Gesinnung der Einwohner von Cöln, in zwei oder drei Tagen eine Verschwörung zu Stande, deren Seele jener junge Kaufmann war, welcher seines Vaters Eigenthum mit eben so vielem Glück als Muthe vertheidiget hatte.

Am Mittewoch nach dem Ostertage war das Fest Georg's des Märtyrers. An demselben predigte Hanno, der Erzbischof, und erklärte in einer harten Rede seiner Gemeinde: die Stadt Cöln habe sich in die Gewalt des Teufels gegeben, und sie werde in kurzer Zeit zu Grunde gehen, wenn sie nicht durch ernste Reue den drohenden Zorn Gottes abzuwenden suche. Dieses Wort war der Funke, der den gesammelten Stoff in Flammen setzte. Als gegen den Abend dieses Tages der Erzbischof mit dem Bischofe von Münster, ruhig und Nichts ahnend, zum Mahle saß, brach plötzlich der Sturm los. Eine große Menschen-Menge, voraus jener junge Kaufmann, angethan mit Helm und Harnisch, ein feuriges Schwert in der Hand, Niemandem gleich als sich selbst [13], drang heran gegen den erzbischöflichen Palast, und warf Steine und Pfeile in die Fenster hinein. In dem Augenblick aber, da die Menge in des Erzbischofes Wohnung einzudringen suchte, verschwand plötzlich der Anführer, sei es, daß er verwundet entfernet worden, oder daß er, die Unmöglichkeit einsehend, eine solche Masse zu beherrschen, und deßwegen an seinem Unternehmen verzweifelnd, sich aus dem verderblichen Getümmel zu retten gehoffet habe. Dennoch drang die Menge in den Palast hinein, und der Erzbischof ward, während Einige von seinen Leu-

ten getödtet und verwundet wurden, nur mit Mühe in die Kirche des heiligen Petrus gerettet. Der Palast wurde geplündert, verödet, geschändet; der wilde Haufe berauschte sich in großen Wein-Vorräthen der erzbischöflichen Keller; unter wüstem Gebrülle stürmte er trunken in die Capelle, und schonte in derselben das Heilige so wenig, als er das Gemeine geschonet hatte. Hierauf gegen die wohl verriegelte Kirche des heiligen Petrus. Und auch diese Kirche fiel, nach langer Arbeit, in die Gewalt der Wüthenden; aber dem Erzbischofe war es gelungen, unter großen Fährlichkeiten, verkleidet und im Schutze der Nacht zu entkommen. Er erreichte glücklich den Ort Neuß [14] mit seinem Begleiter, dem Bischofe von Münster.

Das Entkommen des Erzbischofes führte sogleich eine neue Wendung des Ganges der Dinge herbei. Denn seine Lehenleute erhoben sich überall, und die Geistlichen unterließen nicht, indem sie die hohen Tugenden des würdigen Priesters priesen, zu den Waffen zu treiben. Schon am vierten Tage zog eine große Masse bewaffneter Menschen gegen Cöln, um den Erzbischof zurück zu führen und um Rache zu nehmen an diesen verwegenen Bürgern. Von der anderen Seite waren die Einwohner von Cöln in der Zwischenzeit auch nicht unthätig, und was Noth war, erkannten sie wohl. Denn sie sahen ein, daß sie ihre Stadt gegen einen Angriff befestigen und Hülfe vom König erbitten mußten; und Beides wurde versuchet. Aber die Befestigung der Stadt war nicht schnell zu bewerkstelligen, und der König war fern. An Eifer fehlte es nicht, aber an Ordnung und Zucht. Der aufgeregten Menge war die Seele entzogen, jener Jüngling nämlich, welcher den Aufstand veranlasset hatte, und Niemand fand sich, der befehlen konnte, und Niemand, der gehorchen wollte. Daher entartete der Eifer in ein wildes Treiben, und die Leidenschaft entlud sich in einzelnen grausamen Handlungen gegen einzelne Menschen, welche das Unglück hatten, für Anhänger des Erz-

bischofes zu gelten, oder sonst den Haß der Menge zu erregen. An den König hingegen sandten sie einige junge Männer, um ihm anzuzeigen, was geschehen war, und ihn zu bitten, daß er die Stadt Cöln in Besitz nehmen möchte: denn darauf beruhe das Heil der Stadt, und er, der König, dürfe jetzt wagen, Rache an dem Erzbischofe zu nehmen, von welchem er so mannigfach gekränket worden.

Heinrich hatte sich von Worms nach Bamberg begeben, um in dieser Stadt das Osterfest zu feiern. Das geschah mit großem Glanze. Denn es versammelten sich um ihn, nach der Weise früherer Tage, viele Fürsten des Reiches, und unter denselben Manche, welche ihn in dem sächsischen Kriege treulos verlassen hatten, wie der Erzbischof Sigefrid von Mainz und Berthold, der Herzog von Kärnten. Diese Herren gingen den Weg, der am sichersten zu sein schein, wie früher, so jetzt. Da die Sachsen, ohne sich um sie zu bekümmern, Frieden geschlossen, da sie den Frieden frevelhaft gebrochen hatten, und da die Entschließung des Papstes noch nicht bekannt war: so lag es in der Natur ihres Strebens und Treibens, daß sie sich nunmehr dem königlichen Throne näherten, wenn nicht wahrhaft in Reue und Treue, doch mit dem Scheine von Reue und Treue; und Heinrich konnte sie nicht zurück weisen, theils weil er im Frieden zu Gerstungen Verzeihung des Geschehenen versprochen hatte, theils weil er gegen die Sachsen, zu Sieg und Rache, Kräfte zu sammeln suchte. Nach dem Feste begab er sich nach Nürnberg. Daselbst mögen die Jünglinge aus Cöln bei ihm eingetroffen sein. Aber ihre Erscheinung war umsonst. Wäre auch der König in der Nähe von Cöln mit einer bereiten Macht gewesen: er hätte es doch in diesem Augenblicke bedenklich finden müssen, ohne eine größere Ursache, sich der Bürger von Cöln gegen den furchtbaren Hanno anzunehmen, den Mann von gewaltigem Ansehen. Aber der Gang der Dinge in Cöln, von welchem er ohne Zweifel alsobald

Nachricht bekam, machte auch jedes Einschreiten unmöglich, und endigte die Ungewißheit, in welcher er sich befunden haben muß.

Sobald nämlich der Erzbischof Hanno, am vierten Tage nach seiner Vertreibung, mit seinen bewaffneten Scharen vor den Thoren der Stadt erschien, sank den Einwohnern von Cöln der Muth, weil keine Einigkeit unter ihnen war, oder weil man sie uneinig zu machen verstand. Sie schickten Abgeordnete, baten um Frieden, bekannten ihre Schuld und erklärten sich bereit, die verdiente Strafe zu erdulden. Hanno erwiderte: den Reuigen werde er seine Verzeihung nicht versagen. Auf dieses Wort legten die Bürger von Cöln die Waffen nieder. Nun erfolgte der Befehl: die Schuldigen sollten bei Strafe des Bannes vor dem Erzbischof erscheinen, um seinen Ausspruch anzuhören. Sie, die Wehrlosen, erschienen barfuß und in wollenen Hemden. Die Wuth oder die Habsucht und Raublust im Heere des Priesters war aber so groß, daß er keinen Ausspruch zu thun wagte. Deßwegen ließ er die Unglücklichen in die Stadt zurück gehen, und bestimmte, daß sie sich am dritten Tag in der Kirche des heiligen Petrus von Neuem stellen sollten, um die Buße, die er ihnen aufzulegen für gut fände, zu vernehmen. Inzwischen bemühete er sich, zuvörderst die rohe Menge zur Heimkehr zu bewegen, entweder weil er fürchtete, er werde sie nicht zu bändigen vermögen, oder, was am Wahrscheinlichsten ist, weil er die Beute, die zu machen war, nur seinen Lehenleuten zuwenden wollte. Und als er Dieses erreichet hatte, ließ er seine Lehenleute die Stadt in Besitz nehmen; er selbst folgte erst am anderen Tage, der Sicherheit wegen. In der Nacht vor seinem Einzuge hatten mehr als sechs Hundert der reichsten Kaufleute, durch das zweideutige Schweigen des harten und finsteren Mannes geschrekket, die Fucht ergriffen, um den Schutz des Königes anzuflehen; und diese Flucht so vieler der angesehensten Bürger setzte

die übrigen Menschen, die Theil an den unseligen Vorgängen gehabt hatten, jetzt aber nicht im Stande waren, zu entkommen, in solche Todes-Angst, daß Keiner von ihnen an dem bestimmten Tage in der Kirche des heiligen Petrus zu erscheinen wagte. Dieses Ausbleiben der armen und wehrlosen Menschen gab den trotzigen Vassallen des Erzbischofes Vorwand und Veranlassung, um ihre verachtende Wuth gegen das städtische Volk auszulassen, das sich erfrechet hatte, an Freiheit und Waffen zu denken. Mit dem Schwert in der Faust stürzten sie in die Häuser, raubten, was zu rauben war, schlugen nieder, wer ihnen aufstieß, oder schleppten in Gefängnisse, wer dem Tod entgangen war, ohne Schonung des Alters oder des Geschlechtes. Von Denjenigen, welche das Unglück gehabt hatten, dem Gemetzel zu entgehen, wurden Einigen, und unter denselben jenem jungen Kaufmanne, der zuerst zu dem Aufstande gereizet hatte, die Augen ausgerissen; Andere wurden, nachdem man ihnen das Haar abgeschoren, mit Gerten gehauen, Allen wurde der größte Theil ihres Vermögens genommen; und nach solchen Mißhandlungen mußten sie sämmtlich schwören, daß sie die Stadt für den Erzbischof gegen jeden Feind vertheidigen, und daß sie im Besonderen Alle, welche sich durch die Flucht aus Cöln gerettet hatten, als ihre ärgsten Feinde betrachten wollten, bis sie dem Erzbischof eine würdige Genugthuung geleistet hätten [15]. Durch einen solchen zwiefachen Mißbrauch der Gewalt, glaubte man die unvertilgbare Forderung von Recht, Freiheit und Gerechtigkeit vertilgen zu können: zuerst wollte man durch die Mißhandlung des Leibes den Geist brechen, und alsdann, in dem Gefühle, daß man nur geschüret haben möchte, an Statt zu löschen, den Geist fesseln durch den Geist, gleich fern von Religion und Menschlichkeit.

In denselben Tagen aber, in welchen diese Dinge vorgingen und zur Kenntniß des Königes kamen, traf eine große Gesandtschaft von dem Papste Gregor dem Siebenten bei ihm

ein, die er zu Nürnberg empfing [16], und die ihm vielleicht einigen Trost gewährte, weil sie einige Hoffnung gab. Zu der Zeit nämlich, in welcher Heinrich's Botschaft von dem sündhaften Friedensbruche der Sachsen nach Rom gelangte, hatte Gregor so eben eine große Kirchen-Versammlung in der ewigen Stadt gehalten, und vielleicht war diese Versammlung noch nicht ein Mal entlassen. In dieser Versammlung, vom Papst als eine allgemeine angesehen, von vielen Bischöfen aus Langobardien besucht, und von der Markgräfin Mathilde und mehreren Fürsten Italiens mit ihrer Gegenwart erfreuet, brachte Gregor Beschlüsse zu Stande, welche, frühere Decrete des heiligen Stuhles erneuernd, erweiternd und schärfend, wenn sie anders streng zur Ausführung kamen, seinen großen Gedanken von der Erhebung der Kirche über alle weltliche Macht, wie längst eingesehen war, der Erfüllung nahe bringen mußten [17]. Sie waren gegen die Simonie und gegen die Ehen der Geistlichen [18] gerichtet. Die Simonie ward am Leichtesten behandelt, ohne Zweifel, weil der Papst über die Verhältnisse in Deutschland noch ungewiß war, und immer noch hoffte, sich mit dem Könige zu verständigen. Es wurde zwar bei Strafe des Bannes verboten, daß irgend Jemand für Geld oder Geldes Werth eine Kirche an sich bringe, oder eine Kirche behielte, die er auf solche Weise an sich gebracht hätte; aber dieses Verbot war schon so oft ergangen, daß Niemand auf dasselbe geachtet zu haben scheinet; und wenn auch jetzt nicht bloß der Käufer, sondern auch der Verkäufer, ja selbst der Vermitteler des Handels derselben Strafe unterworfen wurden, so fand doch Niemand die Sache bedenklich [19]; denn die Geistlichen mochten auf die Nachsicht in früheren Tagen rechnen, wohl bekannt mit den Wegen, die zur Umgehung dienten, und die Weltlichen glaubten sich nicht um ein Verbot bekümmern zu dürfen, dessen Anerkennung noch von ihnen abhing, und bei dessen Uebertretung sie jedes Falles hinter den Geistlichen standen.

Anders hingegen war es mit dem Verbote der Priester-Ehe. Jedem Presbyter, jedem Diakonus oder Subdiakonus, welcher Verkehr mit einem Weibe hätte, wurde der Eintritt in die Kirche untersaget; Keiner sollte fortan ein geistliches Amt erhalten, welcher sich nicht zur Ehelosigkeit verpflichtet hätte; diejenigen Geistlichen aber, die schon verheirathet wären, sollten ihre Frauen von sich entfernen; allen Laien aber wurde verboten, bei einem Geistlichen, der dieser Vorschrift zuwider handele, irgend eine religiose Hülfe zu suchen: denn der Segen solcher Geistlichen sei ein Fluch.

Diese Bestimmung, wider die Ehen der Geistlichen, suchte nun der Papst durch die ganze christliche Welt des Abendlandes zu verbreiten und in Ausführung zu bringen, indem er durch Briefe und Gesandtschaften die Erzbischöfe und Bischöfe der christlichen Länder auf das Dringendste zur genauen Befolgung derselben aufforderte und von der Nothwendigkeit zu überzeugen strebte. Die Angelegenheit der Simonie hingegen betrieb er ohne Eifer, sei es, daß er derselben nur gedacht, um sie nicht in Vergessenheit kommen zu lassen und um die Welt zum Voraus hinzuweisen auf einen großen Zweck, den er im Auge hatte, oder sei es, daß die Botschaft, die er von dem Könige Heinrich dem Vierten erhielt, in ihm neue Hoffnungen eines vollkommenen Einverständnisses erwecket habe. Gewiß ist: eine strenge und scharfe Verfolgung der Simonie bis zu dem Ziele, zu welchem Gregor von seiner Ansicht der Dinge getrieben wurde, konnte ein Einverständniß mit dem Könige leicht stören, während der Angriff auf die Priester-Ehe mehr fördernd als hindernd werden zu können schien; und gewiß ist auch, die Gesandtschaft, welche der Papst an den König auf die Botschaft desselben abgehen ließ, war von solcher Art, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, er habe den König für seine Entwürfe zu gewinnen, und dadurch mit sich zu vereinigen oder unter seine Leitung zu bringen gewünschet. Denn

an der Spitze der Gesandtschaft stand die Kaiserin Agnes; und eine größere Freundlichkeit hätte doch der Papst dem Könige wohl kaum beweisen können, als welche darin lag, daß er die Mutter bewog, zu ihrem Sohne zu gehen, und die Vermittelerin zu werden zwischen ihm, dem sie gänzlich ergeben war [20], und dem Könige, den sie liebte. Die edele Frau wurde begleitet durch die Bischöfe von Ostia, Präneste, Como und Chur.

Heinrich empfing die Gesandtschaft, nicht lange nach dem Osterfest, und er empfing dieselbe auf das Freundlichste und Ehrenvollste. Seine Verhandlungen aber mit derselben, überhaupt die Vorgänge zu Nürnberg, sind unbekannt. Die Schriftsteller geben nur allgemeine Andeutungen, und sind nicht ohne Widersprüche; wie hätte denn auch zu ihrer Kenntniß kommen sollen, was im Geheimen vorging, zunächst zwischen einer Mutter und ihrem Sohn? Eine Vergleichung der Angaben jedoch, welche von den Schriftstellern aufgezeichnet worden sind, mit dem Verfahren des Papstes, und mit den Aeußerungen, die sich in den Briefen des Papstes finden, führet zu der Gewißheit, daß die Gesandtschaft den Versuch gemacht habe, den König für den Zweck des Papstes etwa in derselben Weise zu gewinnen, in welcher die Markgräfin Mathilde für diesen Zweck gewonnen war, daß folglich der Papst für den König eine freundliche und wohlwollende Gesinnung geheget, ja ihn groß und stark zu machen gewünschet habe gegen die teutschen Fürsten, endlich daß auch Einiges erreichet worden, obwohl nicht Alles, was Gregor zu erreichen gehoffet haben mochte. Bei den Schriftstellern [21] nämlich findet man aufgezeichnet: die Gesandten hätten sich Anfangs geweigert, mit dem Könige zu verhandeln: er sollte nach den Satzungen der Kirche Reue geloben und dadurch die Befreiung vom Kirchenbann erwirken, in welchen er verfallen wäre, weil man ihn vor dem apostolischen Stuhle des Verkaufes geistlicher Würden angeklaget

hätte. Diese Anklage mag den König befremdet haben, ja sie mag ihm unbegreiflich gewesen sein: denn in der Zeit, in welcher das Reich auf seinem Namen stand, hatte die Ketzerei der Simonie gewiß mannigfach Statt gefunden, aber er selbst, seit er mündig geworden oder die Freiheit eigener Handlungen gehabt, hatte er sich derselben kaum jemals schuldig gemacht; vielmehr hatte er mit der größten Bereitwilligkeit Beschwerden über vorgekommene Simonie abgeholfen, und Grundsätze ausgesprochen, die auch der Papst ehren mußte [22]. Dennoch gab er nach, ohne Zweifel auf die Vorstellung seiner Mutter, und that, was verlanget ward, weil er simonistische Sünder in seinem Rathe gehabt, und dadurch eine schwere Schuld auf sich geladen hätte. Denn man findet ferner angemerket, daß Heinrich fünf Räthe von sich entfernet habe, die schon vom Papst Alexander dem Zweiten wegen Simonie aus der Kirchen-Gemeinschaft ausgeschlossen waren, deren Verdammung aber, da dieser Papst bald nachher gestorben, bisher gänzlich in Vergessenheit gerathen zu sein scheinet. Weiter findet man angemerket, die Gesandten hätten von dem Könige verlanget, eine Kirchen-Versammlung im teutschen Reiche zu versammeln; der König habe diesem Verlangen, wenigstens mit scheinbarer Geneigtheit, nachgegeben; alle teutschen Bischöfe aber hätten sich mit Heftigkeit widersetzet, und im Besonderen sei Liemar, Erzbischof von Bremen, mit der Behauptung aufgetreten: nach altem Vorrechte dürfe nur der Erzbischof von Mainz Synoden im Reiche der Teutschen halten, und wohl auch der Papst, dessen beständiger Legat jener Erzbischof sei, aber nicht andere Legaten des Papstes. Wegen dieses Einspruches mußte das Concilium, von dessen näherem Zweck, ob es bloß gegen die Simonie, oder zugleich gegen die Priester-Ehe gerichtet sein sollte, Nichts angegeben wird, gänzlich unterbleiben. Der Mann aber, welcher sich am Kühnsten widersetzet hatte, der Erzbischof Liemar, hatte sich bisher als einen treuen Anhänger des Kö-

niges bewähret, und deßwegen mußte sein Benehmen, im Gegensatze von Heinrich's Bereitwilligkeit, ohne Zweifel auffallen, und mochte diese Bereitwilligkeit selbst leicht verdächtig machen. Endlich findet man angemerket: der König habe die päpstlichen Abgeordneten mit reichen Geschenken und mit der Versicherung entlassen, daß er sehr gern Alles thun wolle, was sie von ihm verlanget hätten; auch habe er ihnen ein Schreiben an den Papst mitgegeben, in welchem er dem heiligen Vater die schuldige Unterwürfigkeit in jeglicher Weise versprochen, in welchem er demselben auch gestanden habe, daß der Bischof Hermann von Bamberg durch Simonie zu seiner Würde gelanget, daß er aber selbst, der König, bei dieser Gelegenheit hintergangen und verführet worden sei.

Und mit diesen allgemeinen Angaben der Schriftsteller stehen des Papstes Werke und Worte nicht im Widerspruch. Gregor bestätigte die Suspension Liemar's von der Verwaltung seines erzbischöflichen Amtes, die von seinen Legaten ausgesprochen worden; er lud ihn vor die nächste Kirchen-Versammlung, und machte ihm die bittersten Vorwürfe über seine Undankbarkeit gegen die Kirche und über die Pflichtvergessenheit, mit welcher er sich dem großen Gedanken einer Herstellung der verfallenen Kirche entgegengesetzet habe. Den Bischof Hermann von Bamberg hingegen verfolgte er fortan, bis er ihn, als erwiesen wurde, daß er durch Simonie zu seinem Sitze gelanget war, für abgesetzt erklären konnte. An den König hingegen und die Mutter desselben, die Kaiserin Agnes, erließ er Zuschriften, die von seiner Gesinnung und von seiner Hoffnung für die Zukunft Zeugniß geben. In zwei Schreiben an Heinrich, gegen das Ende dieses Jahres erlassen [23], begrüßt er denselben als seinen geliebtesten Sohn mit dem apostolischen Segen. Er bezeugt ihm seine Zufriedenheit darüber, daß nicht nur seine Mutter, die Kaiserin Agnes, sondern daß auch die päpstlichen Legaten einstimmig versichert hätten, der König

habe sie wohlwollend empfangen, er habe einige kirchliche Angelegenheiten lobenswerth verbessert, und habe versprochen, die Simonie und die Hurerei der Geistlichen gründlich auszurotten; selbst die Markgräfin Beatrix und deren Tochter Mathilde hätten seine treue Anhänglichkeit bezeuget. Er versicherte ihn, daß er bei der Feier der Messe seiner über den Leichen der Apostel gedenke und flehentlich bitte, der allmächtige Gott wolle ihn in dieser Gesinnung kräftigen und mehren zur Förderung seiner Kirche. Er ermahnet ihn, vorsichtig in der Wahl seiner Räthe zu sein, und nur solchen Männern sein Vertrauen zu schenken, die nicht ihre Sache meinen, sondern seine Sache; er warnet ihn vor Denen, welche sich täglich bemühen, den Samen der Uneinigkeit zwischen ihnen, dem Papst und dem Könige, auszustreuen, um mit Netzen, die in der Hölle gewoben seien, bald ihren Vortheil zu fischen, bald ihre Laster zu bedekken, welche den Zorn Gottes und das Schwert des heiligen Petrus gegen sie aufrufen; und bittet ihn, nicht solchen Menschen sein Ohr zu leihen, sondern nur Denen, die suchen, was des Heilandes ist, und die ihre Größe und ihren Gewinn der Gerechtigkeit nachsetzen [24]. Er wünschet, daß Gott den König in seine, des Papstes, Seele schauen lassen möge, weil er überzeuget sei, daß alsdann Niemand ihn, den König, von seiner, des Papstes, Liebe zu trennen im Stande sein werde; und er heget das Vertrauen zu der göttlichen Barmherzigkeit, daß es einst offenbar sein werde, mit welcher Innigkeit er, der Papst, ihn, den König, liebe. Zu dieser Liebe, sagt er, treibet mich das Gebot aller Christen, zu ihr treibet mich die kaiserliche Majestät und die Macht des apostolischen Stuhles; und ich habe die Ueberzeugung, daß ich mich, wenn ich Dich nicht liebte, wie ich soll, umsonst auf Gottes Barmherzigkeit und auf das Verdienst des heiligen Petrus verlassen würde. Er geht endlich so weit, daß er ihm den Gedanken eröffnet, er, der Papst, werde vielleicht an der Spitze eines großen Heeres

ausziehen, um die unterdrückten Christen im Morgenlande zu befreien, die Christen im griechischen Reiche zur katholischen Kirche zurück zu bringen, und das Grab des Herrn für die Christenheit zu gewinnen, und in diesem Falle wolle er ihm, dem Könige, die römische Kirche anvertrauen, damit er über dieselbe, wie über eine heilige Mutter, wache und ihre Ehre vertheidige. So an Heinrich. Der Kaiserin Agnes hingegen bezeuget Gregor seine freudige Dankbarkeit für ihre Aufopferung [25]. Sie selbst sei zwar nicht zufrieden mit dem, was sie erreichet; aber vor Gott gelte der redliche Wille allein, das Wirken, und nicht das Bewirkte. Und sie habe mit unaussprechlicher Anstrengung für den Frieden und für die Eintracht der allgemeinen Kirche gearbeitet, und sich mit unermüdlicher Kraft bestrebet, den Altar und den Thron, das Priesterthum und das Königthum, durch das engste Band der Liebe zu vereinigen [26]. Auch sei ihre Bemühung nicht umsonst gewesen. Und er habe das feste Vertrauen, daß sie noch mit Freude und Frohlocken selbst sehen werde, wie Gott in seiner Barmherzigkeit sich ihres Sohnes annehme.

Dieses Alles aber scheinet ja wohl zu beweisen, daß Gregor wohlwollend für den König gesinnet, und die Sache desselben gegen die Fürsten des Reiches zu fördern geneiget gewesen sei, wenn anders Heinrich in seinen großen Gedanken eingehen und sich seiner Leitung unterwerfen wollte. Jedes Falles durfte Heinrich, wie auch seine Gesinnung, wie seine Ansicht von den Dingen sein mochte, die Gewißheit hegen, daß er von Seiten des Papstes, auf die Anklagen seiner Feinde, Nichts zu fürchten habe. Auch war es für ihn nicht ohne Vortheil, daß nach und nach, so wie das päpstliche Verbot der Priester-Ehe bekannt und auf die Vollziehung desselben hingearbeitet wurde, unter den Geistlichen aller christlichen Länder, und im Besonderen unter den Geistlichen in Teutschland, eine Aufregung entstand, die Niemand zu übersehen vermochte, die

mit jedem Tage zunahm, die ungeheuer wurde, dergestalt, daß die Geistlichen an irgend einer andern Angelegenheit, als der ihrigen, keinen Theil nehmen zu können schienen. Um so mehr glaubte Heinrich, während die Seinigen für ihn und wider die Sachsen arbeiteten, sich selbst mit einer Heerfahrt nach Ungarn beschäftigen zu dürfen, die er nicht wohl vermeiden konnte. Denn in diesem Lande hatten gleichfalls große Zerrüttungen Statt gefunden. Von Bela's Söhnen war, wie erzählet worden ist, die Krone von Ungarn dem jungen Salomo, des Andreas Sohn, Heinrich's Schwager, überlassen worden [27]; aber ein Abkommen, welches in der Noth des Augenblickes getroffen war, hatte die Seelen Derer nicht gewonnen, die es abgeschlossen. Zwischen dem jungen König und seinen Vettern, Geisa, Ladislav und Lambert, war ein großes Mißtrauen geblieben, in Jenem durch Furcht genährt und das Gefühl der Schwäche, in Diesen durch die Lust zu dem aufgegebenen Gute; es fehlte nicht an Menschen, welche auf beiden Seiten reizten und schürten, und die Fürsten in Ränke hinein zu verschlingen strebten, die täglich von ihnen geschmiedet wurden. Nach einer langen Reihe widerwärtiger Auftritte war es endlich zu einem offenen Kampfe gekommen, und Salomo, ein Spiel der Parteien, wie Heinrich der Vierte, war genöthiget worden, aus dem Lande zu entfliehen und Rettung zu suchen im Schutze des Königes der Teutschen. Heinrich glaubte daher, seinem Schwager und sich selbst schuldig zu sein, eine Heerfahrt nach Ungarn zu unternehmen, damit dem Könige Salomo das Reich erhalten und den Teutschen nicht der Anblick eines vertriebenen Königes gewähret würde. In dieser Absicht begab er sich nach Regensburg. Hier angekommen, erhielt er von seinen Freunden die Botschaft, der König von England, Wilhelm der Bastard [28], durch den Erzbischof Hanno von Cöln herbei gerufen, sei im Begriffe, mit einem großen Heere zu landen, und den Sitz des Reiches in Aachen einzunehmen. Diese Nach-

richt, ihre Wahrheit vorausgesetzet, war wohl geeignet, den König zum Auftreten gegen seinen alten Feind zu berechtigen, und die Gräuel, die gegen die Bürger von Cöln verübet waren, an demselben zu rächen. In der That gab Heinrich seine Absicht, nach Ungarn zu gehen, sogleich auf, und eilte an den Rhein. Am Pfingstfeste war er zu Mainz, und wurde hier von Sigefrid, dem Erzbischofe, der wohl einsah, daß der Wind sich gewendet hatte, auf das Glänzendste gefeiert. Weiter, den Rhein hinab. Unterweges begegnete ihm eine Gesandtschaft Hanno's: „der König sei durch lügenhafte Angaben seiner Feinde hintergangen; er sei weder so verstandlos und gleichgültig gegen das gemeine Wohl, daß er wegen einer Privat-Kränkung das Vaterland den Barbaren überliefern könne, noch habe er von Jugend auf eine solche Leichtfertigkeit bewiesen, daß irgend ein Mensch von gesundem Verstand an eine solche Abgeschmacktheit glauben würde." Zu Andernach kam der Erzbischof selbst zum König, und bestärkte mit einem Eide, daß er verläumdet worden sei. Auf solche Weise fiel der Grund hinweg, der den König zum öffentlichen Auftreten gegen den Erzbischof berechtiget haben würde, und wahrscheinlich zu seinem Bedauern. Heinrich erklärte dem Priester nicht ohne Bitterkeit: da sich die Sache so verhalte, so wolle er die übrigen Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben wären, wegen ihrer alten Freundschaft und aus Achtung für die erzbischöfliche Würde, auf sich beruhen lassen. Dennoch begab er sich nach Cöln, und saß hier zu Gericht. Aber die Einwohner der Stadt, ihrer ersten Bürger beraubet, durch Blut und Gräuel eingeschüchtert, waren noch in zu großer Furcht, als daß sie, dem gestrengen Erzbischofe gegenüber, irgend eine Anklage vorzubringen gewaget hätten, zumal da dieser, ohne Verlegenheit oder Stockung, durch allgemeine Sätze alle Schuld von sich hinweg und auf die Bürger der Stadt zu werfen unternahm [29]. Das schmerzte den König. Um jedoch

das Einzige zu thun, was noch übrig zu sein schien, verlangte er, der Erzbischof solle den Einwohnern von Cöln Verzeihung für den Aufstand wider ihn gewähren, und den Kirchenbann aufheben, den er ausgesprochen hätte. Und in seinem Verdrusse verlangte er Dieses nicht bittweise, sondern befehlend, und fügte selbst die Forderung hinzu, daß der Erzbischof ihm sechs Vassallen als Geissel stellen sollte für seine Treue. Hanno aber, wohl erkennend, daß er bei dem Schweigen der Einwohner von Cöln, seine Sache gewonnen hatte, weigerte sich kühn und hartnäckig, das Verlangen und die Forderung des Königes zu erfüllen, als unerhört, unwürdig, unerträglich. Heinrich drohete; Hanno stand fest. Die anwesenden Lehenleute waren in der größten Besorgniß. Endlich gab der König eine Sache auf, die er zu gewinnen nicht hoffen konnte; der stolze Priester stand trotzig auf seinem Siege, und das Schicksal der unglücklichen Einwohner von Cöln blieb in seiner Hand.

Der König verließ Cöln, wohl nicht ohne ein schmerzliches Gefühl. Er begab sich nach Aachen, gewiß nicht, um, wie er vorgab, Anstalt zur Sicherung des Reiches gegen einen Einbruch des Königes Wilhelm von England zu treffen, sondern um sich mit einigem Anstand entfernen zu können. Bald aber kehrte er nach Worms zurück. Hier trafen von Neuem Gesandte des vertriebenen Königes Salomo ein, welche ihn auf das Dringendste baten, daß er doch seinem Schwager zu Hülfe kommen und ihn wieder erheben möge auf den Thron der Ungarn. Salomo erbot sich, ihn als seinen Lehenherrn anzuerkennen, ihm einen jährlichen Zins zu bezahlen, und ihm sechs feste Städte seines Reiches einzuräumen. So anlockend aber auch diese Anerbietungen waren, so konnte doch Heinrich unmöglich geneiget sein, bei seinen Verhältnissen im eigenen Reiche, sich in die Angelegenheiten eines fremden Reiches einzumischen. Zwar gab er sich das Ansehen, als wollte er eine Heerfahrt unternehmen, aber wohl mehr, um seinen unglücklichen Ver-

wandten genug zu thun, als in ernstlicher Absicht. Er sandte an mehrere Fürsten des Reiches und forderte sie auf, ihn mit ihrer Mannschaft nach Ungarn zu begleiten; Keiner aber folgte seiner Aufforderung, und Heinrich begnügte sich mit den Entschuldigungen, welche der Eine auf diese Weise, der Andere auf jene, vorbrachte und begründete. Um aber seinem Schwager und seiner Schwester zu beweisen, daß er zu thun bereit sei, was er zu thun vermöchte, versammelte er ein freies Geleit, und drang an der Spitze desselben, ohne die Hoffnung irgend eines Erfolges, in Ungarn ein [30]. Er fand ein völlig verwüstetes Land: denn die Ungarn hatten Alles hinweg geschafft oder zerstöret. In diesem Lande droheten Hunger und Krankheit, und ein Jeder mußte erkennen, daß ein glückliches Fortschreiten unmöglich sei. Eben deßwegen ging Heinrich zurück nach dem Vaterlande, ohne Ruhm zwar, aber auch ohne Schmach. Geisa, Bela's Sohn, blieb König in Ungarn, und Salomo, Heinrich's Schwager, fand mit seiner Gemahlin eine Zuflucht in Oesterreich.

Dreizehentes Capitel.

Wirkung des Verbotes der Priester-Ehe.
Decret gegen die Investitur.
Erneuerung des sächsischen Krieges; die Schlacht bei Hohenburg.
J. 1074 — 1075.

Inzwischen entwickelten sich die Wirkungen mehr und mehr, welche das päpstliche Verbot der Priester-Ehe auf die Welt hervorbringen mußte und hervorbrachte. Gregor wandte alle Mittel an, die er anzuwenden vermochte, um das Decret in Ausführung zu bringen. Durch Zuschriften, durch Legaten, auf jegliche Weise machte er den Erzbischöfen, den Bischöfen, allen Geistlichen und Laien zur Pflicht, für die Vollziehung zu sorgen. Ermahnungen, Belobungen, Lockungen, Verheissungen, Drohungen, die Kraft der Rede, die Macht der Kirche, die Sprache der Bibel und die Sprache der Welt, Alles ward aufgeboten, um den Erfolg zu sichern. Aber je mehr er trieb, je mehr er drängte, desto größer wurde der Widerstand in allen christlichen Ländern. Dem Feuer-Eifer des Papstes trat überall eine brennende Leidenschaftlichkeit entgegen, die nicht selten zu wilden Ausbrüchen trieb. Und nicht bloß

die verheiratheten Geistlichen geringerer Ordnung, welche, von Weibern und Kindern umschlungen, in Verzweifelung geriethen, weil sie, was ihnen das Theuerste im Leben, was ihnen Trost und Freude war, diese Weiber und Kinder nämlich, deren Jammer=Geschrei ihnen das Herz zerriß, von sich stoßen sollten, nicht bloß diese Geistlichen sträubten sich wider den päpstlichen Befehl, sondern auch die ehrwürdigsten Männer aus der höheren Geistlichkeit, die in freiwilliger Ehelosigkeit lebten, deren Tugend rein, deren Sitten makellos waren, die es redlich mit dem Heiligen meinten, und die Religion Jesu Christi wahrhaftig zu fördern suchten, wendeten sich ab, und sahen mit Schmerz die große Aufregung der Gemüther. Denn nach der Natur menschlicher Dinge ging der zürnende Jammer nicht bloß durch die Häuser der verheiratheten Geistlichen, sondern auch die Väter und Mütter der Frauen, die jetzt verstoßen werden sollten, theilten denselben, und die Jungfrauen theilten ihn, die mit Geistlichen verlobet waren, und Tausende anderer Jungfrauen, welche erkannten oder ahneten, daß sie, wenn das päpstliche Decret zur Ausführung käme, Verzicht thun müßten auf Liebe und häusliches Glück. Darum zagten und schwankten so viele Bischöfe; darum ließen Andere jenes Decret unbeachtet; darum wurde dasselbe von unbetheiligten Geistlichen widerlegt und verworfen. Man verwarf das Decret als gegen Gott und Natur, als gegen des Menschen Bestimmung und gegen die edelsten Gefühle in der menschlichen Brust; man bestritt dasselbe mit Aussprüchen heiliger Schriftsteller, mit Gründen weiser Männer, mit dem Glauben der Väter und mit den bestehenden Verhältnissen; man betrachtete und bezeichnete es als einen Quell mannigfaches Verderbens, das in die Kirche hinein kommen müßte: denn, wenn die freiwillige Ehelosigkeit einzelne Menschen zu den höchsten Tugenden führen möchte, so würde die erzwungene Ehelosigkeit aller Geistlichen große Sünden und Laster wilder Unzucht erzeugen. Der

Papst wurde der Ketzerei beschuldiget, und seine Lehre für Unsinn erkläret [1].

So überall, so in Teutschland. Ja in diesem Lande häuslicher Tugenden kam es zu Auftritten, die an Heftigkeit Alles übertrafen, was sich in anderen Ländern ereignete. Der Erzbischof Sigefrid von Mainz nämlich, der erste geistliche Fürst im Reiche, wie immer, so jetzt nach beiden Seiten schauend, verstattete auf die ersten Aufforderungen des Papstes den Geistlichen seines erzbischöflichen Sprengels eine Zeit von sechs Monden, innerhalb welcher sie freiwillig thun möchten, was unvermeidlich wäre. Die Geistlichen aber behielten ihre Frauen, und der Papst drängte schärfer. Hierauf versammelte Sigefrid im Monat October eine Synode zu Erfurt. In derselben erklärte er den anwesenden Geistlichen nachdrücklich, daß sie nunmehr entweder der Ehe abzuschwören, oder dem Dienste des Altares zu entsagen hätten. Man bestritt ihn; man suchte den Ausspruch zu vernichten. Der Erzbischof aber behauptete, dem Befehle des apostolischen Stuhles müsse man sich unterwerfen. Die Geistlichen gingen hinaus, als wollten sie sich besprechen. Alsobald wurden verschiedene Anträge gemacht: Einige bestanden darauf, Keiner sollte zurück kehren, sondern Alle sollten sogleich nach Hause gehen; Andere schlugen vor: den Erzbischof von seinem Stuhle zu werfen und mit dem Tode zu bestrafen für ein solches abscheuliches Verfahren. Der Erzbischof, von diesen stürmischen Verhandlungen unterrichtet, erschrak. Er ließ die Ungestümen inständigst bitten, daß sie ruhig zurück kommen, und sein tröstliches Wort vernehmen möchten. Sie kamen. Und nun besänftigte Sigefrid die Gemüther durch das Versprechen, daß sie vor der Hand ihre Frauen behalten möchten; daß er nach Rom senden und vom Papst eine Milderung des harten Befehles zu bewirken suchen wollte. Das gelang. Kaum aber war es gelungen, so wollte der habsüchtige Mann, der das Gemeine niemals über dem Heiligen vergaß, die ge-

neigte Gesinnung benutzen, die er gewonnen zu haben glaubte. Er berief am folgenden Tag eine neue Versammlung von Geistlichen und Laien, und erhob vor derselben seine Ansprüche auf den Zehenten, der ihm nicht entrichtet worden wäre. Die Thüringer antworteten: diese unselige Sache, der Same vieles Unheiles, sei ja im Frieden von Gerstungen abgethan: denn diesem Frieden hätten sie nur unter der Bedingung beigestimmet, daß ihnen ihre alten Freiheiten für alle Zukunft erhalten werden sollten. Sigefrid verwarf diese Antwort. Hierauf stürzten sich die Thüringer, die in der Versammlung waren, in die Gassen der Stadt und riefen zu den Waffen. Alsobald drang eine große Menschen-Menge heran; und der Erzbischof würde erschlagen worden sein auf seinem Stuhle, wenn nicht seine Vassallen, ihre Schwäche erkennend, mit begütigenden Worten in die Menge hinein geredet hätten. Aber die Synode war zu Ende. Der Erzbischof verließ sogleich Erfurt, ging nach Heiligenstadt, und suchte von hieraus durch Bannflüche Rache für Kränkungen zu nehmen, die er selbst verschuldet hatte [2]. Gewiß, der Papst sah nicht ohne Schmerz seine große Sache in so gemeinen Händen.

Er aber, Gregor der Siebente, hielt fest. Wohl mag die Gewalt des Sturmes, der von allen Seiten her losbrausete, ihn oft erschüttert haben, aber zum Wanken ward er nicht gebracht. Die Ehelosigkeit der Geistlichen war ihm eine Angelegenheit des Herzens und des Verstandes zugleich: des Herzens, weil er den festen Glauben hegte, daß die Kirche Jesu Christi, nach Gottes Willen, frei sein und die Welt beherrschen solle; des Verstandes, weil er überzeuget war, daß die Kirche nicht frei werden und nicht zur Herrschaft gelangen könne, so lange ihre Diener, die Geistlichen, durch das Band der Ehe abhängig blieben von den Angelegenheiten der Welt, und von der Gunst der Großen dieser Erde. Er hielt die Sache für gerecht, weil er sie für nothwendig hielt; er achtete das Gegen-

wärtige gering, weil er die Zukunft im Auge hatte; er zweifeilte nicht an dem Siege, weil ihm eine Niederlage unmöglich zu sein schien. Und, wie hart auch der Kampf gewesen, und wie lange er unentschieden geblieben sein mag: der Ausgang hat für Gregor gezeuget, und hat bewiesen, daß seine Forderung dem Zustande seiner Zeit angemessen gewesen, deren Bedürfniß durch sein Wort klar geworden ist, deren Geist sein Wort in's Werk gerichtet hat. Eben deßwegen darf auch die Sache selbst nicht nach den Ansichten, den Sitten und den Verhältnissen späterer Tage beurtheilet werden. Die Ehelosigkeit der Geistlichen hat gewiß in jener Zeit, in welcher sie begehrt und erzwungen ward, unermeßliches Unglück über viele Tausend Menschen gebracht; sie mag auch, als sie durchgesetzet war, viele einzelne Geistliche zu argen Sünden und selbst zu schweren Verbrechen verleitet haben: aber jene Geschlechter, die das Unglück duldeten, sind von der Erde verschwunden und mit ihnen ihre Leiden; den Sünden haben sich Tugenden, den Verbrechen Aufopferungen entgegen gestellet, welche, wie jene jegliches Tadels, so jegliches Lobes würdig waren; und im Ganzen hat durch die Ehelosigkeit der Geistlichen Das gewonnen, warum wir leben und sind, der Geist, die Pflege des Geistes, die Bildung des Menschengeschlechtes. Sie hat wesentlich mitgewirket, der Kirche die Einheit, und in der Einheit die Macht zu verschaffen, die ihr nöthig war, um sich der rohen Gewalt des Schwertes entgegen zu stellen, und um den erstickenden Druck zu mildern, den das Lehenwesen auf das Leben gebracht hatte. Auch ist vielleicht die germanische Welt nur durch die Ehelosigkeit der Geistlichen vor einem erblichen Priesterthume bewahret worden. Da in dieser Welt Alles, was ursprünglich auf Widerruf oder lebenslänglich verliehen ward, erblich geworden ist, Ehren und Besitzungen, Würden und Rechte, Throne und Gewalten, so ist fast mit Gewißheit anzunehmen, daß auch bei der bestehenden Investitur und der

herrschenden Simonie, die Kirchen-Aemter und Kirchen-Besizzungen im Verlaufe der Zeit erblich geworden sein würden, wenn die Geistlichen Väter von Kindern gewesen wären, die ihnen zu folgen vermocht hätten. Ein Anfang war schon gemacht, hier und dort. Man findet Beispiele, daß eine geistliche Stelle vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf den Enkel übergegangen; ja man findet Beispiele, daß Kirchen den Töchtern von Geistlichen, welche dieselben verwaltet hatten, zur Ausstattung verliehen worden sind [3]. Da nun in den weltlichen Verhältnissen zuerst die Lehen der gemeinen Vassallen erblich geworden sind, und alsdann die Lehen, Ehren und Würden der Höheren bis zu den Höchsten hinauf: so ist nicht unmöglich, daß auch die Bisthümer, die Erzbisthümer und zuletzt selbst der apostolische Stuhl erblich geworden wären [4]. Ein erbliches Priesterthum aber neben einem erblichen Adelthume, Das ist ein Kasten-Wesen, welches eben so schwer auf dem Geiste lastet, als es schwer zu zerstören ist. Und was endlich die Jungfrauen betrifft, welche auf die Erfüllung ihrer schönsten Hoffnungen Verzicht thun mußten, so standen denselben nicht nur die Pforten der Klöster offen, in welchen sie geschützet wurden wie vor den Reizungen, so vor dem Gespötte der Welt, sondern sie und das ganze weibliche Geschlecht mochten auch wohl einigen Ersatz darin finden, daß die Männer, gleichsam wie zum Troste, jene Achtung, welche die Frauen und Jungfrauen schon in den ältesten Tagen in Teutschland gefunden hatten, und welche noch gesteigert war durch die Verehrung der heiligen Jungfrau, der Mutter Gottes, von dieser Zeit an auf das Zarteste auszubilden und hier und dort sogar auf Grundsätze zurück zu bringen begannen, nach welchen den Frauen ein großer Einfluß auf das Leben zu Theil werden mußte, so daß sie als Herrinnen der Männer erschienen, die sich ihrem Dienste widmeten [5].

Solche und andere Folgen jedoch hat Gregor der Sie-

dente schwerlich erstrebt und schwerlich voraus gesehen; er hat in einem anderen, und vielleicht in einem höheren, Sinne dem Geiste gedienet, als er selbst ahnete. In seinem Gedanken von der Freiheit und der Herrschaft der Kirche verloren, arbeitete er vorwärts, wie mit verhärtetem Herzen, und wegen des Friedens der Welt, den er von jener Herrschaft erwartete, scheuete er den blutigsten Krieg nicht. Ehe noch voraus gesehen werden konnte, ob die Feuersbrunst, welche er durch sein Decret gegen die Priester-Ehe erreget hatte, gelöschet werden würde, warf er eine neue Brandfackel in die Welt hinein, welche wahrscheinlich nicht minder hohe Flammen hervor rufen mußte. Er nahm den Kampf gegen die Simonie wider auf, aber in einer ganz anderen Weise. Schon früher hatte er, wie erzählet worden ist, diese Angelegenheit tiefer gefasset, als früher geschehen war; denn er hatte, wie die Käufer, so die Verkäufer geistlicher Aemter und Würden mit gleicher Verdammung bedrohet. Jetzt aber wurde dem Baume die Axt an die Wurzel geleget. Zu leugnen ist nicht, die Simonie, welche bloß zwischen Geistlichen, niederen und höheren, durch den Kauf und den Verkauf kirchlicher Aemter vorkam, mochte wohl durch die Vollziehung der bisherigen Verordnungen gegen diese Ketzerei ausgerottet werden, aber die Simonie, welche zwischen Weltlichen und Geistlichen Statt fand, konnte nicht vertilget werden, so lange die Investitur der Geistlichen mit den Gütern der Kirchen durch die Weltlichen, nothwendig war. Daher gab der Eifer gegen die Simonie allerdings einen schicklichen Vorwand, die Investitur selbst, als die eigentliche Quelle der Simonie, zu verwerfen. Indem aber Gregor der Siebente sich zu einem Angriff auf dieselbe entschloß, wollte er noch weit mehr erreichen, als die Vernichtung der Simonie. Wenn es ihm nämlich gelang, den weltlichen Herren das Recht der Investitur zu entwinden, so war dadurch aller Einfluß vernichtet, welchen die Mächtigen der Erde auf die Kirche auszuüben vermochten.

Frei in der Lehre, in allen geistlichen Dingen, stand alsdann die Kirche als Einheit auch frei in irdischer Beziehung auf freiem Gute, während die einzelnen Geistlichen durch die Ehelosigkeit frei werden sollten von allen Verhältnissen, die außer der Kirche lagen. Und so gewiß der Geist mehr ist, als der Leib, der Glaube stärker, als das Schwert, die Religion mächtiger, als das bürgerliche Gesetz, eben so wenig durfte die, geistig und irdisch frei gewordene Kirche an ihrer Herrschaft zweifeln über die Welt. Aber auch dieses Streben Gregor's mußte, wenn das Ziel erreichet ward, weit über dasselbe hinaus wirken. Denn wenn die Vernichtung der Investitur gelang, so war in dem Boden, auf welchem die Staaten der germanischen Welt standen, der erste große Spalt gemacht, der nicht wieder ausgefüllet werden konnte; das Netz des Lehenwesens, das seit fünf hundert Jahren gewaltsam über die Länder hingespannet war, hatte einen Riß erhalten, in welchen hinein sich das frisch angeregte Leben der Städte zu drängen vermochte, um dasselbe nach und nach aufzulösen; die Scholle mußte aufhören für das Erste zu gelten, der Mensch, nur als Zubehör der Scholle zu erscheinen; und wenn einst, im Fortgange der Zeit, die Entwickelung des Geistes so weit gediehen war, daß er der Vormundschaft der Kirche nicht mehr bedurfte, und deßwegen diese Vormundschaft selbst als eine unerträgliche Gewalt von sich warf, so war den Männern vom Schwert in dem freien Kirchengut ein Grund und Boden abgerungen, auf welchem ein freier dritter Stand bestehen und gedeihen mochte.

Und Gregor der Siebente durfte wohl hoffen, daß ihm das große Werk gelingen, ja, er durfte hoffen, daß die Unternehmung desselben seinem anderen Streben, die Geistlichen zur Ehelosigkeit zu bewegen, förderlich sein würde. Ueber das Verderbliche der Simonie gab es nur Eine Stimme. Der lange Kampf gegen dieselbe hatte sie zu einer allgemeinen Angelegenheit gemacht, und jeder edele Mensch wünschte die Ausrottung

eines solchen Uebels desto heißer, je schamloser oft der Handel mit den kirchlichen Würden getrieben wurde, vor Allen von Philipp dem Ersten, König von Frankreich. Heinrich der Vierte aber hatte in Hinsicht der Simonie ein gutes Gewissen. Er hatte in der kurzen Zeit seiner Selbstregierung theils nur selten Gelegenheit gehabt, diese Sünde zu begehen, theils hatte er dieselbe, aus Ueberzeugung oder Noth, zu vermeiden gesuchet. Ja, er hatte sich so willfährig und geneiget bewiesen, die Bemühungen des Papstes zu unterstützen, und sich überhaupt in so freundliche Verhältnisse zu dem apostolischen Stuhle gestellet, daß von ihm, dem ersten König in der christlichen Welt des Abendlandes, kein Widerstand zu fürchten war. Nun waren Simonie und Investitur allerdings sehr verschiedene Dinge; bei Heinrich's Jugend aber, bei seiner gefährlichen Stellung zu den teutschen Fürsten, und bei der Leidenschaftlichkeit, mit welcher er die Mißhandlungen zu rächen wünschte, die er erduldet hatte, war zu erwarten, daß er den eigentlichen Zweck Gregor's nicht begreifen, oder daß er dem Papste, dessen Hülfe er bedurfte, doch keinesweges entgegen zu treten wagen würde. Was aber er, der König, dem das Kaiserthum gebührte, aufgegeben hatte, das vermochte kein anderer Fürst zu halten. Die Geistlichen hingegen allzumal mußten, wie es schien, für den Gedanken der gänzlichen Befreiung des Kirchengutes von dem Einfluß aller weltlichen Gewalt gewonnen werden. In diesem Gedanken schienen sie Vieles vergessen zu müssen. Sie mochten das Heilige über das Irdische oder das Irdische über das Heilige setzen, sie mochten, edele Menschen oder gemeine, dem Himmel angehören oder der Erde: an diesem Werke schienen sie mit aufrichtiger Seele arbeiten zu müssen, sowohl wegen ihres eigenen Vortheiles, als aus alter Eifersucht gegen die weltliche Gewalt, und weil das Gefühl der Unabhängigkeit eben so erfreulich ist für Körperschaften, wie für Einzelne.

Jedes Falles trug der Papst, Gregor der Siebente, kein

Bedenken, die große Sache zu unternehmen. Im Monate Februar des Jahres ein Tausend fünf und siebenzig versammelte er zu Rom ein neues allgemeines Concilium. Zu diesem Concilio fand sich eine große Zahl von Geistlichen und Laien ein. Vor dasselbe hatte der Papst viele Erzbischöfe und Bischöfe aus verschiedenen christlichen Ländern geladen, welche sich seiner Verordnung gegen die Ehen der Geistlichen widersetzt oder dieselbe gering geachtet hatten, welche durch Simonie zu ihrer Würde gelanget sein, oder sich anderer Vergehungen schuldig gemacht haben sollten. Aus Teutschland waren vorgefordert die Erzbischöfe von Bremen und Mainz, und die Bischöfe von Bamberg, Constanz, Straßburg, Speier, Würzburg und Augsburg. Und da diese Fürsten der Vorladung nicht Folge leisteten, so untersagte er Mehreren die Ausübung priesterlicher Handlungen, und setzte Allen einen Tag, vor welchem sie erscheinen und sich rechtfertigen sollten. Den Herzog Robert Guiscard, der sich widerspänstig bewiesen, und das Erbe des heiligen Petrus nicht geschonet hatte, belegte er mit dem Fluche der Kirche. Philipp, der König von Frankreich, wurde mit diesem Fluche bedrohet. Die früheren Beschlüsse gegen die Simonie und die Priester-Ehe wurden wiederholt, und die heiligen Handlungen Aller, die in ihrer Sünde beharret wären, für ungültig erkläret. Jene fünf Räthe des Königes der Teutschen, welche schon von Alexander dem Zweiten in den Bann gethan waren, wurden von Neuem mit dem Fluche der Kirche beleget, weniger, wie es scheinet, um sie zu strafen, als um sie dem Könige, Heinrich dem Vierten, zurück zu geben: denn dieser Fluch sollte nur gelten, wenn sie nicht vor dem ersten Junius in Rom erschienen, um sich zu rechtfertigen [6]. Endlich wurde folgender Beschluß gefasset, wegen dessen das ganze Concilium ohne Zweifel veranstaltet war: „wer fortan ein Bisthum oder eine Abtei aus der Hand eines Laien annähme, der solle nicht als Bischof oder Abt betrachtet und nir-

gends als Bischof oder Abt gehöret werden; überdieß solle ihm die Gnade des heiligen Petrus und der Eintritt in die Kirche verboten sein, bis er die sündhaft erworbene Stelle aufgegeben habe. Dasselbe solle gelten auch von den geringeren Würden. Jeder Kaiser aber, jeder König, Herzog, Markgraf, Graf, jede weltliche Macht endlich und jede weltliche Person, welche sich anmaße, die Investitur mit einem Bisthum oder einer anderen kirchlichen Würde zu ertheilen, solle wissen, daß ihn dieselbe Strafe des Kirchen-Bannes treffen werde [7].»

Es leidet keinen Zweifel: Gregor hat diesen folgenreichen Beschluß mit derselben Thätigkeit in der christlichen Welt zu verbreiten gesuchet, mit welcher er das Verbot der Priester-Ehe verbreitet hatte; aber er hat ihn wohl nur den Geistlichen mitgetheilet, und zur Mittheilung an die Großen von dieser Welt die Gelegenheit zur Anwendung abgewartet. Auch hat er ihn nur durch seine Legaten bekannt gemacht und nicht durch seine Briefe, in welchen man desselben kaum gedacht findet: denn die Verordnung bedurfte einer Erläuterung, welche in Briefen zu geben bedenklich war. Darum ist nicht zu verwundern, daß ein so gewaltiger Vorschritt bei Weitem nicht das Aufsehen erreget zu haben scheinet, welches man zu erwarten so berechtigt als geneigt ist. Allerdings mag das düstere Schweigen der weltlichen Fürsten zum Theil wohl aus einer gewissen Verachtung entsprungen sein, mit welcher sie, auf ihr altes Recht und auf ihr Schwert zugleich vertrauend, zu dem verwegenen Priester hin geschauet haben dürften: zum Theil aber scheint auch die Sache nach ihrem Sinn und ihrer Bedeutung nicht zu ihrer Kenntniß gekommen zu sein. Möglich jedoch wäre wohl auch, daß wir nur darum den Zorn dieser Fürsten nicht zu bemerken vermögen, weil die Geschichte nicht von Weltlichen geschrieben ist, sondern von Geistlichen.

Der König der Teutschen, Heinrich der Vierte im Besonderen, würde jedes Falles das Stillschweigen beobachtet ha-

ben; denn er verfolgte um diese Zeit Entwürfe, zu deren Ausführung er die Freundschaft des Papstes wünschen, wenigstens die Feindschaft desselben fürchten mußte. Seit seiner Zurückkunft von der Fahrt nach Ungarn nämlich, von welcher früher die Rede gewesen ist, war er im südlichen Teutschlande geblieben und hatte versuchet, die Fürsten dieser Gegend wider die Sachsen zu gewinnen. Und dieser Versuch war gelungen und gelang mehr und mehr. Rudolf von Schwaben war höchst erbittert über den Frieden von Gerstungen. Nachdem die Sachsen ihm lange Zeit die Krone des teutschen Reiches lockend und drängend vorgehalten, hatten sie ihn in jenem Frieden, wie schon bemerket worden, nicht bloß verlassen, nein, verrathen: denn sie hatten ihn dem König als einen Verbrecher gegenüber gestellet. Für solche Kränkung wünschte er Rache zu nehmen an den Sachsen; und um Rache nehmen zu können, blieb ihm nur übrig, sich mit Dem zu verbinden, dessen Feindschaft wider die Sachsen unaustilgbar war, mit Heinrich, dem Könige, seinem Schwager. Und er verband sich mit demselben eng und aufrichtig in der Leidenschaft des Augenblickes, nicht, weil er die Krone nunmehr aufgegeben hätte, sondern weil sie unter den gegenwärtigen Umständen nicht zu erreichen war. Sein Ziel, den Thron, im Auge, wünschte er einen neuen Krieg, weil er im Frieden diesem Ziele nicht näher zu kommen vermochte. Dem Herzoge Welf von Baiern hingegen lag der Umsturz des Friedens von Gerstungen eben so sehr am Herzen. Wurde dieser Friede aufrecht erhalten, so mußte er das Herzogthum Baiern an Otto von Nordheim zurück geben; wollte er aber dieses Herzogthum behalten, so mußte er den Frieden von Gerstungen umzustoßen suchen. Auf ihn durfte daher der König mit Zuversicht rechnen. Und mit diesen beiden großen Fürsten konnte Heinrich des ganzen südlichen Teutschlandes gewiß sein. Bei der Lage der Dinge aber durfte er auch wohl hoffen, die Fürsten des westlichen Teutschlandes sämmtlich auf seine Seite zu brin-

gen, wenn auch nicht Alle mit aufrichtiger Seele zu ihm kämen. Und er versäumte Nichts, und erreichte Vieles. Manche waren über die frevelhafte Zerstörung der Harzburg durch die Sachsen aufgebracht, und glaubten eine Züchtigung derselben Gott und ihrem Gewissen schuldig zu sein; Andere zürnten, zugleich mit dem Herzoge Rudolf, über das eigenmächtige Verfahren der Sachsen; Viele waren unzufrieden, weil sie nach großen Erwartungen ihre Hände leer sahen; viele Andere hielten für das Sicherste, ihre Fahnen auf der Seite zu erheben, auf welcher die größere Macht war, und Heinrich schien nunmehr der Stärkere zu sein; Dieser wurde durch besondere Verhältnisse zum Könige getrieben, wie der Herzog Gozelo von Lotharingien, Jener konnte nicht unentschieden bleiben, weil sein Nachbar entschlossen war; den Meisten war der Zustand der Dinge zuwider; Alle waren empfänglich für die Verheissungen, an welchen es der König nicht fehlen ließ; Wenige aber mögen an das gesammte Vaterland gedacht, oder Mitleid gefühlet haben mit dem jungen, so lange mißhandelten König. Auf die geistlichen Fürsten wirkten ohne Zweifel die freundlichen Verhältnisse, in welchen Heinrich zum Papste stand, stark ein, und weit stärker als auf die weltlichen Fürsten, so wie überhaupt die inneren Verhältnisse der Kirche. Bei der Eintracht zwischen dem Papst und dem Könige, von welcher Beide sich gegenseitig Beweise zu geben fortfuhren, konnte Keiner, der nicht durch große Leidenschaften verblendet war, für rathsam halten, sich als einen Feind des Königes zu beweisen. Jeder, der sich der Simonie schuldig fühlte, Jeder, der lässig gewesen war bei dem Verbote der Priester-Ehe, Jeder, der aus irgend einem Grunde den Zorn des Papstes zu fürchten hatte, mußte Bedenken tragen, den Zorn des Königes auf sich zu laden, und deßwegen Anstand nehmen, denselben seine Hülfe zu versagen. Auch wurde wohl Mancher zu dem Könige hingetrieben, weil er nur durch den König bestimmte Zwecke zu errei-

chen vermochte, wie Sigefrid, der Erzbischof von Mainz, der sich nicht entschließen konnte, den Zehenten in Thüringen aufzugeben, und nicht einsah, wie er, wenn der Friede von Gerstungen aufrecht erhalten würde, zu demselben gelangen sollte. Und so durfte der König wohl hoffen, daß ihm endlich eine Macht zu Gebote stehen würde, stark genug, um die Schmach zu rächen, die von den sächsischen Fürsten auf ihn gebracht war.

Dennoch ist Heinrich beschuldiget worden, daß er auch Hülfe bei fremden Fürsten gesuchet habe. Aber diese Beschuldigung, die nur von Sachsen gemacht worden ist, verdienet keinen Glauben. Wenn man nicht etwa den Herzog Wratislav von Böhmen [8], obgleich er unter der Hoheit des teutschen Reiches stand, zu den Fremden rechnen will: so hat er schwerlich Fremde zu gewinnen gesucht, weder den König der Dänen, noch den König von England, weder den König von Frankreich, noch seinen Oheim, den Herzog Wilhelm von Aquitanien, welche Alle in jener Beschuldigung genannt werden [9]. Seine frühere Verbindung mit einem einzigen dieser Fürsten, dem Könige der Dänen, war schmachvoll, aber begreiflich; diese große Ausdehnung des Kreises kann nur das abenteuerliche Werk der Verläumdung sein. Des Erzbischofes Hanno Erklärung, als derselbe beschuldiget war, den König Wilhelm den Eroberer herbeigerufen zu haben, beweiset auf das Klarste, daß die Teutschen selbst in einer solchen verworrenen Zeit die Schande fühlten, die Derjenige auf sich ladet, der Fremde in's Vaterland ziehet, und bei aller Leidenschaftlichkeit wollten die Fürsten wenigstens die Ehre bewahren, ihre inneren Zwiste selbst auszumachen. Daher ist nicht wahrscheinlich, daß Heinrich eine Macht im Auslande gesuchet habe, die er im Vaterlande zu finden nunmehr gewiß sein konnte. Jedes Falles ist gewiß, er hat fremde Hülfe so wenig erhalten als bedurft.

Dagegen möchte es keinen Zweifel leiden, daß Heinrich die Uneinigkeit, die unter den Sachsen selbst entstand, zu er-

halten, zu mehren, zu benutzen gesuchet habe. Er wird von Sachsen beschuldiget, daß er diese Uneinigkeit erreget; und jegliche böse Kunst, Verlockung, Verheißung, Bestechung angewendet, er ist sogar beschuldiget worden, daß er Knechte gegen ihre Herren, Geringere gegen Höhere aufzureizen, und sich selbst nicht gescheuet habe, Versuche mit Gift gegen einzelne Häupter zu machen [10]. Das Letzte aber, in wilder Wuth in die Geschichte eingetragen, verdienet nicht ein Wort der Widerlegung; das Erste hingegen, die Erregung von Uneinigkeit und Zwietracht, würde dem Könige, solchen Feinden gegenüber, und gegenüber den Künsten, welche die sächsischen Fürsten gegen ihn angewendet hatten, vielleicht nicht hoch anzurechnen sein, wenn es nöthig gewesen wäre. Aber es war nicht nöthig. Schon vor dem Frieden in Gerstungen hatte, wie erzählet worden, der Taumelkelch seine Wirkung verloren, mit welchem einige Fürsten die Menge zu berauschen verstanden hatten; der Friede selbst hatte die Unzufriedenen für einen Augenblick erfreuet, weil er die ersehnte Ruhe zurück zu bringen versprach; die hinterlistige Frechheit aber, mit welcher der Friede gebrochen wurde, verfehlte auch eines tiefen Eindruckes auf diejenigen Sachsen nicht, die keinen Theil gehabt hatten an dem Frevel. Zwischen den Vassallen und der großen Menschen-Masse war ohnehin keine Gemeinschaft, als das unglückselige Verhältniß des Herrschens und des Dienens; zwischen den unteren Vassallen und den Fürsten dauerte die Trennung fort; und von den vornehmeren Männern fingen viele an, ihr eigenes Heil zu berathen, und ihren Vortheil von der Sache Derer zu trennen, die auch nur an sich dachten, aber die Sache des ganzen Landes zu führen vorwandten. Viele begaben sich an den Hof des Königes, wurden freundlich empfangen, erhielten freundliche Versprechungen und wandten ihre Seele dem Könige zu; viele Andere hatten Besitzungen in Sachsen und außer Sachsen: sie wünschten jene zu behalten und diese nicht

zu verlieren; deßwegen überließen die Väter häufig ihre Güter in Sachsen ihren Söhnen und begaben sich selbst in die Länder, in welchen des Königes Sache galt, um dort ihre Güter zu retten, oder sie blieben selbst in Sachsen und sandten ihre Söhne hinaus. Auf solche Weise geschah es, daß nur etwa die alte sächsische Verschwörung und nur unter den weltlichen Vasallen in den Ländern fortbestand, die zwischen der Weser mit der Werra, der Sale und der Elbe liegen, und daß von den geistlichen Fürsten nur die Bischöfe von Halberstadt, Magdeburg, Merseburg und Paderborn der sächsischen Sache getreu blieben, alle übrigen aber zum Könige hielten [11].

Indem sich die Sachen auf solche Weise gestalteten, feierte der König das Fest der Geburt Jesu Christi zu Strasburg, und zu demselben erschienen vor ihm eine so große Menge von Fürsten und Herren, um ihn zu begrüßen und ihre Ergebenheit zu bezeugen, daß die Häupter der Sachsen aufmerksam wurden und erschraken. In ihrer Besorgniß boten sie Alles auf, die Fürsten geistliches und weltliches Standes im südlichen und westlichen Teutschland in ihrer früheren Widerspänstigkeit gegen den König zu erhalten, oder sie von des Königes Seite hinweg zu ziehen. Sie schrieben, Einzelne an Einzelne, Briefe auf Briefe, in welchen sie die früheren Klagen erneuerten, die drohenden Gefahren schilderten, von des Königes Ungerechtigkeiten und verderblichen Absichten redeten, und ihre eigene Unschuld an dem Frevel auf der Harzburg theils bezeugten, theils zu beweisen sich bereit erklärten [12]. Aber die Herzen ihrer alten Bundesgenossen waren umgewandelt. Sie gewannen Niemand; dem Könige blieb ihr Getreibe nicht verborgen, und einzelne Fürsten, wie Rudolf von Schwaben, reizten ihn auf, nunmehr Rache zu nehmen, mit dem Versprechen, daß sie zu ihm stehen würden mit all' ihrer Macht. Als die sächsischen Fürsten sahen, daß sie auf diesem Wege Nichts erreichten und zugleich, wie in ihrem eigenen Lande die Stimmung immer ungewisser wurde, zweideutiger, ungünstiger [13]:

so fingen sie an, den König selbst zu versuchen. Sie schickten Gesandtschaften zu ihm, bezeugten abermals ihre Unschuld, erklärten, daß sie bereit wären, vor einem Fürsten-Gericht ihre Unschuld zu beweisen, und jede Genugthuung zu geben, zu welcher sie durch dieses Gericht verurtheilet werden möchten. Der König aber achtete nicht auf diese Anträge, theils wohl, weil er seinen Groll gegen die sächsischen Fürsten nicht zu überwinden vermochte, theils wohl auch, weil er dieselben für hinterlistig hielt, und nur zu dem Zwecke gemacht, um das Getreibe gegen ihn fortzusetzen, und ihm diejenigen Fürsten von der Seite hinweg zu locken, über deren Macht er jetzt noch gebieten konnte. Zwar hatten diese Fürsten, vor Allen die Herzoge Rudolf, Welf, Gozelo, nicht aufgehört, ihn zum Kriege gegen die Sachsen zu reizen; zwar leisteten sie, wie Andere, ihm einen feierlichen Eid, daß sie, ohne seine Einwilligung nicht ein Mal eine Gesandtschaft annehmen, und bei ihm niemals für die Sachsen in irgend einer Weise einschreiten wollten [14]: aber konnte er, nach allen Erfahrungen, die er gemacht hatte, hoffen, daß ein Eid auf lange Zeit binden, daß ein Versprechen auf lange Zeit geachtet werden würde? Gewiß, er mußte den Augenblick benutzen, und durfte den Eifer, den jetzt die Fürsten bewiesen, nicht erkalten lassen. Als er daher das Osterfest dieses Jahres, ein Tausend und fünf und siebenzig, zu Worms feierte, und in Erfahrung brachte, daß auch sächsische Fürsten im Anzuge wären, um sich dem Kreis anzuschließen, der sich um ihn versammelt hatte, schickte er denselben die Botschaft entgegen: er würde sie nicht empfangen; sie möchten heimkehren in ihr Land [15]. Diese Botschaft entschied.

Alsobald von beiden Seiten Vorbereitungen zum Kampfe [16]. Der König erließ durch das ganze Reich einen feierlichen Befehl zu einer Heerfahrt nach Sachsen: am Achten des Monats Junius sollte das Heer bei Breitenbach, vorwärts von Berka an der Werra, zum Aufbruche bereit sein. Die sächsischen Fürsten hatten eine Versammlung zu Goslar. Dahin sandte der König

folgende Botschaft: „obwohl eingedenk der schwersten Beleidigungen der verletzten königlichen Majestät, und der schmählichen Flucht, durch welche er in der äußersten Gefahr sein Leben zu retten genöthiget gewesen, beschuldige er doch keinesweges alle Sachsen dieses Verbrechens, vielmehr seien es nur einige Fürsten gewesen, welche die unerfahrene Menge zu solcher Wuth entflammet hätten; da er diese Fürsten wegen der erregten Empörung nach den Gesetzen zu bestrafen nicht vermocht habe, so wolle er nunmehr die Strafe mit bewaffneter Macht an denselben vollziehen. Er verlange daher und befehle, daß sie die Feinde des gemeinen Wesens nicht beschützen und nicht mit den Waffen unterstützen sollten, daß sie ihm vielmehr den Bischof Burchard von Halberstadt, den Herzog Otto (von Nordheim) und den Pfalzgrafen Friedrich ausliefern sollten [17]. Wenn sie diesem Befehle gehorsam wären, so würde er ihnen Alles, dessen sie sich schuldig gemacht hätten, verzeihen; wenn nicht, so würden sie, gewarnt und ermahnt, als Theilnehmer an der Schuld behandelt werden.» Auf diese Botschaft erwiderten die Sachsen im alten Sinne: „Wenn die Fürsten sich weigerten, dem Könige die gebührende Genugthuung zu leisten, so würden sie dieselben in Fesseln legen, oder alles Ihrige mit Feuer vertilgen und sie aus dem Lande treiben. Wenn sie sich hingegen bereit erklärten, sich entweder zu reinigen oder ihre Verschuldung zu sühnen: so möge der König ihre Sache vor einer Fürsten-Versammlung verhandeln lassen und ihnen ein sicheres Geleit bewilligen. Wollte aber der König im Uebermaße des Zornes eine solche Sühne nicht annehmen und könnte dieser Zorn nur durch das Blut der Fürsten gelöschet werden: so wäre ihnen unmöglich, diese Fürsten zu verlassen. Sie hätten gemeinschaftlich für die Freiheit gestritten: der König möge ihnen daher gemeinschaftlich verzeihen, oder gegen Alle auf gleiche Weise verfahren.» Als jedoch die Versammlung zu Goslar, ohne Zweifel nach Reden und Gegenreden, diesen Beschluß gefasset hatte, verließen meh-

rere Fürsten zur Nachtzeit die Versammlung und das Land, um sich auf die Seite des Königes zu stellen; und unter denselben zwei, welche früher die feindseligste Gesinnung gegen den König bewiesen, und wesentlich zur Erregung des Aufruhres in Sachsen beigetragen hatten; Wilhelm, den man wegen seiner großen Prachtliebe den König beizunennen pflegte, und Friedrich vom Berge. Solche Vorgänge erregten Schrecken unter den Sachsen, die noch an der alten Empörung festhielten. Deßwegen, damit der erschlaffende Geist von Neuem angereizet werden möchte, traten die Fürsten, deren Auslieferung der König begehret hatte, hervor, und erklärten, zweideutig wie immer: „sie hätten den Frieden von Gerstungen nicht verletzet. Halte der König sie für schuldig, so seien sie bereit auf jede Bedingung, welche die übrigen Fürsten des Reiches bestimmen würden, ihre Unschuld darzuthun; überdieß wollten sie die Kirche auf der Harzburg schöner wieder aufbauen und prächtiger ausschmücken, als sie zuvor gewesen; auch wollten sie alles Geraubte ersetzen; von ihrem Geld und Gut möge der König so viel an sich nehmen, als Scham und Würde ihm erlaubten, wenn er nur Sachsen mit dem Kriege verschonen, und das gezückte Schwert in die Scheide zurückstoßen wollte. Ja, selbst wenn er in seiner Leidenschaft diese Anerbietungen verwürfe, so würden sie doch nicht die Waffen gegen ihn tragen, sondern ihm mit bloßen Füßen entgegen gehen, ihm die nackte Brust darbieten und erdulden, was er über sie verfügen möchte.“ Mit diesen Erklärungen kehrten die Abgeordneten des Königes zurück, und eigene Abgeordnete der Sachsen begaben sich zu dem Könige, um seine Antwort zu vernehmen. Heinrich aber, dem diese Sprache zuwider war, und der zugleich bemerkte, daß die sächsischen Fürsten noch immer Nichts unversucht ließen, die anderen Fürsten des Reiches wiederum zu dem alten Schwindel zu bringen, hörte nicht auf solche Worte, und wies die Gesandten der Sachsen barsch und schnöde zurück. Neue Versuche hatten denselben Erfolg. Der

König blieb fest, und die Fürsten, die sich für ihn erkläret hatten, wankten nicht.

Bei dieser Lage der Dinge suchten die sächsischen Fürsten die Gemüther ihres Volkes und des Volkes der Thüringer durch alle religiose Widmungen zu entflammen, welche die katholische Kirche für große oder schwere Tage ausgesonnen hatte. Sie brachten es dahin, daß die Menschen einhergingen im Sack und in der Asche, daß sie fasteten, Almosen spendeten, Tag und Nacht die Kirchen füllten, und mit heißen Gebeten, Büßungen und Gelübden den Zorn Gottes zu besänftigen, den Beistand Gottes zu gewinnen suchten. Zugleich wurden überall kleine Zusammenkünfte veranstaltet, um die Seelen noch mehr anzuregen, und Gerüchte wurden verbreitet, daß selbst die Liutizen und die Polen den Sachsen Hülfe angeboten hätten, entweder gegen den König unmittelbar, oder doch zum Schutze gegen einen Einfall der Dänen [18]. Endlich ward angeordnet, daß sich das Heer der Sachsen und Thüringer an demselben Tage, an welchem das königliche Heer bei Breitenbach sein würde, bei Lupezen, dessen Lage unbekannt ist, versammelt haben sollte [19].

Zur bestimmten Zeit standen beide Heere an den bestimmten Plätzen. Das königliche Heer war so stark und so schön, daß man glaubte, noch niemals sei im teutschen Reich ein solches Heer vereiniget gewesen. Alle Bischöfe, alle Herzoge, alle Grafen, Alle, die eine geistliche oder weltliche Würde bekleideten, hatten das Aeußerste aufgeboten. Nur die größte Noth hatte Wenige zurück gehalten; und selbst diese Wenigen sandten ihre Lehenleute in großer Zahl. So verstattete der König dem alten Hanno von Cöln, zu Hause zu bleiben, mehr gewiß, weil er demselben nicht trauete, als weil der Erzbischof bedenklich fand, gegen seinen Bruder, den Bischof von Magdeburg, und seinen Verwandten, den Bischof von Halberstadt, die Waffen zu führen. Der Bischof von Lüttich wurde von der Dienstpflicht entbunden, theils weil eine lange Krankheit ihn erschöpfet hatte, theils

weil die Königin Bertha in den Schutz desselben während des Krieges gestellet war. Der Abt Widerad von Fulda hingegen hinkte schwer von Jugend auf; seit zwei Jahren war er gichtbrüchig, so daß er nur auf einen Stock oder auf die Schultern seiner Diener gestützet zu gehen vermochte. Dennoch sah er sich genöthiget, der Heerfahrt beizuwohnen. Die Anstrengung indeß in der Hitze des Sommers, obgleich er in einem Wagen fuhr, vernichtete sogleich seine letzten Kräfte und brachte ihm den Tod. Von der andern Seite war auch das Heer der Sachsen und Thüringer sehr stark. Die Kundschafter des Königes berichteten: an Zahl und Waffen sei dasselbe seinem Heere gleich, an weiterer Rüstung sei es überlegen; wegen der Menge seiner Feinde unbesorget, mit allen Bedürfnissen wohl versehen, lagere es sich ruhig und pflege des Leibes im Schatten seiner Zelte. Des Königes Umgebung jedoch verachtete diese Nachricht. Ihrer Menge und Tapferkeit, meinten sie, würde eine Schlachtordnung von Eisen und Demant nicht zu widerstehen vermögen. Sie seien vollendete Krieger, welche, von den einzelnen Fürsten mit Sorgfalt ausgewählet, ihr Leben unter den Waffen hingebracht hätten; Jene hingegen, die Sachsen und Thüringer, seien rohe Horden, mehr an den Pflug, als an das Schwert gewöhnet, und nicht mit kriegerischem Geist erfüllet, sondern nur aus Furcht vor ihren Fürsten ins Feld gezogen. Sie würden, ehe der Kampf begönne, lediglich vor dem Geräusch und dem Geschrei der heranziehenden Scharen davon laufen.

In solchem Vertrauen eilte der König weiter, damit die Entscheidung so rasch, als möglich erfolge, ehe die Sachsen eine veränderte Stimmung in seinem Heere zu bewirken vermöchten. Er führte dasselbe am ersten Tage nach Elen; am zweiten Tage, den Neunten des Junius [20], in einem Doppelmarsche, am frühen Morgen, bis Beringen. Daselbst ward ein Rast-Lager aufgeschlagen. Auch der König legte sich nieder, um sich zu erholen. Plötzlich trat Rudolf, der Herzog der

Schwaben, zu ihm: die Sachsen ständen ganz nahe; entweder aus Nachlässigkeit, oder weil sie von der Ankunft ihrer Feinde nicht unterrichtet wären, hätten sie sich Schmäusen und Spielen ergeben; wenn dieser Augenblick unbenutzet vorüber ginge, so würde die Schmach nimmer auszutilgen sein; es möge ihm daher gefallen, da der größere Theil des Tages noch übrig sei, alsobald die Sachsen in offener Feldschlacht anzugreifen, oder, wenn sie sich nicht stellten, das Lager derselben zu bestürmen. Auf dieses Wort sprang der König von seinem Lager auf, dankte dem Herzoge mit großer Freude, und bezeugte ihm vor Gott, daß er dieses Beweises seiner Treue für alle Zukunft eingedenk sein würde. Hierauf gaben Beide ohne Verzug das Zeichen zur Schlacht, und weithin über die Fluren verbreitete sich die Menge. Die Führer eilten hierhin und dorthin und ordneten ihre Krieger. Da aber die Beschaffenheit des Geländes einen allgemeinen Angriff nicht erlaubte: so wurde das Heer in Abtheilungen, stufenweise, in nicht geringer Entfernung von einander aufgestellet. Die erste Stelle, zur Eröffnung des Kampfes, nahmen die Schwaben ein, ihren Herzog Rudolf an der Spitze. Sie hätten, hieß es, auch in früheren Zeiten an großen Tagen allen übrigen Teutschen vorauf gestanden, diese Schwaben, und deßwegen forderten sie als ein Vorrecht die Ehre, den ersten, den härtesten Kampf zu bestehen [20]. Der König befand sich bei der fünften Abtheilung, umgeben von einer Schar der tüchtigsten und auf das Schönste gerüsteten jungen Männer, deren Treue fleckenlos war. So ging es vorwärts.

Die Sachsen waren in mehreren Abtheilungen an der Unstrut gelagert, in der Nähe von Langensalza, so daß sich ihre Stellung von dem Kloster Hohenburg auf der linken Seite des Flusses bis Nägelstadt auf der rechten Seite desselben ausdehnte: denn ein Theil des Heeres befand sich noch ziemlich weit zurück auf dem anderen Ufer. Da ihnen bekannt war, daß der König am vo-

rigen Tage in Elen angekommen, und da sie sich nicht vorstellen konnten, daß ein Heer den Marsch von Elen bis in ihre Nähe an einem einzigen Tage zu machen im Stande sein würde: so waren sie ganz ruhig und sorglos, an Nichtsweniger denkend, als an Waffen und Schlacht an diesem Tage. Auf ein Mal aber bemerkten sie unermeßliche Staubwolken, und entdeckten alsdann das ganze königliche Heer im raschen Anzuge. Die Bestürzung war groß; die Aufraffung taumelhaft; das Geschrei: zu den Waffen, allgemein, und die arge Verwirrung wurde noch dadurch vermehret, daß ein Jeder nunmehr in bitteren Vorwürfen die Schuld auf den Anderen warf. An Zucht und Ordnung war nicht zu denken. Nur Wenige erschienen in voller Rüstung, oder waren im Stande, eine volle Rüstung anzulegen; die Meisten waren schlecht bewaffnet; Manche vergaßen sogar in der Angst ihre Kleider anzuthun. Seine Gefährten aufzusuchen, das Banner, zu welchem er sich zu stellen hatte, war Niemandem möglich; ein Jeder schloß sich an, wo er eine Vereinigung fand. Viele verloren auch den Muth und die Besinnung, und warfen sich sogleich in die Flucht, um dem Verderben zu entgehen. Unter Hohenburg jedoch hatte sich ein starker Haufe sächsischer Reiter zusammen gedränget. Diese, weder zur Rechten, noch zur Linken schauend, nur von Zorn und Wuth entbrannt, stürzten sich mit wilder Verwegenheit vorwärts, hinein in die schwäbischen Scharen, die vom Herzoge Rudolf geführet wurden.

Und nun begann ein Kampf, der bis zur Gottlosigkeit gräßlich war. Denn es stritten nicht nur Teutsche gegen Teutsche, sondern der Bruder erhob die Waffe wider den Bruder und der Sohn wider den Vater, und schonungslos brachten sie sich gegenseitig, unerkennend und unerkannt, Wunden und Tod. Dem Ungestüm der ansprengenden Sachsen würden die Schwaben nicht zu widerstehen vermocht haben, wenn nicht früh genug der Herzog Welf mit den Baiern herangekommen

wäre. Aber auch diese Verstärkung vermochte die Kraft des Ingrimmes, die in den Sachsen war, nicht zu brechen. Von Spieß und Lanze kam es sogleich zum Schwert; und das Schwert verstanden die Sachsen unter allen teutschen Völkern mit der größten Kunst zu schwingen. Auch war ein Jeder derselben mit zwei oder drei Schwertern versehen. In dem Getümmel fanden viele tapfere Männer im königlichen Heer ihren Tod. Der Markgraf Ernst von Oesterreich, durch manchen Sieg wider die Ungarn berühmet, sank schwer verwundet zu Boden, und hauchte am folgenden Tage das Leben aus. Der Graf Engilbert, zwei Söhne Eberhard's, des Grafen von Nellenburg, viele adelige Männer aus Schwaben und viele aus Baiern starben jammervoll durch das Schwert der Sachsen. Nur sehr Wenige blieben ohne Wunden. Der Herzog Rudolf wurde zwar durch seinen Panzer gegen die schweren Schläge geschützet, aber viele Quetschungen zeugten von der Gefahr, welcher er ausgesetzet gewesen; und der Markgraf Udo würde ihm den oberen Theil des Kopfes hinweg gehauen haben, wäre der Hieb nicht abgewehret durch den starken Helm. Im Heere der Sachsen leuchtete vor Allem hoch hervor, Otto von Nordheim, vormals Herzog von Baiern. Feldherr und gemeiner Krieger zugleich, von den tapfersten Jünglingen begleitet, wandte er sich hierhin und dorthin, war überall, wo der Kampf am heissesten, brach Bahn durch die dichtesten Haufen der Feinde, und vergaß selbst in einem solchen Gemetzel nicht, die Muthigen anzuregen und die Verzagenden zu ermuthigen durch die Erinnerung an des Vaterlandes Freiheit und an die große Sache, für welche sie die Waffen ergriffen hätten. Der Streit wurde so ungewiß, daß schon die Flucht der Schwaben und Baiern erwartet ward, und daß wiederholt die Botschaft zum Könige kam, Alles sei in der größten Gefahr. Aber in dem Augenblicke dieser größten Gefahr fiel hier der Graf Hermann von Glizberg und dort fielen die Lehenleute des Bisthumes Bam-

berg den Sachsen in die Seite und hielten dadurch den Kampf. Endlich trafen die Abtheilungen des königlichen Heeres ein, die noch zurück gewesen, angeführet durch die Herzoge Wratislav von Böhmen und Gozelo von Nieder-Lotharingien; und der König selbst kam heran, mit seiner auserwählten Schar. Und nun blieb den Sachsen Nichts übrig als die Flucht. Sie wandten sich und sprengten mit verhängtem Zügel davon. Ihnen nach die Sieger. In dem wilden Gewirre war Nichts zu unterscheiden, und Viele wurden als Feinde niedergehauen, die Freunde waren. Bis zur Unstrut ging die Verfolgung. In diesem Flusse fanden viele Sachsen ihren Tod. Das Lager, das eine reiche Beute gewährte, ward erstürmet, und das sächsische Fußvolk, das sich in demselben aufgestellet hatte und vergessen worden war, wurde, besonders von den Böhmen, auf eine gräßliche Weise niedergewürget. Erst die tiefe Nacht machte dem Morden, aber nicht dem Raube und der Plünderung ein Ende.

Bald nach dem Untergange der Sonne kehrte der König in das Lager zurück von dem blutigen Gefilde. Seine Freude über den unglückseligen Sieg war groß, und mit großem Jauchzen ward er von Denen empfangen, welchen er diesen Sieg zu verdanken hatte.

Anmerkungen

zum

a c h t e n   B a n d e.

Siebenzehentes Buch.

Erstes Capitel.

1.

Man hat oft von Teutschlands natürlichen Gränzen gesprochen; man hat jedoch meistens die Blicke nur nach Süden und Westen gewandt und nur selten an den Norden gedacht. Die Halbinsel im Norden aber, zwischen den beiden Meeren, hängt an Teutschland und gehört zu Teutschland bis zum Skager Riff hinaus; und die Bewohner dieser Halbinsel sind verwandte Menschen, sind mit den Teutschen Eines Stammes, und würden, zu Einem Reiche mit den Teutschen vereinet, nicht mehr verschieden von denselben gewesen sein, als die Nordteutschen verschieden sind von den Südteutschen. Wie anders möchte es um Teutschland aussehen, wenn Otto der Große seines Vaters Unternehmungen nach Norden hin fortgesetzet, wenn er sich nicht damit begnüget hätte, die Lanze ins Wasser zu werfen, um alsdann Teutschlands Macht in entgegengesetzter, in verkehrter Richtung zu verbrauchen! Es ist eine unzweifelhafte Wahrheit, daß die Bildung eines Volkes desto vielseitiger und eben deßwegen desto rascher und lebendiger werde, je länger die Küste des Landes ist, das von diesem Volke bewohnet wird. Und nun welch' eine Küsten-Strecke von Danzig bis Dünkerken um Seeland und Jütland hinum!

2.

Das ist es wohl auch, was Wippo — Pistor. scriptt. III. pag. 462 — sagen will, und nicht, daß ein Jeder weltliche Fürst gestrebet habe, König zu werden.

3.

Annal. S. ad a. (wahrscheinlich) 1024, pag. 456. Bruno — Babenbergensem episcopatum meditabatur destruere. Deßwegen versprach

er, als Kunrad König geworden, der Königin Gislae, omnia praedia hereditario jure ad se pertinentia, filio ejus Heinrico contradere. Der Plan mißfiel keineswegs; die Ausführung jedoch wurde durch ein Traum-Gesicht vereitelt.

4.

Dieses geht auch klar genug aus Wippo's Darstellung hervor.

5.

Vita Meinwerci cap. 91 — Leibnit. ss. rr. Brunsv. I. pag. 557 —: Saxones *soli* convenerunt, et tam de regis electione quam de — tractare coeperunt. — Indem ich dieses Capitel wieder lese, bemerke ich, daß ich, von dem Annalista Saxo verleitet, ein Versehen gemacht habe, als ich S. 458 bis 459 des VII. Bandes schrieb. Annal. S. saget ad a. 1020: Bernhardi frater Thietmarus interfectus est in duello coram Heinrico imperatore. Ich habe, um ein Motiv mehr zu haben zu des Herzoges Bernhard Empörung, späterer Erscheinungen uneingedenk, angenommen, Thietmar möge schon vor jener Empörung seinen Tod gefunden haben. Allein Thietmar hat noch lange gelebt. Er ist allerdings in einem Zweikampfe vor dem Kaiser ums Leben gekommen, aber vor dem Kaiser Heinrich III., 20 Jahre später. Adam. Bremens. Lib. III. cap. 9. Jenes Motiv fällt also hinweg, und die ganze Stelle ist zu streichen.

6.

Hermann. contract. ad a. 1024: apud villam Kambam. Bei dem Lörzweiler Königsstuhl. Uebrigens sage ich mit Wippo: de vocabulo et situ loci plenius dicere Topographis relinquo.

7.

Von Wippo, der überhaupt zum Grunde lieget.

8.

Er war der Vater des Papstes Gregor V.

9.

Das mag genug sein. Gewiß, die Genealogie hat einen großen Werth für die Geschichte, in sofern sie die Ereignisse aufkläret, und die Beweggründe begreiflich macht, aus welchen die Handlungen der Menschen hervor gegangen sind. Sie hat einen großen Werth für die Geschichte, in sofern sie zeiget, wie durch die Verwandtschaft der Menschen und durch die Folgen dieser Verwandtschaft Güter, Besitzungen, Länder zusammen gekommen sind, und auf solche Weise für specielle geschichtliche Forschungen einen festen Boden entweder verschafft, oder doch gewinnen hilft. Wenn aber die Menschen abgesondert von den Dingen genommen werden, oder, aus Man-

gel an Ueberlieferungen, genommen werden müssen, und die Verwandtschaft abgesondert von den Ereignissen; ja, wenn bloß der Weg der Zeugung verfolget wird, oder verfolget werden kann, etwa in der frommen Weise: der war ein Sohn Saruchs, der war ein Sohn Ragahu, der war ein Sohn Phalegs (Luc. 3, 35) — wenn, sage ich, so verfahren wird, oder nur so verfahren werden kann, bis man einen Menschen zu einem vornehmen und großen Ahnherrn hinauf geführt hat: so ist die Genealogie die unfruchtbarste aller gelehrten Beschäftigungen, nützet nur dem Hochmuth und dem Dünkel, und leitet schwache Seelen auf verkehrte Wege, die bis zur Verstocktheit führen. In einem solchen Falle stehet dem Historiker besser an, zu fragen: was war der Mann, und was hat er gewollt, und was gethan für Volk, Vaterland, Geist und Bildung, und mit welchen Mitteln, als zu fragen: wessen Sohn war er, wessen Enkel, wessen Urenkel, und höher und höher hinauf, bis Nichts übrig bleibt, als die Albernheit, oder Adam.

10.

Die Bemerkung, daß Heinrich der Zweite den ältern Kunrad zu seinem Nachfolger vorgeschlagen habe, ist wohl nur eine Artigkeit gegen beide Fürsten. Wenn aber Sigebertus Gemblac. ad a. 1024 diesen Kunrad virum *egregiae libertatis* nennet, quippe qui nunquam se submiserat alicujus servituti, so darf man auch hier den Ausdruck egregia libertas wohl nicht besonders hoch anschlagen, und am Wenigsten darf man demselben eine Art von staatsrechtlicher Bedeutung beilegen. Libertas steht offenbar der servitus entgegen. Dieses Wort darf aber gewiß nur sehr mild genommen werden; denn Sigebert will mit demselben zuverlässig Nichts Anderes sagen, als: er hat nie ein Amt angenommen und von keinem Menschen Lehen empfangen; er hat sich mithin niemals zu einem Dienste verstanden. Daher möchte man ja wohl glauben, daß die egregia libertas nur eine große Freisinnigkeit bezeichnen soll.

11.

Wippo — pag. 464.

12.

Band VII. S. 445.

13.

Und, wie sich von selbst verstehet, Leider!

14.

Dithmar. pag. 238: cui — Cono, Kunrad — jam *illicite* nupsit neptis sua, Ernasti ducis vidua.

15.

Von der Geistlichkeit ward er unverkennbar begünstiget; einige Geistliche aber, besonders in Lotharingien, waren — wenigstens scheinbar — gegen ihn, Piligrin von Cöln an der Spitze.

16.

Wippo hält ihr — pag. 467—468 — eine große Lobrede, und schreibt ihr alle schönen Eigenschaften und Tugenden zu, die eine Frau auszeichnen mögen, und selbst eine virilis probitas.

17.

Auf dieses Verhältniß gehen wahrscheinlich die Worte, die Wippo den Erzbischof Aribo zu Kunrad, bei der Einsegnung desselben, sprechen läßt: Dominus te prius voluit probare rel.

18.

Wippo: Conradus, quamquam litteras ignoraret .... Und doch hatte der Bischof Burchard von Worms ihn erzogen, aber — Dei timorem pariter et amorem docuit, wie es in vita Burchardi Wormat. episcopi heißet; von Etwas Anderem erfährt man Nichts. Baronius ad a. 1024, Nro. XIII.

19.

Von Wippo, vielfältig; aber mehr in der Weise eines Lobredners, als eines Geschichtschreibers.

20.

Der Herzog Thiederich oder Theoderich ist wahrscheinlich in diesem Jahre gestorben, und sein Sohn Friedrich hat das Herzogthum Ober-Lotharingien übernommen. Nun kommen allerdings beide Namen Theoderich und Friedrich für den Herzog in Ober-Lotharingien vor, und es findet sich nicht das Mindeste, wie Dieses zu erklären. Ob eine Theilung Statt gefunden habe, wenn nicht des Landes, doch der herzoglichen Gewalt, ob eine Verwechselung oder ein Druckfehler angenommen werden müsse, ist ungewiß. Ich möchte eine Verwechselung für das Wahrscheinlichste halten.

21.

Im Chronic. Cameracensi et Atrebat. Balderico auctore — Bouquet X. pag. 202 — macht der Herzog Gothilo, wie der Herzog Gozelo genannt wird, eine Verschwörung mit den Bischöfen von Cöln, Nimwegen, Verdun, Utrecht und Lüttich gegen Kunrad (den Aelteren); hoc idem, fährt der Schriftsteller fort, dux *Theodericus* — da haben wir ihn! — comesque Haynocensium Raginerus, cum sibi complicibus

sacramento firmaverunt. Quod, setzt er hinzu, episcopi primi infregerunt. Dieser Zusatz scheinet darauf hinzudeuten, was die ganze Lage der Dinge höchst wahrscheinlich macht, daß Piligrin und die Bischöfe, die zu ihm standen, keinesweges für den jüngeren Kunrad gewesen sind, sondern daß sie nur scheinbar Partei für denselben genommen haben, aus Furcht vor den weltlichen Fürsten in Lotharingien.

22.

Daß dieser Kuß ein Zeichen war, welches der ältere Kunrad mit Aribo und seinen übrigen Freunden verabredet hatte, scheinet keinen Zweifel zu leiden; selbst Wippo's Worte, obgleich er die ganze Verhandlung etwas theatralisch darstellet, zeugen dafür.

23.

Id.... abundanti corde, hilari voce laudavit et elegit majoris aetatis Chunonem suum in dominum et regem, atque rectorem et defensorem patriae.

24.

Es geschahe, ut fama fuit, imo hoste pacis, Diabolo instigante.

25.

Wippo, pag. 468: de primis gestis Chuonradi regis.

26.

Ad summam dignitatem pervenisti, vicarius es Christi.

27.

Von der Rede des Erzbischofes, merket Wippo — pag. 466 — an: inter sacra officia regiae *unctionis* Archiepiscopus hoc ad regem usus est sermone. Am Schlusse der Rede heißt es: Peractis divinis officiis, et regali consecratione, rex processit rel. Von einer Krönung ist nicht die Rede. Auch Hermannus Contr. ad a. 1024 saget nur: Counradus, rex promotus, ab Aribone unctus est. — Chronogr. S. — Leibnit. Access. histor. pag. 238 — hat zwar: Conradus — ab Aribone unctus coronatur, aber wohl nur der guten Ordnung wegen.

28.

Wippo — pag. 467 —: De fidelitate facta regi minus necessarium dicere puto, frequenti usu teste, quod omnes episcopi, duces et reliqui principes, milites primi, milites gregarii, quin ingenui omnes, si alicujus momenti sint, regibus fidem faciant. In diesen Worten ist allerdings eine Gliederung der Gesellschaft nicht zu verkennen; allein diese Gliederung ist keinesweges im Rechte, sondern in den Verhältnissen und

den Sitten begründet; sie ist nirgends abhängig von der Geburt, sondern vom Amte und von der gesellschaftlichen Stellung. Nun leidet es keinen Zweifel, daß diese Absonderung der Menschen, welche sich aus der Natur des Lehenwesens nach und nach herausbildete, im Fortgange der Zeit die Grundlage der Heerschilde geworden ist: wenn man aber die Erklärung festhält, welche die Deutsche Gloß sub V. zum 3. Artikel des Sachsenspiegels giebt — «Ein Heerschild ist ein vnterscheid der Stände vnd Ritterschafft" —, so darf hier an eigentliche Heerschilde noch nicht gedacht werden.

Zweites Capitel.

1.

Wippo scheint alte fränkische Schriftsteller gelesen zu haben. Er weiß nämlich — pag. 464 —, daß die Vorfahren der Adelheit, der Mutter des Königes Kunrad, und ihrer Brüder, ut fertur de antiquo genere Trojanorum regum venerunt, qui sub beato Remigio confessore, jugo fidei colla supponebant. Diese Ausdrücke, wie diese Vorstellung, erinnern an Gregor von Tours. Vielleicht hat er aus derselben Quelle auch den Ausdruck major domus, welchen der König — in dispositione curiali — anstellet.

2.

Haec, die Königin, a quorundam hominum invidia — per aliquot dies a consecratione sua impediebatur. Caeterum si illud odium juste an injuste pertulerit, adhuc in quaestione moratur; rel.

3.

Collecto regali comitatu — pag. 468.

4.

... ubi publicus thronus — totius regni archisolium habetur.

5.

Das scheinet mir der Sinn von Wippo's Worten — pag. 469 —: Militum animos rel.

6.

Wippo — pag. 469 —: ibi legem crudelissimam Saxonum, secundum voluntatem eorum, constanti autoritate roboravit. Ob Wippo hier von der lex Saxonum, ob von Karl's des Großen Capitulatio de

partib. Saxon. spricht, oder nicht, ist so ziemlich einerlei. Die Geschichte und das Unglück der Stellinga und vieles Andere lag dazwischen. Jedes Falles ist seine lex crudelissima Saxonum eine Frucht, die auf jenem Felde gewachsen war, das Karl der Große gedünget und bearbeitet hatte. Daß es aber Gesetze waren für jene Nobiles und Herren, welche die Stellinga zu vernichten oder zu vertreiben gesucht hatten, leidet gar keinen Zweifel, weil die Bischöfe und weltlichen Herren die Bestätigung derselben verlangten. Uebrigens sagen die Annal. Hildeshem. ad a. 1024, daß die Versammlung zu Minden Statt gefunden habe.

7.

Annal. Sangall. maj. ad a. 1025 — Pertz I. pag. 83. — Nach einer Urkunde, in Augusta civitate, vom 24. April — S. Böhmer's Regesta, S. 65. — befand sich der König zu Ostern dieses Jahres in Augsburg.

8.

Band VII. S. 375.

9.

Hugo Flaviniac. in Chronic. ad a. 1013: Papiam veniens, ab eis miri operis palatium sibi construi fecit.

10.

Wippo l. c.: totum palatium usque ad imum fundamenti lapidem eruebant, ne quisquam regum ulterius infra civitatem illam palatium ponere decrevisset. Das war ihnen gar zu ärgerlich, daß die Pfalz innerhalb der Stadt stehen, und der Pfalzgraf innerhalb der Stadt seinen Sitz haben sollte. Wippo glaubt übrigens, dieser Palast sei von Theodorich erbauet worden; der Irrthum ist aber längst nachgewiesen. Vergl. Arnulph. Mediol. II. init.

11.

Wippo's Bemerkung — pag. 462 —: Italiam transeo, cujus principes in brevi convenire ad regiam electionem nequiverunt, beweiset, daß man wohl wußte, diese Fürsten hätten dem Tage in Kamba beiwohnen sollen, sie beweiset aber nicht, daß man dieselben eingeladen hatte.

12.

Nach Arnulf. Histor. Mediol. II. cap. 1. hatten die Primates Italiae sogar eine allgemeine Versammlung, convenientes in commune tractarunt de constituendo rege. Interque talia fluctuante Italia, He-

ribertus — adiit Germaniam rel. Aber es ist kaum zu begreifen, wie es in Italien zu einer solchen Versammlung habe kommen können.

13.

Idem — pag. 469 —: Ibi Archiepiscopus Mediolanensis, Heribertus, cum caeteris optimatibus Italicis regi occurrebat, et effectus est suus rel.

14.

Band VII. S. 425.

15.

Wippo — pag. 470 — Chonradus autem rex, magis augere quam minuere regnum intentus, antecessoris sui labores metere volens, rel.

16.

Annales Sangall. majores ad a. 1025 — Pertz I. pag. 83 — setzen zu den Worten, auf welche Anmerk. 7 hingewiesen worden ist, hinzu: Cui, nämlich dem jüngeren Kunrad, etiam Ernest consobrinus ejus, dux Alamanniae, et Welfhardus comes, postea confoederati, simul regi rebellare sunt ausi. Aber das geschah nicht zu Ostern, sondern unter den Verwickelungen, von welchen unten, noch in diesem Capitel, die Rede sein wird.

17.

Wippo, pag. 470. Die simoniaca haeresis giebt er deutlich an: der König und die Königin empfingen pro episcopatu immensam pecuniam. Aber: postea rex in poenitentia motus, voto se obligavit, pro aliquo episcopatu vel Abbatia nullam pecuniam amplius accipere, in quo voto, setzt er, ehrlich und mild zugleich, hinzu, *pene* bene permansit. Erst Kunrad's Sohn, Heinrich III., habe das Gelübde seines Vaters erfüllet; denn dieser habe — und doch nur dicitur — niemals Geld für kirchliche Würden genommen. Dieses Geständniß eines Mannes, der am Hofe Heinrich's III. nicht ohne Bedeutung war, macht wahrscheinlich genug, was Glaber Rodulph. V. cap. 5 — Bouquet X. pag. 62 — den Kaiser Heinrich III. sagen läßt: Nam et pater meus — damnabilem avaritiam in vita nimis exercuit. Aber es war doch gewiß mehr Noth, als Geiz, obwohl die Wirkung dieselbe blieb.

18.

So, möchte ich glauben, war es. Wippo saget — pag. 470 —: Bolislaus — insignia regalia et regium nomen *in injuriam regis*

Chonradi sibi aptavit. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß Bolizlav alle jene slavischen Länder, die in früheren Tagen von teutschen Königen zur Zinsbarkeit gebracht waren, auch jetzt noch, nachdem er dieselben mit dem Schwert erobert hatte, unter der Hoheit des teutschen Reiches, dem Namen nach nämlich, beherrschet habe. Aber diese Länder waren doch nur der kleinste Theil von seinem großen Reiche. Wenn nun auch die früheren Fürsten so wenig, als Bolizlav selbst, sich Könige in ihrem Volke genannt hätten, und wenn an den Erzählungen aus der Zeit Otto's III. nicht das Mindeste wahr wäre: warum hätte ein so gewaltiger Fürst, wie Bolizlav, sich nicht König nennen sollen? Welche injuria wäre es für Kunrad gewesen, wenn er sich den Titel rex Bolanorum — so schreibet Wippo — beigeleget hätte?

19.

Wenn die italischen Abgeordneten an den König nicht alle diese Dinge gesaget haben, so hätten sie doch alle diese Dinge sagen können und sagen sollen. Und von den Meisten ist die Rede gewesen.

20.

Fulconis. Com. Andegav. epistola ad Robertum Regem — Bouquet X. pag. 500 —: Der Graf Wilhelm habe den Italiänern invitus coactusque geantwortet, er gebe nach, si consentirent illis cuncti Marchiones Italiae, et episcopi, ac ceteri meliores. Sie versprachen, dieses zu bewirken, si possent.

21.

Man lernet dasselbe am Besten aus den epistolis variorum kennen, aus den epistolis Guillelmi, Aquit. ducis, Fulberti epist. u. s. w., die sich bei Bouquet X. finden.

22.

Von den Herzogen Ernst, Kunrad, Friedrich und aliis plerisque saget Wippo — pag. 471 —: contra regem consenserunt, et multa molientes, multas munitiones praeparantes, rel.

23.

Ad Maginfredum marchionem Segusiensem schrieb Wilhelm — Bouquet X. pag. 483 —: Quod coeptum est de filio meo, non videtur mihi ratum fore, nec utile, nec honestum. Gens enim vestra infida est. — — Partum erat mihi, schrieb er, ad Leonem episcopum Vercell. Bouquet X. pag. 484, regnum Italiae, si unum facere voluissem, quod nefas judicavi; scilicet ut ex voluntate eorum epis-

copos qui essent Italiae deponerem, et alios rursum illorum arbitrio elevarem. Sed absit a me rem hujusmodi facere, rel. — Verdrießlich war ihm die Sache doch. Das siehet man aus der bitteren Weise, in welcher er eben diesen Bischof Leo von Vercelli hänselt. Anfangs nämlich, ehe er nach Italien gegangen war, schrieb er an Leo — Bouquet X. pag. 483 —, er, Leo, habe ihm immer gesagt, er sei sein Freund. Jetzt möge er es beweisen. Nam omnia nostra procul dubio vestra erunt. Der kluge Priester hat aber wahrscheinlich für rathsam gehalten, nach beiden Seiten hin auszulangen. Wilhelm jedoch durchschauete seine Zweideutigkeit, und verließ Italien, ohne sich mit ihm abgefunden zu haben. Nun schrieb Leo, der Bischof, an den Herzog — Bouquet X. pag. 501 —: Ne tristeris, amice charissime, si Longobardi te deceperunt. Ego certe optimum tibi dabo consilium, si mihi credere volueris. ... Mitte mihi — ohne Zweifel durch diesen Vertraueten; der Mann fürchtete noch ein Mal leer auszugehen — mitte mihi mulam mirabilem, et frenum pretiosum, et tapetum mirabile, pro quo te rogavi ante sex annos. — Diese Unverschämtheit war dem Herzoge doch zu arg. Er antwortete mit scherzender Bitterkeit — Bouquet X. pag. 488 —: Nein, Theuerster, ich kränke mich gar nicht über den Betrug der Longobarden. Sie haben mich nämlich nicht betrogen; denn ich habe ihren Versprechungen nie getrauet. ... Mich wundert aber, daß Du, ein Mann von so gutem Gedächtniß und von so großer Vorsicht, die Partei jenes Kunrad genommen hast, der Dir in seinem Lande niemals etwas gegeben hat und auch, wie man saget, Nichts geben kann. In dieser Sache hast Du Dich schlecht berathen. Dennoch möchte ich wohl Deinen besten Rath vernehmen, den Du mir zu geben versprichst, wenn ich Dir traue. Sage mir also brieflich, wie ich Dir trauen soll, und welche Lehen — (Beneficia; vielleicht hier im Allgemeinen, Vortheile) — ich von Kunrad durch Deinen Rath erhalten werde, wenn ich Italien aufgebe. Eine Mula, wie Du verlangt hast — (nämlich eine mula mirabilis) —, kann ich Dir nicht schicken. Die Sorte giebt es hier zu Lande nicht: nec reperitur in nostris partibus mula cornuta, vel quae tres caudas habeat, vel quinque pedes, vel alia hujusmodi, ut congrue possis dicere eam *mirabilem*. — So geht es weiter. Endlich heißt es: soweit habe ich gescherzet; jetzt spreche ich im Ernst. Und nun kommen die Worte: partum erat mihi regnum Italiae, die oben in dieser Anmerkung angeführt worden sind. Und was hieß das anders, als: ich würde ohne Dich, Du vortrefflichster Freund, König von Italien ge-

worden sein, wenn ich es über mich hätte gewinnen können, Dich und alle Bischöfe, die sich an Kunrad gehänget haben, von den bischöflichen Sitzen hinabzuwerfen! — Ich begreife nicht, wie man ungewiß sein kann über den Sinn dieses Schreibens.

24.

Vielleicht gehört in diese Zeit der Brief des Herzoges an den Bischof Azelin von Laon, in welchem übel von dem Könige gesprochen war, wie der König wieder erfuhr. Desselben wird gedacht in Fulberti ep. ad Guillelmum duc. Aquit. — Bouquet V. pag. 468.

25.

Wippo übergehet diese Fahrt gänzlich. Von den Vorgängen spricht Balderic. in Chronic. Camerac. et Atrebat. Lib. III. — Bouquet X. pag. 203.

Drittes Capitel.

1.

Einzelne jedoch auch aus dem nördlichen Teutschlande. Nach der vita Meinwerci episc. Paterbr. — cap. 94 — 97 — war dieser ehrwürdige Mann mit dem König in Italien.

2.

Wippo — pag. 471 —: Chunradus rex, consilio et petitione principum regni, filium suum Heinricum puerum regem post se designavit. Ich verstehe das nicht recht; oder vielmehr, ich weiß nicht, was Wippo eigentlich sagen will. Vielleicht hat sich Alles darauf beschränket, daß der König die Fürsten des Reiches, die um ihn waren, schon jetzt für seinen Sohn zu gewinnen gesucht hat. Und doch saget Hermann. contr. ad a. 1026: Conradus rex filium suum, Henricum regem fecit. Als ob Nichts weiter dazu gehöret hätte.

3.

. . . in tutelam. Nach der Stellung der Worte muß Brun mit dem kleinen Heinrich in Teutschland geblieben sein.

4.

Dieses scheinet mir der Sinn von Wippo's Capitel zu sein, welches — l. c. — die Ueberschrift hat: quod rex cum exercitu Italiam rediit.

5.

Ernestus, dux Alemanniae, aliquantulum regi militans ... ad tutandam patriam honorifice remissus est. Auf das aliquantulum baue ich die Vermuthung, daß Ernst den König bis über die Alpen begleitet habe; Begleitung und Zurücksendung müssen aber doch einen Grund gehabt haben.

6.

... Papienses in gratiam recipere noluit, quia palatium, quod destruxerant, in loco, ubi prius fuerat, reaedificare *adhuc* renuebant.

7.

Vergl. Muratori, Annali d'Italia, Tom. VI. pag. 82. Weder Wippo, noch Hermann. contr. sagen etwas von dieser Krönung.

8.

Nach Wippo dauerte dieses grande malum — per biennium; d. h. Kunrad erneuerte die Zerstörung, die im Jahre 1026 begann, noch ein Mal im J. 1027.

9.

Rex ... cum magna potestate ibi (zu Ravenna) regnavit.

10.

Eppo, optimus miles de Bajoaria, cum Panone civitatem exiens ...

11.

So ist wohl der Vorgang gewesen. Wippo will gewiß nicht sagen, daß der Graf Eppo mit dem Banner (pannus) zu entfliehen gesucht, und nur beiläufig so große Dinge gethan habe, und eben so wenig will er sagen, daß Eppo allein so große Dinge gethan habe; sondern er will sagen: Eppo führte einen Haufen baierischer Krieger an, und räumte selbst tüchtig auf: plurimi .... per illum solum de ponte praecipitati sunt.

12.

Einem war ein Fuß abgehauen. Kunrad ließ die Stiefel desselben mit Geld anfüllen und super grabatum sauciati militis juxta illum poni jussit.

13.

Wippo — pag. 472 —: regnum pacificavit, et sic pertransiens usque ad confinium Italiae et Burgundiae pervenit. Und nun die Vorgänge in Ivrea.

14.

Quod — nämlich, das Versprechen, daß Rudolf seiner Krönung zu Rom beiwohnen wollte — rex gratanter accepit, et remissis legatis cum muneribus rel.

15.

S. oben Anmerk. 8.

16.

Besonders des Abtes von Clugny. Vita S. Odilonis Abb. Cluniac. Auctore Jotsoldo, cap. 6.

17.

Romualdus Salernit. — Murator. rr. Ital. Scriptt. VII. pag. 312 —: Uno eodemque die et laicus et pontifex fuit. — Glabri Rodulphi Histor. L. IV. cap. 1 — Bouquet, X. pag. 44 —: Erat Johannes iste, cognomento Romanus, frater illius Benedicti, cui in episcopatum successerat largitione pecuniae, repente ex laicali ordine neophitus constitutus est praesul.

18.

Glaber Rod. hat in der Einleitung zum IV. Buche seiner Geschichten sonderbare Dinge. Bei der Wahl Kunrad's, zum Könige, sagt er, stellten die (teutschen) Bischöfe (pontifices) ihm die Frage: quid potissimum vellet, aut tale conjugium ... tenere; seu eo dimisso coronam imperii sumere. Kunrad versprach dimittendum talis incesti conjugium; auch gelobte er, daß er den Worten der Priester folgen und ihrem Rathe gehorsam sein wollte. Hierauf schickten die Bischöfe an den Papst, Johann XIX., ut eis in hoc quod decreverant consentiret: qui statim libentissime annuit; und Kunrad wurde König. Nun kam Kunrad nach Italien und nach Rom, und empfing hier die Kaiserkrone. Da erinnerten die teutschen Bischöfe den Papst, ut auctoritate Romani pontificis repudium illiciti faceret conjugii. Der Papst aber, graviter accipiens, dixit se Imperatorem creatum nullo modo debere uxore viduari: ac sicut inepte ceperat, tenuit. — Die Thatsachen sind ohne Zweifel unrichtig; der Sinn der Erzählung aber ist wahr.

19.

Ich möchte glauben, daß der Vertrag über Burgund zwischen Kunrad und Rudolf wirklich zu Rom abgeschlossen worden sei. Wippo saget dieses zwar nicht; indem er aber später — pag. 474 — der Zusammenkunft der beiden Fürsten zu Basel gedenkt, und nun einen wirklichen

Vertrag zu Stande bringet, beginnt er mit den Worten: *confirmata inter eos pace*; und diese Worte scheinen auf eine frühere Uebereinkunft hinzuweisen, die wahrscheinlich in Ivrea verabredet, in Rom befestiget und in Basel bekräftiget worden ist.

20.

Adam. Brem. L. II. cap. 39. — Annal. S. ad a. 1026; und besonders Epist. Canuti ad gentem Anglorum bei Wilhelm. Malmesb. de gestis Anglor. L. II. cap. 11.

21.

Oben S. 589.

22.

Muratori, dieses Vorganges gedenkend, kann sich nicht enthalten — Annali d'Italia, Tom. VI. pag. 86 — Folgendes anzumerken: Mi sia permesso, il dirlo, doveano ben essere allora indisciplinati, barbari, e bestiali i Tedeschi. Per ogni picciolo rumore correvano a far laghi di sangue, e sfoggiavano nella crudeltà. Und wer möchte ihm widersprechen? Viel besser aber waren die Italiäner wohl auch eben nicht, obwohl sie sich besser dünkten, weil sie im Allgemeinen gebildeter waren. Das städtische Leben, das in Italien geblieben war, ließ eine so allgemeine Roheit nicht zu, als das Vassallenthum in Teutschland erzeuget hatte bei dem Mangel an Städten.

23.

Band VII. S. 477.

24.

Wippo — pag. 473 —: erat nobilis genere, despicabilis in persona, turpis in moribus rel.

25.

Das ist unverkennbar der Sinn seiner Worte; die Stellung derselben ist anders. Nonne est hic ille leo, qui devoravit *bestias* Italiae? per S. crucem domini, talis leo non comedet amplius de pane meo.

Viertes Capitel.

1.

Hermann. contr. ad a. 1026

2.

Welff, Welph, bei Wippo und Hermann; Welfhard in den Annal. Sangall. Major.

3.

Und es verstehet sich ja von selbst, daß alle Menschen, die vor dieser Zeit Welf geheißen haben, zu Einem und demselben Geschlechte gehörten!

4.

Ja im Chronicon Weingartense heißt es — cap. 6 —: Iste est Guelf, qui aliquando auxiliante sibi Ernesto duce, imperatori rebellabat et cum Brunone maximas praedas et incendia faciens, rel. Und diese Worte werden wenigstens rechtfertigen, was hier gesagt worden ist.

5.

Wippo — pag. 473: ... invicem confligentes, multa mala in praedis et incendiis fecerunt in regno.

6.

Da der Bischof von Augsburg die Fehde mit dem Grafen Welf bestehen konnte, so muß er doch wohl in Teutschland, in Augsburg, gewesen sein; und da der Kampf hin und her ging, und Welf erst ad extremum ipsam Augustam irrupit, so muß der Bischof auch ziemlich lange in Augsburg geblieben sein. Nun erobert Welf die Stadt, et totam civitatem vastavit; der Bischof aber fiel nicht in seine Hand; er hat sich also gerettet. Und bald finden wir ihn, nach der Kaiserkrönung — vita Meinwerci, cap. 97 — mit seinem königlichen Zöglinge, dem kleinen Heinrich, in Rom. Also wie? und wann?

7.

Wippo — pag. 374 —: Rudolphus — veritus hostem imperatoris recipere, ab incepto illum prohibuit. Da Rudolf keinen Feind des Kaisers aufnehmen wollte, muß er doch wohl selbst ein Freund des Kaisers gewesen sein. Das war er aber erst geworden kurz vor Kunrad's Fahrt nach Rom, wohin er denselben begleitet hatte.

8.

Nach einer Urkunde, der Böhmer gedenket — Regesta, pag. 67.

9.

Wippo, Hermann. contr., Annal Sangall. maj. sagen Nichts von diesem Zuge nach Regensburg; aber die sächsischen Schriftsteller sprechen von demselben, und Urkunden lassen keinen Zweifel.

10.

Die vitae Meinwerci und Godehardi, so wie Annal S. haben den

Ausdruck: Imperator commendavit ducatum Bawariae filio suo Heinrico principum *electu.*

11.

Die Urkunde, die in mehr als einer Hinsicht interessant ist, bei Meichelbeck histor. Frising. Tom. I. pag. 221.

12.

Wippo l. c.: Ernestus non voto supplice venit, confisus in multitudine militum, quos optimos habuit, ut vel secundum libitum cum Caesare se pacaret, vel inde per potestatem rediret.

13.

. . . qui nos vobis dedit. . . . illuc revertemur liberaliter, unde ad vos venimus conditionaliter.

14.

Diesen Grafen Werner nennen die Annall. Sangall. und Hermann. contr. Werinherus; bei Wippo hingegen heißt er Wehelo.

15.

Annal. Sang. maj.: Castrum quod Chuigeburch dicitur. — Hermann. contr. ad a. 1027: Cinyburg castrum.

16.

Wenigstens wurde — nach den Annal. Sang. l. c. — die Burg vom Kaiser genommen, und der Graf Wernher wurde nicht gefangen.

17.

Vergl. oben S. 50 und die Anmerkung.

18.

Von Werinher's, des Bischofes, Gesandtschaft nach Konstantinopel wird weiter unten die Rede sein. Von Gebehard heißt es in der vita Meinwerci, cap. 98: et Gebehardus juvenis, frater imperatoris, ibidem, nämlich in Synodo zu Frankfurt, arma deponens, clericalem tonsuram accepit. — Annal. Hildesh., ad a. 1027, nennen den Jüngling Godehardus, und sagen: arma compulsus deposuit, et — accepit.

19.

Oben S. 602.

20.

Ich folge hier dem Annalista Saxo ad a. 1029—1030. Die vita Meinwerci und die Annal. Hildeshem. sprechen offenbar von demselben

Einfalle der Polen in Teutschland, von welchem Annal. S. spricht; sie setzen die Begebenheit aber in das Jahr 1028, während der Annalist sie in das Jahr 1030 setzet. Nimmt man dieses Letzte an, so ist Alles begreiflich und Alles hat einen natürlichen Zusammenhang, wie sich, hoffe ich, in der folgenden Darstellung zeigen wird; nimmt man hingegen das Erste an, so fehlet der Zusammenhang, und Kunrad's Betragen ist völlig unerklärlich. Es würde ihm wenig zur Ehre gereichen, wenn er, um seinen eilfjährigen Sohn zum Könige krönen zu lassen, nach Aachen gegangen, und alsdann im Reiche bequem umher gezogen wäre, während die Polen auf die grausamste Weise in den östlichen Ländern dieses Reiches gehauset hätten. Der Gedanke aber, daß die Polen zwei Male, in den Jahren 1028 und 1030, in Teutschland eingefallen seien und beide Male dieselben Gräuel ausgeübet haben, möchte, obgleich er gewöhnlich gefasset zu sein scheinet, völlig unzulässig sein. Denn zuerst würde kaum zu erklären sein, warum alle Schriftsteller nur von Einem Einfalle wissen, und zweitens würde Kunrad's Betragen dasselbe Räthsel darbieten.

21.

Annal. S. ad a. 1029: *Delusus* namque imperator cum exercitum silvis deviis, palustribus, desertisque locis ac periculosis admodum fatigatus, nec quo voluit, pervenit rel. Wohin wollte er denn? Das weiß ich nicht. Aber vielleicht wollte er nördlich zu den Luitizen, welche seine Hülfe angeflehet hatten und auf welche er eben deßwegen rechnen durfte; und an Statt dessen kam er nach Bautzen.

22.

Der wohl abermals ein treuloser Rath war, wie auch der Annalista anzubeuten scheinet.

23.

Wippo, pag. 475. Der Bischof starb im folgenden Jahr in Konstantinopel.

24.

Wippo, pag. 476, leget die Schuld mit dürren Worten auf die Baiern.

25.

Die Urkunde — bei Falkenstein, Antiquit. Nordgavienses Tom. III. pag. 222 — ist datirt 13. Kal. Jun.

26.

Der Annal. S., ad a. 1030, drücket sich so stark als möglich aus.

27.

Id. l. c. Interea Theodericus comes superveniens cum militibus, plures ex illis occidit, ceteros effugavit.

28.

Wippo — pag. 475 —: Ibi (apud Ingelnheim) Ernestus — ducatum recepit, eo tenore, ut Wehelonem militem suum, qui multis factionibus regnum turbaverat, quasi hostem reipublicae cum omnibus suis persequeretur, idque se facturum cum sacramento confirmaret.

29.

Nach den Worten in der vorigen Anmerkung fährt Wippo fort: Quod cum *rex* facere nollet, hostis publicus imperatoris dijudicatus est. Es fällt in die Augen, daß es *dux* heißen muß.

30.

Nach Otto Frisingensis, L. VI. cap. 28, waren Ernst und Hermann Zwillings-Brüder. Es wird noch eines dritten Bruders, Liudolfus, gedacht; dieser aber ist früh gestorben.

31.

Auch hier habe ich den Zusammenhang und die Folge der Begebenheiten zu gewinnen gesucht; bei Wippo findet sich weder jener noch diese.

32.

Wippo: Manegoldus comes, miles imperatoris, de Augensi Abbatia magnum beneficium habens ... Herman. contr. ad a. 1030.

33.

Wippo, pag. 476: quod dictu est mirabile, sed actu laudabile.

Fünftes Capitel.

1.

Othelricus nennet Dithmar den Herzog von Böhmen. Deßwegen habe ich ihn früher so genannt. Odalricus schreibt Annal. S.; Udalricus hat Wippo. Der Name des Sohnes kommt gleichsfalls in verschiedener Form vor: Brecislaus, Bracilaus, Brzetislaus.

2.

Wippo, pag. 476.

3.

Brun war im J. 1029 gestorben. Hermann. contr. ad h. a.

4.

Die Erzählung ist von Wippo l. c. und vom Kaiser ist dabei gar keine Rede. Hermann. contr. saget bloß: pax cum Stephano rege Ungariorum redintegratur. — Annal. Hildesh. und Annal. S. hingegen ad a. 1031: Imperator et filius ejus Henricus dux Bawariae, et Stephanus rex Ungariorum cum juramento pacem ad invicem firmaverunt.

5.

Wippo — pag. 477 —: Misico fratrem suum Ottonem expulerat in Russiam. Und gewiß richtig. — Uebrigens mag noch bemerkt werden, daß Otto, Miesko's Bruder in den Annal. Hildesh. und vom Annal. S. Bezbriem, Bezbrem genannt wird.

6.

Annal. Hildesh. . . . cum parvo Saxonum exercitu.

7.

Ib. . . Sed idem Bezbrimo Imperatori coronam, cum aliis regalibus, quae sibi frater ejus injuste usurpaverat, transmisit, ac rel.

8.

Wippo, pag. 477.

9.

Id. ib. Misico omnibus modis quaerebat gratiam imperatricis Giselae et reliquorum principum, ut mereretur redire ad gratiam imperatoris.

10.

Id. ib. . . . divisa provincia Bolanorum in tres partes, Caesar Misiconem fecit Tetrarcham: reliquas duas duobus aliis commendavit: sic imminuta potestate, minor facta est temeritas. — Annal. Hildeshem. ad a. 1032: Miseko — Mersburg venit, et semet Non. Jul. in imperatoriam potestatem, coronae scilicet ac totius regalis ornamenti oblitus, humiliter dedit. . . . Imperator ei et ejus patrueli cuidam Thiedrico regnum, quod ipse solus ante possederat, divisit: rel.

11.

Annal. Hildeshem. . . . quod (regnum) ipse (Miseko) tamen postea solus iterum sibi usurpavit.

12.

Band VII. S. 393.

13.

Wippo — pag. 479 —: Luttizi — olim Semichristiani — nunc per apostaticam nequitiam omnino sunt pagani.

14.

Hermann. contr. ad a. 1032: Rudolfus ignavus Burgundiae regulus obiit, et diadema ejus regnique insignia Conrado Imperatori per Seligerum allata sunt. Auch die Lanze des heil. Mauritius soll dem Kaiser abermals überbracht worden sein.

15.

Hermann. contr. ad a. 1032 . . . captis Nuenburg et Murtena castris . . . Von Wippo wird dieses Murten Murat castellum genannt.

16.

Wippo's Worte — pag. 477 — sind: Referebat quidam, illum dixisse saepe quod nunquam rex fieri, sed tamen semper *Magister* esse *regis* vellet. Diese Worte hat man immer, so viel mir bekannt, so verstanden, als seien sie mit Stolz gesprochen, und als sei die Meinung: er, Odo, wolle zwar nicht König sein, aber er wolle den König leiten; er wolle den König beherrschen. Das scheinet mir aber eine unrichtige Erklärung. Wer ist denn der *Rex*, dessen *Magister* Odo zu sein verlangte? Es kann doch wohl nur Kunrad, der Kaiser, sein, da kein Anderer Anspruch auf die königliche Würde in Burgund machte. Und nun, sollte der Graf wohl auf den Einfall gekommen sein: er wolle Herr des Kaisers werden, wenn auch nur in Burgund? Gewiß, das wäre nicht Stolz gewesen, sondern Narrheit. Aber die Worte Wippo's, die diesem Ausspruch unmittelbar vorhergehen, scheinen auch nicht zu beweisen, daß in Odo's Seele, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge, ein besonderer Stolz gewohnet, und nicht, daß Wippo ihn etwas Hochfahrendes sagen zu lassen zur Absicht gehabt habe. Denn diese Worte sind: (Odo) *nec* se regem *ausus est* facere, nec tamen regnum voluit dimittere. Referebat quidam rel. Ich glaube daher, daß das Wort Magister nicht anders, und in dem Sinne, der im Text ausgesprochen worden ist, zu erklären sei. Auch kann das Wort gar wohl diese Bedeutung haben, wie das Glossarium von Du Fresne beweiset. Für die gegebene Erklärung spricht überdieß, was Sigebert. Gemblac., freilich erst zum J. 1035, angemerket hat: Odo habe den Kaiser gebeten, ut *sub eo* regat Burgundiam. — Uebrigens scheinen Wippo's Worte die Urkunde, deren Mascou gedenket, in welcher es heißt: regnante Odone — noch mehr verdächtig zu machen, als sie ohnehin ist.

17.

Paterniacum monasterium. Wippo.

18.

... in purificatione S. Mariae.

19.

Nimiae formositatis puella, Heinrico regi Francorum desponsata, saget Wippo pag. 479. Sie starb aber bald nach ihrer Verlobung.

20.

Ueber die Zeit, da das pactum securitatis et amicitiae — wie Glaber Rod. L. IV. cap. 8. sich ausdrücket — zwischen Kunrad und dem Könige Heinrich I. von Frankreich zu Stande gekommen, läßt sich allerdings keine Nachweisung geben. Ich setze die Unterhandlung, welche, wie auch aus der — Anmerk. 19. — angeführten Stelle bei Wippo hervor gehet, unleugbar Statt gefunden hat, in diese Zeit, weil die Verhältnisse derselben am Meisten geeignet zu sein scheinen, dieselbe herbei zu führen. Von dem Antheile des Abtes Poppo: vita S. Popponis, von Everhelmus Altemont. abbas, cap. 30.

21.

Wippo — pag. 479 — saget: Imperator construxit castrum Wirbinam, und noch später. Aber angeleget hat Kunrad die Burg nicht. Dithmar — pag. 153 — saget von Heinrich II., etwa um das Jahr 1005: saepe cum Sclavis in *Uniribeni* juxta Albim positam conventione habita, rel. Kunrad hat also die Burg wohl nur besser befestiget.

22.

Annal. Hildeshem. ad a. 1032. Udalricum imperator — in exilium transmisit.

23.

Hubert gehörte zu den burgundischen Vassallen, die früher, wie erzählet worden ist, zum Kaiser nach Zürich gekommen waren, Odo's Herrschaft entfliehend. Vergl. übrigens Muratori Annali d'Italia ad a. 1034.

24.

Annal. Hildesh. ad a. 1034: Imperator Odonem fugavit.

25.

Annal. Sangall. major. ad a. 1034. Wippo und Hermann gedenken der Sache nicht.

26.

Unter denen, die sich vor dem Kaiser beugten, war auch der Erzbischof Burghard von Lyon, genere nobilis, wie Hermann contr. saget, et strenuus, sed per omnia scelestus et sacrilegus. Was war von der Treue solcher Männer zu erwarten?

27.

Mit Wippo, und wer sonst von den teutschen Schriftstellern dieser Vorgänge gedenken mag, stimmen Cosmas Pragens. und andere böhmische Schriftsteller keineswegs zusammen. Die Verschiedenheit möchte schwerlich auszugleichen sein, und ein Versuch kann hieher nicht gehören.

28.

. . . non satis caute, saget Wippo.

29.

Annal. Hildeshem.: tempore quadragesimali (das J. 1035).

30.

Indeß ist vielleicht einige Poesie eingeflossen. Wippo giebt — pag. 479 — eine etwas verdächtige Quelle an. Quidam nämlich de nostris — vielleicht der gute Wippo selbst — quoddam breviarium *versifice* fecit, quod postea Imperatori praesentavit. Ibi legitur, was hier erzählet ist.

31.

Alles nach Wippo. Der Schmeichler, der den Kaiser ultor fidei nannte, war eben jener Versifex, welcher das breviarium geschrieben und dem Kaiser präsentirt hatte.

Sechstes Capitel.

1.

Man sehe die Erzählung bei Wippo — pag. 468 — von dem Vorgange, welcher Statt fand, als Kunrad zur Krönung ging, und auf welchen schon ein Mal hingewiesen ist. Von den drei Menschen, die hier, zu Mainz, cum singulis querimoniis, vor ihn traten, war der eine colonus ecclesiae Moguntinensis; der andere, pupillus; der dritte, vidua. Und Kunrad stand still, wies Diejenigen zurück, die ihn antrieben, die Feierlichkeit nicht aufzuhalten, lieh den pauperibus sein Ohr, und gewährte ihnen Recht.

2.

Vor dem Jahre 1035, in welchem wir mit der Erzählung der

Begebenheiten stehen, wurde Marktgerechtigkeit ertheilet; z. B. den Städten Magdeburg, Würzburg, Bamberg und Amberg; in diesem Jahre und später den Städten Bremen, Chur, Quedlinburg. Aber diese Städte hatten zum Theil, wie zu seiner Zeit bemerket worden ist, schon längst Marktgerechtigkeit erhalten.

3.

Er ertheilte den Bischöfen die Grafschaft: comitatum contulit (z. B.) in pagis . . .

4.

Beweise für diese Bemerkungen z. B. in vita Meinwerci von cap. 117 an. Es ist lehrreich. Der Bischof Meinwerk wußte vorzugsweise dem Kaiser Manches abzudrängen. Man sehe auch die Urkunden, die von Böhmer verzeichnet sind, und vergleiche sie mit den Urkunden von Heinrich dem Zweiten. Dieser schenket unaufhörlich und verleihet; Kunrad bestätiget gewöhnlich nur.

5.

S. oben S. 60.

6.

Beides ist früher erzählet worden, S. 66 und S. 71.

7.

Sigebert. Gemblacens. ad a. 1033: Frederico, Mosellanorum duce mortuo, quia mares filios non habuit, quibus ducatus competeret, Gothelo dux, impetrato ab imperatore etiam Mosellanorum ducatu, in Lotharingia potentius principatur. Man sieht, der gute Siegbert betrachtet den Ducatus als erblich. So weit war es denn doch noch nicht; und Kunrad war nicht der Mann, diese Erblichkeit zuzugeben.

8.

Vergl. Band VI. S. 344.

9.

S. oben Anmerk. 5. zum ersten Capitel, die Stelle aus vita Meinwerci. In dieser vita heißt es ferner cap. 93: facto iterum conventu principum (Sachsens nämlich) praesente Meinwerco Episcopo in loco, qui Hirtveldun dicitur . . . Mit denselben Worten cap. 102: Decimo octavo Kal. Octobr. sequentis anni, qui fuit post obitum Henrici imperatoris sextus (1030), facto in Hirutveldun conventu principum . . .

10.

Die Ausdrücke bei den Schriftstellern lauten allerdings zuweilen so, daß sie einen allgemeinen Reichstag anzuzeigen scheinen; aber die Umstände

machen zweifelhaft, und der Erfolg scheinet nicht für diese Erklärung zu zeugen. So heißt es z. B. in den Annal. Hildeshem. ad a. 1033: imperatore placitum cum primoribus regni tractante in Merseburg civitate. Aber Kunrad war damals so eben aus Burgund zurück gekehret, und von den Slaven waren ad castellum Wirbine Luidgerus comes et Thiedof et Wolveradus cum aliis XI erschlagen. Es ist daher wahrscheinlich, daß er nur die primores aus Thüringen und Sachsen berufen habe, um mit ihnen zu überlegen, was gegen diese Slaven zu thun. — So saget Wippo — pag. 469 — der König, als er in Mainz gekrönet war, begab sich collecto regali comitatu nach Aachen. Daselbst auf dem Throne des Reiches sitzend, rempublicam ordinavit, ibique publice placito generali concilio habito, divina et humana jura utiliter distribuebat. Aber es waren gewiß nur Lotharingier gegenwärtig, und nicht nur fehlten in Aachen Alle, die zu Kamba und in Mainz gegenwärtig gewesen waren, sondern es fehlten auch diejenigen aus anderen Völkern, welche der Wahl und der Krönung Kunrad's nicht beigewohnet hatten. Der Beweis ergiebt sich aus Annal. Hildesh. ad a. 1025. Nach Wippo nämlich begab sich der König aus Lotharingien nach Sachsen. Nun heißt es in jenen Annalen: Cuonradus rex natalem Christi Mindae cum ingenti gloria et laetitia peregit. Ibi plurimos, qui praedictae ejus electioni non intererant, obvios habuit, omnesque sibi devotos in gratiam recepit. Dieselben Annalen sagen ad a. 1036: Imperator cum summa suorum principum frequentia nativitatem Christi Argentinae magnifice celebravit; purificationem vero sanctae Mariae Augustburg egit. Ubi et pubblicum cum cunctis circumjacentium regionum primoribus conventum habuit, in quo, rel. Und so wird es wohl immer gewesen sein.

11.

Man hat sich in neuerer Zeit viele Mühe gegeben, die s. g. Constitutio Caroli crassi de expeditione Romana, anno 790 — Senkenberg Corpus jur. feud. German. pag. 515 —, von welcher früher gelehrte Männer geglaubet haben, sie sei durch und durch eben so unächt, als der Name, Carolus crassus, und die Jahreszahl falsch sind — man hat sich, sage ich, Mühe gegeben, diese Constitutio dem Kaiser Kunrad dem Zweiten zu vindiciren. Ich gestehe aber, daß mir unbegreiflich ist, wie man auf diesen Gedanken kommen könne, wenn man den Gang und den Zusammenhang der Geschichte, den Zustand der Dinge unter den sächsischen Königen und Kaisern, und die Verhältnisse vor Augen hat, unter

welchen Kurrad die Krone erhalten hatte, und unter welchen er diese Krone trug. Es ist schwer zu sagen, was von dieser sogenannten Urkunde zu halten sei. Es mag wahr sein, daß sie Einiges enthalte, was in späteren Zeiten im Gebrauche gewesen; die Aechtheit aber als kaiserliche oder königliche Verordnung, so daß sie auf einem Reichstage beschlossen und vom Könige bekannt gemacht worden wäre, unterlieget, aus äußeren und inneren Gründen, gerechtem Zweifel. Und zuverlässig gehöret sie nicht Kunrad dem Zweiten an.

12.

Landulph. Senior. Lib. II. cap. 26: Theutonici, gens sine consilio, sine misericordia ...

13.

Man sehe die merkwürdige Katechisation, welche der Erzbischof Heribert — Landulph. Sen. Mediol. Histor. Lib. II. cag. 27, bei Murator. rr. Ital. ss. IV. pag. 88 — mit dem Ketzer Girard von Monteforti anstellet. Ich lasse die Fragen unberühret, welche das Innere der Lehre betreffen. Der Erzbischof aber fragte gegen das Ende des Verhöres: peccatorum nostrorum absolutio, in quo est? In Apostolico, aut in episcopo, aut in sacerdote aliquo? Und Girard antwortet: Pontificem habemus, *non illum romanum*, sed alium, qui quotidie per orbem terrarum fratres nostros visitat dispersos, et quando deus illum nobis ministrat, tunc peccatorum nostrorum venia summa cum devotione donatur. — Uebrigens möchte die Zeit dieser Vorgänge nicht genau zu bestimmen sein, und darum habe ich geglaubet, derselben hier gedenken zu dürfen.

14.

Id. ib. — pag. 89 —: Comitissa castri illius in hac haeresi sentiens. — Der Erzbischof suchte sie per multos dies et per suos sacerdotes in fide catholica reintegrare. Aber, wie es scheinet, vergeblich.

15.

So saget wenigstens Landulphus. Es waren urbis hujus (Mailands) majores laici, welche rogum mirabilem anzündeten, Heriberto nolente.

16.

Cujusdam Alberici filius, saget der Papst Victor III.; Alberici comitis Tusculani filius, saget der Cardinal Baronius; nepos duorum, Benedicti atque Johannis, qui ei praecesserant, saget Glaber Rodulphus.

17.

Glaber Rodulphus, Lib. IV. cap. 5 — Bouquet X. pag. 50 —: Papa romanus puer ferme decennis, intercedente thesaurorum pecunia, electus extitit a Romanis. Aber am Ende des V. Buches — cap. 5; Bouquet X. pag. 63 — heißt es: Fuerat eidem Sedi (romanae) ordinatus quidam puer circiter annorum XII. contra jus fasque. Es ist also nicht ganz gewiß, wie alt der neue Papst war.

18.

Muratori — Annali d'Italia, VI. pag. 100, ad a. 1033 — hat Recht: I vizj de' sacri pastori non son già vizj delle loro Sedie.

19.

Da ich nicht die Geschichte von Italien schreibe, so stelle ich die verworrenen Verhältnisse der Gesellschaft in diesem Land auf die einfachste Weise dar, und nur in soweit, als nöthig zu sein scheinet, um die Begebenheiten verständlich zu machen, an welchen Kunrad und sein Heer Antheil hatten. Einen großen Aufschluß aber über die Verhältnisse dürfte der Vorgang in Mailand zur Zeit Heinrich's III. geben, von welchem im Anfange des 10. Capitels dieses Buches die Rede sein wird.

20.

Die Beweise sind in diesem Buche in Menge gegeben.

21.

Milites, wie in früheren Tagen. Miles, seit der Ausbildung des Lehenwesens, ein Lehen-Mann; um diese Zeit, ein Mann zu Roß, aber nicht: Ritter.

22.

Wegen des Wortes verweise ich an Du Fresne. Die etymologische Erklärung desselben, welche hier gegeben ist, auf welche ich aber nicht den allermindesten Werth lege, hat für sich, daß Arnulphus, in der Histor. Mediol. Libr. II. cap. 10 — Murator. rr. Ital. SS. IV. pag. 16 — saget: urbis milites, vulgo Walvassores nominati.

23.

Wippo hat — pag. 480 — den Ausdruck: conjuraverant omnes valvassores Italiae, et gregarii milites adversus dominos suos. Seine valvassores scheinen dieselben zu sein, die sonst, z. B. von Landulf, Valvassores oder Walvassores majores und Capitanei, und seine gregarii milites diejenigen, die sonst Valvassores minores genannt wurden. Man wird durch diese Verhältnisse an die Einrichtung erinnert, welche Heinrich

der Erste bei seinen Städten in Teutschland traf; und vielleicht erhalten Witichind's Worte, welche Band VI. S. 625 in der 38. Anmerkung angeführt sind, durch diese Verhältnisse in Italien einiges Licht, so wie sie wohl auch dienen mögen zu besserer Aufklärung dieser Verhältnisse.

24.

Populus; plebs.

25.

Hermann. contr. ad a. 1035. In Italia minores milites contra dominos suos insurgentes, et suis legibus vivere, eosque opprimere volentes, validam conjurationem fecere. — Annal. Sangall. maj. ad a. 1035. Inferiores milites (in Italia) superiorum iniqua dominatione plus solito oppressi, simul omnes resistunt coadunati. Nec non etiam quidam ex servili conditione contra dominos suos proterva factione conspirati, ipsi sibimet inter se judices, jura ac leges constituunt, fas nefasque confundunt. — Wippo l. c. Eodem tempore magna et modernis temporibus inaudita confusio facta est Italiae, propter conjurationes, quas fecerat populus contra principes. Conjuraverant enim omnes valvassores, et gregarii milites adversus dominos suos, et omnes minores contra majores ....

26.

Wippo: Si imperator eorum nollet venire, ipsi per se legem sibimet facerent. Hoc cum nunciatum esset imperatori, fertur dixisse:
Si Italia modo esurit legem,
Concedente Deo bene legibus hanc satiabo.

27.

Als er hier den Kaiser als König von Italien begrüßte.

28.

Arnulphi Histor. Mediol. Lib. II. cap. 6. Elegit Ambrosium de suorum numero *Cardinalium* sacerdotem. Cui primo tradens virgam et annulum, deinde consecravit Episcopum.

29.

Id. ib. cap. 10: ... suum considerans, non aliorum animum

30.

Arnulphi Histor. Mediol. II. cap. 11.

31.

Id. ib. In campo, qui dicitur malus; prope Mottam, setzt Sigonius hinzu.

32.

Hermannus contr. ad aa. 1035 und 1036. Annal. Sangall. major. ad eosd. aa.

33.

Id. ad a. 1036.

Siebentes Capitel.

1.

Namentlich von einem Neffen Heribert's, welcher, wie Heinrich III. saget, quicquid sibi placitum erat justum aut injustum potestative operabatur in regno.

2.

Vielleicht sind auf die Weise, in welcher hier der Vorgang dargestellet ist, die Widersprüche zwischen den Teutschen und den Italiänern auszugleichen. Wippo saget — pag. 480 —: gravis tumultus factus est populi Mediolanensis, quaerentis ab imperatore, si vellet favere conjurationi eorum. Unde commotus imperator praecepit, rel. — Dagegen Arnulphus in Histor. Mediol. II. cap. 12: (imperator) tumultuante ac vociferante in eum populo, graviter offenditur. Audierant enim, regem Laudensi jure defraudasse Heribertum.

3.

Er handele, nach Annales Sangall. maj., ficta fide.

4.

Wippo: cunctis reclamantibus legem fecit. — Landulphus aber — Mediol. Histor. II. cap. 22 —: in Pavia strömte Alles zusammen velut aqua in sentinam. Jeder brachte seine Klagen vor. Der Eine ward um ein Pfund Goldes gestrafet, der Andere um eine Mark Silbers, ein Jeder secundum legis praecepta: manus truncabatur, aliis oculi funditus eruebantur, postremo ab alio vita, ense regio capite abscisso, auferebatur.

5.

Landulph. l. c.

6.

Chronograph. S. ad a. 1037.

7.

Landulph. l. c. Venientes autem canes palatini, et saevissimi

Theutonici, qui nesciunt, quid sit inter dextram et sinistram, et jumenta multa, Heribertum detenuerunt.

8.

Dieses gehet aus Landulph's Nachrichten, nach welchen der ganze Vorfall hier erzählet worden ist, hervor. Heribertus ab imperatore detentus, non tamen constrictus, ut alii damnati solent, sed *curialiter* a Theutonicis munitus.

9.

Chronogr. S. A quo (Poppone) liberius debito habitus est, Heribert.

10.

Die teutschen Schriftsteller bleiben bei der Thatsache des Entkommens stehen. Hermann. contr. saget bloß: fuga elapsus est. — Annal. Sang. maj. fügen hinzu: astute fuga elapsus est. — Chronogr. S. und Annal. S. bemerken, daß man — s. Anmerk. 9 — dem Erzbischofe zu viele Freiheit gestattet habe; also fuga lapsus est, quodam monacho suo machinante, qui solus cum eo miserationis causa permissus est habitare. — Wippo giebt eine andere Erklärung. Quadam nocte quidam de familiaribus archiepiscopi collocavit se, vice ipsius, in lecto, quo ipse jacere solebat, et superducto coopertorio latuit, ut ita falleret custodes. Archiepiscopus, adducto sibi equo a quodam, fugit. — Selbst Arnulphus saget nur: Archiepiscopus fugam arripuit. — Landulphus aber hat, l. c., eine prächtige Geschichte, die ganz darauf berechnet ist, die Unersättlichkeit, die Gefräßigkeit und Versoffenheit ferae gentis, der Teutschen, welche die Linke nicht von der Rechten zu unterscheiden wissen, gründlich darzuthun. Die Abtissin des Klosters des heiligen Sixtus, deren Namen der Vortreffliche der Nachwelt doch nicht hätte verschweigen sollen, schickt, auf die Nachricht von der Lage des Erzbischofes, viginti onera carnium diversarum et decem plaustra diversorum vinorum, cum multis frugibus an Heribert. Und nun verstehet sich Alles von selbst. Die Teutschen, denen solche Güter dargeboten werden, fressen, saufen, knacken Nüsse, spielen mit goldenen und silbernen Schiffchen, bis sie viehisch daliegen, und Nichts hören und Nichts sehen. Und der Mann fühlet nicht, welch' eine Schmach es für die Italiäner war, sich von einem so dummen Volke drängen und knechten zu lassen!

11.

Arnulphus, II. cap. 13. Igitur exiit edictum a Caesare Au-

gusto, ut cuncta suae potestatis regna ad Mediolanum concurrerent impugnandum. Factum est autem, ut omnis Italia, universa Germania convenirent simul ab angulo usque ad angulum. In demselben Sinn, aber mit hundert Mal mehr Worten, spricht Landulf. Die teutschen Schriftsteller abermals einfach: der Kaiser zog gegen Mailand, belagerte die Stadt u. s. w.

12.

Wenn anders dem Landulf zu trauen ist.

13.

Die Verordnung, von welcher hier die Rede ist, findet sich u. a. in Murator. Antiquit. Ital. medii aevi Tom. I. pag. 610, unter der Ueberschrift: Leges Conradi I. imperatoris de feudis majoribus et minoribus Italici regni, de caussis excidendi ex illis, de forma judiciorum, quum lis oritur de illis, et de modo successionis in ipsis, a. 1037. Die Unterschrift: Datum V. Kal. Junii, Indictione V. a. domin. incarnat. MXXXVIII. — Muratori macht auf den error ex antiqui amanuensis incuria aufmerksam —, a. autem domni Chuonradi regis XIII. imperantis XI. Actum in obsidione Mediolani. Ich kann nicht umhin, diese Verordnung für ächt zu halten. Wippo saget: iniquas conjurationes Italiae, justa lege reducta, exinanivit. — Hermann. contr. ad a. 1037: Conjuratorum manum facile compescuit, eisque legem quam et prioribus habuerant temporibus, *scripto* roboravit. Beide bringen diese Sätze mit der Belagerung Mailands in Verbindung. Mehr aber, als auf diese armen Andeutungen, möchte ich auf den Inhalt der Verordnung selbst setzen. Hätte ein neuerer Schriftsteller, nach diesen Andeutungen, eine solche Urkunde machen und dem Kaiser Kunrad unterschieben wollen: er würde schwerlich diese Mäßigung bewiesen haben. Gewiß hätte er einen Reichstag versammelt und den Rath und die Einwilligung der Fürsten beigebracht, zumal da es ja, nach Landulf's Zeugniß, an Fürsten und Herren vor Mailand nicht fehlte. Auch hätte er wohl nicht diese Ausdrücke gewählet und nicht diese Kürze gehalten.

14.

Die eigentliche Belagerung hat nur wenige Wochen gedauert. Wenn es daher in den Annal. Hildeshem. heißet: urbem per totum subsequentem annum cum totius periculo exercitus obsedit, so ist Das gar Nichts, oder es ist allgemein gesprochen und von den Feindseligkeiten zu verstehen, die durch das ganze Jahr 1038 gegen Mailand verübet worden sind.

15.

Das leidet keinen Zweifel, wenn es auch Niemand angemerket hat.

16.

Wippo — pag. 481 — Papa Cremonae occurrebat imperatori, et honorifice receptus et dimissus, Romam reversus est. Unterhandlungen waren aber gewiß vorausgegangen, und unerwartet kam der Papst nicht.

17.

Daß nicht bloß die drei genannten Bischöfe mit Heribert im Einverständnisse gewesen seien, sondern noch Andere, ist an sich wahrscheinlich; aber es wird auch gesaget in den Annal. Hildeshem. '. . . alii etiam episcopi quidam . . .

18.

Annal. S. . . . Augusto aut fugato aut necato.

19.

Chronograph. S. und Annal. S. . . . elato corde Aquisgrani palatium invadere decrevit, seque nativitatem domini inibi sessurum praejactavit.

20.

Wippo — pag. 481 — hat sogar in Erfahrung gebracht, Henricum regem, filium Imperatoris, salva reverentia patris, clam detestari praesumptionem Caesaris in Archiepiscopum Mediolanensem, atque in istos tres.

21.

Wippo: et vexillum ejus (Odo's), Caesari in Italiam allatum, hostem interemptum testabatur. Bei dem Mailänder Arnulf ist aus Odo's Fahne Odo's Kopf geworden. Jedoch: fertur.

22.

Wippo führt auch noch den Grafen Gerhard und militia episcopi Metensis an, als gegenwärtig in der Schlacht.

23.

Id. .. ut eorum praesumptionem non fuisse inultam haec ruina aliis civitatibus indicaret.

24.

In den Annal. Hildeshem. wird der Ort castellum *Stella* genannt. Da nun eine solche Burg nicht bekannt, so ist allerdings wahrscheinlich,

daß Spella gelesen werden müsse, und daß Spello nicht weit von Perugia gemeinet sei.

25.

Die Schriftsteller scheinen sich der Verbindung des Kaisers mit diesem Papste geschämet zu haben. Sie berühren die Vorgänge zu Spello (oder Stella) nur leise, und von der Fahrt des Kaisers nach Rom sprechen sie, Glaber Rodulphus ausgenommen, gar nicht. So sagen die Annal. Hildesh.: Pascha imperator sine quavis molestia in castello Stella pacifice feriavit; und nicht, daß der Papst sich daselbst befunden habe. Aber er fährt sogleich fort: Praedictus *quoque* Mediol. Metropolitanus ab apostolico pontifice . . . communi episcoporum decreto *in paschis* anathematisatus, et a coetu fidelium est segregatus. Ja, Wippo scheinet die Fahrt des Kaisers nach Rom sogar in Abrede stellen zu wollen. Imperator, sagt er, transcendens Appenninum montem, in Apuliam tendebat. Imperatrix vero Romam, orandi gratia, venit, inde ad imperatorem revertitur. Und doch läßt er den Kaiser sogleich nach Troja, Beneventum und Capua kommen.

26.

Alles Dieses berühre ich nur im Allgemeinen und halte jede Nachweisung für überflüssig.

27.

Wippo: Eo tempore propter nimium calorem nimia contagio pestilentiae exercitum invasit: neque aetatibus, neque personis pepercit.

28.

Rex — aeger pedibus, et cunctis debilis arctubus.

29.

Wegen der Zeit verweise ich auf Pagi. Die Hungersnoth scheint in die Jahre 1028 — 1030 zu gehören; die Wiederkehr der besseren Zeit und der erste Gedanke des Friedens möchte in das J. 1031 oder 1032 fallen; Die Treuga Dei oder Domini — S. d. Glossarien — etwa in das J. 1034 oder 1035. Da diese Treuga — übrigens ein älterer Ausdruck — nicht in Teutschland ausgesonnen und auch niemals in Teutschland eingeführet worden ist, so glaube ich auf diese merkwürdige Erscheinung nicht weiter eingehen zu dürfen, zumal da sie bekannt genug ist. Nur mögen Glabri Rodulphi Worte — Lib. V. cap. 1; Bouquet X. pag. 59 — hier stehen: Contigit vero ipso in tempore (da

Kunrad starb), inspirante divina gratia, primitus in partibus Aquitanicis, deinde paulatim per universum Galliarum territorium, firmari pactum propter timorem Dei pariter et amorem; taliter ut nemo mortalium a feriae quartae (Mittewochs) vespere usque ad secundam feriam (Mondtags) incipiente luce, ausu temerario praesumeret quippiam alicui hominum per vim auferre, neque ultionis vindictam a quocumque inimico exigere, nec etiam a fidejussore vadimonium sumere: quod si ab aliquo fieri contigisset contra hoc decretum publicum, aut de vita componeret, aut a christianorum consortio expulsus patria pelleretur. Hoc insuper placuit universis, veluti vulgo dicitur, ut *Treuga domini* vocaretur. Gewiß, die Bischöfe und Aebte, welche zuerst den Frieden alsdann die Treuga aussannen, wollten Etwas Gutes und Schönes; und wenn, damit der Gedanke zur Ausführung kommen möchte, der Aberglaube in Anspruch genommen wurde, so ist dieses gewiß gleichfalls zu verzeihen. Aber die Sache hatte doch auch ihre bedenkliche Seite. Was der Bischof Gerard — im Chronic. Camerac. et Atrebat, bei Bouquet X. pag. 201 und bei Sigebert. Gembl. ad a. 1033 — erinnert, ist nicht ohne Grund; und das mochten die Könige und Fürsten wohl erkennen. Qui (Gerardus episc.) altius causas advertens, procul renuere aestimavit, cunctisque perniciosum consilium ac impossibile intelligens, nullum assensum porrexit. Hoc enim non tam impossibile, quam *incongruum* videri respondit, si quod regalis juris est sibi vendicari praesumerent (episcopi). . . .

30.

Wippo: primatibus regni cum universo populo laudantibus atque rogantibus.

31.

Annal. Sangall. maj. ad a. 1038. Hermann, dux Alamannicus starb. Cujus ducatum cum regno Burgundionum idem rex (Heinricus) a patre suo eodem anno percepit. Wippo spricht von Allemannien nicht.

32.

Annal. Hildeshem. ad a. 1039. Das Uebrige nach Wippo.

Achtes Capitel.

1.

S. oben S. 62.

2.

Wippo sagt im Prologus zu der Vita Chunradi pag. 461: Heinricum lineam justitiae cuncti pene prudentiores cognominant. Wippo war freilich ein Hofmann, und er hat die Lebensbeschreibung des Vaters dem Sohne geweihet; wenn aber deßwegen auf seine allgemeinen Lobsprüche nicht viel zu setzen sein möchte, so darf doch wohl die Angabe eines Beinamens nicht in Zweifel gezogen werden. Man könnte allerdings noch immer fragen, wer die prudentiores gewesen? ob vielleicht auch Hofleute?

3.

Ich führe nur zwei Zeugnisse an, ein einheimisches und ein fremdes. Annal. Hildesh. ad a. 1039: König wurde Heinrichus, in omni virtutum exhibitione perstrenuus.

Quem Deus in finem conservet rite senilem,
Et placidus placito sit pius ipse suo.

Glaber Rodulphus spricht — Libr. V. cap. 1; Bouquet X. pag. 60 — von Heinrich's Vermählung mit Agnes von Poitiers, deren gedacht werden soll. Er nennt ihn rex Saxonum jam in re, Romanorum vero imperator in spe. Und alsdann ... Unanimiter universi marchiones ac comites tam ex Italia quam ex Germania longe lateque ejusdem regis dominium semet super exercere gratanter expetebant: et non immerito. Erat enim affabilitate gratissimus, ac liberalitate perspicuus, atque humilitatis gratia praeditus: nec cujuspiam extollentiae nutu notabatur indeptus; atque iccirco universis circumcirca existebat amabilis.

4.

War er ja sogar vicarius Christi in seiner summa dignitas.

5.

Natürlich. Aus Eroberungen war das Reich hervorgegangen; alle Gewalt stand auf dem Schwerte.

6.

Wie den Herzog Thassilo in Baiern.

7.

Ich weiß gar wohl, daß es Freie gegeben hat, oder gegeben haben soll, die nicht Vassallen waren, wie jene Männer egregiae libertatis, über welche ich wiederholt Etwas angemerket habe. Wenn es aber auch solche Männer gegeben hat, die außer aller Lehen-Verbindung gestanden haben, so lebten sie jedes Falles so zerstreuet, und waren in so geringer Anzahl vorhanden, und so ganz ohne Einfluß auf die öffentlichen Verhältnisse, daß sie vor der Masse der Vassallen aller Abstufungen nicht in Betracht kommen konnten.

8.

Nobiles, nobiliores, nobilissimi.

9.

Ich erlaube mir, hier an die Bemerkungen zu erinnern, welche über die Natur des Lehenwesens, bei der Entstehung desselben, gemacht worden sind: Band III. S. 300 ff.

10.

Und abermals erlaube ich mir, auf die Bemerkungen zu verweisen, welche gemacht worden sind über den s. g. Adel im alten Teutschlande, von welchem Tacitus spricht: Band I. S. 721. Einen Adel der Sitten hat es von jeher in Teutschland, und wohl bei allen Völkern in der ganzen Welt gegeben; aber ein Adel, in den Sitten gegründet, ist sehr verschieden von einem Adel des Rechtes, von welchem doch nur die Rede sein kann. Diejenigen, welche durch die ganze Geschichte der Teutschen herdurch von einem Adel sprechen, scheinen mir diese Begriffe zu verwechseln. Die principes waren vornehmere Männer im teutschen Reiche, wie es bisher gewesen ist, als die gemeinen milites; sie waren daher, nach ihrem Range, nobiles, nobiliores, nobilissimi. Aber der gemeine miles, der sich hervorthat durch Geist, Kühnheit, Kriegskunde, konnte princeps, er konnte comes, marchio, dux werden. Mithin bildeten jene nobiles und nobilissimi keinen Adel. Erst im Ablaufe des eilften Jahrhundertes gab die entstehende Freiheit der Städte die Veranlassung zur Entstehung eines Adels des Rechtes, die eben so nothwendig war, als sie begreiflich ist; und von dieser Zeit an erhält das Wort einen bestimmten Begriff, der im Ablaufe einiger Menschen-Alter immer schärfer wird.

11.

Was ist phantastisch? Jede Erscheinung, denke ich, bei welcher Verstand und Unverstand untrennbar vereiniget sind, bei welcher ein ver-

ständiger Entwurf sich selbst in der Ausführung zerstöret, welche eben deßwegen uns stets geistig berühret, anspricht, in Spannung setzet, aber uns niemals befriediget, und niemals zu klaren Ideen führet. In diesem Sinne habe ich in meiner allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten, Theil I. §. 34. S. 29 der dritten Ausgabe, gesaget: ein phantastischer Zug scheine selbst den wichtigsten Verhältnissen des Mittelalters anzukleben. Aber nur ein Phantast könnte das ganze s. g. Mittel-Alter für phantastisch erklären.

12.

So wurde z. B. der beschwerliche Reiterdienst bald zum Ritterthum; die dienstpflichtige Mannschaft wurde zur Ritterschaft, und als man der alten Sache einen neuen Namen gegeben, und über das Ganze einen phantastisch-verzierten Mantel gehängt hatte, da ging Alles vortrefflich, und war eine Vollendung, andächtiglich zu wünschen.

13.

Als die Freiheit in den Städten entstanden und anerkannt war, da waren die Stammbäume des Adels nothwendig, theils wegen der Ehre, die man dem Adel behaupten wollte, theils wegen der Vortheile, die man dem Adel zu sichern strebte. Im Fortgange der Zeit wurde, begreiflicher Weise, desto mehr Zeit mit dem Auf- und Absteigen an diesen Bäumen verdorben, je höher sie wurden. Verlorene Zeit aber wird schwer wieder eingebracht. Als man dieses endlich merkte, als man merkte, daß man zurück geblieben, weil man nicht vorwärts gekommen war, da mußte es fast ein Bedürfniß des menschlichen Herzens sein, anzunehmen, der Stammbaum sei mehr werth, als irgend Etwas Anderes, und das reine Blut, das durch die Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht in reinen Adern geflossen, habe den Vorzug vor Geist und Kenntnissen, vor Tugend und That. Unglücklicher Weise zählte man vom Ahnherrn herab auf die späteren Tage, ging den einfachsten Weg und ließ zur Seite liegen, was nicht auf diesem Wege lag. Wäre man von dem Geburtstage des späten Enkels hinaufgestiegen zum Ahn, und nach des alten Franklin Rechnung verfahren: vielleicht wären doch einige Zweifel gegen die Reinheit des Blutes entstanden, und der Geist wäre in seine Rechte getreten. Franklin aber rechnet bekanntlich in folgender Weise: Gesetzt, der späte Enkel würde jetzt, im Jahre 1832, geboren, und man rechnete sein Geschlecht hinauf bis zum Jahre 1100: so bekämen wir 22 Menschen-Geschlechter. Nun hat das Enkelchen einen Vater und eine Mutter, sind 2 Personen; diese beiden hatten je einen Vater und eine

Mutter, sind 4; diese vier hatten je einen Vater und eine Mutter, sind 8; und so fort 22 Male. Diese Rechnung ergiebt, daß im Jahre 1100 nicht weniger, als 4,194,804 Menschen gelebt haben müssen, von welchen der Neugeborene abstammet. Zählet man aber die Summen aller Vorfahren desselben, die in den 22 Generationen gelebet haben, zusammen: so bekommt man eine Masse von 8,388,616 Menschen, deren Fleisch und Blut dazu beigetragen haben, unseren jungen Freund zur Welt zu fördern. Man sieht, derselbe hat eine ausgebreitete und gewiß weit verzweigte Verwandtschaft. Man begreift sogar des guten Franklin Ausruf: wie viele schlechte Männer und Weiber, wie viele Spitzbuben und Huren mögen in einer solchen Masse gewesen sein! Ja, man wird fast geneigt, ihm die Meinung zu verzeihen, daß wir Alle, Hohe und Geringe, Reiche und Arme, das Blut, als thierisch und irdisch, laufen lassen und nur auf Das achten sollten, was in unserem Willen lieget, was wir selbst zu reinigen, zu schärfen, zu mehren, zu veredeln vermögen, auf das Herz, den Verstand, die Kenntnisse, die Gesinnung. — Aber das sind fremdartige Dinge.

14.

Wegen dieses Zustandes der Dinge gebe ich keine Nachweisungen, da derselbe bekannt genug ist. Schröckh, Planck, alle Kirchen-Historiker enthalten die Beweise. Das aber leidet keinen Zweifel, daß der Gräuel keineswegs allgemein war, wenn auch allgemein gesprochen wird. Eine Menge von Erscheinungen, selbst aus der letzten Zeit, zeugen auf das Schönste für die Geistlichkeit. Die Beweise sind gegeben, und der Gottesfriede stehet da. Vieles ist daher gewiß übertrieben. Was im Einzelnen geschah, ward allgemein genommen; und was man fürchtete, als schon vorhanden dargestellet. Das größte Uebel war die Schändung des apostolischen Stuhles und die Unthätigkeit, in welche die päpstliche Gewalt versunken war.

Neuntes Capitel.

1.

Namentlich hat er die Bisthümer in Cujavien und Masovien gestiftet.

2.

Sie war die Tochter des Pfalzgrafen Ezo bei Rhein.

3.

Es ist unmöglich, die polnischen Schriftsteller mit den teutschen in Uebereinstimmung zu bringen. Für uns aber trägt es auch wenig aus, ob sich die Mutter mit ihrem Sohne schon früher nach Teutschland begeben, oder sich erst, nach dem Tode ihres Gemahles nach Teutschland geflüchtet, und ob sie sich in Cöln, ihr Sohn aber als Mönch zu Clugny aufgehalten habe, oder anderswo.

4.

Cosmas Pragens. Chron. ad a. 1039 — Menken Scriptt. rr. Germanic. Tom. I. —: terra Poloniae suo viduata principe.

5.

Der Bischof Severus von Prag, der gegenwärtig war, zeigte sich — Annal. S. col. 471 — Anfangs bedenklich, ut sacri corporis glebam tam temere quis mortalium contingere praesumat. Es ward ein dreitägiges Fasten und Beten von ihm veranstaltet. Während dieser Zeit erschien der Heilige dem Bischof in visione. Dic, inquit, duci et comitibus ejus, pater de coelo dabit, quod petitis, si non repetatis mala, quibus abrenuntiastis in baptismate. Nachdem hierauf die Menge gegen den Herzog erkläret hatte: emendare parati sumus, quicquid in sanctum dei Adalbertum patres nostri vel nos praevaricati sumus, und nachdem noch andere fromme Beschlüsse gefaßt waren: so verschwand jegliches Bedenken gegen den Frevel.

6.

Annal. Hildeshem. ad a. 1034. Vergl. Martinus Gall. Lib. I. cap. 18.

7.

So Cosmas Prag. ad a. 1040.

8.

Hermann. contr. a. 1039. Den Worten nach hätte Heinrich die Fahrt schon angetreten: Heinricus — mota in Boemiam expeditione ... statim rediit. Ich denke indeß, zum wirklichen Marsch ist es wohl nicht gekommen.

9.

Annal. Hildesh. a. 1040: placitum habuit cum cisalpinis primoribus de rei publicae stabilitate. Eben so Chronogr. S. Annal. S., nur hat er principibus.

10.

Annal. S., primates Burgundiae.

11.

Wippo, pag. 481: Referebant nobis quidam, — Henricum — salva reverentia patris, clam detestari praesumptionem Caesaris in archiepiscopum Mediol.

12.

Eine gute Gesinnung hatte Heribert früher wohl nicht für Heinrich gehabt, und nicht haben können. Landulph. Mediol. Histor. II. cap. 26 saget: Henricus noviter contra Heriberti voluntatem surrexerat.

13.

Nach Cornides, Reg. Hungar. Genealog., war Peter ein Sohn des Herzoges Otto Urseolus von Venedig, und einer Schwester des Königes Stephan des Heiligen, Gisela. Der Herzog war aus Venedig vertrieben, und hatte vier Jahre zu Konstantinopel im Elende gelebet. Nach seinem Tode war seine Wittwe Gisela mit seinem und ihrem Sohne Peter nach Ungarn gekommen. Andere und ältere Meinungen sind durch Cornides bestritten.

14.

Bela und Andreas, in Polen und Rußland. Sie waren aus Ungarn entflohen, weil sie der Theilnahme an einem Mordanschlage wider Stephan den Heiligen verdächtig geworden; und dieser Anschlag war gefasset, weil eben Stephan die Absicht verrathen hatte, seinen Neffen Peter zur Krone zu bringen.

15.

Die erste Veranlassung zu ihrer Verbindung scheinet der Aufenthalt Bela's in Polen gegeben zu haben.

16.

Cosmas Prag. l. c. Et mandans . . . argentum, quod in Poloniam rapuerant, nisi infra statutum terminum usque ad unum obulum sibi mittant, minatur bellum.

17.

Nach Cosmas — l. c. — giebt er den Zins an. Talem enim legem instituit Pippinus, magni Caroli regis filius, ut annuatim imperatorum successoribus centum viginti boves et quingentas marcas solvamus. Marcam — setzt er erläuternd hinzu — nostrae monetae CC nummos dicimus. Ob diese Angabe richtig ist, oder nicht: wer mag es entscheiden?

18.

Wenigstens ist dieser Herzog Heinrich von Baiern ganz unbedeutend, und nur sein Name tritt ein Paar Mal in der Geschichte hervor.

19.

Ueber die Zeit der Rückkehr des jungen Fürsten Casimir nach Polen sind die Meinungen verschieden; in dem Zusammenhange der Begebenheiten weiß ich aber keine schicklichere Zeit aufzufinden, als den Anfang des Krieges gegen die Böhmen. Uebrigens schickten die Polen auch in diesem Jahr (1040) eine Gesandtschaft nach Rom an den Papst Benedict IX., um Klage zu erheben gegen den Herzog Brecislav von Böhmen und den Bischof Severus von Prag wegen der Frevel, die sie in Polen an heiligen Dingen begangen hatten. Und der Papst sprach über Beide den Bann aus. Baronius ad a. 1040.

20.

So, glaube ich, ist der Vorgang deutlich und wahr dargestellet. Hermann. contr. a. 1040 ist allerdings dunkel. Heinricus — ad praestructionem seu munitionem silvae *citra* et *ultra* expugnandam, partem expeditam (heißt wohl zu Fuße) per devia saltus in provinciam misit — und das ist der Theil, den der Markgraf Otto anführte —: sed cum undecimo calend. Septembris *istac*, crastina vero die *illac* milites silvosa difficilia et obstructa loca casso labore jam fatigabundi, firmissimam quandam machinam oppugnatum aggressi frustra tentarent, irruentibus undique Boemanis caesi, capti, fugatique sunt. Das Wesentliche, daß von beiden Seiten angegriffen werden sollte, wird in diesen Worten deutlich genug gesagt, so wie, daß der Angriff nicht gleichzeitig Statt fand, sondern an zwei Tagen. — Annales Sangall. maj. ad a. 1040 sind noch schwieriger zu verstehen; denn sie wissen von der pars expedita unter Otto Nichts, sondern sprechen nur von dem Manne, der das Unglück veranlaßte. Nam comes Werinherus ceteris *auctor audendi* factus, rel. — Chronograph. S. hingegen kläret diese Dunkelheit ziemlich auf. Inde comitatu in eadem regione digrediente (daß ist die pars expedita bei Hermann. contr., denke ich), et Ottone Marchione (de Suinvorde, setzet Annal. S. hinzu) cum Bawariis per saltuosa et invia irrumpente, quidam ex latere regis *explorandi causa* emissi sperantes, se fortiter facturos, obstructionem quandam in saltu expugnaturi inconsulte processerunt, ibique praetensis insidiis a sagittariis circumventi. Wernherus comes — der Anführer — primicerius et signifer regis cum aliquot satellitibus, et Reinhardus comes cum electissimis

ex familia sancti Bonifacii cruenta — caede procubuere. Posteriori vero die ex legione Ottonis, quae *praetergressa est*, eandem obstructionem *ex alia parte* (von der anderen Seite) aggressi cum Bawaricis militibus peremti sunt. Uebrigens darf ich nicht unbemerket lassen, daß ich mir erlaubt habe, in dieser Stelle die Worte *explorandi causa* dahin zu setzen, wohin sie offenbar gehören. Bei dem Chronographus stehen sie eine Zeile höher, hinter Bawariis. Aber da Otto, der Markgraf, eine *legio* führte, so ist derselbe gewiß nicht explorandi causa ausgesendet worden; er würde nicht praetergressus, und nicht erst posteriori die ex alia parte angekommen sein; aber die quidam ex latere regis emissi, welche von Wernher angeführet wurden, können nur explorandi causa ihren Marsch angetreten haben.

21.

Fidelissimus fidelis. Urkunde vom Jahre 1041. Maderi. Antiq. Brunsw. pag. 221.

22.

Annal. S. a. 1040 — col. 471.

23.

Vita S. Guntheri Thuringi; bei Canisius (ed. Basnage) Tom. III. Part. I. pag. 183. Brecislav hatte den Einsiedler auf einer Jagd aufgefunden.

24.

Annal. S. (irrig) ad a. 1042.

25.

So sieht Cosmas die Sache an. Annal. S. hingegen — Col. 477 — saget, der Bischof habe erfahren, der Erzbischof Barbo von Mainz, der Metropolitan desselben, synodali jure eum velle inquietare. Idcirco, fährt er fort, duce ignorante, clam ad regem venit, rel.

26.

Und dieses ist mir wahrscheinlicher.

27.

Lambertus Schafnaburgensis nennt ihn Uba.

28.

Hermann. contr. a. 1042: Heinricus — Burgundiam *invasit*.

29.

Id. ib. — nonnullaque legitime dijudicavit.

30.

Diese letzte Meinung hat Hermann. contr.

31.

Id. ib. — sed una pars exercitus ejus a septentrionale parte Danubii ab Adalberto marchione et filio ejus Luitpaldo ad internecionem caesa est.

32.

Heimenburg et Brecesburg bei Hermann. contr.

33.

Annal. Sangall. maj. ad a. 1043.

34.

Lambert. Schafnab. ad a. 1043.

35.

S. 39 dieses Bandes.

36.

Annal. Sangall. maj. l. c. Ulme generale colloquium habuit.

37.

— — resedit sedulus et publicus cognitor omnium illic gerendorum . . . Ad ultimum vero sententiam suam ita conclusit, ut cunctis sibi obnoxiis ipse dimitteret, omnesque qui illic aderant, tum precibus, tum pro potestate id ipsum facere cogeret. Hoc igitur salubriter inibi inceptum dilatari praecepit per omne regnum suum.

38 und 39.

Hermann. contr. a. 1043. . . . pacemque multis saeculis inauditam efficiens, per edictum confirmavit.

40.

Id. a. 1044. Heinricus cum perparvis copiis Pannonias petiit.

41.

Nur auf diese Weise scheinet mir Heinrich's Wagestück erklärlich, das hier nach den oft angeführten Schriftstellern, mit den ungarischen Schriftstellern verglichen, erzählet wird. Ein Zeugniß aber für ein solches Einverständniß findet sich bei den Schriftstellern nicht. Nach denselben geht er vielmehr über die Raab divino confisus auxilio; und fit victor Christi favente clementia.

42.

Hermann. contr. läßt den König Samuel auf Peter's Befehl hinrichten.

43.

Annal. Sangall. maj. von der Schlacht an der Raab sprechend: Ipse vero (Heinrich nämlich) armatus, quo ceteris amplior esset animus, pro loco atque copiis acres instruit, datoque signo hostes invadit, ac velut quaedam tempestas obviantia quaeque prosternit.

44.

Hermann. contr. setzet hinzu: Ungarios petentes lege Bajoarica donavit. Was er mit diesen Worten sagen will, weiß ich nicht. Beschenkte er sie etwa mit einem Exemplar der lex Bojoarica, damit sie einen Anhalt für ihre Gesetzgebung hätten? Aber Stephan der Heilige hatte die Einrichtungen und Gesetze in Baiern recht wohl gekannt, und nicht unbenutzet gelassen. Oder ist der Ausdruck Ungarii etwa nicht allgemein zu verstehen, und will Hermann nur sagen: der Theil von Ungarn, der bei Teutschland blieb, östlich vom Kahlenberge, erhielt durch den König nunmehr eine vollkommen baierische Einrichtung?

45.

Auf dieser Reise nach Ungarn kam der König durch einen Zufall in eine große Lebensgefahr. Er bestieg, mit einer großen Begleitung, ein altes Gebäude, quoddam vetus solarium. Das Gebäude stürzte ein. Der König blieb unverletzet. Der Bischof Brun von Würzburg aber, lethaliter *cum aliis* collapsus, starb eine Woche nach dem Falle, 26. Mai.

46.

Principes Ungariorum, wie Hermann. contr. a.1045 saget.

47.

Id. ib. (Petrus) ei regnum Pannoniarum reddidit: quod tamen dum viveret possidendum recepit.

48.

S. oben S. 125.

49.

Wenn man die bestimmten Worte Sigeberti Gemblac. ad a. 1044: Godefridus, dum ei *ducatus Mosellanorum* denegatur, altero ducatu repudiato, contra imperatorem rebellat, nicht gelten lassen will: so findet sich freilich kein Zeugniß bei den übrigen Schriftstellern über das Herzogthum, das Godefrid gehabt hat. Daß aber die Angabe Sigebert's die richtige sei, möchte ich schon darum glauben, weil Godefrid sich doch ohne Zweifel des Herzogthumes mit Gewalt zu bemeistern gestrebet habe, das ihm vom König abgeschlagen war. Und er wendet seine Waffen

offenbar nicht nach der nordwestlichen Seite, sondern nach der südöstlichen. Ungewiß indeß bleibet die Sache; und man kann sie um so ruhiger in der Ungewißheit lassen, da im Fortgange der Geschichte kein einziger Vorgang von Bedeutung leichter zu begreifen oder besser aufzuklären ist, man mag Dieses annehmen, oder Jenes.

50.

Sigebertus sagt ad a. 1046: Graf Balduin von Flandern habe rebellirt instinctu Godefridi. Hermann. contr. hingegen nennt ihn erst bei dem J. 1047. — Wegen Theoderich's Vater, der 1038 gestorben war, vergl. Band VII. S. 447.

51.

Magis consilio quam vi, von Tiberius.

52.

Mons Piligardae. Hermann. contr.

53.

Daß Heinrich hier unredlich gehandelt habe, möchte kaum zu bezweifeln sein; auch dürften Sigebert's Worte diese Meinung ausdrücken. Godefridus, hortatu quorundam Dei fidelium — das sind wohl Geistliche — ad recuperandam imperatoris gratiam adductus, ab imperatore capitur et custodiae mancipatur.

54.

Richenza, Mutter Casimir's von Polen, war eine Schwester der drei Brüder.

55.

Hermann. contr. ad a. 1046.

56.

Sigebert. Gembl. a. 1046 saget: Godefridus filium suum obsidem dans relaxatur. Aber wohl nur aus alter Gewohnheit.

Zehentes Capitel.

1.

Obwohl im Allgemeinen nicht ohne Einfluß auf den Gang der Dinge in Teutschland, liegt es doch, was die einzelnen Vorgänge betrifft, dem Leben zu fern, das hier in Frage kommt.

2.

Oben S. 106.

3.

Oben S. 119.

4.

Kunrad hatte seinen Sohn mit sich nach Italien genommen. Da er nun in Teutschland sich so früh bemühet hatte, den jungen Heinrich, noch als Kind zum Könige wählen und krönen zu lassen: ist nicht zu vermuthen, daß er auch in Italien nicht gesäumet haben werde? Was Arnulphus — Libr. II. cap. 17 — saget: Defuncto Chuonrado Heinricus adolescens ejus filius, Rex vivente patre creatus, Augustus ab omnibus appellatur, ist freilich zweideutig; aber gewöhnlich spricht Arnulf nur von Italien, und bekümmert sich um das, was in Teutschland vorgehet, nicht im Mindesten.

5.

Landulph. Mediol. Histor. II. cap. 26.

6.

Arnulph. II. cap. 18. Factum est autem, ut privato inter se jurgio plebejus quidam graviter caederetur a milite. Unde plebs dedignanter commota, repente adversum milites in arma consurgit.

7.

Landulph. l. c. Factum est, ut in quacumque urbis regione Capitanei et Valvassores populum superabant, inhumaniter ipsum trucidabant. At populus, ut solet, sine misericordia iratus, magis mori diligens quam vivere inhoneste, ac dulcius judicans mortem videre, quam vitam summo cum dedecore ducere longam, ubicunque ipsos armis et jaculis diversis vincebat, velut serpentes aut dracones crudelissimos per omnia mortificabat.

8.

Id. ib. . . . sex oppida in circuitu civitatis construxerunt.

9.

Id. ib. . . . populus . . . paupertate fortis, pro acquirenda libertate fortissimus, divitiis anxius, sed studiosior libertate.

10.

Und wie früher (Anmerk. 7), so geht auch jetzt die Grausamkeit vom Adel aus; das Volk übet nur Vergeltung. Landulph. l. c. . . . quali poena populum trucidabant capitanei, tali poena, pauloque graviori, *decentissime* illos *honorabant* (populus).

11.

Landulph. l. c. (nobiles) cum uxoribus et filiis, omnique substantia, reseratis tamen civitatis portis, vultibus illorum nimia verecundia in terra demissis, homicidiis et opprobriis paulo antea invicem cum populo condonatis, urbem introierunt.

12.

Vergl. Landulph. III. cap. 2, wo nun universae civitatis ordines erscheinen, und populus a majorum manibus liberatus.

13.

Id. ib. Cives, tam clerici quam laici.

14.

Landulf — a. a. O. — saget von Wido, er sei der Gesandtschaft an den königlichen Hof nachgefolget, und merkt an: ipse consilium arcanum domini Heriberti criminose imperatori denudaverat. Daß aber diese Bemerkung eine bloße Vermuthung ist, fällt in die Augen. Sie beweiset nur, daß der gute Landulf nicht wußte, auf welche Weise Wido die Gunst des Königes erworben hatte.

15.

Arnulph. III. cap. 2. Heinricus . . . neglecto nobili ac sapienti primi ordinis Clero, idiotam et a rure venientem elegit antistitem, cui nomen Wido. Wegen anderer Nachrichten, daß er, Wido, Walvasorius de Velate gewesen, daß er von einem Theile des Adels vorgeschlagen worden sei u. dergl. verweise ich auf die Anmerkungen zu Arnulf, die sich bei Muratori finden. Sie sind zu unwahrscheinlich, als daß sie in Betracht kommen könnten.

16.

Für Heinrich's Gesinnung und Art ist nicht uninteressant, wie Landulf den Vorgang erzählet. Nachdem Guido vorgerufen war, universos percunctari coepit (imperator, wie Landulf zu sagen pfleget), si archiepiscopum vellent. Qui tertio dixerunt: petimus, volumus, desideramus. Ad haec imperator: si ex toto corde petitis, vultis, desideratis, Guidonem accipite. Hoc audito Clerici ac Laici omnes minime in primis haec audire cogitantes, vultibus pallidis, voceque submissa renuerunt. Quo audito imperator ipsos sciscitari coepit, dicens: quod festum hodie celebratis? Responderunt: Sancti Materni. Quis fuit iste Maternus? Responderunt: primicerius nostrorum lectorum. Cujus prosapiae fuit? Responderunt: cujuscunque prosa-

piae fuit, suscepimus eum. Ita, si cujuscunque sit, suscepitis, et Maternus vester fuit Archiepiscopus, hunc Guidonem probum virum suscipite.

17.

Id. ibid. Cum autem Guido venisset Mediolanum . . . usu antiquo, ac imperiis imperatoriis urgentibus, honorifice ac devote susceptus est. An einen Widerwillen der populares ist daher nicht zu denken.

18.

Wegen der Schriftsteller, welche dieser Vorgänge gedenken, und bis Muratori bekannt waren, verweise ich auf die Werke dieses Mannes, so wie auf die Werke von Baronius und Pagi. Aber große Aufklärung über den Gang der Dinge geben sie nicht, und die eigentliche Stellung der drei Päpste wider einander machen sie keineswegs begreiflich. Pagi — ad a. 1044, VII, VIII, IX, Tom. IV. pag. 166 — hatte gelesen, daß Bonizo, Episcopus Sutrinus, ein Werk geschrieben habe de pontificibus romanis, von welchem das erste Buch, qui inscribitur *Ad amicum*, gerade diese Zeit der drei Päpste betreffe, und die folgende; aber der Schrift selbst konnte er nicht habhaft werden. Profecto, sagt er, periisse opus, quod annalibus ecclesiasticis maximam lucem effudisset, summopere dolendum est. Dieses Buch von Bonizo Ad amicum nun ist später aufgefunden, und im J. 1763 von Andreas Felix Oefelius in den Scriptt. rerum Boicarum, Tom. II. pag. 794 (Liber Bonizonis Sutriensis Episc. qui inscribitur Ad amicum) bekannt gemacht worden. (Das monitum praevium beginnet pag. 780). In demselben findet man zwar die Klarheit und Genauigkeit nicht, welche Pagi von einem Zeitgenossen der Begebenheiten, von einem Manne, der gezeiget hatte quantum de rebus hoc tempore Romae gestis edictus fuerit, erwarten zu dürfen glaubte; aber ein neues Licht wirft er doch auf die Begebenheiten. Bonizo nämlich hat ganz abweichende Nachrichten. Nun ist allerdings dem Manne nicht eben zu trauen: denn das, was er über die frühere Geschichte saget, und auch Vieles, das in seine Zeit fällt, beweiset, daß er keinen Sinn für historische Wahrheit hatte, und daß er am Wenigstem Etwas auf Genauigkeit setzte. Darum möchten die Einzelnheiten, die er vorbringet, gerechten Zweifeln ausgesetzet sein. Aber seine Haupt-Angaben stimmen nicht nur besser unter sich zusammen, als was man bei Anderen findet, sondern sie entsprechen auch so vollkommen den Erscheinungen, die wir in Mailand beobachtet haben, und die sich überhaupt in Italien zei-

gen, daß man kaum umhin kann, sie für richtig zu halten. Darum ist hier ein Versuch gemacht, das Ergebniß darzustellen, das aus der Vergleichung der Nachrichten von Bonizo mit Anderen von Anderen und mit den allgemeinen Verhältnissen der Zeit hervor zu gehen scheinet.

19.

Bonizo, Libr. V. — pag. 801 —: Tusculani . . . romanam vastabant ecclesiam, ita ut quodam haereditario jure viderentur sibi possidere pontificatum.

20.

Nach Bonizo — l. c. — wollte er sich verheirathen mit einer consobrina, nämlich mit einer Tochter Girard's oder Gerard's vom Felsen, de Saxo; und wegen dieser Liebesgeschichte entschloß er sich, das Pontificat nieder zu legen, weil der Vater der Schönen ihm die Tochter nur unter der Bedingung geben wollte, daß er dasselbe ad quendam sacerdotem Johannem (Gregor VI.) überließe. Dieses Schauspiel-Motiv möchte ich aber auf die Rechnung des guten Bonizo setzen, und für ein Geschwätz halten, das vielleicht in der Gesellschaft damaliger Zeit umgelaufen ist. Die Hauptsache ist, daß Benedict IX. selbst zu dem Gefühle gekommen, er gehöre nicht auf den apostolischen Stuhl. Hiermit stimmt auch Desiderius, Abt auf Monte Cassino (später Papst Victor III.) — Dialog. Lib. III. — überein: Cum (Benedictus) se a clero simul et populo propter nequitias suas contemni respiceret, et fama suorum facinorum omnium aures impleri cerneret . . . cuidem Joanni archipresbytero . . . summum sacerdotium relinquens tradidit.

21.

Clero et populo, wie er auf der Synode zu Sutri selbst bei Bonizo — pag. 802 — saget. Aber der Clerus war, wie bemerket worden ist, nach den Parteien der Gesellschaft getheilet.

22.

Das sagt er abermals selbst bei Bonizo . . . se dei misericordia sacerdotem fuisse boni testimonii et famae, et casto corpore a pueritia semper vixisse. Quod, setzet Bonizo hinzu — non tantum laudabile, sed etiam quasi angelicum tunc temporis videbatur apud Romanos. Hujus rei causa — fährt Gregor VI. fort — multas acquisivisse pecunias . . .

23.

Hermann. contr. ad a. 1044. Romani Benedictum papam — sede sua pellunt. Er saget nicht, welche Römer; daß es aber nicht

alle Römer gewesen sind, sondern nur ein Theil, ergiebt sich daraus, daß zwei andere Päpste einen Anhang fanden. Aber Hermann saget von den Römern, welche Benedict IX. vertrieben: et Silvestrum quendam in locum ejus statuunt; und das that, nach Bonizo, der Adel. S. die folgende Anmerk.

24.

Dieser Gang der Dinge stimmet, wie mit der Natur der Verhältnisse, so mit Bonizo's Worten wohl zusammen. Theophylactus, Benedict IX, sagt er, nach den Verhandlungen, von welchen Anmerk. 20. die Rede gewesen, gab das Pontificat an Johann (Gregor VI.) ab. Dieser hac occasione nefando ambitu seductus per turpissimam venalitatem omnemque Romanum *populum* (das gemeine Volk, die Bürger) pecuniis ingentibus datis sibi jurare coëgit, *sic*que — also durch das Volk — ad pontificalem ascendit dignitatem, quem verso nomine Gregorium vocaverunt. His ita gestis Gerardus de saxo *cum aliis capitaneis* (offenbar der Adel, welcher dem Hause der Grafen von Tusculum gegenüber stand) quemdam Sabinorum episcopum *sibi* eligunt — ohne Theilnahme des Volkes — pontificem, quem verso nomine vocaverunt Sylvestrum. Quod audientes Gregorius patritius et Petrus germani Theophylactum (Benedict IX., welcher der dritte Bruder war) ad pontificalia iterum sublevant fastigia.

Eilftes Capitel.

1.

Kein Wort darüber, wie er das Heer gebildet. Größtes Theiles mochte dasselbe im südlichen Teutschland zusammen gebracht sein. Daß besonders viel Bischöfe mit ihren Leuten bei dem Heere waren, leidet keinen Zweifel. Einzelne werden genannt.

2.

Hermann. contr. ad a. 1044 und 1046.

3.

Bonizo — pag. 801 — läßt noch einen römischen Archidiaconus, Peter, nach Teutschland reisen und sich dem Könige mit der Bitte zu Füßen werfen, ut matri suae desolatae quantocius subveniret. Quod et sine mora factum est. Möglich, daß Peter in der letzten Zeit an-

gekommen; aber an Bitten hatte es wohl auch früher nicht gefehlt, und zuverlässig ist Heinrich nicht durch jenen Mann zu seiner Fahrt bewogen worden.

4.

Donnizo in vita Mathildis — Leibnit. Scriptt. rr. Br. Tom. I. pag. 650 — erzählet, der Vice-Comes Albert, servus praedicti ducis (Bonifacii), habe in Mantua dem Könige Heinrich u. A. 100 Pferde, gesattelt und gezäumet, zum Geschenke gemacht. Die Königin, dieses Geschenk erblickend, habe ausgerufen:

Quis vir hic esse sonat, qui vobis talia donat?

Heinrich, quasi mirans, erwiderte:

Qui vir habet servos quales Bonifacius, ergo
In toto regno similem sibi non ego specto.

Nun lud der König den freigebigen Albert zur Tafel.

Hoc timuit verbum, Bonifacii quia servus.

Der Vice-Graf von Mantua wagte erst mit dem Könige zu essen, nachdem Bonifacius es ihm verstattet hatte.

5.

Wann die beiden Päpste Rom verlassen haben, ist nicht zu bestimmen. Die Schriftsteller widersprechen einander. Nach dem Einen muß man glauben, daß sie wenigstens den größten Theil der Zeit — von 1044 — 1046 — alle drei in Rom gesessen haben; nach dem Andern, daß Gregor VI. sich gewöhnlich allein in Rom befunden habe. Die Verwirrung war so groß, daß man ja auch vier Päpste annehmen zu müssen geglaubt hat. Namentlich ist dieses von Otto von Freisingen geschehen, welchem Baronius folget. Gewiß ist nur: als Heinrich sich in Italien befand, da gab es in Rom nur noch einen Papst, Gregor VI.

6.

Ich weiß wohl, die Ansicht, die ich hier ausspreche, ist nicht neu; ich weiß auch, man hat sie nicht ohne Schnödigkeit zurückgewiesen. Dennoch kann ich mich nicht von derselben trennen. Vielleicht wird sie durch die neuen Gründe, mit welchen sie hier vertheidiget wird, als weniger unwahrscheinlich befunden. Was Pagi und Muratori gegen Baronius erinnert haben, setze ich als bekannt voraus.

7.

Nach Bonizo zogen der König und der Papst zusammen nach Sutri, und erst als sie hier angekommen waren, wurde die Synode ausgeschrieben. In der Hauptsache ändert diese Annahme nichts: quo — sagt er —

ubi perventum esset, rogavit praefatus rex, qui tunc videbatur, pontificem, synodum congregari. Quod concessit et decreto firmavit.

8.

Erat enim, saget Bonizo, idiota et mirae simplicitatis vir. Dasselbe findet man auch sonst noch angemerket: er wird rudis und illeteratus genannt. Aber was beweiset diese Bemerkung? Freilich kam es, hinterher, den Leuten sehr einfältig vor, daß Gregor den apostolischen Stuhl so leicht verlassen hatte, den doch wohl mancher Andere, der eben so fest auf demselben gesessen hätte, vertheidiget haben würde, weil sie Alles, was vorging, für Wahrheit und Ernst nahmen. Aber wie konnte Bonizo, wie konnten Andere, die in ähnlicher Weise sprechen, vergessen, was sie selbst von ihm erzählen? Ein Mann, der von allen Parteien, vom Adel zuerst und alsdann vom Volke, für den Würdigsten zum heiligen Stuhle gehalten wurde; ein Mann, dessen Verdienste vor seiner Erhebung, gerühmet werden; ein Mann, der durch seine Religiosität und durch sein Leben das größte Vertrauen fand — ein Vertrauen, welches ihn so reich machte, daß er, wie erzählet ist, das Volk bestechen konnte, und auf eine so feine Weise bestechen konnte, daß der Adel erst Etwas merkte, als schon Alles in der besten Ordnung war —; ein Mann endlich, der Hildebrand's Lehrer gewesen, den Hildebrand achtete und ehrte — ein solcher Mann kann nicht dumm gewesen sein, und wenn zwanzig Bonizo's es versicherten.

9.

Die Erzählung ist nach Bonizo; der letzte Satz nach Victor. III. Dialog. L. III.

10.

Bonizo scheinet mir hier fehlerhaft abgedrucket. Was er indeß in Beziehung auf den gegenwärtigen Augenblick eigentlich meint, ist klar genug. Der König und die Bischöfe, sagt er, in magna aestuatione venerant, tum quia non haberent pontificem, qui regem imperiali donaret potestate, tum quia in eligendo alio Clerici quidem habebant electionem, populi autem subsequentis laudem non habebant; sacramento enim perstrinxerat praefatus Johannes (Gregor VI.) nunquam se vivente eos alium laudaturos pontificem.

11.

Noch auffallender würde es sein, dieses Bekenntniß, wenn man, wie gewöhnlich geschehen ist, die Wahlhandlung einer dritten Synode zuschreiben, und diese nach Rom selbst, in die Peterskirche, verlegen wollte.

12.

Daß Suidger zu Sutri erwählt, oder auf Heinrich's Vorschlag, der ohne Zweifel einem Befehle gleich war, anerkannt worden sei, Falls man nicht vorher, wie über Gregor's Zurücktritt, so über Suidger's Erhebung übereingekommen sein sollte, scheinet mir der Lage der Dinge am Angemessensten. Allerdings sagen einige Schriftsteller etwas Anderes. Aber Bonizo scheinet zu sagen, was ich angenommen habe, und Hermannus contr. ad a. 1046 giebt diesen Gang der Dinge mit den klarsten Worten an. Die Synode wurde zu Sutri, apud Sitiram (Sutriam) gehalten. *Rex Heinricus* . . . Gratianum papam convictum pastorali baculo privavit. Dein omnium tum romanorum quam aliorum assensu Suidgerum — — summum romanae ecclesiae elegit pontificem. Sicque — also nachdem Suidger schon erwählet war — circa vigilias natalis Domini ipsam ingrediuntur urbem.

13.

Benzo, episcopus Albiensis, ist ein jämmerlicher Schriftsteller, und sein Panegyricus rhytmicus in Henricum III. Imper. (Heinrich IV.) — bei Menken. scriptt. rr. german. Tom. I. col. 957 — zeuget von einer gemeinen Natur. Darum ist sehr wenig auf ihn zu bauen. Da er aber in dieser Zeit gelebt hat, so darf er wohl nicht gänzlich auf die Seite geworfen werden. Was nun derselbe — Lib. VII. cap. 2; col. 1061 — von dem congregato concilio in ecclesia principis apostolorum erzählt, ist im Einzelnen zuverlässig falsch. Der König kann unmöglich so roh gesprochen, die Römer können unmöglich so erbärmlich geantwortet haben. Etwas jedoch mag an der Sache sein; und das, was hier im Text angegeben ist, könnte wohl wahr sein, und zugleich hinreichen, den elenden Schmeichler zu einer solchen Erzählung zu bewegen.

14.

Daß Heinrich III., der Schwarze, von den Schriftstellern Kaiser Heinrich II. genannt wird, braucht kaum in Erinnerung gebracht zu werden. Heinrich I. war allerdings Kaiser genannt worden von seinem begeisterten Heere; aber er war nicht vom Papste zum Kaiser gekrönt, und wurde deßwegen nicht in die Reihe der Kaiser gestellet.

15.

Bonizo: . . . urbis romae capitanei et maxime Tusculani per patritiatus inania nomina romanam vastabant ecclesiam . . . Gregorius, frater ejus (Benedict's IX.), nomen sibi vindicabat patritiatus. Dieser Gregor ist später, wie sein Bruder, verschwunden.

16.

Benzo — col. 1062 — hat zufälliger Weise merkwürdige Dinge. So sagen die Seniores romani zum Könige: Ubi adest praesentia regiae majestatis, non est electionis consensus *in arbitrio* nostrae voluntatis. Et si forte aliquociens absens estis, tamen per officium patricii, qui est vester vicarius, semper apostolicae promotioni interestis. (So sollte es sein.) *Neque enim patricius est papae patricius, verum ad procuranda reipublicae negotia est imperatoris patricius.* Ganz vortrefflich. Und nun weiter. Inito consilio, approbante sacra synodo conlaudantibus senatoribus ceterisque civibus romanis procerumque et populorum catervis ibi (in der Peterskirche) congregatis, *decretum est*, ut rex Heinricus, cum universis in monarchia imperii sibi succedentibus fieret patricius, sicuti de Karolo factum legimus. Also man beschloß, Heinrich sollte sein eigener Patricius werden! Und das geschieht denn sogleich auf die angegebene Weise! — Auch Leo Ostiensis sagt, in Chron. monast. Casin. Lib. II. cap. 79 in Murator. Scriptt. rr. Ital. Tom. IV. pag. 398 —: eidem Henrico patriciatus honorem *Romani contribuunt*, eumque praeter imperialem coronam aureo circulo *uti decernunt.* Und Petrus Damiani — Discept. synod. in opp. Tom. III. pag. 27, ed. Cajetani — gesteht zu, daß Henricus imperator factus est patricius Romanorum. Es leidet daher keinen Zweifel: mit dem Patriciat ist eine Veränderung vorgegangen. In welcher Weise sie Statt gefunden habe, diese Veränderung, ist allerdings ungewiß. So wie Benzo und Leo dieselbe darstellen, scheinet sie nicht den Verhältnissen angemessen. Darum habe ich versucht, eine andere Ansicht zu geben, welche mit diesen Verhältnissen übereinstimmen dürfte. Auf seine Macht gestützet, hatte Heinrich unter den gewaltsamen Umständen Etwas gethan, das von Recht und Herkommen abwich. Als König der Teutschen, und selbst als König von Italien, konnte er keinen Papst bestätigen, oder einen zum Papst erwählten Geistlichen auf den apostolischen Stuhl erheben. Das konnte nur der Kaiser, als Landesherr von Rom, oder der Patricius, als Stellvertreter des Kaisers. Jene Handlung nun sollte gerechtfertiget, und dem Könige der Teutschen sollte das Recht, den Papst zu bestätigen, auch wenn er noch nicht Kaiser war, vorbehalten werden. Deßwegen hob Heinrich das Patriciat auf, oder vielmehr, er übernahm es selbst. Für die Richtigkeit dieser Ansicht, die übrigens in der Geschichte Heinrich's IV., bei dem Streite zwischen Alexander II. und Honorius II. Einiges aufklären dürfte, scheint auch Bonizo — pag. 802 — zu zeu-

gen. Postquam imperiali est rex auctus dignitate, calamitatibus reipublicae compatiens civitatem *a patritiorum liberavit tyranide* — er schaffte also das Amt des Patricius ab —, quod valde esset laudabile, nisi subsequens post macularet commissum. — Wodurch? — Rumoribus populi illectus . . . tyrannidem patritiatus arripuit, — also: er ließ es sich nicht ertheilen, sondern er nahm es an, — quasi aliqua esset in laicali ordine dignitas constituta, quae privilegii possideret plus imperatoria majestate. — Ganz richtig; und man siehet, wie bedenklich das kaiserliche Verfahren den Römern vorgekommen. Ja, Bonizo drücket sich noch weit stärker aus. — Quid est, sagt er, quod mentem tanti viri ad tantum traxit *delictum, nisi quod credidit per patritiatus ordinem se romanum posse ordinare pontificem.* Und so fort. Es ist klar: Bonizo wußte wohl, worauf es abgesehen war; wenigstens kam ihm die Einsicht in der Folge zur Zeit Heinrich's IV. — Uebrigens ist nach dieser Entwickelung die Angabe Sigeberti Gemblac. ad a. 1046 — mit welchem Martinus Polonus übereinstimmt — dem Sinn, aber nicht den Worten nach, ganz richtig; die Angabe, daß die Römer geschworen hätten, se sine imperatoris consensu nunquam Papam electuros.

17.

Mansi Concilior. Tom. XIX. pag. 672.

18.

Hermann. contr. ad a. 1047.

19.

Die Kaiserin Agnes war, sogleich nach der Krönung, von Rom abgereiset, und bis Ravenna gekommen. Daselbst wurde sie von einer Tochter entbunden. Hermann. contr. l. c.

20.

Wenn die Erzählung von Donnizo — in vita Mathildis Libr. I., 14 —, daß Heinrich den Markgrafen von seinem Gefolge zu trennen gesucht habe, um denselben gefangen zu nehmen, und daß dieser Versuch mißlungen sei, weil das Gefolge, mit heimlichen Waffen versehen, sich durch Gewalt in die Nähe des Markgrafen gestellet — wenn, sage ich, diese Erzählung wahr ist, so dürfte Muratori — Annali d'Italia VI. pag. 146 — Recht haben, daß dieser Versuch bei der Rückkehr des Kaisers gemacht sein müsse.

21.

Bonizo, pag. 802: Als Heinrich ins Vaterland zurückkehrte, nahm

er mit sich venerabilem Johannem (Gregor VI.). Non longo post tempore, cum ad ripas Rheni praefatus venisset Johannes morbo correptus interiit. Quo mortuo et in pace sepulto venerabilis Hildebrandus Cluniacum tendens ibi Monachus effectus est. Nach Andern ist Hildebrand mit Gregor nach Clugny gegangen, und dieser soll länger gelebet haben, als Clemens II., welcher im October 1047 gestorben ist.

22.

Das Letzte saget Bonizo: nam antea fuerat suus Capellanus.

23.

Bonizo: Hildebrand folgte dem Papst (secutus est), volens erga dominum suum exhibere reverentiam. Mit dieser Ansicht stehet nicht im Widerspruch, daß Hildebrand (Gregor VII.) im J. 1080 versichert, er sei invitus mit dem Papste ultra montes gegangen. Denn invitus braucht nicht eben zu heißen, daß er gewaltsam hinweg geführet sei. Er ging ungern, weil er lieber gesehen, daß Gregor VI. den heiligen Stuhl behauptet hätte.

24.

Ich verweise, was Hildebrand betrifft, ein Mal für alle Mal auf Voigt's Hildebrand, als Papst Gregorius der Siebente. Weimar 1815.

25.

Hermann. contr. ad a. 1047.

26.

So heißt es in den gestis episcoporum Leod. Die Stelle findet sich in dem Auszuge bei Bouquet XI. pag. 10 — 11.

27.

Hermann. contr. a. 1046.

28.

Hermann. contr. a. 1047 führet die Vorschläge des Königes Andreas an, und setzet bloß hinzu: quibus (ex causis) expeditione illa (in Pannonias nämlich) dilata, rel. Irgend ein Abkommen scheint also nicht getroffen zu sein.

29.

Nachdem Glaber Rodulphus — Lib. V. cap. 1; Bouquet X. pag. 60 — Heinrich's Lob, wie früher schon bemerket worden ist, ausgesprochen hatte, setzt er hinzu: Tamen, proh pudor! unum in eo erat nimium reprehensibile, quod incontinentia carnis luxuriae infamabatur.

Aber kein Anderer weiß Etwas von diesem Laster; und die Erklärung, die Glaber hinzufüget: illud enim vitium plus ceteris in genere humano rerum ordinem turbat, macht es wahrscheinlich, daß er dasselbe dem Könige der Teutschen nur aus allgemeinen Gründen aufhänget.

30.

Was hier über Heinrich's Verfahren gesaget worden, ist gesaget worden nach Glaber Rodulphus — Lib. V. cap. 5 —, und selbst die Worte, die ihm in den Mund geleget werden, finden sich in dieser Stelle. Glaber jedoch hat vorher: coadunari fecit ex omni imperio suo tam Archipraesoles quam ceteros pontifices, et tale eis intulit colloquium. Er läßt mithin Alles auf ein Mal geschehen. Es ist aber kaum zu glauben, daß Heinrich die Bischöfe des Reiches zu gleicher Zeit versammelt habe, theils weil man nicht wohl begreift, wann diese Versammlung hätte Statt finden können, theils weil, wenn sie Statt gefunden hätte, derselben doch wohl von einem teutschen Schriftsteller mit Einem Worte gedacht sein würde. Ich möchte daher glauben, daß Glaber Heinrich's Verfahren gleichsam in der Mitte ergreife, und in Eins zusammen ziehe, was im Leben weit aus einander lag. Von dieser Ansicht bin ich in der Erzählung ausgegangen.

31.

Hermann. contr. l. c. Adalberonem ducem . . . Metensis ecclesiae episcopum constituit.

32.

Lambert. Schaffn. und Sigebert. Gembl. sagen freilich beide mit Bestimmtheit, Godefrid habe den königlichen Palast zerstört. Eben so das Chronicon Leod. und Andere. Jedes Falles würde es für Theoderich leichter gewesen sein.

33.

Chronicon Virdun. a. 1047.

34.

Die Annahme, daß Clemens II. den Kaiser nach Teutschland begleitet habe und auf dem Rückwege nach Rom gestorben sei, ist so durchaus unwahrscheinlich, daß ich nicht ein Mal versuchen mag, sie zu widerlegen. Die Verhältnisse stehen entgegen; und Heinrich hätte ohne Zweifel etwas sehr Unbesonnenes gethan, wenn er den Mann, den er kaum nach Rom gebracht und auf den apostolischen Stuhl gesetzet hatte, sogleich wieder mit sich genommen hätte, während Benedict IX. in der Nähe von Rom

in einer der festen Burgen seines Hauses saß. Und gewiß hätte irgend ein Schriftsteller von dieser Reise des Papstes gesprochen, da ja mehrere des Umstandes gedenken, daß Heinrich den Papst Gregor VI. mit sich geführt, und sogar, daß Hildebrand, der doch jetzt noch ein sehr unbedeutender Mann war, sich in dem Gefolge dieses Papstes befunden habe. Wenn aber Leo Ostiensis im Chronic. Monast. Casin. cap. 81 — Muratori Scriptt. rr. Ital. IV. pag. 399 — saget: Clemens sei *ultra montes* defunctus, so ist auf diesen Ausdruck um so weniger Etwas zu setzen, da er jedes Falles einen Irrthum enthält, vorausgesetzet, daß der ehrwürdige Bischof mit seinen montes nicht etwa an die Appeninnen gedacht habe, sondern, woran gewöhnlich gedacht wird, an die Alpen.

35.

Muratori, Annali d'Italia, VI. pag. 148.

Zwölftes Capitel.

1.

Bonizo — pag. 803 —: (Imperator) patritiali tyrannide dedit eis ex latere suo quemdam episcopum virum omni superbia plenum.

2.

Id. ibid. . . . mandans inclyto duci Bonifacio, ut eum Romam duceret, et ex parte sua inthronizaret. Quod et factum est.

3.

Id. ibid. Is (Damasus) postquam sedem pontificiam *invasit*, ante quam bis deni dies volverentur *corpore et anima* mortuus est; cujus tam celerem mortem audientes Ultramontani episcopi, de caetero timuerunt illo venire. Interea Romani tam celeri morte pontificis perterriti . . .

4.

Hermann. contr. ad h. a.

5.

Vergl. oben S. 103.

6.

Gesta episcop. Leod. (Wazo, der Bischof) cives nonnunquam in armis esse praecepit.

7.

Nach dem Chronic. S. Benigni Divion. — im Auszuge bei Bouquet XI. pag. 14 — hatten die Römer gewünschet, den Erzbischof Halynard von Lyon zu erhalten. Dieser aber war nicht geneiget, die hohe Würde anzunehmen, so wie viele Andere zu entgehen suchten.

8.

Vita S. Leonis IX papae, Wiberto auctore — Murator. Scriptt. rr. Ital. III. pag. 280. —: Pater ejus natione Teutonicus, imperatoris Conradi consobrinus . . . Wibert war zu Toul Archidiakonus des Bischofes Bruno.

9.

Nach der Vita von Wibert — Libr. II. cap. 2 — eligitur a cunctis, in der Versammlung zu Worms nämlich; nach Hermann. contr. a. 1049 Bruno ab imperatore electus . . . Wenn übrigens Wibert, l. c., angiebt, der Bischof Bruno habe das injunctum officium übernommen, ea conditione, si audiret totius cleri ac romani populi communem esse sine dubio consensum; und wenn Bruno, Signiensis episcopus, in seiner vita S. Leonis Papae IX — Murator. Scriptt. rr. It. Tom. III. part. II. col. 347 — erzählet, Bruno habe in der Versammlung, in welcher er zum Papste gewählet wurde — Worms wird nicht genannt —, Folgendes gesagt: Ego Romam vado, ibique si Clerus et populus sua sponte me sibi in pontificem elegerit, faciam quod rogatis: aliter autem electionem nullam suscipio: so kann ich an die Richtigkeit dieser Angaben nicht glauben. Bruno hat sich ohne allen Zweifel in dieser Weise erkläret; nur nicht zu Worms. Man begreift aber leicht, weßwegen die Schriftsteller ihrem Helden diese Worte schon hier, zu Worms, in den Mund legen. Er soll sich gleich bleiben vom Anfange bis zu Ende.

10.

Da er — nach Bonizo — zu Besançon mit den Papalia insignia erscheinet, so ist doch wohl am Wahrscheinlichsten, daß er sie nicht in der Stille zu Toul, sondern öffentlich in der Versammlung zu Worms angeleget habe. Und ist dieses anzunehmen, so hat er wohl auch hier den Namen gewechselt. Daher ist denn auch nicht zu verwundern, daß ihn der Archidiakonus zu Rom sofort als den Papst Leo ausrufet.

11.

Hermann. contr. a. 1049. Godefridus — victus — vix aufugit.

12.

Wegen des Folgenden verweise ich auf die Kirchenhistoriker. Die Quellen sind bekannt genug.

13.

Oder er hat es wenigstens sagen können. Ich setze voraus, daß er jetzt schon die Grundsätze im Allgemeinen gefasset gehabt habe, die später von ihm ausgebildet und bekannt worden sind; und das, was geschah, scheinet dafür zu zeugen. Was hätte er denn auch, dem Sinne nach, Anderes zu sagen vermocht, um den Papst zu dem zu bringen, wozu er ihn brachte? Auch erzählet Bruno — in vita S. Leonis, l. c. col. 348 —, der Papst habe den Mönch Hildebrand gebeten, er möge mit ihm nach Rom gehen. Hildebrand habe geantwortet: non facio. Der Papst weiter: Quare non? Hierauf Hildebrand: Quia non secundum Canonicam institutionem, sed per secularem et regiam potestatem romanam ecclesiam arripere vadis. Daß dieses Gespräch zu Worms Statt gefunden habe, wie man wohl geglaubet hat, ist weder an sich wahrscheinlich, noch sagt es Bruno. Dieser spricht allgemein von illis diebus; und sein ibi und illuc weisen nicht auf Worms hin, sondern auf die Länder im Norden der Alpen. Denn wäre auch Hildebrand in Worms gewesen, so wäre er doch dahin (illuc) gewiß nicht gegangen, ut in aliquo religioso loco sub beati Benedicti regula militaret.

14.

Bonizo l. c. (Hildebrandus) dicens eum non Apostolicum, sed Apostaticum, qui jussu imperatoris romanum conaretur arripere pontificatum.

15.

Dieses Umstandes ist nicht bloß von Späteren gedacht, sondern auch von Bonizo l. c. Nam ejus (Hildebrandi) consilio acquiescens papalia deposuit insignia, quae gestabat sumensque scarsellam usque ad Apostolorum limina properavit . . .

16.

Dieser Vorgang ist nach Bonizo erzählet.

17.

Oder etwa durch die Investitur allein? Aber was half die Investitur, wenn sie Demjenigen ertheilet werden mußte, der ohne Zustimmung des Kaisers gewählet war?

18.

Bonizo l. c. Postquam papalem adeptus est dignitatem venerabilem Hildebrandum donatorem tam salubris consilii, quem ab Abbate multis precibus vix impetraverat, ad Subdiaconatus provexit honorem, quem et oeconomum sanctae romanae ecclesiae constituit.

19.

So verfuhr er, wie bekannt, in Frankreich und gegen den König (Heinrich I.) und die Bischöfe Frankreichs. Mansi, Concilior. Tom. XIX. col. 730 seqq.

20.

Auf den Synoden zu Rheims — Mansi Concilior. Tom. XIX. col. 737 — sprach, bei der Eröffnung desselben, Petrus, Diakonus der römischen Kirche, zuerst die Gegenstände aus, die zur Verhandlung kommen sollten: de simoniaca haeresi, de ministeriis ecclesiasticis et altaribus, quae a laicis tenebantur, de pravis consuetudinibus, quae ab eis in atriis ecclesiarum accipiebantur, de incestis conjugiis, et eis qui legitimas relinquentes uxores, adulterinis iterum nuptiis implicabantur, de monachis et clericis a sancto proposito et habitu recedentibus, de rapinis pauperumque injustis captionibus, de sodomitico vitio, et quibusdam haeresibus, quae in eisdem pullulaverant partibus.

21.

Man lese bei Mansi — col. 732 —, wie die Menschen herzuströmten. Advolabant enim tam ex vicinis, quam ex longinquis regionibus, promiscui sexus innumerabiles, effundebat aspera Francia ad honorem gloriosi apostoli sui villanos, oppidanos et cives: sed et Gallia pene ex omnibus suis partibus haec transmittebat populorum millia u. s. w.

22.

Dieses Alles dürfte als zuverlässig angenommen werden, wenn auch kein Zeuge aus dieser Zeit vorhanden wäre. Aber Bruno — vita S. Leonis, col. 347 — hat etwa ein halbes Jahrhundert später, Folgendes angemerket. Vix aliquis inveniebatur, qui vel Simoniacus non esset, vel a Simoniacis ordinatus non fuisset. Unde etiam *usque hodie* inveniuntur quidam (und gewiß sehr Viele, wenn auch nicht Alle laut wurden), qui male argumentantes et ecclesiae dispensationem non bene intelligentes, ab illo jam tempore sacerdotium in ecclesia defecisse contendant. Ajunt enim: si omnes tales erant, id est, si

omnes vel Simoniaci erant, vel a Simoniacis ordinati, vos, qui nunc estis, unde huc venistis? per quos, nisi per illos transistis? Non fuit via aliunde. Ergo illi, qui vos ordinaverunt, ab illis et non ab aliis suos ordines susceperant, qui vel Simoniaci erant, vel a Simoniacis ordinati erant. Die Argumentation war so schlecht nicht; aber die dispensatio ecclesiae half glücklicher Weise aus der nächsten Noth, wenn nur nicht weiter gefraget wurde.

23.

Vergl. z. B. Band IV. S. 81.

24.

Namentlich in Mantua. Wiberti vita S. Leonis, II. cap. 8. Murator. l. c. pag. 296.

25.

Hermannus contract. zu jedem dieser Jahre.

26.

Id. ad a. 1050. Ipsa hyeme cum episcopus Ratisbonae Ratigebehardus — (das Rati des vorhergehenden Wortes ist wohl durch ein Versehen wiederholet; sonst Gebehardus) — in Pannoniarum terminis moraretur, cedentibus Ungariis, fines eorum ingrediens, praedas inde abduxit.

27.

Hermann. contr. a. 1050.

28.

Alles nach Hermann. contr. ad a. 1051.

29.

Dieses Wort bezeichnet jede Kopfhängerei und jedes mystische Treiben. Warum sollte es also nicht gebraucht werden, da es so leicht über die Lippe läuft?

30.

Und es gehörte nur ein blasses Aussehen dazu, um solchen Verfolgungen ausgesetzt zu sein: denn die Blässe schien zu beweisen, daß der Mensch sich des Fleisches enthalte. Gesta episcopor. Leod. — bei Bouquet XI. pag. 11 — erzählen, daß der Bischof Wazo von Lüttich Duldung mit diesem Ketzern empfohlen habe. Audierat enim eos solo pallore notare haereticos; quasi quos pallere constaret, haereticos esse certum esset; sicque per errorem simulque furorem eorum plerosque vere Catholicorum fuisse aliquando interemptos.

31.

Hermann. contr. ad a. 1051. Imperator — Goslare — quosdam haereticos, inter alia pravi erroris dogmata, Manichaea secta omnis esum animalis execrantes, consensu cunctorum, ne haeretica scabies latius serpens plures inficeret, in patibulis suspendi jussit. — In den Gestis Episcoporum Leod. — Bouquet XI. pag. 11 — wird der Vorgang auf folgende Weise erzählet. Videant quibus vacat, quomodo irreprehensibiliter actum sit, quod cum Goslarii quidam hujusmodi erroris sectatores essent deprehensi, post multam superstitionis suae discussionem justamque pro pertinacia erroris excommunicationem, suspendio insuper sint addicti. Cujus discussionis ordinem cum diligenter sciscitaremur, *non aliam condemnationis eorum causam cognoscere potuimus,* quam quia cuilibet episcoporum jubenti ut pullum occiderent, inobedientes exstiterant!

32.

Wie eben der Bischof Wazo von Lüttich. Und der Verfasser der Gesta desselben, Alexander, selbst setzet, nachdem er erzählet, was in der vorhergehenden Anmerkung ausgesprochen worden ist, Folgendes hinzu: Vere fatebor nec silebo, Wazonem nostrum, si haec tempora contigisset, huic sententiae assensum nequaquam praebiturum . . . Haec dicimus, non quia errorem haereticorum tutari velimus; sed quia hoc in divinis legibus nusquam sancitum, non approbare monstremus.

33.

Hermann. contr. a. 1052.

34.

Zuerst in den Händeln mit Godefrid, und jetzt in den ungarischen Verhältnissen.

35.

Hermann. contr. ad a. 1053.

36.

Id. ibid. Quo tempore regni tam primores, quam inferiores, contra Imperatorem magis magisque mussitantes, jam dudum eum ab inchoatae justiciae, pacis, pietatis, divini timoris, multimodaeque virtutis tenore, in quo de die in diem debuerat proficere, paulatim in questum et incuriam quandam deficere, multumque se ipse deteriorem fore, causabantur.

37.

So denk' ich, ist der Ausdruck von Hermann. contr. a. 1053 zu erklären: (Conradus) cum *expeditis militibus* regi rebellare moliens, rel.

38.

Id. . . quibusquam — possessionibus suis ab imperatore privatus, eus *quasi* legaliter acquirente. Der wackere Hermann ist am Ende seiner Chronik und seines Lebens. Man sieht, er erkennet, daß der Kaiser in eine unnatürliche Stellung hinein gerathen war, und ahnet eine traurige Zukunft.

39.

Zwar wird nicht mit Bestimmtheit gesaget, daß Heinrich auf die Hoheit über Ungarn ausdrücklich Verzicht gethan habe; aber es leidet keinen Zweifel, sie ward aufgegeben, und Ungarn ging unabhängig aus den bisherigen Verwickelungen hinaus. Ideo — heißt es in der Vita S. Leonis, auct. Wiberto, Lib. II. cap. 8 — romana respublica subjectionem regni Hungariae perdidit.

Dreizehentes Capitel.

1.

Vergl. oben S. 137.

2.

Adam. Brem. II. cap. 55 und 56. Die beiden hier erzählten Vorgänge fallen in die Jahre 1041 und 1042. Zuerst wird Svein junior, dum in Angliam interageret, durch einen Sturm an die Küste von Hatheloe getrieben. Alsobald fängt er an, more piratico zu plündern; die Lehenleute, milites, des Erzbischofes Bezelin Alebrand nehmen ihn gefangen. Zweitens laufen Ascomanni et piratae in die Weser ein und kommen usque ad Lismonam (Lesum), werden aber bald zurück getrieben und größtes Theiles niedergemacht.

3.

Band VII. S. 455.

4.

Und doch war Uto oder Udo — Adam. Brem. II. cap. 48 — male Christianus. Seine Brüder Gneus und Anatrog waren Heiden.

5.

Adam. Brem. l. c.: Uto hatte einen Sohn Gotescalcus, qui per idem tempus apud Luniburg, monasterium ducis, literalibus erudiebatur studiis. — Helmold. I. cap. 19. Godescalcus apud Lunenburg scholaribus erudiebatur disciplinis. — Nach diesen Schriftstellern und nach der Histor. Archiepisc. Bremens. ist Alles Folgende.

6.

Helmold. l. c. Nihil remansit in Holsatorum et Sturmariorum provincia, sive eorum qui Thetmarsi dicuntur, quod manus ejus effugerit, rel.

7.

Adam. Brem. III. cap. 21. Godescalcus . . . Slavos ita perdomuit, ut eum quasi regem timentes tributum offerrent et pacem cum subjectione peterent. Den Ausdruck Slavania hat Adam wiederholt. Er bezeichnet damit, wie es scheinet, alle nord-östlich liegenden slavischen Länder. Das ehemals sächsische Land, nördlich, jenseits der Elbe, das über-albische Sachsen, das im Besitz der Slaven war, ist davon ausgenommen. Trans Albiam *et* in Slavonia res nostrae magna adhuc gerebantur prosperitate.

8.

Helmold. I. cap. 20. Jamque missum est in omnes provincias pro sacerdotibus ac ministris verbi, rel. — Adam. Bremens. l. c. Provinciae (in Slavonien) jam plenae erant ecclesiis, ecclesiae autem sacerdotibus: sacerdotes vero libere agebant in his, quae ad deum pertinebant.

9.

Adam. Brem. l. c. . . . ut frequenter in ecclesia sermonem exhortationis ad populum fecerit, ea quae mystice ab episcopis et presbyteris dicebantur, Slavanicis verbis cupiens reddere planiora. Oder war es nicht bloß Uebertragung und Erklärung dessen, was die Priester etwa teutsch oder lateinisch gesprochen hatten, sondern war es wirklich die Erklärung der religiosen Geheimnisse, was Godeschalk versuchte?

10.

Adam. Brem. III. cap. 24.

11.

Unter den Männern, welche diese Bauten leiteten, war Benno, ein Schüler des so edlen und gelehrten, als unglücklichen Hermann Contrac-

tus, nachmals Bischof von Osnabrück. Unter der Aufsicht dieses Mannes wurden, wenn nicht die Burg, doch die Kirchen aufgeführt. Und wie er verfuhr, dieser Mann, jetzt gewiß wie später, zeiget die vita Bennonis, Nortbert. auct. — Eccard. corpus hist. medii aevi, Tom. II. col. 2168.

12.

Von diesem Verhältnisse zeugen Adam. Brem., Helmold. und die Historia archiep. Bremens., ich möchte sagen, auf jeder Seite, wo sie der slavischen Länder und Völker gedenken. Was von Einem Erzbischofe gesaget wird, das gilt von Allen. Adamus Bremensis aber saget — II. cap. 53 —, von der Zeit sprechend, da Bezelin Alebrand Erzbischof war: Trans Albiam suo tempore ac per totum regnum pax firma erat. Principes Slavorum, Anatrog et Gneus et Ratibor, pacifice ad Hammaburg venientes, duci et praesuli militabant. Sed cum diverso modo et tunc et nunc in gente Winulorum dux et episcopus laborarent, duce scilicet pro tributo, pontifice vero pro christianitate agenda, jam dudum sacerdotum studio, christiana ibidem religio convaluisset, si conversionem gentis avaritia principum non praepediret.

13.

Adam. Brem. II. cap. 42. Eo tempore cum esset pax firma inter Slavos et Transalbianos, Unwannus Archiepiscopus metropolim Hammaburg renovavit. Clerumque dispersum colligens, magnam ibidem tam civium quam fratrum multitudinem adunavit. Itaque cum duce Bernhardo frequenter inhabitans locum, saepe dimimidium annum vixit in Hammaburg, gloriosissimum regem Knut invitans ad colloquium, Slavorumque satrapas Utonem et Sederivum.

14.

Jener Svein junior, dessen Anmerk. 2 gedacht worden ist, und der als Gefangener nach Bremen geführet wurde zu dem Bischofe Bezelin Alebrand, sprach selbst von seinem Aufenthalte mit Adamus Bremensis — II. cap. 55. — Haec nobis de se rex ipse narravit, summa laude illum praedicans archiepiscopum, forma corporis et liberalitate animi omnibus acceptum. Retulit etiam circumstantibus *de regio pontificis apparatu*, et thesauro ecclesiae inaestimabili, quem se ait Bremae vidisse, et alia multa.

15.

Histor. archiep. Brem. — pag. 87 —: Eo tempore Hermannus,

nobilissimus Colon. archiepiscopus veterem de Brema querimoniam renovavit.

16.

Adam. Brem. III. cap. 26. ... ut parvula Brema ex illius virtute instar Romae divulgata, rel. — Uebrigens ist diese Schilderung Adalbert's nach den einzelnen Zügen entworfen, die sich bei seinem Freund und Verehrer Adam, im III. Buche finden. Und dafür, daß Adalbert sich gleich geblieben, zeuget vielleicht die Bemerkung, die Adam — II. cap. 50 — über ihn macht, als er noch Subdiakonus war: jam tunc minax vultu et habitu, verborumque altitudine audientibus suspectus.

17.

Id. III. cap. 6. Ajunt, Bernardum — saepe dixisse, illum (Adalbert) quasi exploratorem positum in has regiones, qui infirma terrae alienigenis et Caesari esset proditurus. Ideoque dum ipse, aut aliquis filiorum ejus advixerit, episcopum nunquam bonum in episcopatu diem habiturum.

18.

Id. III. cap. 4. Audivimus eum saepenumero dixisse, und nun die Worte, die hier übersetzet sind.

19.

Id. III. cap. 8. . . . quasi Lismonam visere deberet, vel regem Danorum ad colloquium invitare; sed revera Ducum ut fidem exploraret.

20.

Id. III. cap. 9. Cujus mortem germanus dux, filiique illius zelantes in Archiepiscopum, ex eo tempore ipsum et ecclesiam, ecclesiaeque familiam letali persecuti sunt odio. Vergl., was oben in der 5. Anmerkung zum Ersten Capitel dieses Buchs erinnert worden ist. Uebrigens erfahren wir aus der Wiener Handschrift des Adamus Brem, daß der Graf Thietmar einen Sohn hinterließ (der wahrscheinlich denselben Namen hatte), daß dieser den Ankläger des Grafen, Arnold genannt, nicht lange nach dem Tode seines Vaters, ergreifen und zwischen zwei Hunden an den Beinen aufhängen ließ, und daß dieser Sohn für eine solche That von dem Kaiser ins Elend gewiesen wurde.

21.

Hermann. Contr. a. 1050. Agnes imperatrix *tandem* imperatori filium peperit.

22.

Id. a. 1051: . . . et multos ex principibus filio suo jurejurando fidem *subjectionem*que promittere fecit. —

23.

Das merkt auch Lambert. Schafnab. an a. 1052., der übrigens abweichet von Hermann dem Contracten.

24.

Hermann. contr. a. 1053. . . filium aequivocum regem a cunctis eligi, eique post obitum suum, *si rector justus futures esset*, subjectionem promitti fecit. Diese Bedingung machte aber gewiß nicht der Kaiser, sondern die Vasallen machten sie; und deßwegen ist sie nicht minder merkwürdig. Sie zeuget von der Stimmung und sollte wohl eine Erinnerung für den Kaiser selbst sein.

25.

Lambert. Schafnab. ad a. 1054.

26.

Balderici Chronic. Camerac. et Atreb. und Sigebert. Gemblac.

Vierzehntes Capitel.

1.

Band VII., S. 470.

2.

Oben, in diesem Bande, S. 53.

3.

Oben, S. 206.

4.

Im Allgemeinen erlaube ich mir, wegen der Quellen, auf Muratori, Annali d'Italia, zu verweisen. Eine Stelle jedoch mag hier stehen; Hermann. contr. ad a. 1053. Ea (Nordmannorum) gens, a temporibus prioris Henrici imperatoris in Calabriae, Samniae, Campaniaeque partes, paullatim ex Gallici oris oceani adventitia, confluebat, et quia bellicosior Italicis gentibus videbatur, primo gratanter accepta, crebro indigenis contra Graecorum et Sarracenorum incursiones audacter proeliando, auxiliabatur. Postea vero pluribus eorum ad uberem terram accurrentibus, viribus adaucti, indigetes bello premere, injustum dominatum invadere, haeredibus legitimis castella,

praedia, villas, domus, uxóres etiam quibus libuit vi auferre, res ecclesiarum diripere, postremo divina et humana omnia (prout viribus plus poterant) jura confundere, nec jam apostolico pontifici, nec ipsi imperatori, nisi tantum verbotenus cedere.

5.

In dem Schreiben an den Kaiser Constantinus Monomachus — Mansi, XIX., col. 668 — giebt er an, bitter klagend, welche Mühe er schon angewendet habe: saepissime perversitatem ejus (gentis) redargui, commonui, obsecravi, praedicavi, opportune importuneque institi, terrorem divinae et humanae vindictae denunciavi. Sed.. rel.

6.

Vergl. oben S. 241.

7.

Hermann. contr. a. 1053. Sequuti sunt autem eum plurimi Teutonicorum, partim jussu dominorum, partim spe quaestus adducti, multi etiàm scelerati et protervi, diversasque ob noxas patria pulsi. Andere etwas anders.

8.

Id. ib. . . cumque illi pacem petentes subjectionem servitiumque illi promitterent, et quae prius injuste sibi usurpantes invaserant, ejus beneficio gratiaque retinere se velle dicerent. . . .

9.

Berengarius de sacra coena, pag. 23: Tempore Leonis ab ecclesia romana Hildebrandus, vices in negotiis ecclesiasticis suppleturus apostolicas, Turoni (a. 1054) adfuit.

10.

Die Legaten des Papstes, nach Konstantinopel, waren der Cardinal Humbert, der Erzbischof Petrus von Amalfi, und Friedrich, Cardinal-Diacon und Canzler der römischen Kirche. Der Letzte war ein Bruder des Herzoges Godefrid von Lotharingien. Uebrigens hatten die Legaten zugleich, und wohl auch zunächst, Aufträge, die Normannen betreffend. Das Schreiben des Papstes, das sie dem Kaiser überbringen sollten: Mansi, XIX. col. 635 seqq.

11.

Hermann. contr. 16. Calend. Majas obiit.

12.

Bonizo. pag. 804.

13.

In dieser Weise müssen, wie mir scheinet, Bonizo's Worte — l. c. — verstanden werden: Imperator Hildebrandi salubri acquiescens consilio tyrannidem patritiatus deposuit, cleroque romano et populo secundum antiqua privilegia electionem summi pontificatus concessit. Um sie aber zu verstehen, diese Worte, und um sie begreiflich zu finden, ist nöthig, daß man sich an die Ansichten erinnere, die man in dieser Zeit, die im Besonderen Bonizo vom Patriciat hatte, so wie an das, was in Hinsicht des Patriciates bei Heinrich's Krönung vorgegangen war. Vergl. oben, das 11. Capitel, S. 204, und besonders Anmerk. 15. zu diesem Capitel.

14.

Bonizo: . . . cumque in ecclesia beati Petri secundum morem antiquum clerus elegisset, populusque laudasset, statim Cardinales, ut moris est, eum intronizantes alio nomine vocaverunt Victorem.

15.

Das scheint auch die Meinung Lambert's von Aschaffenburg zu sein, ad a. 1054. Und das Wunder von dem vergifteten Kelche, mit welchem ein Subdiaconus den Papst zu tödten versuchte, das unmittelbar nachher erzählet wird, scheinet ja wohl zu beweisen, daß erstens der neue teutsche Papst vielen Italiänern zuwider war, und daß man zum Meuchelmorde seine Zuflucht nahm, weil der Kaiser den Papst gegen öffentliche Gewaltthat schützte.

16.

Dieses saget — ad a. 1055 — Bertoldus Constantiensis, der die Chronik von Hermann dem Contracten fortgesetzet hat. Herimannus — so beginnt er die Fortsetzung ad a. 1054 — Wolferadi comitis filius, ab infantia omnibus membris contractus, sed omnes tunc temporis viros sapientia et virtutibus praecellens, in Aleshusan praedio suo defunctus ac sepultus est.

17.

Lambert. Schafnab. ad a. 1055. In Beziehung auf die Beatrix setzt er hinzu: quam nec dolo, nec rapto, sed ipsius placito, et celebratis solemniter nuptiis in matrimonium sibi junxisset.

18.

Wo die Markgräfin zum Kaiser gekommen, ist ungewiß; vielleicht erst, etwas später, zu Florenz. Bertoldus Constant. saget, sie sei ge-

kommen, data fide. Von einem freien Geleit aber, oder von irgend einem Versprechen, das der Kaiser ihr gegeben hätte, weiß Lambert. Schafnab. Nichts. Vielmehr saget dieser, sie sei dem Kaiser entgegen gegangen dissimulato metu; und sie habe gesprochen, vix impetrata dicendi copia. Beides aber ist unvereinbarlich mit einer fides data.

19.

... ingenuam ingenuo nupsisse. Am Besten wäre vielleicht zu übersetzen: eine Frau von adeliger Geburt u. s. w. In diesem Sinne wird fortan das Wort ingenuus nicht selten gebraucht.

20.

Id. ib. ... quod contractis se inconsulto nuptiis, hosti publico Italiam prodidisset.

21.

Muratori ist der Meinung, daß die achtjährige Mathilde auf die Felsenfeste Canossa gerettet sein möge. Bonizo aber, den Muratori nicht vor sich hatte, spricht ganz bestimmt: Beatricem unica filia Bonifacii, nomine Mathildam (nam paulo ante ejus filius et major filia maleficio nescio cujus obierant) dolo captas secum duxit ultra montes (und warum?) ambiens haereditatem.

22.

S. Anmerk. 10 zu diesem Capitel.

23.

Lambert. Schafnab. a. 1056: ad villam Civois in confinio sitam regni Francorum et Teutonicorum.

24.

Größtes Theiles nach Lambertus Schafnaburg. ad a. 1056; dann nach Bonizo, nach Bertold. Constant. und dem Chronic. Ursperg. a. 1056.

Achtzehentes Buch.

Erstes Capitel.

1.

Bertold. Constant. a. 1056 ganz einfach: filius ejus Henricus quartus, septimum aetatis annum habens (er war 1050 geboren), pro eo regni jura suscipiens, a primoribus matri imperatrici educandus est commendatus. — Lambert. Schafn. a. 1056: Regnum pro patre obtinuit filius ejus, Heinricus (quartus) V annorum infantulus . . . Summa tamen rerum et omnium, quibus facto opus erat, administratio penes imperatricem remansit, quae tanta arte periclitantis reipublicae statum tutata est, ut nihil in ea tumultus, nihil simultatis tantae rei novitas generaret. Was das Herzogthum Baiern betrifft, so hatte der Kaiser, nach Lambert, dasselbe noch seinem zweiten kleinen Sohne, Kunrad, verliehen, wahrscheinlich nachdem der älteste Sohn, Heinrich, als König gekrönet war. Nach dem Tode desselben: ducatum imperator imperatrici dedit, privato jure, quoad vellet, possidendum. Das müßte unmittelbar vor dem Tode des Kaisers geschehen sein.

2.

Nach Sigebert. Gemblac. a. 1057 geschah dieses mediante papa Victore, Coloniae generali conventu habito. Von dieser Versammlung zu Cöln ist aber Nichts bekannt. Jedoch ist eine Urkunde vorhanden, zu Cöln den 5. December 1056 ausgestellt, in welcher die Privilegien und Besitzungen des Klosters Prüm bestätiget werden. Böhmer S. 85.

3.

Annal. S. a. 1057: Saxones iterum congregato exercitu . . . (Liuticios) romanae ditioni subdiderunt, et acceptis obsidibus et tributis ad sua cum pace redierunt.

4.

Lambert. Schafn. a. 1057.

5.

Id. ib. Otto, frater Guillelmi marchionis, sed matrimonio impari, matre scilicet Slavica natus.

6.

Id. ib. . . . fidem ei omnes dicunt.

7.

So der Annal. S. Lambert nennet die beiden Fürsten patrueles regis. Der Sächsische Annalist nennt ihren Vater patruus regis. Chronogr. S. setzt übrigens den ganzen Vorgang in das J. 1060.

8.

Das Erste, saget Lambert. Schafn. a. 1057 allerdings ausdrücklich: contigit, ut Brun et Ecbertus — casu inciderent in multitudinem praedicti Ottonis, conglabato agmine ad curtem regiam proficiscen*tis*. Aber Lambert scheinet seine Nachrichten über diesen Vorgang aus dem Chronicon Corbejense — Wedekind, Noten, 4. Heft., S. 396 — genommen zu haben, wenigstens stimmt er in Vielen wörtlich mit diesem Chronicon überein. Und in demselben findet sich diese Angabe, die unleugbar sehr unwahrscheinlich ist, keinesweges. Cum — heißt es hier — Bruno ejusque frater Ekbertus evocati ad colloquium regis, proficiscerentur, magna militum copia stipati, ad Merseburg, casu incidunt in copias Ottonis, rel. Nach dieser Stelle muß man offenbar bei Lambert proficiscen*tes* lesen, und alsdann freilich den Satz etwas anders stellen.

9.

Lambert. Schafn. . . . egregius adolescens, sed vix dum militiae maturus.

10.

Annal. S. . . . quod magnum fuit seminarium earum, quae regnum perturbabant, commotionum.

11.

Nach Hermann. contract. war sie im J. 1045 geboren.

12.

Chronic. Ursperg. und Annal. S. ad a. 1057. Daß die Entführung des königlichen Kindes eine verabredete Sache gewesen, scheinet mir kaum einem Zweifel unterworfen zu sein; wenigstens weiß ich den Gang der Dinge nur aus dieser Annahme zu erklären. Allerdings sagen die angeführten Schriftsteller nicht ausdrücklich, daß sich die Sache also verhalten habe; aber angedeutet wird es doch. Filiam (imperatricis) Rodolphus Suevus — Romoldo episcopo Constantiensi commendatam, *utrum consilio* raptam, *an dolo* nescitur, uxorem duxit.

13.

Imperatrix, recepto jam in gratiam Rodolfo, eidem ducatum causa filiae dedit. — Lambert. S. l. c.: Ducatum (Suevorum) Ro-

dolphus obtinuit, et ut regi in dubiis tunc rebus ex affinitate devinctior fideliorque in rempublicam foret, soror quoque regis ei desponsata est, rel.

14.

Quod animum Bertoldi non parum commovit.

15.

Daher die Aeußerung in Anmerk. 9.

16.

Vergl. Schoefplin, Histor. Zaer. Bad. I. pag. 172. Rudolf nahm seinen Sitz in Zürich.

17.

Lambert. Schafn. a. 1062. Imperatrix — utebatur plurimum consilio Henrici August. episcopi. Unde nec suspicionem incesti amoris effugere potuit. — Ea res principes graviter offendebat, rel. — Bertold. Constant., a. 1058, spricht von Heinrich's insolentia, welche den Fürsten unerträglich gewesen.

18.

Was Lambertus zusammenstellt und bei Einem Jahre — 1062 — anführet, das zog sich zuverlässig durch mehrere Jahre hindurch. Itaque indignationem rei non ferentis, *crebra* conventicula facere, circa publicas functiones remissius agere, adversus imperatricem popularium animos sollicitare, postremo omnibus modis niti, ut a matre puerum distraherent, et regni administrationem in se transferrent.

19.

Das beweisen die Angaben der Schriftsteller über die Oerter, wo sie die hohen kirchlichen Feste gefeiert hat, so wie die Urkunden, die sie ausgestellet. Böhmer's Regesta.

20.

Lambert. Schafn. a. 1061 saget, sie habe in Otto erkannt virum industrium et juvandis regni negotiis satis opportunum.

21.

Bertold. Constant. a. 1061; Lambert. Sch. a. 1061: Annal. S. a. 1061.

22.

Für das Eine, wie für das Andere zeuget der Fortgang der Geschichte.

Zweites Capitel.

1.

Auch dieses Mal erlaube ich mir, auf Baronius, Pagi und Muratori zu verweisen. Nur, wo abweichende Ansichten einer Rechtfertigung zu bedürfen scheinen, werde ich bei diesen kirchlichen und italischen Angelegenheiten die Stellen anführen, auf welchen sie stehen; und etwa aus Bonizo Einiges mittheilen, das jenen Männern unbekannt war. In Hinsicht auf die Folge der Begebenheiten, die in diesem Buche vorkommen, sei mir die Bemerkung verstattet, daß man über dieselbe, wie fast immer, verschiedener Meinung sein kann; ich nehme die Folge an, die mir am Natürlichsten zu sein scheinet. Die Schriftsteller werfen zusammen und in einander hinein; auch stellen sie wohl das Hinterste zuvörderst. Im Leben aber ist eine gewisse Ordnung gewesen. Dinge, die sich an verschiedenen Orten zutrugen, mögen gleichzeitig Statt gefunden haben; Dinge hingegen, die sich an Einem Orte ereigneten oder von denselben Menschen ausgingen, haben nothwendig einen solchen Zusammenhang gehabt, daß das Eine von dem Andern erzeuget worden ist, oder daß das Eine zu dem Anderen geführet hat. Die Aufgabe ist, diesen Zusammenhang heraus zu finden, damit Alles begreiflich werde.

2.

Mit dem Grundsatze nämlich, den man geltend machen wollte, daß dem Kaiser nicht das Recht zustehe, willkührlich einen Papst zu setzen.

3.

Bonizo, pag. 806: Paucis diebus transactis antequam obiret (Stephanus Papa), vocans episcopos et cardinales et Levitas, his verbis eos allocutus est: scio, fratres, quia post mortem meam exsurgunt viri ex vobis amantes semetipsos, qui non per decreta sanctorum patrum, sed per Laicas personas hanc sedem arripient. Quo audito omnes pariter negavere et sacramento dato in manu Papae se mutuo ligavere, nunquam se aliter quam decreta sanctorum patrum exigunt, ad pontificalem ascendere sedem et ascendentibus consentire. Hildebrand's gedenkt er nicht.

4.

Es ist natürlich die Rede von den Vorgängen in Sachsen, und von dem Schicksal Otto's, der als König aufzutreten im Begriffe war.

5.

Bonizo, pag. 806, erzählet diese Vorgänge mit folgenden Worten:

post cujus (Stephan's IX) mortem Romae Capitanei et maxime Gregorius Tusculanus, qui patritialem sibi inanem quondam vendicaverat dignitatem, assumentes tyrannidem quemdam Veliterensem episcopum Cardinalem contra hoc, quod Papae dudum in manu ipsemet juraverat, ad papalem evehunt dignitatem, quem verso nomine Benedictum vocavere.

6.

Id. ib. Imperatrix in primordio regni sui omnes ejusdem Italici regni curas cuidam Guiberto commisit, Parmensi nobili orto genere eumque Cancellarium appellavit.

7.

Auf solche Weise scheinen die Angaben vereiniget werden zu können. Bertold. Constant., a. 1057, saget bloß: Stephan starb; Johann (von Velletri) wurde vom Herzoge Godefrid aus Rom verjagt, atque Florentinae civitatis episcopus, papa substitutus, Nicolaus secundus est vocatus. — Bonizo, l. c., weiß Nichts von einer Gesandtschaft an die Kaiserin, und Nichts von einer Ernennung durch dieselbe; sondern läßt Alles durch Hildebrand und dessen Genossen geschehen. Interea deo amabilis Hildebrandus cum cardinalibus, episcopis et Levitis et sacerdotibus Senam conveniens elegit sibi Gerardum Florentinae civitatis episcopum, quem alio appellavit Nicolaum. — Eben so erwählet bei Leo Ostiensis — III. cap. 13 — bloß Hildebrand den neuen Papst. Dagegen saget Lambert. Schafn. — (irrig) ad a. 1059 —: Rex, habita cum primoribus deliberatione Gerardum, Florentinum episcopum, *in quem et Romanorum*, et Teutonicorum *studia consenserant*, pontificem designat, Romamque per Godefridum marchionem transmittit. Ita — Gerardus, qui et Nicolaus, pontificatum obtinuit. Und von einer Wahl, welche Hildebrand und die Seinigen vorgenommen, weiß er Nichts. Aus seinen Worten aber, die Kaiserin, oder der König, habe den Gerard designirt, in quem et Romanorum studia consenserant, gehet doch wohl hervor, daß die Gesandten diesen Mann vorgeschlagen hatten.

8.

Ich wüßte wenigstens nicht, aus welchen Handlungen Willenskraft und erhabene Gesinnung hervorleuchteten. Ueber das Verhältniß Hildebrand's zum Papste saget Benzo — VII. cap. 2 — in seiner schmutzigen Gemeinheit: De cetero pascebat suum Nicholaum Prandellus (das ist Hildebrand) in lateranensi palatio, quasi asinum in stabulo.

9.

. . . jedes Falles so angesehen wurde.

10.

Die ferneren Schicksale des Mannes erzählet Bonizo, l. c.

11.

Daß solche Erwägungen dieser Zeit nicht fremd waren, beweiset das Chronicon Farfense, in welchem es — Murat. rr. It. SS. Tom. II. part. alt. col. 644 — also heißt: Hic quippe venerabilis pontifex — Nikolaus —, cum omnia superius denotata — eine Skizze von den Schicksalen des heiligen Stuhles, die der Schriftsteller gegeben hat — optime didicisset, et cognovisset multoties sub maxima intentione, et cleri populique dissensione, plurimos pontificum sedem Apostolicam olim subripuisse, et quod deterius est, pecuniis eam obtinuisse, vel vi saeculari invasisse, . . .

12.

S. die Stelle unten Anmerk. 17.

13.

Diesem Gefühle kann, wie mir scheinet, Niemand entgehen, der das Decretum de electione romani pontificis lieset. Nun giebt es aber bekanntlich zwei sehr verschiedene Redactionen, oder wie man es sonst nennen will, von diesem Decrete: die eine im Chronicon Farfense, l. c.; die andere, in Gratiani Decret. und bei Baronius — ad a. 1059, XXV—XXIX, aus Hugonis Floriacensis tractatu de regia potestate et sacerdot. dignitate — bei Baluzius, Miscell. Libr. IV. Kürzer, einfacher, zusammenhängender und übereinstimmender mit den Handlungen, zuvor und hernach, ist allerdings die erste Redaction, und insofern unverkennbar besser; aber daraus folget noch keineswegs, daß sie durch und durch ächt sei, wenn man auch auf Bonizo's Bemerkung, cui legi CXIII episcopi subscripsere Nichts geben will. Auch dieser Bonizo giebt sich das Ansehen, als führe er das Decret selbst an. In hoc synodo, sagt er, haec lex de electione pontificis definita. Und nun folget die lex, in einer Form, wie wenn sie ein §. der lex Salica wäre: Si quis — fuerit . . . habeatur; auch ist sie nicht viel länger, als ein solcher §. Sie ist also noch kürzer, bündiger, zusammenhängender, als das Decretum im Chronicon Farfense; aber verdienet sie deßwegen den meisten Glauben? Gerade von dem Wichtigsten, nämlich von dem Einflusse des Kaisers auf die Papstwahl ist gar nicht die Rede in dieser lex. Wenn

nun der Cardinal Deusdedit — bei Baronius ad a. 1059, XXXI — XXXII — versichert: Guibertus aut sui, ut suae parti favorem adscriberent, quaedam in eodem decreto addendo, quaedam mutando ita illud reddiderunt a se dissidens, ut aut pauca, aut nulla exemplaria sibi concordantia valeant inveniri. Quale autem decretum est, quod a se ita discrepare videtur, ut quid in eo potissimum credi debeat, ignoretur: — kann und darf noch behauptet werden, daß wir das ächte Decret vor uns haben?

14.

Nach Allem, was in der vorigen Anmerkung gesaget worden ist, darf, wie mir scheinet, das berühmte Decret seinem Sinn und Geiste nach nicht allein aus sich selbst erkläret werden, sondern es muß erkläret werden nach den Umständen, welche der bisherige Gang der Dinge herbei geführet hat, und nach den Handlungen der Parteien, die auf das Decret folgten. Denn man darf doch wohl annehmen, daß Hildebrand, der wahre Urheber des Decretes, seinen eigenen Satzungen gemäß gehandelt und die Vorschriften des Decretes durch seine Handlungen in Erfüllung zu bringen und ins Leben einzuführen gestrebet habe. Für den Inhalt des Decretes aber, oder für die wörtliche Abfassung desselben in der Hauptsache, scheinet mir die Disceptatio synodalis inter regis advocatum et romanae ecclesiae defensorem — Mansi, XIX. col. 1001 — von der größten Wichtigkeit. Mag Petrus Damiani sie geschrieben haben, was allerdings nicht unwahrscheinlich ist, oder ein Anderer; mag er sie für eine Kirchen-Versammlung, die wirklich Statt gefunden hat, für das Concilium Osboriense geschrieben haben, so daß sie zur Abkürzung der Verhandlungen vorgelesen worden ist, oder mag sie nur zum Privat-Gebrauche, zu eigener und Anderer Aufklärung ausgearbeitet, und mag das Concilium Osboriense nur fingirt sein, wie ich zu glauben geneiget bin und später zu beweisen suchen werde: gleichviel. Jedes Falles sind die eigentlichen Streitpunkte zwischen dem Papst und dem König auf das Klarste herausgestellt. Und wenn sich nun der advocatus regis auf das Decret beruft, und der defensor ecclesiae diese Berufung nicht verwirft, so muß wohl Das, was Jener anführt, in dem Decrete gestanden haben.

15.

Das Chronicon Farfense endiget den, in der 11. Anmerk. angeführten, Satz, mit welchem dasselbe das Decret bevorwortet, auf folgende Weise: . . ., *propter pacem, et concordiam, unitatemque sacerdo-*

talis dignitatis et fastigii imperialis, generale congregavit concilium, in quo ut cuncta supra commemorata, et inique exhibita destruerentur, et ne quidquam eorum a quovis in posterum hoc fieret, sanctum studuit decretum firmissime statuere. Und ich glaube das Chronicon hat Recht.

16.

Was diesen Namen, Cardinales, anbetrifft, der schon wiederholt gebraucht worden ist, der aber erst von dieser Zeit an bedeutend wird für die Geschichte, so erlaube ich mir nur anzumerken, daß derselbe nicht bloß Bischöfen beigeleget wurde, sondern daß auch diaconi, presbyteri et sacerdotes den Beinamen Cardinales führen konnten. Die ersten oder Haupt-Geistlichen einer Kirche scheinen Cardinäle genannt zu sein, und nicht bloß in Rom, sondern auch bei anderen großen Kirchen. Die Päpste indeß hatten schon vor Nicolaus II. angefangen, den Namen Cardinäle für die ersten Geistlichen der römischen Kirche allein in Anspruch zu nehmen, weil sie die ersten Geistlichen der ganzen allgemeinen Kirche wären. In Leonis Papae IX. epistola ad Michaelem Constant. patriarcham — Mansi XIX. col. 635 — heißt es, XXXII: quia sicut cardine totum regitur ostium, ita Petro et successoribus ejus totius ecclesiae disponitur emolumentum. Et sicut cardo immobilis permanens ducit et reducit ostium, sic Petrus et sui successores liberum de omni ecclesia habent judicium, cum nemo debeat eorum dimovere statum: quia summa sedes a nemine judicatur. Unde clerici ejus Cardinales dicuntur; cardini utique illi, quo caetera moventur, vicinius adhaerentes.

17.

Dieses scheinet mir der Sinn jener berühmten Stelle, auf welche schon — Anmerk. 13 — oben verwiesen worden ist. Sie lautet also in der ersten Redaction — im Chronicon Farfense, l. c. —: decernimus atque statuimus, ut obeunte hujus romanae ecclesiae pontifice, *in primis* Cardinales diligentissima simul consideratione tractantes, *salvo debito honore et reverentia dilectissimi filii nostri Heinrici, qui in praesentiarum rex habetur, et futurus imperator Deo concedente speratur, sicut jam mediante nuntio Longobardiae Cancellario W. consessimus, et successorum illius, qui ab hac Apostolica sede personaliter hoc jus impetraverint, ad consensum novae electionis accedant.* Gesetzt nun auch, diese Worte seien, was nicht leicht zu glauben ist, ganz ächt: was wird denn in ihnen angeordnet? Offenbar

nur: die Cardinäle sollen zuvörderst (inprimis) die Sache sorgfältig erwägen; das aber soll der Ehre und der Ehrerbietung, die man dem Könige schuldig ist, nicht zum Nachtheile gereichen; und nachdem sie sich berathen haben, sollen sie sich mit dem Könige über die neue Wahl vereinigen: accedant ad consensum novae electionis. Ad consensum? quocum? Ohne Zweifel, cum rege. Daß dieses die Meinung sei, beweisen die Worte, die sogleich folgen: Nimirum praecaventes, ne venalitatis morbus qualibet occasione subrepat, religiosi viri *cum serenissimo rege Heinrico praeduces* sint in promovendo pontificis electionem; reliqui autem sequaces. Also ist klar, dem Könige blieb, was er in früheren Zeiten gehabt hatte; und das einzige Neue, das ausgesprochen war, bestand darin, daß nicht die sämmtlichen Römer, Geistlichkeit und Volk, dem König einen Papst vorschlagen sollten, sondern nur die Cardinäle; und diese Neuerung konnte sich doch der König wahrhaftig wohl gefallen lassen, da er durch dieselbe mehr gewann als verlor: denn auf die kleine Anzahl der Cardinäle konnte er doch leichter entscheidend einwirken, als auf die gesammten Römer. — Aber die Haupt-Neuerung pfleget man auch nicht in dieser Bestimmung zu finden, sondern darin, daß das Decret dem Könige diese Ehre nur vorbehält, weil der Papst sie ihm schon bewilliget habe, und daß es diese Ehre den Nachfolgern des Königes nur dann vorbehalten will, wenn sie dieses Recht — (hoc jus: ein Ausdruck, der offenbar gar nicht in den Zusammenhang passet) — persönlich vom Papst erlanget haben. Aber war denn Dieses wirklich etwas Neues? Ich glaube kaum. Wem hatte denn bisher die Bestätigung des Papstes zugestanden? etwa dem Könige der Teutschen? Nein, sondern dem Landesherrn von Rom, dem Kaiser, oder, wie man, nach der alten Gewohnheit unter den byzantinischen Kaisern, fingirt hatte, dem Patricius, als Stellvertreter des Kaisers. Nun aber, wodurch wurde der König der Teutschen Kaiser? Durch die Krönung, die der Papst verrichtete; also dadurch, daß der König persönlich vor dem Papst erschien, und von diesem die Kaiser-Krone empfing, und in dieser Krone auch persönlich das Recht, die Päpste, die etwa noch während seines Lebens zum heiligen Stuhle gelangten, zu bestätigen, oder in die Erhebung derselben einzuwilligen. Traf es zufällig, daß der heilige Stuhl besetzet werden mußte, ehe der König der Teutschen zum Kaiser gekrönet war: so trat der Patricius ein, und alsdann konnte der König von dem Papste gekrönet werden, den der Patricius anerkannt hatte. Als aber zur Zeit Heinrich's des Dritten, nach der Entfernung der drei gleichzeitigen Päpste sich der

Fall ereignete, daß **weder** ein Papst, **noch** ein Kaiser **oder** ein Patricius vorhanden war: da befand man sich, wie oben S. 204 gezeiget worden ist, in nicht geringer Verlegenheit: Heinrich konnte nicht Kaiser werden ohne Papst, Clemens II. nicht Papst ohne Kaiser. Aus dieser Verlegenheit kam man nur dadurch hinaus, daß man den Ring zerbrach, von welchem man sich umschlossen sah; und dieses war um so leichter durchzusetzen, je größer der Widerwille gegen das mißbrauchte Patriciat war, und je willkührlicher Alles in dieser Zeit von der überwiegenden königlichen Gewalt zu geschehen pflegte. Heinrich nämlich hätte zuerst die Würde eines Patriciers annehmen, und dieselbe von der römischen Geistlichkeit und dem römischen Volke anerkennen lassen; hierauf hätte er als Patricier den Papst, Clemens II., bestätigen, und endlich von diesem Papste die Kaiser-Krone empfangen sollen. Dieser Gang wäre den alten Verhältnissen gemäß gewesen. Er aber ging in der Noth der Zeit und im Bewußtsein seiner Macht einen anderen Weg. Dadurch jedoch konnte, wie sich von selbst versteht, eben so wenig, als durch vorgekommene Mißbräuche, Etwas verändert werden.

Aus dieser Entwickelung aber geht auf das Klarste hervor, wie klug der Papst Leo III. gehandelt, als er die Dinge also ordnete, daß Karl der Große die Kaiserkrone auf seinem Kopfe duldete, die er, Leo, hinauf gesetzet hatte. Vergl. Band IV. S. 423. Karl der Große erkannte selbst das sonderbare Verhältniß, daß er erst durch die Krönung zum Landesherrn des Bischofes geworden sein sollte, von welchem er gekrönet worden war, wenn er auch wohl nicht geahnet hat, welche Folgen dieses Verhältniß im Fortgange der Zeit haben könnte und haben würde. Deßwegen machte er den Versuch, dessen gedacht worden ist — Band V. S. 227 —, den Versuch, dem Papste die Kaiserkrone zu entwinden, und die kaiserliche Würde zu einer rein weltlichen Würde zu machen. Wäre dieser Versuch gelungen, so würde es unmöglich zu einer einigen Kirche gekommen sein: die Willkühr des Schwertes hätte entschieden, und der Altar wäre ein Werkzeug für den Thron geworden. Glücklicher Weise aber wagte Karl's Sohn, Ludwig der Fromme, es nicht, eine Krone zu tragen, auf welcher nicht der Segen der Kirche ruhete. Vor seiner Frömmigkeit, obwohl sein Vater ihn gehörig unterrichtet haben mochte, gelang es dem Papste Stephan IV. leicht, Karl's des Großen Absicht zu vereiteln; und unter seinen schwachen Nachkommen, und in den Stürmen der späteren Zeit ging sogar der Gedanke verloren, daß irgend ein Fürst Herr von Rom sein könnte, ohne Kaiser zu sein, oder Kaiser, ohne aus der Hand eines Papstes die Krone empfangen zu haben.

Aber aus dieser Entwickelung gehet nicht minder klar hervor, daß das Decret über die Wahl des Papstes, wie schon bemerket wurde, Nichts Neues enthalte in Beziehung auf den König der Teutschen, oder auf den Kaiser. Um so auffallender ist, daß überhaupt von diesem Verhältnisse in dem Decrete gesprochen wird, da doch offenbar nicht einzusehen ist, wozu diese Bestimmung dienen sollte. Es scheinet der Klugheit Hildebrand's wenig angemessen, über Dinge, welche bestanden und fortbestehen sollten, Rednereien zu veranlassen, die doch so leicht zu Mißverständnissen führen konnten. Eben deßwegen kann ich die Vermuthung nicht unterdrücken, daß die ganze berühmte Phrase: salvo debito honore — impetraverint, unächt und später in das Decret, etwa an Statt des wahren Satzes, eingeschoben sei. Die Gründe, welche diese Vermuthung unterstützen, sind folgende: 1. Die ganze Phrase ist, wie schon gesaget worden, zwecklos; und Hildebrand that Nichts ohne Zweck. — 2. Sie ist höchst ungeschickt abgefasset. Die Meinung, daß die schlechte Abfassung absichtlich sei, um den wahren Sinn zu verstecken und eine beliebige Deutung möglich zu machen, steht auf der irrigen Voraussetzung, daß Etwas Neues habe eingeführet werden sollen. — 3. Sie lautet verschieden in den beiden verschiedenen Redactionen. — 4. Sie steht in beiden Redactionen an verschiedenen Stellen, und in ganz verschiedener Verbindung. — 5. Bei Bonizo kommt auch nicht ein Mal eine Andeutung einer solchen Bestimmung vor, ohne Zweifel, weil der Mann fand, daß in Beziehung auf den Kaiser keine Veränderung angeordnet war. Bei ihm ist Alles in folgenden Satz zusammen gedränget: Si quis Apostolicae sedi sine concordia et canonica electione Cardinalium et sequentium religiosorum Clericorum fuerit intronizatus, non Apostolicus sed Apostaticus habeatur, liceatque Cardinalibus cum aliis Deum timentibus clericis et laicis invasorem et anathematizare et humano auxilio et studio a sede Apostolica pellere, et quem dicaverint reponere. — 6. In den späteren Verhandlungen zwischen der kaiserlichen und der päpstlichen Partei beruft weder diese noch jene sich jemals auf eine solche Phrase. Die Anhänger des königlichen Hauses sagen geradezu, mit diesen oder ähnlichen Worten: Nikolaus habe befohlen, es solle absque Imperatoris consensu kein Papst erwählet werden; und die Anhänger des Papstes geben Dieses entweder zu und erklären, der König und die Seinigen hätten sich dieses Privilegii unwürdig gemacht, oder sie leugnen, daß Nikolaus so Etwas festzusetzen, befuget gewesen.

Da nun aber doch beide Redactionen des Decretes den Satz, von

Abweichungen hinweg gesehen, enthalten: so fraget sich allerdings, wie ist man denn zu demselben gekommen? Und auf diese Frage kann ich nur antworten: ich weiß es nicht. Möglich indeß wäre wohl, daß der Papst oder Hildebrand, während der entstandenen Streitigkeiten, Etwas Aehnliches geäußert haben, um den Vorwurf zu entfernen, daß der consensus regis gar nicht in das Decret hätte hinein kommen sollen: «aber das war ja schon zugestanden; Stephan IX. war ja schon mit dem Könige Heinrich in Verbindung getreten; vor der Wahl des Papstes Nikolaus hatten wir ja die Einwilligung des Königes eingeholet u. s. w."

18.

Freilich wollte man teutsche Päpste entfernet halten. Aber selbst Heinrich III. hatte ja seine teutschen Päpste nur auf den apostolischen Stuhl gesetzet, nachdem die Geistlichen erklärет hatten, unter den römischen Geistlichen finde sich kein geeigneter Mann.

19.

... jus tamen potestatis obtineant (Cardinales nämlich, licet pauci sint) eligendi Apostolicae sedis pontificem, *ubi cum invictissimo rege congruentius judicaverint*. Und auch aus diesen Worten gehet deutlich hervor, daß die Cardinäle durchaus in Uebereinstimmung mit dem Könige handeln sollten, wie sie auch nach des Nikolaus Tode zu thun versuchten. Darum leidet es keinen Zweifel, daß der Gang bei der Wahl sein sollte, wie er im Text angegeben worden ist, und nicht, wie die zweite Redaction des Decretes ihn will, oder wie Petrus Damiani ihn zeichnet in seiner epistola ad Cadolaum — bei Baronius a. 1061, XVI. —: Nimirum cum electio illa per *episcoporum* Cardinalium fieri debeat principale judicium; secundo loco jure praebeat Clerus assensum; tertio popularis favor attollat applausum: sicque suspendenda est causa, usque dum regiae celsitudinis consulatur auctoritas, nisi periculum fortassis immineat, rel. Das war schon ein Schritt weiter.

20.

Daß sie sich eingemischet haben, scheint auch aus Benzo's Bemerkung VII. cap. 2 — hervor zu gehen. Der Erzbischof Hanno von Cöln stand, später wenigstens, auf der Seite Hildebrand's, und gewiß jetzt schon gegen die Kaiserin. Nun saget Benzo: ad vindicandam suam aliorumque injuriam erexit se Anno Coloniensis — gegen Hildebrand und den Papst. Der Cardinal Deusdebit aber saget — bei Baronius a. 1059,

XXXI —: cum praefatus Nicolaus Coloniensem Archiepiscopum pro suis excessibus corripuisset. . . . Aber wer kann unter so großen Leidenschaften Wahrheit von Schein unterscheiden?

21.

Um doch ein Beispiel zu geben: Peter fängt seinen Brief an den Papst über die Verhältnisse, die im oberen Italien in Frage standen — Libellus in episcopos impudicos, bei Baronius, a. 1059, XXXIX — mit folgenden Worten an: Nuper habens cum nonnullis episcopis ex vestrae majestatis auctoritate colloquium: sanctis eorum femoribus volui seras opponere. Tentavi genitalibus sacerdotum continentiae fibulas adhibere. . .

22.

Baronius ad a. 1059, LXIX: Ego Robertus Dei gratia et sancti Petri Dux Apuliae et Calabriae et utroque subveniente futurus Siciliae.

23.

Das ist freilich in dem zweiten Eide nicht mit dürren Worten ausgesprochen, aber es ist ohne Zweifel — Baronius, l. c. LXX. — der Sinn. Et si tu, vel tui successores ante me ex hac vita migraveritis, secundum quod monitus fuero a melioribus Cardinalibus, Clelicis romanis et Laicis, adjuvabo ut Papa eligatur et ordinetur ad honorem sancti Petri, rel.

24.

Lambertus Schafn. a. 1060. Rex natalem Domini Wormatiae celebravit, ubi et synodus indicta fuerat. Sed excusantibus se episcopis per infirmitatem et pestilentiam, quae tunc temporis vehementer grassabatur in Gallia, ad effectum non pervenit. Aber nicht bloß in Gallia, sondern, nach Bertold. Constant. ad aa. 1059 — 1060 herrschten Krankheiten u. s. w. auch in Teutschland.

25.

Cadolaus oder Cadalaus ist doch wohl sein eigentlicher Name gewesen, weil ja sonst die gelehrte Deutung desselben von Petrus Damiani — Baronius, ad a. 1061, XIII. — gar nicht passen würde. Cadalaus vocaris. Et prima quidem pars hujus nominis manifeste denunciat casum; secunda populum: λαος siquidem Graece, Latine populum sonat. Et quid aliud in hoc exprimitur nomine, nisi quod scriptura dicit: quia videlicet ruina populi sunt sacerdotes mali?

26.

Vergl. oben S. 204; und nun Bonizo pag. 807. Nam dicebant, eorum Dominum, ut haeredem regni, ita *haeredem fore patritiatus*, et beatum Nicolaum decreto firmasse, ut nullus in pontificum numero deinceps haberetur, qui non ex consensu regis eligeretur.

27.

Das saget kein Schriftsteller; aber diese Annahme macht den Gang der Dinge mehr begreiflich.

28.

Nach der Disceptatio synodalis, die oben angeführet worden ist, kam Stephan — Mansi XIX. col. 1013 — ad aulam regiam cum apostolicis libris (litteris). Dieses apostolische Schreiben hatte er wohl von Anselm von Lucca erhalten, der zum Voraus Apostolicus genannt wurde, weil die Cardinäle sich für ihn erkläret hatten, und weil er wirklich Papst geworden ist. Vielleicht aber war das Schreiben auch von den Cardinälen ausgestellet, welche inzwischen den apostolischen Stuhl vertreten zu können glaubten.

29.

In der Disceptatio synodalis l. c. saget der Defensor ecclesiae Dieses deutlich, obgleich er die Abweisung des Legaten und die Beschlüsse des Consilii contra ecclesiam romanam zusammenwirft.

30.

Bonizo saget: Post Nicolai obitum *secundum majorum decreta Clerus et populus* romanus elegit sibi Anselmum, rel. Ganz richtig. Aber daß die Cardinäle sich schon früher allein berathen hatten, und über diesen Anselmus einig geworden waren, leidet gar keinen Zweifel. In der Disceptatio synodalis saget der Advocatus regis; vom Tode des Nicolaus bis zu Alexander's Erhebung — cum iste successit — sind plus minus drei Monate verflossen usque ad Kalendas Octobris. Warum habt ihr in dieser langen Zeit nicht die Einwilligung des königlichen Hofes eingeholt? Und der Defensor ecclesiae erwidert: der Cardinal Stephan wurde ja hingesendet (missus est), aber nicht zugelassen von den administratoribus aulicis, und per quinque fere dies, ad beati Petri et apostolicae sedis injuriam, pro foribus mansit exclusus. Wer hat nun diesen Mann gesendet, und wer hat ihm die litterae apostolicae gegeben, mit welchen er in Teutschland erschienen war? — Ob übrigens an des Benzo Angabe: Accepta pecunia conatus est Richardus (de

Capua) Lucensem hereticum deducere ad vincula sancti Petri, sed Romani bellicis armis restiterunt ei, facta est autem ab utraque parte magna strages — ob, sage ich, an dieser Angabe eines solchen Schriftstellers irgend Etwas Wahres ist oder nicht, mag auf sich beruhen. Jedes Falles wurde Alexander II. auf den Stuhl des Apostels gebracht, und ad Laterani palacium.

31.

Bertold. Constant. a. 1061: . . . imposita corona, Patritius Romanus appellatus est. — Heinrich IV. hat sich in der Folge zuweilen in Urkunden Rex Romanorum genannt, was früher niemals geschehen war: ob diese Neuerung mit dieser Krönung auf irgend eine Weise zusammenhängt, oder nicht, läßt sich nicht ausmachen. Oder hat der erfindungsreiche Schmeichler zu dem Ausdrucke Veranlassung gegeben? Er nennet wenigstens — II. cap. XII. — Heinrich regem romanum.

32.

Disceptatio synod. . . . Papam quasi per synodalem sententiam condemnastis.

33.

Das, denke ich, ist die Meinung der Versicherung von Leo Ostiens. — III. cap. 21 —, daß diese beiden Bischöfe den Papst Honorius II. erwählet haben: a Placentino dumtaxat et Vercellino episcopis, ipsa die festivitatis Apostolorum Symonis et Judae in Papam eligi faciunt.

34.

Lambert. Schafnab. a. 1063. Die Angabe ist ganz bestimmt: Parmensis episcopus (Honorius) Romam per Bucconem — missus est. Bucco aber steht in der Folge auf der Seite Alexanders II. Wahrscheinlich ist er auf diese Seite getreten in Folge der Ereignisse, von welchen im folgenden Capitel die Rede sein wird. Was Lambert hinzusetzet: Cui redeunti pro praemio bene curatae legationis pallium dedit, et alia quaedam archiepiscopatus insignia, ist ganz richtig; aber er hat vergessen das Subject zu ändern; denn nicht Honorius, sondern Alexander gab ihm diese Beweise der Dankbarkeit.

35.

Bonizo: . . . praefatus Cadolus furtim Bononiam venit, in qua suos expectavit milites, quibus receptis Romam tendit. In der Folge wurde der Herzog Godefrid beschuldigt, daß er den Gegen-Papst Hono-

rius zu fangen vermocht, aber es nicht gethan hätte. Vielleicht bezog sich diese Beschuldigung sowohl auf den hier gedachten Vorgang, als auf spätere Ereignisse.

Drittes Capitel.

1.

Bertold. Constant. a. 1062.

2.

Bonizo, pag. 807: Sed tunc non defuere Romae viri pestilentes amantes semetipsos avari et cupidi, qui ei se conjunxere, inter quos et romani capitanei volentes romanam urbem opprimere, rel.

3.

Ich bleibe in der Erzählung dieser Vorfälle bei dem Allgemeinen stehen, und nehme keine Rücksicht auf das, was Benzo in seinem II. Buche erzählt. Es ist unter der Würde der Geschichte, solche Sudeleien und Reimeleien zu berücksichtigen. Wohl ist möglich, daß seinem albernen Gerede hin und wieder eine Thatsache zum Grunde liegt; aber wer mag sie auffinden, oder wer könnte es? Daß die Dinge sich nicht so ereignet haben können, wie dieser Augenzeuge angiebt, springt in die Augen; wie sie sich aber ereignet haben, ist weder aus ihm, noch aus Anderen zu erkennen. Am Schlechtesten jedoch hat er, Benzo, der Sache, die er zu vertheidigen beabsichtiget, dadurch gedienet, daß er in diesem Drama sich selbst eine Hauptrolle beileget.

4.

Und auch Dieses ist nur eine Vermuthung, zu welcher man genöthiget wird, weil sonst kaum zu begreifen sein würde, wer auf der Seite Alexander's gestanden hätte.

5.

Benzo saget — II. cap. 15 —: Camerinam et Spoletum invasit, plures comitatus juxta mare tyrannice usurpavit. Quid plura? per totam Italiam quos valuit ad regis inimicitias incitavit. S. aber Anmerk. 3.

6.

Derselbe Benzo läßt in demselben Capitel den Herzog Godefrid selbst nach Teutschland kommen, und er, Godefried, cum praedicto Anna rapuit puerum regem ex gremio matris. Godefried aber hat zuverlässig,

bei der Lage der Dinge in Italien, dieses Land nicht verlassen. Das braucht kaum bemerket zu werden. Er hätte aber auch schwerlich nach Teutschland zu kommen vermocht, wenn er es auch gewollt hätte. Man kennt allerdings den Tag nicht, an welchem der König geraubet worden. Aber wahrscheinlich ist doch die Vermuthung, daß er mit seiner Mutter auf einer Reise nach Nimwegen gewesen sei, um daselbst das Pfingstfest zu feiern. Nun aber fiel dieses Fest im J. 1062 auf den 19. Mai. Am 14. April war das Treffen bei Rom, in welchem Honorius Sieger blieb. Und nun wird ein Jeder die Rechnung weiter zu führen vermögen.

7.

Daß Hanno, Otto von Nordheim und Eckbert nicht zusammen in Kaiserswerth eintrafen, versteht sich wohl von selbst, und liegt auch in Lambert. Schafn. Worten, ad a. 1062: Coloniensis episcopus, communicatis cum Ecberto — et cum Ottone — consiliis — venit.

8.

Ich glaube, die Hauptmasse wird von dem Gefolge der Kaiserin gebildet sein. Dieses Gefolge lief nach, und nicht, wie es gewöhnlich heißt, das Volk. Caetera multitudo saget Lambert. Schafn.

9.

Selbst, was diese Menge den Fürsten vorwarf, scheinet zu beweisen, daß sie das Gefolge der Kaiserin war. Sie beschuldigte dieselben, quod regia majestas violata, suique impos facta foret.

10.

Lambert. Schafnab. ad a. 1074 urtheilet mit Ruhe über ihn, ohne, wie die vita Annonis, welche ihr Lob aus Lambert entlehnet hat, ihn frei zu machen von allen Fehlern. Und Lambert's Urtheil ist hier ausgesprochen.

11.

Chronogr. S. ad a. 1071: Otto — vir amplissimae nobilitatis, rebusque bellicis perpaucis erat comparabilis et in tanta apud universos primates excellentia habitus, ut rel.

12.

Den Beweis liefert die epistola Petri Damiani ad Annonem — bei Baronius a. 1062, XVIII. — In derselben heißt es, XIX: Servasti, venerabilis pater, relictum tuis manibus puerum, firmasti regnum, restituisti pupillo paterni juris imperium. Ad sacerdotium quoque, setzt er hinzu, manum tuae prudentiae protinus extendisti,

dum et Parmensis bestiae squamea colla evangelici mucronis vigore praecidere, et Apostolicae sedis Antistitem in sua dignitate elaborasti solium reformare.

13.

Schon der Chronogr. S. sagt ad a. 1056, bei welchem Jahr er der Entführung des kleinen Königes, aus einem Orte, qui Werida dicitur, gedenket: Quod ille, der Erzbischof von Cöln, qua intentione fecerit, vel qualiter divino judicio placuerit, discernere non valemus, multa tamen incommoda orta et deinceps aucta certum tenemus. Nam perinde dissensiones in republica, ecclesiae perturbatio, monasteriorum destructio, clericatus despectio, totiusque justitiae conculcatio et caepit et *permanet*. Der Chronograph hat etwa am Ende des zwölften Jahrhundertes geschrieben. Er schließet mit dem J. 1188. Wenn aber, was indeß nicht wahrscheinlich, mehrere Verfasser an dem Inhalte der Schrift gearbeitet hätten, so könnte diese Bemerkung allerdings von einem älteren herrühren.

14.

Lambert. S. ad a. 1062 am Ende: Imperatrix nec filium sequi, nec injurias suas jure gentium expostulare voluit (wie auch?), sed in propria recedens, privatе deinceps aetatem agere proposuit. Nec multo post — — cogitavit seculo renunciare; statimque — — praeceps abisset, nisi in ea impetum spiritus amici maturioribus consiliis inhibuissent.

15.

Wann, wage ich nicht anzugeben; nach dem Concilio in Mantua, 1067, gewiß; ob aber im J. 1067, 1068 oder 1069, muß unentschieden bleiben. Das letzte Jahr wird bestimmt angegeben; Lambert aber läßt die Kaiserin im J. 1072 de Transalpinis partibus zurückkehren und setzet hinzu, ubi sex aut eo amplius annos jam demorata fuerat.

16.

Lambert. S. ad a. 1064.

17.

Die ich jedoch dem wackeren Lambertus Schafnaburgensis nicht absprechen will. Aber sie allein, diese Gabe, thut es freilich nicht.

18.

Das wäre kein Uebel, daß die Schriftsteller ihre Angaben nach den Jahren zusammen stellen. Wenn sie auch dadurch manche Ereignisse stückweise zu geben genöthiget gewesen, so würden sich ja diese Stücke leicht

zusammen suchen und in einander fugen lassen. Das Uebel aber ist, daß sie selten wissen, in welches Jahr die einzelnen Thatsachen fallen, und daß man so selten erfährt, welches das erste war, das zweite und das dritte. Daher beständig Widersprüche und Verwirrungen, die unauflösbar sind.

Viertes Capitel.

1.

Der kleine König wird immer als regierend bezeichnet, und die Männer, in deren Gewalt er war, als seine Minister. Lambert. Schafnab. a. 1063: Tum rex, consilio usus Coloniensis episcopi et Ottonis, ducis Bajoariorum, quorum tunc arbitrio respublica administrabatur, praecepit, rel.

2.

Id. a. 1062. Episcopus (Coloniensis), ut invidiam mitigaret, ne videlicet privatae gloriae potius, quam communis commodi ratione haec admisisse videretur, statuit, ut episcopus quilibet, in cujus dioecesi rex tunc temporis moraretur, ne quid detrimenti respublica pateretur, provideret, et causis, quae ad regem delatae fuissent, potissimum responderet. In welcher Weise diese Anordnung getroffen und bekannt gemacht worden, ist unbekannt.

3.

Nach unserer Rechnung. Lambert. Sch. a. 1063: Rex natalem Domini Goslariae celebravit. Und eben so heißt es fortan bei allen oder den meisten Festtagen, wie früher.

4.

Ohne Zweifel aus des Bonifacius Zeiten her. Als dieser fromme Mann Erzbischof von Mainz war, da vergaß er seine schönste Gründung nicht, und nicht seine ersten Freunde, die Aebte von Fulda. Sie mußten ihm zur Seite sein.

5.

Lambert. Sch. a. 1063: neminem sibi intra dioecesim suam, post archiepiscopum, debere praeferri.

6.

Id. ib. Der Bischof Ecbertum comitem cum expeditis militibus retro altare occuluerat.

7.

Super altaria Dei tristes jugulantur hostiae, passimque per ecclesiam sanguinis currunt flumina, non legali, ut quondam, religione, sed hostili crudelitate profusa.

8.

... capto editiori loco — vielleicht gar die Kanzel? —, tanquam militari quodam classico, suos, ut fortiter praeliarentur, hortabatur ...

9..

Dieses ist Lambert's Ansicht.

10.

Bitter Lambert: Tum vero urgebat et ille Apostolicae sanctitatis ac Mosaicae mansuetudinis episcopus, qui tanti sanguinis effusione manus suas Deo consecraverat, et violatae ecclesiae injurias truculentius atque immitius, quam rex suas, persequebatur. In quorum corpora prius ferro debacchatus fuerat, ad deprimendas horum animas gladio spiritus modo fulminabat, praecidens tam defunctos, quam eos, qui caedi superfuerant, de corpore ecclesiae.

11.

. . . quem nec lex, nec innocentia tueri poterant.

12.

Lambert beschreibet die Vorgänge zu Fulda eben so ausführlich, als die Vorgänge zu Goslar; jene sind aber für den König und das Reich von weniger Bedeutung, als diese. Die Folgen der Vorgänge in Goslar für die Abtei Fulda fasset Lambert in diese Worte zusammen: Hoc haud dubio constat, sic ea tempestate exhaustas atque attritas esse illius monasterii opes, quae usque ad id temporis florentissimae erant, cunctisque Galliarum ecclesiis eminebant, ut modo ibi prioris opulentiae vix monimenta reperias. Die Folgen der Vorgänge zu Fulda: Id constat, inustam esse ea tempestate maculam Fuldensi monasterio, quae longa forsitan succedentium temporum serie ablui et extergi non possit.

13.

Vergl. oben S. 33.

14.

Adam. Bremens. III. cap. 44.

15.

Id. . . . nec cum septingentis argenti marcis ullo modo placari posset, . . .

16.

Id. ib. Ajunt Ducem futuri praescium saepe cum gemitu narrasse, filios suos ad excidium Bremensis ecclesiae fataliter destinatos. Er hatte böse Träume. Quapropter sub obtestatione divini timoris praemonuit eos, ne quid impium cogitarent adversus ecclesiam et pastorem suum . . . Haec ille surdis praecepta reliquit.

17.

Id. IV. cap. 1: vivente adhuc patre . . .

18.

. . . querelam ad curiam deferens, nil aliud meruit quam derideri. Nam, setzt Adam hinzu, et puer rex a nostris comitibus primo derisui habitus est.

19.

Und das erstrebte Adelbert. Den Verhältnissen nachgebend, ut conjuratos tantum fratres ab invicem divelleret, Hermannum comitem adoptavit in militem.

20.

Nach einer Urkunde bei Gercken, Cod. D. VIII, 380, zu Cöln im J. 1062, ohne Angabe des Datums, ausgestellet. Böhmers Regesta, S. 87.

21.

Lambert. Schafn. a. 1063. Educatio atque ordinatio omnium rerum publicarum penes episcopos erat, eminebatque inter eos Moguntini et Coloniensis, archiepiscoporum auctoritas. A quibus cum in partem consilii Adelbertus, Bremensis archiepiscopus assumptus fuisset, rel. Der Erzbischof Sigefrid von Mainz war unbedeutend; er wurde wohl nur honoris causa zu dem Triumvirate gezogen; auch hat er bald, wie noch in diesem Capitel erzählet wird, die Bühne eine Zeit lang geräumet. Adelbert dagegen tritt als allgewaltig hervor, aber immer hat er den König in seiner Aufsicht. — Adamus Brem. III, cap. 36: Tandem — Adalbertus et Anno archiepiscopi consules declarati sunt — aber wie, und von wem? — et in eorum consilio summa rerum pendebat. Sed, setzt er hinzu, cum ambo essent viri prudentes et strenui in procuratione reipublicae — (prudentes et strenui gewiß; aber mit der procuratio reipublicae war es Nichts) —, tamen alter alterum felicitate et industria sua praecurrisse videtur. Im IV. Buche, cap. 2, wo Adam des Zuges nach Ungarn gedenket, von welchem sogleich

die Rede sein wird: tunc quasi *magister regis* et princeps consiliorum profectus est (Adelbert), relicto super negotia regni Coloniensi archiepiscopo.

22.

Dieses ist kaum zu bezweifeln, nach dem, was Adam. Brem. III. cap. 36—43 sagt. Er hörte am Liebsten, wenn die Schmeichler sagten, Hammaburgensem patriarcham (sic enim vocari voluit) cito papam futurum, und es machte ihn nicht irre, wenn sie hinzusetzten, das sei ihnen per angelos offenbaret worden. Auch ist nicht unmerkwürdig, daß er dahin gestrebet haben soll, ut *major domus* fieret prae omnibus. Ich halte diese Lesart für richtig.

23.

In der Geschichte, wie sich von selbst versteht; er mag aber schon früher um den König gewesen sein.

24.

S. 46.

25.

Lambert. Schafn. a. 1063. . . . Salomonem in solium patris restituit (rex Henricus), juncta ei in conjugium sorore sua. Das Alter Salomon's ist oben angegeben.

26.

Adam. Brem. IV. cap. 2: Restituto in regnum Salomone — pontifex noster cum rege puero victor ab Ungria regressus est. Ob er ihn mit sich nach Bremen nahm, ist mit Bestimmtheit nicht zu sagen. Jedes Falles befand sich der Hof bald hier, bald dort, und Adelbert hatte den König stets unter seiner Aufsicht. Die oben angeführte Anordnung Hanno's, daß jeder Bischof, in dessen Sprengel sich der König befinden würde, für die Erziehung desselben und für die Verwaltung des Reiches sorgen sollte, scheinet bald in Vergessenheit, ja sie scheinet niemals zur Ausführung gekommen zu sein.

27.

Er selbst sagte — Adam. Brem. IV. cap. 7 —: hac causa capessendae reipublicae quaerens primatum, quia dominum et regem suum inter manus trahentium non posset videre captivum.

28.

Man braucht auf die Angaben Bruno's Historia belli Saxonici: Freheri rr. G. SS. aliquot insignes, Tom. I. p. 174 — über Adel-

dert nicht mehr zu setzen als Recht ist. Wenn man aber vergleicht, was bei Adam. Brem., bei Lambert. Schafn., im Chronic. Ursperg. und bei anderen Schriftstellern vorkommt, so scheinet diese Annahme doch wohl gerechtfertiget. Bruno sagt: Adelbertus ubi regem infrenem velut equum per abrupta flagitiorum ruere vidit, ejus se lateri familiariter adjungere quaesivit, non ut — — sed ut germina vitiorum adulationis aqua rigaret. Ferner: velut apostolicum dabat ei praeceptum: fac omnia, quae placent animae tuae, hoc solum observans, ut in die tuae mortis in recta fide inveniaris. — — Hac episcopi non episcopali doctrina rex in nequitia confortatus, ivit per libidinum praecipitia, sicut equus et mulus. Und dieses Alles, setzt er hinzu, sah ille falsus et fallens sanctus episcopus, und hinderte es nicht, sondern suchte durch seine Lehre dem König alle Scham und Scheu zu nehmen: stultum enim dixit esse, si non in omnibus satisfaceret desideriis adolescentiae. Das ist unleugbar mit derselben Bosheit geschrieben, mit welcher Bruno — ein Mann, der Etwas von Luitprand's schmutziger Phantasie in sich trug — Heinrich den Vierten niederträchtig, zu einem Ungeheuer von Wollust und Grausamkeit zu machen gesucht hat. Auch stehet Manches mit Dem im Widerspruche, was Adamus Bremens. anführet. Diesem aber darf man glauben, da er nur mit Schmerz und aus Liebe zur Wahrheit Dinge berichtet hat, die nicht zu des Erzbischofes Ehre gereichten. Eheu, sagt er, IV. cap. 34, als er der letzten Augenblicke desselben gedenkt, eheu quam vellem meliora scribere de tanto viro, qui et me dilexit.

29.

Adam. Brem. III. cap. 38. Adelbert suchte zu bewirken, ut vel solus placeret in curia.

30.

Id. III. cap. 38. Et corrupti quidam archiepiscopi mores ab initio tales, processu autem temporis et circa finem semper fuerunt deteriores.

31.

Dieser Meinung ist Adam von Bremen — III. cap. 43 —; und ich glaube, er hat Recht. Der Magnates, besonders der Billunger invidia, simultates et odia, itemque insidiae, opprobria et calumniae traxerunt Archiepiscopum ad haec omnia, quae supra diximus offendicula praecipitem, et quasi vecordem reddiderunt, dum minor ipsis et cedere videretur. . . . . Und victus a tribulatione persequentium

et dolore malorum exulceratus, non semel exclamavit cum Helia, *Domine Deus altaria tua destruxerunt, prophetas tuos occiderunt, et relictus sum ego solus, et quaerunt me interficere.* Hoc esse apertissimum nobilitatis indicium.

32.

Id. III. cap. 42. Inter epulandum familiare habuit magnates carpere viros, notans in aliis stultitiam, in quibusdam avaritiam, multis autem objiciens ignobilitatem, omnibus vero improperavit infidelitatem, eo quod ingrati regi essent, qui eos de stercore suscitaret, quem solum ille diligens imperium pro jure, non pro suo commodo tueri videretur, rel. Wohl wäre möglich, daß Adelbert sich durch seine scharfe Zunge, welcher er in seinem Uebermuthe freien Lauf ließ, mehr Feinde gemacht hätte, als durch seine Handlungen. Denn Witz und Spott wird selten verziehen.

33.

Lambert. Sch. a. 1063: juvenis tam ingenio quam aetate ferox.

34.

Selbst Weinberge wollte er bei Bremen anlegen. Ita — sagt Adam — mens alta viri pugnans contra naturam patriae, quicquid usquam magnificum didicit, hoc et ipse habere voluit.

35.

Lambert. Schafnab. a. 1063. Hi duo — nämlich Adelbert und der Graf Wernher — pro rege imperitabant: ab his episcopatus et abbatiae, ab his quicquid ecclesiasticarum, quicquid secularium dignitatum est, emebatur: nec alia cuiquam, licet industrio atque egregio viro, spes adipiscendi honoris ullius erat, quam ut hos prius ingenti profusione pecuniarum suarum redemisset. Das ist es wohl auch, was Adam. Brem. — III. cap. 38 — saget: Pecuniam, quam a suis recepit (Adalbert), sive amicis, seu ab iis qui frequentabant palatium, vel qui regiae potestati obnoxii fuerant — das verschleuderte er.

36.

Lambert. Schafn.: illud prae se ferentes, nihil minus regem in hos juris ac potestatis habere quam in villicos suos, vel in alios quoslibet regalis fisci dispensatores.

37.

Ich stelle hier zusammen, was die Herren nach der Verdrängung der Kaiserin Agnes an sich brachten, weil ich nicht wiederholt von derselben Sache sprechen will. Einiges ist ihnen schon zugestanden, ehe Adelbert an den Hof kam; das Meiste wird ihnen nach Adelbert's Erhebung zu Theil.

38.

Lamb. Schafn. l. c. Die Mönche kämpften, um die Villa wieder zu erhalten, non armis carnalibus, sed jejuniis et crebris orationibus. Unde ille (Wernherus comes) mordaciter magisquam facete jocari solebat, magno munere dignum se esse apud regem, qui monachos ejus languidos prius in opere dei et tepidos, novis facibus adhibitis, exsuscitasset, invitosque ad jejunia et nudipedalia coegisset.

39.

Adam. Brem. IV. cap. 4. Pro qua (Lismona) firmiter ex omni parte solvenda fertur Archiepiscopus Agneti reginae dedisse novem libras auri, quoniam haec in partem suae dotis commemorabatur. Vielleicht ist der unglücklichen Frau noch Mehreres abgezwackt worden. Petrus Damiani schrieb ihr in seiner frommen Gutmüthigkeit mehrere Trostbriefe. In einem derselben — Epistol. Lib. VII. ep. 7 — heißt es: Hortor sanctam patientiam vestram — — vel etiam necessarii sumtus inopiam sustinere. Cum enim Christus pro te pertulerit crucem, quid mirum si tu sustineas pro illius amore pauperiem.

40.

Lambert. Schafn. . . .: atque ea inter se tamquam provincias partiebantur, rege ad omnia, quae jussus fuisset, puerili facilitate annuente.

41.

Adam. Brem. IV. cap. 1—4.

42.

Die meisten Chroniken gedenken dieser Pilgerfahrt. Am Ausführlichsten sprechen von derselben Lambert. Schafn. und Marianus Scotus aa. 1064 und 1065.

43.

Am Osterfeste, zu Worms, las Adelbert die Messe und predigte (fecit debitum tantae festivitati sermonem). Zugleich hominem ab infestatione daemonis purgavit, fusis — precibus. Ueber dieses Wunder wunderten sich die Menschen gar sehr, quod vir tam pessimae in

populo aestimationis, qui vitam virtutum non haberet, signa virtutum faceret. Sed, füget Lambert hinzu, aemuli ejus invidiose hoc interpretabantur, non meritis ejus, sed praesentium populorum supplicationi adscribendum esse tantae rei effectum.

44.

Lambert. Schafn. a. 1065: . . . statimque primam susceptae armaturae experientiam in archiepiscopum Coloniensem dedisset, et ad persequendum cum ferro et igne praeceps abisset, nisi res turbatas imperatrix tempestivo valde consilio composuisset. Vergl. übrigens, was Baronius ad a. 1065, LV und LVI, von einem Monachus Sigebergensis, anführet.

Fünftes Capitel.

1.

Vergl. S. 237.

2.

Aber das Consilium Osboriense am Feste SS. Apostolorum Simonis et Judae im Jahre 1062? Ich gestehe, daß ich nicht umhin kann, dieses Concilium für eine reine Fiction zu halten, wie wenig man auch jetzt an demselben zu zweifeln pfleget, nachdem es ein Mal in die Geschichte eingeschwärzet worden ist. Wer sich den Zustand der Dinge in Teutschland, wie derselbe im vorhergehenden Capitel dargestellt ist, klar vor Augen stellet, der wird es nicht für möglich halten, daß unter solchen Umständen eine Kirchen-Versammlung habe Statt finden können; und deßwegen müßte er selbst alsdann zum Zweifeln geneiget sein, wenn wir bestimmte Angaben über eine solche Versammlung in der Geschichte fänden. Aber es weiß auch kein einziger Schriftsteller irgend Etwas von einem Concilio Osboriensi, oder überhaupt von einem Concilio in dieser Zeit. Weder Lambertus Schafnaburgensis gedenket desselben, noch Sigebertus Gemblacensis; weder Bonizo noch Benzo oder irgend ein anderer. Ist es wahrscheinlich, daß ein so wichtiges Ereigniß von keinem Menschen mit einer Sylbe gedacht worden sein sollte? Aber, wie ist man denn zu der Annahme gekommen, daß ein Concilium Osboriense Statt gefunden habe? Die ganze Annahme stehet zuerst auf einer Schrift, deren schon mehrere Male gedacht worden ist, und die Petrus Damiani wahrscheinlich geschrieben hat, alsdann auf einer Stelle in den Briefen

eben dieses frommen Mannes, und endlich auf einer Stelle bei Leo Ostiensis; jedoch, wie mir scheinet, nicht besonders fest.

Jene Schrift führet den Titel: Disceptatio synodalis inter regis advocatum et romanae ecclesiae defensorem. Aber sie beweiset nicht das Mindeste. Die Ueberschrift: Concilium Osboriense, auctoritate s. Annonis . . . congregatum, quo in praesentia regis, post habitam disputationem, quae infrascribitur, Cadalous pseudopapa omnium acclamatione est condemnatus, et Alexandri legitime facta electio est confirmata, ad a. MLXII. ipso festo ss. Simonis et Judae, von späterer Hand hinzugefüget, setzt im Anfange als gewiß, was eben im Zweifel steht, und enthält hierauf Dinge, die offenbar falsch sind, wie die Geschichte des Conciliums zu Mantua im J. 1067, auf das Klarste beweiset, von welchem am Ende dieses Capitels die Rede sein wird. In der Einleitung der Schrift selbst heißt es: da der königliche Hof seinen Erwählten beschütze, und die römische Kirche ihren Bischof, der schon den Thron inne habe, vertheidige, dignum est, ut sanctorum atque prudentium sacerdotum multitudo conveniat, et hanc quaestionem ventilans sub canonici juris auctoritate discernat. Quoniam et in proximo, *ut speramus*, fiet *hic Osboriense* concilium, hic jam ejusdem concilii constituamus velut in quadam tabella picturae praeludium. Die Hoffnung des Verfassers auf ein Osboriense concilium ist also da; aber von der Erfüllung dieser Hoffnung enthält die Schrift Nichts und kann sie Nichts enthalten. Vielleicht findet sich jedoch der Beweis in den beiden Stellen bei Petrus Damiani und Leo von Ostia, auf welche oben hingewiesen wurde? Mir scheinet, nein.

Die Worte des Ersten finden sich Epist. III, 4 ad Cunipertum und lauten also: Cadalous siquidem ipso festivitatis die SS. Apostolorum Simonis et Judae (und diese Worte sind benutzet zu der Ueberschrift der disceptatio synodalis), quasi in papam, Deo reprobante ac repellente, fuit electus; eodemque vertente anno in praedictorum Apostolorum vigiliis ab omnibus Theutonicis et Italicis episcopis et Metropolitanis, qui cum Rege tunc aderant, damnatus est et depositus. Dieselben Worte hat Leo: Eodem anno, id est in praedictorum Apostolorum . . . damnatus est ac depositus. Leo hat also wahrscheinlich die Worte von Petrus Damiani aufgenommen, und an Statt zweier Zeugnisse hätten wir nur ein einziges. Nun aber steht in diesen Worten nicht das Geringste von einem Concilio *Osboriensi*, und überhaupt Nichts von einem Concilio; sondern es wird nur gesaget, Ca-

dolaus sei von den teutschen und italischen Bischöfen, **die damals bei dem Könige waren**, verurtheilet und abgesetzet. Wie viele Bischöfe aber waren denn damals bei dem Könige? welche Bischöfe waren es? und bildeten sie nothwendig ein Concilium? und ein Concilium zu Osborium? Aber auch abgesehen von dieser Unbestimmtheit des Ausdruckes, erhebt sich gegen das Zeugniß des guten Petrus einiges Mißtrauen. Früher nämlich ist erzählet worden, daß Cadolaus im J. 1062 am Feste der Apostel Simon und Juda zu Basel zum Papst, Honorius dem Zweiten, ernannt worden sei. Ueber diesen Vorgang war der fromme Mann, Petrus Damiani auf das Höchste erzürnet, und von seinem Zorne ließ er sich bis zur Weissagung fortreissen. Er prophezeiete dem Honorius den Tod vor dem Ablauf eines Jahres. Epist. I, 20: Diligenter igitur intende — der Brief ist an Cadolaus gerichtet — quod dico:

> Fumea vita volat, mors improvisa propinquat,
> Imminet expleti praepes tibi terminus aevi.
> Non ego te fallo: coepto morieris in anno.

Das Jahr aber verlief, und Cadolaus befand sich bei guter Gesundheit. Petrus war daher in Gefahr als falscher Prophet betrachtet zu werden. Um dieselbe zu vermeiden, erklärte er, daß er jene Worte nicht vom natürlichen Tode verstanden habe, sondern vom bürgerlichen; er habe an die Absetzung des Papstes gedacht. Diese Absetzung mußte er also behaupten, und später durfte er sie nicht setzen, als geschehen ist. Heißt es denn nun zu weit gehen im Zweifel, wenn man, bei der Erklärung der obigen Worte, einige Rücksicht auf diese Prophezeihung nimmt?

Was endlich Osborium betrifft: so ist bekannt, daß man jetzt unbedenklich Augsburg hinter diesem Namen zu suchen pfleget. Baronius erklärte, daß er den Ort nicht kenne, und durfte das wohl thun, seines Ruhmes unbeschadet. Calles kam auf den Einfall, den Namen bloß für eine Entstellung des Namens Augsburg zu halten; denn der Italiäner, Petrus Damiani, konnte wahrscheinlich das Wort Augsburg nicht aussprechen, sondern er sagte etwa Ogsborg, Osborg, Osbor, und so war das Osboriense natürlich genug. Das ist späteren Schriftstellern klar gewesen. Allein man begreifet doch nicht recht, warum der gute Petrus gerade den teutschen Namen der altberühmten Stadt gewählet habe, und nicht den lateinischen. Dieser lateinische Name konnte ihm unmöglich unbekannt sein; und wäre er ihm früher unbekannt gewesen, so würde doch wohl Henricus Augustensis episcopus, der ja bei der Erhebung des Hono-

rius bedeutend mitgewirket hatte, ihn mit demselben bekannt gemacht haben. Ueberdieß darf man auch wohl behaupten, daß der Erzbischof Hanno, wenn er auch ein Concilium zu berufen im Stande gewesen wäre, dasselbe im J. 1062 am Wenigsten in Augsburg versammelt haben würde; denn in dieser Stadt lebte ja der Bischof Heinrich, den er so eben erst von der Verwaltung des Reiches verdränget hatte. Zuverlässig wäre es gegen alle Schicklichkeit, ja gegen alle Klugheit gewesen, bei diesem Verhältnisse ein Concilium nach Augsburg zu berufen. Wenn aber endlich Petrus Damiani bei seinem Osboriense an einen bestimmten Ort, gleichviel ob an Augsburg oder an einen anderen Ort, gedacht hätte: so müßte das Concilium schon ausgeschrieben gewesen sein, und er müßte seine disceptatio synodalis zwischen dem Ausschreiben und der Zusammenkunft ausgearbeitet haben; und alsdann wäre doch wohl der Name des Ortes nicht ihm allein bekannt geworden, und er würde auch schwerlich gesaget haben, *ut speramus*, fiet hic Osboriense concilium. — Was also ist von der Sache zu halten?

Petrus Damiani hat, so scheinet mir, zu eigener und Anderer Erbauung zusammen gestellet, was sich bei der Lage der Dinge für die aula regia und für die Romana ecclesia sagen ließ, und zwar in der Hoffnung, daß dieses Alles auf einem Concilio nächstens gesaget, und noch besser und ausführlicher gesaget werden würde: denn er wollte ja nur ein praeludium geben Diesem Concilio, welches er erwartete, gab er einen willkührlich gebildeten Namen; und da er gern seine Kenntniß des Griechischen anbringet, so kommt es mir nicht unwahrscheinlich vor, daß er das Osboriense zusammengesetzet habe aus ὦς und *βορὰ*, weil er eine solche Disputation für eine wahre Ohren-Speise, oder einen wahren Ohren-Schmaus hielt. Er hat aber wohl nicht geahnet, daß seine, übel angebrachte, Gelehrsamkeit die Veranlassung zu Irrthümern in späteren Tagen geben würde.

3.

Alles Dieses ist als gewiß anzunehmen, weil es in der Natur menschlicher Verhältnisse lieget. Das Einzelne, das Benzo hat — Lib. II. vom 15. Capitel an — mag auf sich beruhen, und um so mehr, da es nicht weiter aufklärt und ohne Erfolg gewesen ist.

4.

Bonizo, pag. 808.

5.

Berthold. Const. a. 1065; Sigebert. Gembl. ad. eund. a.

6.

Bonizo, pag. 807: . . . post multas et varias calamitates . . ., non ante datum est ei inde exire, quam ab eodem Cencio — einem furchtbaren Menschen, der ihm früher wesentliche und wilde Dienste geleistet hatte — trecentis libris argenti se comparavit, unoque clientulo contentus, unius jumenti adjumento inter oratores Bercetum aegre pervenit.

7.

Lambert. Schafnab. a. 1066. Nach ihm die ganze folgende Erzählung.

8.

Zur Tänzerin mag ich sie nicht machen, weil der Ausdruck vielleicht eine falsche Vorstellung gäbe. Wernher erhielt nämlich den Schlag a quodam nostri monasterii (Hersfeld) vilissimo mancipio, vel, ut alii ferunt, a foemina saltatrice. Sie gehörte wohl zu den Menschen, die von Adam. Bremens. pantomimi genannt werden, qui obscaenis corporum motibus oblectare vulgus solent.

9.

Er war indeß sehr hartnäckig. Erst als die Bischöfe droheten, se ei sacram communionem morienti non daturos, nisi prius tanti peccati pondere se exonerasset, erst alsdann ward er zur Rückgabe geneiget; jedoch pudore magis quam religione victus.

10.

. . . thesauros regios per satellites et socios fraudis suae jam exportare coeperat (Adelbert) . . .

11.

Contumeliose ejectus est de curte regia, cum omnibus tyrannidis suae fautoribus. — Adam. Bremens. IV. cap. 7: Archiepiscopum nostrum quasi magum et seductorem a curia depulerunt — nämlich fere omnes episcopi et principes regni.

12.

In den Festtagen per quatordecim fere noctes continuas cometa apparebat. —

13.

. . . ita ut a medicis desperaretur, et principes de regni successione consilia conferre coepissent.

14.

Lambertus Schafnab. führt die Vermählung ganz einfach an und ohne irgend eine Bemerkung: nuptias regio apparatu celebravit. Bruno hingegen in der Historia belli Sax. pag. 176 saget Nichts von der Vermählung, merkt aber Folgendes an: Uxorem suam, quam nobilem et pulchram *suasionibus principum invitus* duxerat, sic exosam habebat, ut post nuptias celebratas eam sponte sua numquam videret, quod et ipsas nuptias non sponte sua celebraverat. Die Wahrheit dieser Bemerkung ist, nach den Umständen und nach den späteren Vorgängen nicht zu bezweifeln.

15.

Leo Ostiensis III. cap. 25: cum princeps Richardus .... ad Romae jam se viciniam porrexisset, ipsiusque jam urbis patriciatum omnibus modis ambiret .... Lupus Protospata: ... Richardus ... devastando usque Romam pervenit.

16.

Daß das Concilium in Mantua nicht im J. 1064, sondern im J. 1067 Statt gefunden habe, ist als vollkommen erwiesen anzusehen. Die Verhandlungen, welche demselben vorher gingen, und von welchen hier die Rede ist, haben also auch in dieser Zeit Statt gefunden. Alsdann aber ist wohl klar, was schon früher bemerket wurde, daß nicht im Jahre 1062 der Papst Alexander II. in Teutschland anerkannt, und Honorius II. verworfen sein kann.

17.

Diese Erzählung ist größtes Theiles nach Bonizo. Die anderen Schriftsteller weichen von ihm und von einander sehr ab. Bonizo's Angaben stimmen am Besten mit den Verhältnissen.

18.

Daß Cadolaus noch einen Versuch mit den Waffen in der Faust gemacht habe, und in Mantua eingedrungen sei, wie Benzo angiebt, kommt mir sehr unwahrscheinlich vor.

19.

Lambert. Schafn. ad a. 1064.

Sechstes Capitel.

1.

Die Worte der Vita Henrici: Quicquid illi praescribebant faciendum, ut puer fecit, quem volebant, exaltavit, quem volebant, deposuit, ut regi suo non tam ministrasse, quam imperasse merito dicantur. Cum regni causam tractabant, non tam regis quam suae causae consulebant, idque praecipuum eis fuit in omnibus quae agerent, ante omnia suum quaestum facere. Fuit haec perfidia vel maxima, quod eum quasi sub sigillo servandum in puerilibus actis suae potestati relinquebant, ut sic elicerent ab eo, quod affectabant. — Diese Worte gelten von diesen Jahren nicht weniger, als von den früheren; ja sie gelten von einem großen Theile des Lebens Heinrich's des Vierten.

2.

Soviel mag als sicher von allen Beschuldigungen gegen Heinrich IV. stehen bleiben; die Einzelnheiten sind Gerüchte, im Umlaufe leidenschaftlich vergrößert, oder boshafte Erdichtungen. Die Mähr bei Bruno von der Versuchung, in welche Heinrich seine Gemahlin zu seiner großen Beschämung führt, ist vom Anfange bis zum Ende albern, und stehet mit dem Ernst, in welchem derselbe nach Lambert, sein Verhältniß zu dieser Gemahlin aufgefaßt hatte, im schneidendsten Widerspruche. Die andere Mähr aber, nach welcher Heinrich seine eigene Schwester gezwungen habe, sich der Schändung Preis zu geben, ist eine so infame als schmutzige Lüge. Nicht minder sind die Angaben von Heinrich's Grausamkeit, von seinen Homicidiis, eitele Rednerei. Wer sich des Königes Lage zu vergegenwärtigen vermag, der wird denselben nicht den geringsten Glauben schenken, und es nicht ohne Schmerz bemerken, daß dieser Bruno sich das Ansehen giebt, als berichte er nur Dinge, deren Wahrheit er erforschet habe: Sed quia hujus veritatem mihi non contigit agnoscere, placuit mihi eam inter ambigua relinquere, quamvis — und eine andere Quelle hatte der Mann wohl selten — omnibus pene versaretur in ore. Nur Eins möchte unter allen Anklagen richtig sein, nämlich daß die geistlichen Stellen, die Bisthümer und Abteien, auf eine freche Weise verkaufet wurden; aber die Schuld dieses Handels fällt auch nicht zum kleinsten Theil auf den jungen König, sondern lediglich auf seine Umgebung, auf seine Räthe und Minister, die jedes Falles den größten Theil von dem gezahlten Gelde behielten. Und wenn Heinrich auch in der

Folge den einträglichen Handel fortgesetzet hätte, was er nicht gethan hat: würde Ihm Dieses sehr hoch anzurechnen sein? Nach dem Tode Gunthers von Bamberg, im J. 1065, als noch Albert von Bremen die öffentlichen Geschäfte führte, erkaufte Hermann, Vicedom der Kirche zu Mainz, das Bisthum, profuso in coemptionem ejus argenti et auri inaestimabili pondere, wie Lambert ad h. a. sich ausdrücket. Deßwegen der Simonie angeklaget, ward er im J. 1070 — Lambert. Schafn. ad h. a. — nach Rom gefordert, vom Papst Alexander II. Er aber multa et pretiosa munera papae dedit. Und die Wirkung? Per haec efferatam adversam se mentem ejus ad tantam mansuetudinem reduxit, ut — — non solum impunitatem criminis — — consequeretur, sed etiam pallium et alia quaedam archiepiscopatus insignia, a sede Apostolica pro benedictione acciperet. Solche erbauliche Vorgänge konnten doch wohl ihre Wirkung auf den König nicht verfehlen.

3.

Adam. Brem. IV. cap. 9. Magnus ante omnes saeviebat, glorians se tandem reservatum esse, qui rebellem domaret ecclesiam... ipsum pastorem persequutus, ut contentionem diutinam finisse videretur, aut membris truncare, aut funditus interficere quaerebat Archiepiscopum.

4.

... ibique secure apud Loctunam in praedio suo per dimidium annum mansit.

5.

Id. ib. cap. 10. Tantis largitionibus nihil erga Udonem et Magnum lucratus est Archiepiscopus, quam ne expelleretur a suo episcopatu: a caeteris vero nihil aliud meruit nisi ut dominus vocaretur.

6.

S. oben S. 496.

7.

Adam. Brem. IV. cap. 11; und Helmold cap. 22 u. 23.

8.

Helmold. l. c. Ordulfus ducatum suscepit gubernandum, licet fortitudine et militiae usu longe a faelicitate paterna divertit.

9.

Id. cap. 24. Dux Ordulphus in vanum saepe contra Slavos dimicans per XII. annos, quibus patri supervixit, nullam unquam po-

terat obtinere victoriam: totiensque victus a paganis, a suis etiam derisus est.

10.

Die Erzählung ist nach Lambert. Schafn.; Berthold. Constant.; Sigebert. Gemblac.; Triumphus S. Reclami; vita Conradi von einem Zeitgenossen in Actis SS. — Daß die Unthat unbestraft geblieben, scheinet aus Sigiberti Worten, ad a. 1068, hervor zu gehen.: Deodericus — exiliatur ab imperatore, et suscepta peregrinatione Hierosolymam eundi, quid de eo et de omnibus, qui in comitatu ejus pergebant, actum sit, adhuc nescitur. Weiter Nichts. Eben so wenig weiß Lambert. Dieser endiget mit dem Begräbnisse Cuno's, und setzet bloß hinzu, ubi usque in praesens tempus magnis, ut fertur, miraculis — illustratur. Die Legende jedoch übet Gerechtigkeit an den Verbrechern.

11.

Bruno, pag. 179: Quorum (castellorum) primum et maximum Hartesburg appellatum, quod ita forti muro et turribus, et portis exterius munitum, ita regalibus aedificiis intus adornavit (Heinrich IV.), tale monasterium in ipso construxit, tales ornatus in ipso monasterio collocavit, tales et tot clericos illuc undique congregavit, ut aliquot episcopales locos omni suo apparatu aequipararet, aliquot etiam transcenderet. Und so weiter. Wer kann diese und ähnliche Dinge für möglich halten unter den gegebenen Umständen?

12.

Vergl. oben S. 224.

13.

Nach Bruno fing Heinrich in diversis locis altos et natura munitos montes quaerere et in his hujusmodi castella fabricare allerdings erst an jam abeunte adolescentia; aber doch auch ut Adelbertum Brem. episc. nactus est consiliarium. — Lambertus Schafn. giebt a. 1073 folgende castella an, quae ipse, Heinrich IV, postquam pater ejus decesserat, exstruxit: Hartespurg, Wigantenstein, Moseburg, Sassestein, Spatenberg, Heimenburg, Assenberg.

14.

Das, was die Fasti Corbeiens. a. 1067, und Bernold. Constant. aa. 1068 und 1069 von einem Aufstand und einer Bezwingung der Sachsen, von einer Verschwörung der sächsischen Fürsten gegen Heinrich, und von der Herstellung des, eidlich bekräftigten, Friedens durch den Kö-

nig anführen, weiß ich nicht wohl zu begreifen, und kann nur vermuthen, daß diese Angaben sich auf den Streit der sächsischen Fürsten gegen Adelbert, auf die Flucht Adelbert's nach Goslar, und auf die Verträge desselben mit den Fürsten beziehen, welche durch ein regale edictum bestätiget worden sein mögen. Darauf weisen diese Worte, im Texte, hin.

15.

Lambert. Schafn. a. 1069 nennt die Scheidung Heinrich's von seiner Gemahlin res diu exoptata.

16.

Dieses erhellet aus den Verhandlungen der Kirchen-Versammlung zu Erfurt im J. 1073.

17.

Die Urkunde Guden. Cod. diplom. I. pag. 373. In dieser Urkunde wird gesaget, daß der Erzbischof den Zehenten zur Zeit Heinrich's III. gefordert, und daß dieser Kaiser die Forderung als gerecht anerkannt habe. Aber daraus folget weder, daß die Forderung wirklich Statt gefunden habe, noch daß die Richtigkeit derselben, Falls sie Statt gefunden hatte, anerkannt worden sei. Vielmehr ist die ganze Angabe nur ein Einschiebsel, um die Bewilligung einigermaßen, wenn nicht zu rechtfertigen, doch begreiflich zu machen. Uebrigens verweise ich auf Wenck, Hessische L. G. III. S. 34.

18.

Lambert. S. a. 1067. Otto, Marchio Thuringorum, obiit, gaudentibus admodum in morte ejus omnibus Thuringis, eo quod ipse *primus* ex principibus Thuringorum — das scheinet zu beweisen, daß Andere seinem Beispiele gefolget waren — decimas ex suis in Thuringia possessionibus dare consensisset, et per hoc calamitatem maximam genti suae invexisse videretur.

19.

Nach Lambertus a. 1069 Heinrich zu Worms primum secreto cum episcopo Moguntino rem egit. Aber primum heißt hier nicht zum ersten Male, sondern zuvörderst, ehe er die Sache an die anderen Fürsten brachte. Denn er hatte schon längst schriftlich mit Sigebert unterhandelt. Codex Udalrici Nr. 129. Auch saget Lambert, außer den Anmerk. 15 angeführten Worten, noch am Ende des Jahres 1069: consilia scindendi conjugii saepe jam tentata, rel.

20.

Lambert: . . . sibi cum uxore sua non convenire.

21.

. . . foeda res, et ab regia, majestate nimium abhorrens.

22.

Lambert. a. 1068.

23.

Id. a. 1069 . . . saepius obtundens, quia si vir esset, non multas injurias acciperet, nec priori marito ejus audacia se imparem gereret, quo et virtute et opulentia superior esset.

24.

Id. ibid. Rex ad haec benigne respondit, auxiliumque suum, si in fide manerent, certissimos sperare jussit.

25.

Id. ibid. . . . duo castella, Bichelingun et Schidingen.

26.

. . . nonnullos ministros ejus, nec hos mediocri fortuna vel humili loco ortos, dum ab exercitu regis paulo longius praedatum abiissent, comprehensos suspendere.

27.

. . . facile et contemptim.

28.

. . . jussit. Allerdings.

29.

Hac oratione fractus magis quam inflexus. . . .

30.

. . . statuit deinceps, communicato cum ea solum regni nomine, sic eam habere, quasi non haberet.

Siebentes Capitel.

1.

Lambert. a. 1069: adhibitis sibi vix 40 militibus.

2.

Adamus Brem. IV. cap. 4. sagt: tandem post triennium expulsionis suae, voti compos effectus, in pristinum gradum restitutus est, moxque succedentibus prosperis, summam rerum, quod est Vice

dominatus, jam septies Consul meruit. Das würde das Jahr 1069 sein. Lambert gedenket seiner Rückkehr an den Hof erst bei dem Jahre 1072, da er seines Todes Erwähnung thut. Und bei dieser Gelegenheit schreibt er ihm alle Gewalt zu. Er, Adelbert, war tunc primus in palatio; solus rege fruebatur; receptus pene in regni consortium, et omnium, quae publice vel privatim agenda erant, societatem.

3.

Adam. Brem. IV. cap. 17—23.

4.

Nach Adam. und Lambert.

5.

Homo ingenuus. Die Markgräfin Beatrix nannte sich ingenua und ihren Gemahl, den Herzog Godefried ingenuus.

6.

Gladius; mucro.

7.

Chronogr. S. a. 1071. Otto . . . in tanta apud universos primates excellentia habitus, ut rex . . . ipsum contra se in regni fastigium elevari posse formidaret. Ebenso das Chron. Urspergense.

8.

Wie Aventin.

9.

Das Erste thut das Chron. Ursperg.; das Andere, die Nennung der Namen, findet sich bei Lambert. ad a. 1073 am Ende.

10.

Bruno, pag. 180. Er nennet den Gedungenen Einno.

11.

Lambert. a. 1070 . . . causari principes de iniquitate conditionis coeperunt, nec bonum nec aequum esse dicentes, ut homo nobilissimus integerrimae apud omnes existimationis, nec nulla unquam sinistri rumoris macula attaminatus — sein schnöder Undank gegen die Kaiserin Agnes, seine Theilnahme an der Gewaltsamkeit gegen den jungen König waren also in diesem Zeitalter keinem Menschen aufgefallen, wenigstens von keinem Menschen getadelt worden —, manum conferre juberetur cum homine sceleratissimo, qui, si quid ingenuitatis a parentibus accepisset, id per furta, per latrocinia, denique omnia vitiorum probra, jam dudum obliterasset.

12.

Principes Saxoniae. Natürlich nicht Alle.

13.

Ganz nach Lambert. a. 1070.

14.

Wenigstens ist zu vermuthen, daß mit ihm unterhandelt und daß Alles, was geschah, verabredet worden sei. Daß sich aber Welf um das Herzogthum Baiern beworben habe: Lambert. (a. 1071) ad ipsum ejus (Otto's) ducatum occupandum omnem operam intendit, nihil pensi habens, quantum auri, quantum argenti, quantum redituum ac possessionum dilapidaret, dum modo, quod cupiebat, assequeretur.

15.

Lambert. l. c.: per interventum Rudolphi, ducis Suevorum.

16.

Nach Theganus war Ludwig's des Frommen Gemahlin, Judith, die Tochter eines Grafen Welf in Baiern; unter den Sciren waren, nach Jornandes, Ethico und Welf primates. Und hat denn Wulfila, der gothische Uebersetzer der Bibel, nicht auch eigentlich Welf geheißen? Aber man kann sogar, nöthiges Falles, den Markgrafen Azo oder Azza, den Vater des Welf, der jetzt Herzog von Baiern wurde, zu einem Abkömmling von Welfen machen, wie Scheid., Origines Guef., und Eichhorn, Urgeschichte des erlauchten Hauses der Welfen, bewiesen haben; nur ist weder der Welt noch der Geschichte sonderlich mit dieser Abstammung gedienet.

17.

Dafür zeuget Lambert's bittere Sprache.

18.

Lambert. l. c. Mons, qui dicitur Hasengun. Nach Wenck ist es wahrscheinlich der Hasunger Berg im Habichtswalde, an der Fulda, nicht weit von Cassel.

19.

Id. . . . sub juramento se ei promittere, quod et veniam culpae, cujus insimulatus fuerat, et omnium, quae jure belli amiserat, restitutionem ei a rege impetraret.

20.

Dieses saget Lambert hier nicht; es ergiebt sich aber aus den späteren Vorgängen.

21.

Wegen dieser Verhandlung vergl. Wedekind, Noten I. pag. 212. — Den Vertrag giebt Bruno mit folgenden Worten an: Rex Danorum regi Henrico juravit, ut ei contra omnes hostes suos et nominatim contra Saxones, quantum posset, terra marique auxilium ferret, et rex etiam illi promisit, ut ei cunctas regiones suo regno contiguas in proprium daret. Es werden also wohl dieselben teutschen Länder sein, in deren Besitze gegenwärtig der König von Dänemark ist. Die Sache ist natürlich genug. Jene Länder gehören zu Schleswig und Jütland. Da die Teutschen versäumet hatten, diese letzten Provinzen zu gewinnen, so mußten die dänischen Könige allerdings streben, sich weiter nach Süden auszubreiten.

22.

Adam. Brem. IV. cap. 25. Archiepiscopus noster bona ecclesiae recepit, quae ante Magnus habuerat.

23.

S. Neugart. episcop. Constant., wo sich alle Nachweisungen finden.

24.

So muß wohl die Capitulation gewesen sein. Bruno saget — pag. 181 —: Eberhard bot die Uebergabe an; Hermann antwortete: nisi Magnus dux filius fratris sui rediret, nullum istorum abiturum. Und nun Bemerkungen über die Verlegenheit des Königes, bis endlich die Freilassung des Herzoges Magnus erfolgte. Diese aber erfolgte erst nach zweijähriger Gefangenschaft; und darüber, was inzwischen mit Eberhard und seinen Gefährten geworden, saget Bruno Nichts. Lambert hingegen gedenket der Sache erst bei dem Jahre 1073, und holet das Frühere nach, ohne in Hinsicht der Zeit deutlich zu sein. Er saget aber: Hermann jam pridem, antequam rex Saxonia effugaretur, Luineburg obsederat, militesque regis . . . paucis diebus ad deditionem coëgit: nec tamen, setzt er hinzu, dimittere victos, aut punire volebat, sed intra oppidum diligenti custodia, ne effugerent, observatos. . . .

25.

Lambert. l. c. . . . pane arcto et aqua brevi sustentabat (victos), mittensque ad regem, rel.

26.

Dieses glaubet wenigstens Adam. Brem. IV. cap. 29. Dum Medicorum auxilio studuit valetudinem recuperare, propter crebra medi-

caminum tentamenta in graviorem mox incidit infirmitatem. . . . Schon früher hat er neben den Adulatoribus der Medici gedacht. Ja — III. cap. 42 — soli Medici cum illo regnabant. Es war zur Zeit seines Glückes.

27.

In der letzten Zeit seiner Krankheit ließ er — Adam. Brem. IV. cap. 32 — Niemand vor sich, dicens, se pro immundicia infirmitatis indignum, ut ab ullo videretur. Soli tamen regi concedebatur aditus aegrotum visitandi, quem dilexit eo modo et usque in finem.

28.

Id. IV. cap. 37.

29.

Ich denke, Diese versteht Lambert. a. 1072 unter seinem populus.

30.

Lambert — l. c. — saget, permotus tandem durch das Geschrei, annitentibus in hoc ipsum cunctis regni principibus, rex rogavit Coloniensem archiepiscopum, ut, rel.

31.

Sind Lambert's Worte.

32.

Inter quos — nämlich et genere et opibus clarissimos, male agentes — illum nostra aetate nominatissimum Egenem, qui duci Baivariorum Ottoni calamitatis tantae causa extiterat . . . teneri fecit, rel.

33.

Und selbst Dieses wird dem Erzbischofe Hanno als Verdienst angerechnet. Denn Er in rege ipso, qui in cultu atque socordia pene praec ps ierat, paternam virtutem et paternos mores brevi exsuscitavit.

34.

Lambert. . . . Certum tenens, non ex integro abolitas ab animo regis inimicitias.

35.

Vergl. oben S. 435.

36.

Lambert. a. 1073. Rudolphus quoque — tumultum aliquem reipublicae machinari formidabatur.

37.

Auf diese Weise scheinet mir die Absetzung des Herzoges Berthold erklärlich. Lambert's Worte, einzeln genommen — Bertoldo ducatum absenti abstulit, et Marcovardo tradidit —, lassen freilich Alles ungewiß, und man begreifet das Verfahren Heinrich's nicht im Mindesten. Und doch leidet es keinen Zweifel, daß Heinrich Gründe gehabt zu diesem Verfahren, und daß er den Herzog keineswegs bloß darum abgesetzet habe, weil derselbe nicht am Hofe erschienen war. Hätte aber Lambert nur den Satz, der Anmerk. 36 angeführet worden ist, voraus geschicket, so würde man schon leichter auf den Zusammenhang gekommen sein.

38.

... tanquam severissimus paedagogus, saget Lambert, l. c.

Achtes Capitel.

1.

Die Worte Lambert's — ad a. 1073 — sollen vielleicht nicht mehr sagen, als was hier angegeben; wenigstens scheinen sie diese Erklärung zuzulassen. Rex — statim in omnia genera flagitiorum, ruptis omnibus modestiae et temperantiae frenis, praecipitem se dedit, montes omnes colliculosque Saxoniae et Thuringiae castellis munitissimis extruxit, praesidiumque imposuit. Quibus u. s. w. Die flagitia scheinen nur in den Anlagen, Besatzungen, und in dem, was diese sich erlaubten, bestanden zu haben.

2.

Lambert a. 1070 und 1072.

3.

Mansi Concil. XX., col. 53. — Coleti Concil. XII. col. 226 ... mandamus vestrae dilectioni, ut si quid nostrum est, quod vestro sedeat beneplacito, si nobis scire detur, statim vestrum fiet ex nostro. Quis enim tantum virum possit non diligere?

4.

Vergl. oben S. 406.

5.

Ganz nach Lambert — a. 1073 — erzählet. Den bitteren Ton, in welchem Lambert spricht, und den Umstand, daß er Einiges aus der

Geschichte auslässet, muß man dem edelen Mann und vortrefflichen Schriftsteller verzeihen. Ihm als Mönch in Hersfeld ging die Sache seines Abtes und seines Klosters sehr zu Herzen.

6.

Lambert nennet Das: rex Rudolphum et alios quosdam — in gratiam recepit.

7.

Lambert lässet den König mit dem Erzbischofe Sigebert wegen des thüringischen Zehenten in Verbindung treten, ut impietatem suam quadam religionis specie palliaret. Gewiß war diese Absicht auch in dem Könige, aber sie war nicht Alles, was der König erstrebte.

8.

Das Todes-Jahr des Herzoges Godefried ist allerdings nicht ganz gewiß; wahrscheinlich aber ist es das Jahr 1070. Muratori, Annali d'Italia VI. pap. 223.

9.

Sigebert. Gemblac. a. 1071.

10.

Die Eroberung England's fand bekanntlich im J. 1066 Statt; der Graf Balduin, Godefrid's des Bärtigen alter Freund, starb gleichfalls 1070.

11.

Lambert. l. c. Itaque videns rex, omnes circumquaque manentes metu attonitos, et ad suscipiendas, quascunque imposuisset, conditiones patientissimos, *magnum quiddam*, et a nullo majorum suorum antehac tentatum machinari coepit, — so weit gewiß richtig und in der menschlichen Natur —, videlicet, ut omnes Saxones et Thuringos in servitutem redigeret et praedia eorum fisco publico adjiceret. Das ist irrig; theils einseitig, theils übertrieben. Und wenn nun Lambert hinzu setzet, cavebat tamen, ne consilium hoc immature vulgatum, rel.: so fraget man doch billig, wie er denn selbst den Plan des Königes erfahren habe? Es ist eine Vermuthung; Nichts mehr.

12.

Oben, S. 222.

13.

Lambert, a. 1070, lässet die beiden Erzbischöfe und den Bischof von Bamberg, a domino apostolico evocati, nach Rom gehen. Von

Hanno, dem Erzbischofe von Cöln, sagt er alsdann zwar Nichts im Besonderen, wie von den beiden Anderen; aber er setzet doch hinzu: Omnes in commune acerbe objurgati, quod sacros ordines per simoniacam haeresin venderent, rel. — Uebrigens hat Bonizo — pag. 810 — noch folgende Worte: In der Fastenzeit des J. 1073 ward eine Synode zu Rom gehalten . . . in qua *hortatu* (dieses Wort jedoch ist nachgetragen; das ursprüngliche ist abgeschabet) imperatricis quosdam regis consiliarios volentes eum ab unitate ecclesiae separare, publice dominus papa (Alexander II.) excommunicavit. Diese Excommunication scheint aber jetzt gar nicht in Teutschland bekannt geworden zu sein; erst in der Folge suchte Gregor VII. sie geltend zu machen, und alsdann soll derselben gedacht werden.

14.

Gregor. lib. VIII. Epist. 21 ad Herimann. episc. Metens. . . . Quis nesciat, reges et duces ab iis habuisse principium, qui deum ignorantes, superbia, rapinis, perfidia, homicidiis, postremo universis pene sceleribus, mundi principe diabolo videlicet agitante, super pares, scilicet homines, dominari caeca cupiditate et intolerabili praesumtione affectaverunt.

15.

Die Stellen aus Gregor's Briefen, die für diesen Plan des Papstes und für diese Gründe zeugen, finden sich nachgewiesen in Voigt's Hildebrand S. 198 ff.

16.

In unseren Tagen würden unsere Nachbaren ein solches System, seinem Endzwecke nach, vielleicht ein philanthropisches nennen. Aber freilich: Hildebrand faßte dasselbe im eilften Jahrhunderte, auf den Stufen des apostolischen Stuhles stehend, und er suchte es auszuführen, auf diesem Stuhle sitzend. Das soll Niemand vergessen, der ihn beurtheilen will. Die Philosophie des achtzehnten, des neunzehnten Jahrhundertes war nicht in ihm.

17.

Bonizo, pag. 811 . . . rapiturque et ad vincula beati P. non ad Brixianorium invitus intronizatur.

18.

Hierfür lieget der Beweis in seiner Geschichte. Uebrigens ist diese Erzählung von der Wahl Gregor's VII. hervorgegangen aus der Ver-

gleichung aller Nachrichten über dieselbe, so wie der Wahl-Acte, die sich bei Coleti Concil. XII. col. 234 findet.

19.

Und auch diese Berechnung der Umstände und Verhältnisse, und das Handeln nach dieser Berechnung wird ihm zum Vorwurfe gemacht, und soll Nichts sein, als gemeine Schlauheit und weltkluge Arglist? Freilich, wer auf seinem Studir-Zimmer urtheilet über die Menschen und ihre Werke, während eine tüchtige Polizei, Landdragoner und anderes Volk, für Sicherheit und Marktfreiheit sorget, der darf, das Moral-Compendium in der Hand, immer seinen graden Weg gehend, nämlich vom Sessel zum Sofa und vom Sofa zum Sessel, recht sehr mit sich selbst zufrieden sein, und mit gutem Gewissen ausrufen: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie diese Leute, an welchen er sich eben versuchet! Etwas Anderes aber ist der Schöpfer, Etwas Anderes das Geschöpf. Der Bildhauer wählet, das Ideal vor Augen, sein Werkzeug nach der Natur des Steines, den er bearbeiten will, und der Töpfer antwortet nicht, wenn der Thon ihn fraget, was machst Du? Wer für denselben Zweck verschiedene Mittel wählet, der lebet darum noch nicht nach dem Grundsatze, daß der Zweck die Mittel heilige. Wo Rosen-Wasser ausreicht, da ist Scheidewasser nicht anzuwenden; wo aber Schneiden und Brennen nothwendig wird, da wird mit Streicheln und Kitzeln wenig geholfen werden. Hat denn der Apostel nicht auch zuweilen Milch gegeben und zuweilen starke Speise, je nachdem die Menschen kunnten? Und ist der Heiland anders verfahren? — Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!

20.

In einem Briefe, unmittelbar nach der Wahl ad Desiderium Abbatem — Coleti XII. col. 235 — heißt es: Sed quia in lecto jaceo valde fatigatus satis dictare nequeo, angustias meas enarrare supersedeo. Aehnlich in anderen Briefen.

21.

Seine Briefe bis zum 28. Juni's beginnen: Gregorius in romanum pontificem electus; vom 29. Juni's an — secundo Kalendas Julii — hingegen Gregorius episcopus servus servorum Dei.

22.

In einem Briefe ad Rodulfum Sueviae ducem — Kalendis Septembris geschrieben — heißt es: . . . nobilitatem tuam scire volumus,

quia non solum circa regem Henricum, cui debitores existimus ex eo quod ipsum in regem elegimus, et pater ejus laudandae memoriae Henricus imperator inter omnes Italicos in curia sua speciali honore me tractavit, quodque etiam ipse moriens romanae ecclesiae pervenerandae memoriae papam Victorem praedictum filium suum commendavit, aliquam malevolentiam non observamus . . .

23.

Sed quia concordiam istam, scilicet sacerdotii et imperii, nihil fictum, nihil nisi purum decet habere, rel.

24.

So sagt er in einem Schreiben ad Gottifredum ducem — dat. Romae 11. Nonas Maii —: De rege vero mentem nostram et desiderium plene cognoscere potes; quod, quantum in Domino sapimus, neminem de ejus praesenti ac futura gloria aut solicitiorem, aut copiosiori desiderio nobis praeferri credimus. Est enim haec voluntas nostra, ut primum oblata nobis opportunitate per nuntios nostros super his quae ad profectum ecclesiae et honorem regiae dignitatis suae pertinere arbitramur, paterna cum dilectione et admonitione conveniamus. Quod si nos audierit, non aliter de ejus quam nostra salute gaudebimus; quam tunc certissime sibi lucrari poterit, si in tenenda justitia nostris monitis et consiliis acquieverit: *sin vero* (quod non optamus) nobis odium pro dilectione, omnipotenti autem Deo pro tanto honore sibi collato, dissimulando justitiam ejus, contemptum non ex aequo reddiderit, interminatio qua dicitur: *maledictus homo, qui prohibet gladium suum a sanguine*, super nos, Deo providente, non veniet. Neque enim liberum nobis est alicujus personali gratia legem Dei postponere, aut a tramite rectitudinis pro humano favore recedere, dicente apostolo: Si hominibus placere vellem, servus Dei non essem.

25.

Dieses erzählet bekanntlich Cardinalis Aragonius — Muratori rr. It. SS. III. pag. 304 —, welcher freilich erst 200 Jahre später geschrieben hat. Aber auch Bonizo hat schon — pag. 811 —: missis ad eum (regem) continuo litteris et mortem papae notificavit, et suam ei electionem denuntiavit, interminatusque, si ejus electioni assensum praebuisset nunquam ejus nequitiam patienter portaturum.

26.

Lambert. a. 1073.

27.

Nämlich im folgenden Capitel.

28.

So scheinet mir der Zusammenhang gewesen zu sein, und diese Annahme am Besten vereinbar mit den Ueberlieferungen. Nur Lambertus, l. c., saget, der König habe a latere suo Eberhardum comitem nach Rom geschicket; von Gregor, dem Kanzler, weiß er Nichts. Die übrigen Schriftsteller führen diesen Gregor an, und wissen Nichts von Eberhard. Nun darf aber Lambert's Angabe doch nicht wohl verworfen werden, und um so weniger, da es kaum wahrscheinlich ist, daß Heinrich nicht einen Abgeordneten aus Teutschland gesendet, sondern Alles den Italiänern überlassen haben sollte. Und wenn er einen Vertrauten absenden wollte, so hat er wohl am Liebsten seinen treuen Eberhard gesendet. Aber Eberhard war, nach Lambert, noch in Hermann's Haft, und Hermann wollte denselben nur gegen den Herzog Magnus herausgeben. Erst einige Monate später, als schon der Aufstand der Sachsen Statt gefunden hatte, erhält Magnus die Freiheit. Lambert hat also jedes Falles einen Irrthum begangen: entweder ist Eberhard nicht nach Rom gesendet, oder Magnus ist jetzt in Freiheit gesetzt. Aber Lambert ist überhaupt in der Folge dieser Begebenheiten ungenau; und darum darf man das Letzte um so unbedenklicher annehmen, da Bruno — 181 — auf das Klarste dafür zeuget. Denn nach diesem Schriftsteller hat Magnus die Freiheit einige Zeit vor dem 29. Juni erhalten: *Deinde*, nach der Freilassung des Herzoges, quum principum festivitas Apostolorum, Petri videlicet et Pauli propinquaret, rel. Bruno saget zwar nicht, daß Heinrich zu des Herzoges Magnus Freilassung bewogen worden sei, weil er den Grafen Eberhard nach Rom zu schicken gewünschet habe; aber er saget doch, daß Magnus gegen Eberhard und dessen Gefährten ausgewechselt worden. Reddidit (rex) Magnum ducem, et fidelium suorum recepit multitudinem. Inde natum proverbium per totam Saxoniam divulgatur, quod unus Saxo LXX Suevis ematur, et LXX Suevi uno Saxone redimantur.

29.

Gregor's Erklärung hat Lambert. Er giebt sie aber nur vor Eberhard. Nun soll, nach ihm, dem Könige noch von Neuem Nachricht gegeben worden sein, und Heinrich soll auf diese Nachricht erst die Ordination angeordnet haben, welche alsdann am 2. Februar 1074 Statt gehabt. Aber sie ist erfolget, diese Ordination, nach Bonizo und nach Gregor's

eigenen Briefen (vergl. Anmerk. 21), am 29. Juni 1073. Und in der Zeit vom 22. April bis 29. Juni hätte wohl nicht Alles geschehen können, was geschehen, und noch dazu dieser neue Verkehr. Uebrigens saget Niemand, daß Eberhard bei der Ordination gegenwärtig gewesen sei. Er mag also sogleich seine Rückreise angetreten, und das Uebrige dem Canzler Gregor überlassen haben.

30.

Bonizo, pag. 811.

Neuntes Capitel.

1.

Lambert. a. 1073: Solos circa se Suevos assiduo habebat, rel.

2.

So z. B. saget Lambert. l. c. Saxones omnes servilis conditionis esse, crebro sermone usurpabat, nonnullos etiam ex iis, missis nuntiis, objurgabat, cur sibi juxta conditionem natalium suorum, ut ipso verbo utar, *serviliter non servirent*, nec de reditibus suis fiscalia sibi obsequia impenderent. Mich dünkt, es liegt auf der Hand, daß, wenn jemals solche Ausdrücke von Heinrich gebrauchet sein sollten, sie nur in der Weise, die hier im Texte angenommen worden ist, gebrauchet sein können. Aber das ganze Verhältniß des Königes zu den Sachsen ist so unglückselig, und Lügen und Verläumdungen sind so schamlos eingemischet, daß, wie mir scheinet, wohl behauptet werden darf, auch hier ist eine Verläumdung, und der gute Lambert giebt Gerüchte. Vom Wem hat er denn auch seine Nachrichten erhalten? Ohne Zweifel, unmittelbar oder mittelbar, von Sachsen; und schwerlich ist altera pars gehöret worden.

3.

Die Erzählungen der Begebenheiten in diesem und den folgenden Capiteln empfehl' ich der geneigten Prüfung des gelehrten Lesers. Andere, ja, soviel mir bekannt ist, Alle haben sie anders geordnet. Nach meiner Ansicht kommt es auf drei Dinge an. Zuerst müssen Bruno und Lambert mit einander vereiniget werden. Es giebt keinen Grund, den Einen zu verwerfen und den Anderen zu erwählen. Als Geschichtschreiber stehet Lambert allerdings hoch über Bruno; aber Bruno, als Sachse, konnte

doch wohl Eins und das Andere besser wissen, als Lambert. Ueberdieß hat Lambert, wie schon ein Mal bemerket worden ist, auf die Folge der Begebenheiten eben keine besondere Rücksicht genommen. Nun ist aber, zweitens, doch gewiß in den Begebenheiten ein solcher Zusammenhang gewesen, daß die eine durch die andere theils bedinget, theils nothwendig geworden ist. Es muß versuchet werden, diesen natürlichen Zusammenhang aufzufinden. Drittens sind die Begebenheiten ohne Zweifel auf eine solche Weise auf einander gefolget, das Zeit und Raum sie möglich gemacht haben. Es muß daher versuchet werden, das Einzelne also zu ordnen, daß man für Alles die nöthige Zeit und den nöthigen Raum erhält. Dieser Versuch ist nun hier gemacht. Alles Einzelne zu rechtfertigen, wird nicht nöthig sein; das Ganze der Erzählung hat, wie mir scheinet, eine Wahrheit in sich selbst. Uebrigens sind Lambert's und Bruno's Worte in so weit beibehalten worden, als die Deutlichkeit und meine Ansicht von den Dingen, es verstatteten.

4.

Lambert giebt es selbst als ungewiß an: fertur.

5.

Vergl. Anmerk. 28. zum vorigen Capitel.

6.

Bruno, pag. 181 — sed omnis omnino populus omnipotenti Deo, qui eum mirabiliter liberaverat, laudes unanimiter reddebat. — Nach Annal. S. bewirkte divina pietas die Befreiung.

7.

Hätte Heinrich die Absicht gehabt, die südteutschen Fürsten und Völker gegen die Sachsen zu führen: würde er die Sachsen selbst unter die Waffen gerufen haben? Ich glaube nicht. Aber so fremd war er auch nicht in Israel, daß er den Glauben hätte fassen können, die Südteutschen würden ihm blindlings gegen die Sachsen folgen. Das Vorgeben ist Nichts, als Hetzerei.

8.

Lambert. l. c. . . . postulantes, ut expeditio, quam in Polonos instituerat, *sibi* remitteretur. Aufgefordert waren sie mithin zuverlässig.

9.

Diese Forderung betrifft ohne Zweifel zunächst den Mann, der sie aufstellte, Otto von Nordheim.

10.

Lambert. . . . eo tamen modo, quo ingenuos homines atque in libero imperio natos regi servire oporteret.

11.

Man bemerke, daß unter den Forderungen der Sachsen die Befreiung des Herzoges Magnus sich nicht befindet. Wäre aber dieser Fürst, wie Lambert annimmt, noch in der Haft gewesen, so würden die Sachsen ohne Zweifel auf seine Freilassung gedrungen haben.

12.

Parasiti bei Bruno.

13.

Ich halte dafür, daß Lambert, welcher circiter Calendas Augusti eine Gesandtschaft nach Goslar gehen läßt und Bruno, welcher universa principum Saxoniae multitudo, am 29. Juni, auf Befehl des Königes, in Goslar versammelt, von Einem und demselben Vorgange sprechen, daß Lambert sich in der Zeit irret, und daß Bruno, wahrscheinlich nach falschen Gerüchten, die Sachen falsch erzählet. Wollte man sich an Lambert halten, so würde Bruno's Erzählung von der Versammlung der Sachsen, in welcher Otto von Nordheim das Wort führet, und von welcher alsobald gesprochen wird, nicht nur hinwegfallen müssen, sondern es würde auch für die folgenden Vorgänge an der nöthigen Zeit fehlen. Wollte man hingegen an Bruno's Versammlung der sächsischen Fürsten glauben: so würde man Lambert's Gesandtschaft aufgeben müssen. Denn nach einem Vorgange, wie Bruno ihn erzählet, hätten die Sachsen sich unmöglich zu einer neuen Gesandtschaft verstehen können. In der Weise aber, wie ich die Sache, beide Nachrichten verbindend, dargestellet habe, scheinet nicht nur die Sache selbst begreiflich, sondern es scheint auch begreiflich, wie das alberne Gerücht hat entstehen können, das uns durch Bruno als Wahrheit überliefert worden ist.

14.

Das ist eben Bruno's Ueberlieferung. Ist aber Menschen-Verstand in derselben? Der König beruft universa principum multitudo nach Goslar, ut si quid de communibus regni negotiis agi dignum emergeret, hoc ipse communi principum consilio tractaret; sie eilen herbei; er läßt sie nicht vor sich; während er, der König cubilis sui foribus clausis, intus cum suis parasitis, aleis vel caeteris rebus nugatoriis

operam dabat, bleiben diese großen und grimmigen Herren den ganzen Tag ruhig sitzen, und lassen sich zuletzt höhnisch zur Thüre hinausweisen, und gehen alsdann in eine Kirche und weinen vor Schmerz: ist darin Menschen-Verstand? und kann man das nacherzählen?

15.

Nach Wedekind. Nockmeslovo hat Bruno; Holeinesleve, Annal. S.

16.

So Bruno, pag. 182. Es darf wohl kaum bemerket werden, daß die Fremdlinge, die Unbekannten, die Landstreicher (exules homines), von welchen Otto spricht, die Schwaben sind.

17.

Lambert indeß erzählet Dieses anders. Bertold war bei dem Könige, nescio quid privatae causae acturus. Nun versichert Heinrich ihm, gelegenheitlich, quod ducatum ejus nulli alii tradidisset, sed Marcwardus, privata praesumptione fines alienos invasisset, rel. So war aber die Sache gewiß nicht, sondern so wurde sie von Bertold dargestellet. Denn diesem Fürsten mochte es bald nachher verdrießlich genug sein, daß er jetzt noch bei dem Könige gewesen und auf seine Bitte mit Gnaden von demselben überhäufet war. Deßwegen suchte er die Sache zu entstellen und zu bemänteln.

18.

Lambert nennet die Bischöfe Eppo von Zeiz und Benno von Osnabrück. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß er diese beiden Männer, welche von den empörten Sachsen aus dem Lande getrieben waren, als Gesandte an diese Sachsen geschicket habe. Bruno nennet sie auch nicht, sondern den Bischof Friedrich und Sigifrid, den Capellan des Königes. Deßwegen ziehe ich vor, keinen zu nennen.

19.

Mich dünket, in dieser Botschaft des Königes hat Lambert eine bündige Widerlegung der Beschuldigungen gegeben, die man wider den König erhoben hatte; wenigstens möchte sie beweisen, was hier angenommen worden ist, daß der größte Theil der Nachrichten bei Lambert und Bruno über Heinrich's Verfahren gegen die Sachsen auf Gerüchten, und auf boshaften Aussprengungen seiner Feinde beruhe.

20.

Lambert. l. c. und Wedekind, Noten, I. S. 240.

21.

Lambert sagt' es wiederholt.

22.

Id. l. c. . . . violatae regiae majestatis injuriam non ad se solum pertinere; publicam esse contumeliam omnium eorum, qui se regem creassent, et quorum auxilio ab improbis hominibus tutus esse debuisset.

23.

. . . omnibus, qui aderant, lacrymas excussit.

24.

Lambert saget nicht ausdrücklich, daß Dieses ausgemacht worden sei; daß es aber ausgemacht worden sein müsse, ergiebt sich aus dem Fortgange.

25.

. . . in villa Herveldensis monasterii, quae dicitur Bredingen.

26.

Während er in Hersfeld war, drei Tage nach seiner Ankunft daselbst, am 15. August, soll er nun, nach Lambert, den Herzog Magnus in Freiheit zu setzen befohlen haben. Aber auch davon hinweg gesehen, daß Lambert, wie schon bemerket worden ist, mit sich selbst in Widerspruch geräth, daß Bruno die Freilassung früher setzet, daß die Sachsen bei allen ihren Beschwerden, nach Lambert selbst, der Gefangenschaft gar nicht gedenken — hinweg gesehen von diesem Allen, möchte es doch kaum begreiflich sein, wie Heinrich gerade jetzt dazu gekommen, den Herzog ohne Weiteres zu befreien. Und wirklich ist auch Lambert's Erzählung so allgemein gehalten, daß man das Gefühl hat, er sei nicht recht unterrichtet gewesen.

Zehentes Capitel.

1.

Lambert saget zwar: cum caeteris principibus regni; aber es kommen später nur Wenige, als Abgeordnete von königlicher Seite.

2.

Nach Lambert wurde diese Burg später, erst im Winter, angelegt; ich glaube aber, Lambert irrt, oder wir irren, indem wir ihm diese Meinung zuschreiben. Im Winter bauet sich's nicht gut, zumal auf dem Harze. Im Winter hätte auch praefectus Goslariae Bodo der Besazzung der Harzburg nicht wohl eine Heerde von Goslar in die Hände spielen können, weil im Winter das Vieh auf dem Harze nicht hinaus getrieben wird.

3.

Scheinet nicht mehr vorhanden zu sein.

4.

Was ich nicht behaupten mag. Aber der Geschichtschreiber kann nicht über seine Quellen hinaus.

5.

Nach Lambert.

6.

Lambert scheinet das selbst gefühlet zu haben; denn er lässet keine Aufforderung an den König der Dänen ergehen, sondern Sueno kommt von selbst, memor firmatae jam pridem cum rege pactionis. Da er aber nicht früher gekommen war, so ist nicht sehr wahrscheinlich, daß er sich jezt unaufgefordert eingestellet haben sollte.

7.

Der König der Dänen cum exercitu navali applicuit ad Saxoniam, et tractis per longa terrarum spatia navibus in fluvium, qui administrando negotio opportunus videbatur, igne et ferro regionem infestare parabat.

8.

Lambert. . . . haec postremo cunctis convenit sententia, ut reprobato rege alium, qui gubernando imperio idoneus esset, eligerent.

9.

Plebs. Ich denke, daß die gemeinen Vassallen gemeinet sind, den principibus gegenüber.

10.

Wie? sollte der Anschlag vielleicht zu den Verabredungen in Gerstungen gehören? Fast scheint es so.

11.

... quos pessimae machinationis suae rex idoneos fore ministros speraverat. Viele Ehre für den Mann!

12.

... rex — infamatus est.

13.

... rex civitatem habere coepit arcem regni u. s. w.

14.

Den 18. Jan. 1074. S. die Nachweisung bei Böhmer, Regesta, S. 93.

15.

Ja, nach Lambert, gingen sie Alle aus Mainz hinweg; aber in diesem Falle hätte Heinrich sie wohl nicht wieder zusammen gebracht.

16.

... ut sibi familiaris colloquii gratia in Oppenheim occurrerent.

17.

... qui ante paucos dies, positis sibi in Wirzeburg, *et de salute ejus tractantibus*, clanculo carnifices mortemque praeparasset. Es wird Einem schwer, sich die heuchlerische Schamlosigkeit auch nur vorzustellen.

18.

... ut si vicisset (Udalricus de Cosheim), eos deinceps fidos sibi obnoxiosque, sine omni in perpetuum contradictione, haberet.

19.

... quae dicitur Marovva, setzet Lambert hinzu.

20.

Lambert. a. 1073 gegen das Ende und a. 1074 im Anfange.

Eilftes Capitel.

1.

Lambert. a. 1074. . . . in sumptus quotidianos necessaria ei vili precio coëmebantur.

2.

Id. . . . expugnatos — impunitos dimiserunt, castellum succenderunt . . .

3.

. . . regi quoque mandaverunt, ut si ita sibi expedire judicaret, die statuta praesto adesset, et jus suum non per epistolas, aut per internuncios, sed praesens ipse viva voce expostularet.

4.

6 calendas Februarii Herveldiam cum exercitu venit, saget Lambert. Das wäre wohl der 26. und nicht der 27. Januar. Aber selbst Dieses angenommen, ist die Zeit bis zum Ausgange, bis zum 2. Februar, doch noch immer so kurz, daß man kaum umhin kann, einen Fehler zu vermuthen in der Zahl 6.

5.

Lambert saget nur, die Sachsen standen in ulteriore ripa Wirrae fluminis. Bruno hingegen: sie kamen dem König entgegen ad oppidum quod Naehan appellatur. Annalista Saxo hat diesen Namen in Bachan abgeändert; und diese Veränderung führt allerdings auf Vacha. Allein es ist an sich, nach der Lage und der Localität, nicht wahrscheinlich, daß der König von Hersfeld nach Vacha marschirt sein würde, da die Bewegung von ihm ausging, und die Sachsen sich nach ihm richteten (occurrunt). Dann aber ist auch der König, nach Lambert, am 2. Februar in Gerstungen. Hätten nun alle die Vorgänge und Verhandlungen, die alsobald erzählet werden, vor oder bei Vacha Statt gefunden, so würde es dem König eben so unmöglich gewesen sein, nach Gerstungen zu kommen, als begreiflich, warum er sich dahin begeben haben sollte. Es ist daher mit Zuversicht anzunehmen, daß er seinen Zug von Hersfeld auf Gerstungen genommen, und daß die Sachsen sich in der Nähe von Gerstungen, auf der rechten Seite der Werra, gesammelt haben, also etwa bei Berka.

6.

Nach Lambert war das sächsische Heer ad 40 Millia; nach Bruno war das Heer so stark, ut duplo crederetur esse major, quam regis exercitus; nach der Historia de bello Saxonico hatte der König 6,000 und die Sachsen 60,000 Mann.

7.

Lambert. . . . . ut undecim millia plebis, quomodo subito clamore in expeditionem evocati cibos secum non sumpsissent, in domos suas, tanquam minus sibi necessaria, remitterent.

8.

. . . exercitum recenseri — jussit.

9.

. . . ut pro suo arbitrio tantos motus componerent.

10.

Lambert saget: profecti sunt ad eos 15 episcopi et quicquid principum in castris erat. Die Zahl mag aber unbestimmet bleiben, obgleich es vorher geheißen hatte: multi episcoporum ad eum convenerunt.

11.

. . . quod se frustra in tantas bellorum procellas impulissent.

12.

Von Lambertus Schafn., nach welchem diese ganze Darstellung ist.

13.

Oder ist das nicht ein Widerspruch, daß, wie erzählet worden, und wie nicht unwahrscheinlich ist, Heinrich den Frieden ängstlich gesuchet haben soll, und daß nun hier das gemeine Volk (plebs universa) den Fürsten vorwirft, daß sie, die Fürsten, manus supplices tendant, pacem petant, rel.

14.

Duci quoque Ottoni vehementer insistebant, ut accepto super se regno, ducatum sibi ineundi certaminis — non negaret.

15.

Lambert's Ausdruck: ad videndam faciem regis, soll vielleicht mehr sagen. Sie waren begierig, den König zu sehen.

16.

Nach Bruno.

17.

Lambert saget nicht, daß die letzte Bedingung gemacht und angenommen worden; er saget nur: in Hartesburg muri tantum sunt diruti. Daß man über diese Verfahrungsweise übereingekommen, erhellet theils daraus, daß Lambert hinzufüget: die Sachsen seien pacati gewesen, theils aus Dem, was später geschah.

18.

So ist die reine Thatsache. Lambert und Bruno stimmen in derselbeu überein.

Zwölftes Capitel.

1.

Daß Priester ans Kreuz geschlagen worden und dergleichen.

2.

Nach Lambert a. 1074 wurde die Burg zerstöret durch vulgus Saxoniae, id *potissimum*, quod contiguas castello Hartesburg villulas incolebat, insciis inconsultisque principibus.

3.

Zumal da, wie schon bemerket worden ist, das sächsische Heer gewiß noch in der Nähe stand. Wie hätten die Einwohner der villulae in zwei Tagen erfahren, daß nicht mehr geschehen sollte, als geschehen war, und sich dergestalt verständigen und vereinigen können, daß sie facto grege schon am dritten Tage gegen die Burg angestürmet?

4.

Bruno weiß das auch recht gut; aber, wie er ohne Scham und Scheu dem Könige jedes Laster, jeden Frevel und jedes Verbrechen zur Last leget, und wie er bei allen Vorgängen die Schuld von den Sachsen hinweg auf den König hin lüget, so auch bei dieser Gelegenheit. Nach ihm — 185 — (und er scheinet nur dem Erzbischofe Wernher von Magdeburg zu folgen) bestand populus darauf, daß die Burg zerstöret werden müsse; der König daher, um dieselbe zu retten, ad ingenium suum

reversus, excogitavit dolum. Nämlich quibusdam de suis antiquis familiaribus occulte praecepit, ut ejus tantum propugnaculum summatim deponerent, in der Hoffnung, damit werde sich populus zufrieden geben. Jene Quidam familiares aber, suo labori parcentes — sie hatten also selbst Hand ans Werk legen sollen? — vicinos adduxere rusticos, und diese rustici wirthschaften nun so furchtbar, donec lapidem super lapide non remanere videbant. Also hatte Niemand mit der Sache zu thun, als die antiqui familiares regis; und doch sind, auch nach Bruno, die primates Saxoniae auf das Eifrigste bemühet, se ipsos a consilii sive voluntatis crimine purgare. Und der Mann macht diesen Widerspruch unbedenklich. Ja, er geht noch weiter, der König, der doch wohl wissen mußte, wem er seine Befehle gegeben, dedignans irasci in rusticos, in maximos hujus regionis homines furorem suum accendere — meditatur!

5.

In Voigt's Hildebrand finden sich die Beweise.

6.

Es war ihr völliger Ernst mit der Versicherung, die sie dem Papste mit den Worten des Apostels gab — bei Baronius a. 1074, X —, quod non tribulatio, non angustia, non fames, non nuditas, non periculum, non persecutio, non gladius, neque mors, neque vita, neque angeli, neque principatus, neque virtutes, neque instantia, neque futura, neque fortitudo, neque altitudo, neque creatura alia poterit eam separare a charitate Petri in Christo Jesu domino nostro.

7.

In dem Briefe, der schon oben angeführet worden ist, S. 703, Anmerk. 24.

8.

Die Aechtheit dieses Briefes ist mit guten Gründen angefochten; sie ist aber auch von Voigt — S. 218 — mit guten Gründen vertheidiget worden. Nun muß ich zwar gestehen, daß ich von der Aechtheit des Briefes keinesweges überzeuget bin; aber wenn auch der Brief, wie er vorliegt, unächt ist: so leidet doch Das gar keinen Zweifel, daß Gregor vor dem 26. September 1073 ein Schreiben von Heinrich empfangen habe, in welchem sich — wie er in Epist. I. 25 ad Herlembaldum saget — verba fanden dulcedinis et obedientiae plena, et talia, qualia neque

ipsum neque antecessores suos recordamur romanis pontificibus misisse. Es ist wohl möglich, daß diese Worte die Veranlassung zur Erdichtung jenes Briefes gegeben haben, aber sie selbst beweisen jedes Falles, daß Heinrich einen Brief geschrieben hatte, der dem Papste wohl gefiel, und der eben deßwegen von ähnlichem Inhalte gewesen sein muß.

9.

Er hatte beide Theile ermahnet, von den Waffen abzustehen. — Epist. I, 39 — und dabei den Feinden Heinrich's zu Gemüthe geführet, daß derselbe ihr rex et — videlicet — ihr dominus sei.

10.

Die folgende Erzählung ist nach Lambert a. 1074.

11.

Advocatus urbis.

12.

Seditiosi juvenes.

13.

Galeatus, loricatus, igneo mucrone terribiliter fulgurans, nec ulli quam sibi similior.

14.

. . . locum, cui Nussen nomen est.

15.

Lambert erzählet diese gräuelhaften Vorgänge mit der größten Schonung gegen den Erzbischof; aber, so wie er das vitium desselben in tantis virtutibus nicht verschweiget, daß er im Zorne linguae non satis moderari poterat, so giebt er auch zu verstehen, daß derselbe an dem grausamen Verfahren der Vassallen nicht ohne Schuld gewesen. Zwar sagt er, die milites episcopi hätten die Frevel verübt inscio atque inconsulto archiepiscopo, aber er setzet hinzu: ut plurimi asserunt. Es gab folglich Menschen, die anderer Meinung waren. Auch kann er sich nicht enthalten zu bemerken: ut veritati vel coacti assentiamur, multo ferocius, quam tanti pontificis existimationis competeret, justae ultionis negotium exequuntur.

16.

Id. Rex — Nurenberg perrexit obviam legatis Apost. sedis.

17.

Voigt, S. 305.

18.

. . . crimen fornicationis.

19.

Daher wird dieses Theiles der Synodal-Beschlüsse von den Schriftstellern Lambertus, Marianus Scotus, Sigebertus Gemblac. auch gar nicht gadacht.

20.

In einem Briefe an die Kaiserin Agnes — Ep. I, 85; bei Colleti, XII. col. 298 — saget Gregor sogar, daß sie, die Kaiserin, das Muster sei für die Markgräfin Mathilde.

21.

Bei Lambertus a. 1074, und bei Bonizo, pag. 811. Jener hat das Eine, Dieser das Andere der folgenden Angaben.

22.

Vergl. oben, S. 442.

23.

Beide Briefe sind von Einem Tage datirt: Romae septimo Idus Decembris. Epist. II, 30 und 31; bei Colleti, XII. coll. 320 und 321.

24.

Heu, proh dolor, haec vigilanti animo non attendunt, qui discordiam seminare inter nos quotidie disponunt, ut his retibus diabolico instinctu praeparatis sua possint captare commoda, sua palliare vitia, quibus iram Dei, et gladium sancti Petri, contra se insana mente provocant. Moneo itaque te, et hortor, carissime fili, ab his aures tuas averte, rel.

25.

In dem — Anmerk. 19 — schon angeführten Briefe. Derselbe ist früher in expeditione ad sanctum Flavianum decimo septimo Kalendas Julii geschrieben, bald nach der Zurückkunft der Kaiserin.

26.

Sie habe Alles gethan, quae pontificatum et imperium glutino caritatis adstringere valeant.

27.

Vergl. oben, S. 65.

28.

Wilhelm der Eroberer, conquestor. Wilhelmus, cognomento Bostar, saget Lambert.

29.

Lambert drücket Dieses indeß anders aus: ille omnes accusationum strophas, responsi veritate ac sententiarum gravitate, tanquam aranearum telas, dirupit.

30.

Lambert. . . . gregario tantum ac privato milite contentus, infesto exercitu ingressus est Ungariam.

Dreizehentes Capitel.

1.

Die Beweise, s. bei den Kirchen-Historikern. Die Streiter gegen den Cölibat in unseren Tagen haben Unrecht, wenn sie glauben, daß man ihre Gründe in jenen Tagen nicht gekannt habe, in welchen derselbe eingeführet worden ist. Man hat ihn eingeführet, dieser Gründe ungeachtet.

2.

Lambert. Schafnab.

3.

Pagi ad a. 1008, aus vita bei Bernardi von Gaufridus Grossus. Per totam Normanniam war es *consuetudo*, ut presbyteri publice uxores ducerent, nuptias celebrarent, filios ac filias procrearent, quibus haereditario jure post obitum suum ecclesias relinquerent, filias suas nuptui tradentes, multoties, si alia deesset possessio, ecclesiam dabant in dotem.

4.

Diese Bemerkung ist schon gemacht worden, und, wenn ich nicht irre, von Möser zuerst.

5.

Die s. g. ritterliche Galanterie, welche von jetzt an mehr und mehr Sitte ward. Aber der Frauendienst war nicht bloß auf die ritterlichen Geschlechter beschränket; gehörig modificirt ist er nach und nach bis zu den untersten Menschen-Classen hinab gestiegen.

6.

Da Heinrich diese Räthe — suos familiares, wie Bonizo saget — schon a suo prohibuit colloquio, als jene Gesandtschaft bei ihm war, an deren Spitze seine Mutter stand: so ist kaum einzusehen, warum ihre Excommunication noch ein Mal nöthig gewesen.

7.

Pagi ad a. 1075; vergl. Voigt S. 339.

8.

Nach Bruno, welcher — pag. 187 — diese Beschuldigungen vorbringet, soll Heinrich dem Herzoge die Markgrafschaft Meissen versprochen haben.

9.

Daß auch Liutizen nicht fehlen dürfen, versteht sich von selbst. Aber Bruno gedenket ihrer auf eine alberne Weise. Luiticensibus paganis crudelitatis, quam semper in Saxones habuerant (jetzt waren sie aber davon zurück gekommen?) frena laxavit — als ob er dieselben in der Hand gehabt hätte — et quantum Saxoniae suis finibus possent adjungere, concessit. Aber die Leute sind zu verständig.

10.

Alles von Bruno l. c. Den Giftversuch machte er gegen den Erzbischof von Magdeburg. Diesem schickte er, so erzählet der Mann, durch einen Mönch Werner pulverem pigmentarium zum Geschenke: das habe seine Mutter ihm aus Italien, als heilsam gegen viele Krankheiten, zugesendet. Der pfiffige Erzbischof that Etwas von dem Pulver in Brod und gab es einem Hunde. Der Hund starb.

11.

Und auch Dieses hat Bruno pag. 188. Außer den vier Bischöfen blieb Vix tertia pars Saxoniae getreu, quod omnes Westphali, et omnes circa Misnam habitantes regis auro corrupti (natürlich) a nobis defecerunt. Und selbst jener tertia pars vix secum fida manebat.

12.

Bruno — l. c. — theilt einen solchen Brief mit, welchen der Erzbischof von Magdeburg an den Erzbischof von Mainz schrieb, und ex hac omnes alias quilibet potest agnoscere.

13.

Auch kam, nach Bruno, eine Menge von Mirakeln vor, ex quibus mala, quae post venerunt, praescire potuimus.

14.

Nach Lambert. a. 1075. Lambert sieht darin, daß Heinrich diesen Eid verlangte und empfing, eine prudentia, qua (rex) supra aetatem suam mirum in modum callebat. Sehr Vieles, dächte ich, gehörte doch dazu eben nicht. Am Meisten ist zu verwundern, daß der König sich noch schwören ließ, da er ja wohl erfahren hatte, wie wenig den meisten großen Herren ein Eid galt.

15.

Ich folge Lambert, weil mir seine Nachrichten am Wahrscheinlichsten vorkommen. Hat aber der König Pascha Wormatiae — 5. April's — celebrirt, so kann er nicht auch Moguntiae in dominicae resurrectionis festo gewesen sein, wie Bruno will, und der Auftritt, den Bruno in der Kirche zu Mainz Statt finden lässet, kann nicht Statt gefunden haben. Oder meinet Bruno etwa das unbewegliche Fest, resurrectio domini, 27. März? Aber gerade an diesem Tage hat Heinrich eine Urkunde zu Worms ausgestellet. Böhmer, regest. S. 94.

16.

Die ganze folgende Erzählung ist nach Lambert. Schafnab.; Einzelnes nach Bruno; verglichen sind natürlich auch, wie überall, die Historia de bello Saxon. und Bernold. Constant. a. 1075.

17.

Lambert nennt unter den Fürsten, quos rex specialiter impetebat, auch den Herzog Magnus. Bruno hingegen, der Sachse, hat den Herzog Magnus nicht. Und ich glaube, Bruno ist hier besser unterrichtet. Magnus ist früher nicht bei der Empörung gegen den König, und später steht er auf der Seite des Königes. Warum hätte also der König seine Auslieferung verlangen sollen? Oder sollte der Herzog von Bruno unter die Caeteros gestellet sein, quos (rex) adhuc quaereret? Es ist nicht wahrscheinlich.

18.

Lambert giebt es als gewiß; gewiß aber wurde nur das Gerücht ausgesprenget.

19.

Locus, qui dicitur Bredingen scheinet Breitenbach zu sein; was aber locus, qui dicitur Lupezen, ist, weiß ich nicht. Daß es Lupnitz bei Eisenach, unfern der Nesse, nicht sein könne, scheinet gewiß. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Sachsen vor der Schlacht bei dem Kloster Homburg zurück gegangen seien, bis Langensalza und zum Theil bis über die Unstrut, so daß ein anderer Theil an der linken Seite dieses Flusses geblieben wäre. Ich glaube daher, daß Lupezen weiter nord-östlich gesucht werden müsse, etwa gegen Sondershausen hin.

20.

Bruno saget, die Schlacht fand Statt anno Domini MLXXV. Idus Junii. fer. III. Auf diese Angabe hat man: den 13. Junii gesetzet. Aber irrig. Denn Bruno saget nicht Idibus, sondern Idus, und der 13. Junii ist in diesem Jahre nicht fer. III., sondern ein Sonnabend. Offenbar ist, wegen des V in der Jahrzahl ein V. vor Idus ausgefallen, welches auch Annal. Hildesh. wirklich haben. Und der Neunte des Junius ist ein Dinstag.

21.

Wie es sich mit dem peculiari Suevorum privilegio eigentlich verhalten habe, dessen Lambertus gedenket, quibus ab antiquis jam diebus lege latum est, ut in omni expeditione regis Teutonici ipsi exercitum praecedere et primi committere debeant — möchte schwer zu sagen sein. In der Schlacht auf dem Lechfelde — Band VII. S. 79 — standen die Baiern vorauf, und die Schwaben waren die Letzten. Aber auf den Fahrten nach Italien mögen sie leicht gewöhnlich die Ersten gewesen sein.

Erfurt, gedruckt bei Johann Immanuel Ackermann.



